Jugend-Bibliothek
der deutschen evangelischen Kirche,
Ecke Madison und Montgomery Sts.
No. 44.

APPLETONS'

Illustr. Deutsche Roman-Bibliothek.

Indem die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung dem deutschen Publikum in Nordamerika den ersten Band von Appleton's Illustrirter Deutscher Romanbibliothek vorlegt, kann sie nicht umhin, auf einige der Gründe, welche sie zu diesem Unternehmen bewogen haben, aufmerksam zu machen, und daran die feste Hoffnung zu knüpfen, daß die Deutsch-Amerikaner diesem literarischen Unternehmen die Theilnahme und Unterstützung, welche dasselbe gewiß verdient, schenken werden.

Während es seither auch dem unbemittelten Deutschen in Amerika durch das Erscheinen gut ausgestatteter und verhältnißmäßig billiger Ausgaben der Deutschen Klassiker leicht gemacht wurde, sich diese Zierden der deutschen Literatur anzuschaffen, war gerade das Gegentheil der Fall in Bezug auf die Werke der zeitgenössischen Romanschriftsteller seines Vaterlandes. Die außerordentlich hohen Preise, welche deutsche Verleger für die neuen Publikationen der bedeutenden deutschen Romanschriftsteller der Gegenwart fordern, und welche durch die hiesigen Geldverhältnisse noch bedeutend gesteigert werden, schließen die Möglichkeit einer ausgedehnteren Verbreitung der Werke dieser Gattung von vornherein aus; und die Folge hievon ist gewesen, daß nicht allein selbst von den besten und berühmtesten neuen deutschen Romanen nur eine höchst winzige Anzahl nach Amerika importirt worden ist, sondern daß auch die Deutschen in Amerika, wenn nicht in den Feuilletons ihrer Zeitungen einzelne Werke dieser Art veröffentlicht worden wären, mit diesem hochwichtigen Zweige der modernen Literatur ihres Vaterlandes so gut wie ganz unbekannt geblieben wären.

Wir sind nun fest überzeugt, daß es im Interesse der Deutsch-Amerikaner selbst liegt, wenn so bald als möglich eine gründliche Aenderung in dieser Sachlage herbeigeführt wird. Denn, wie in den Literaturen aller Völker, hat auch der deutsche Roman seine hohe culturgeschichtliche Bedeutung, und namentlich gilt dies vom historischen Roman. Gute historische Romane üben einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die geschichtliche Bildung des Volkes aus, und sie sollten daher die allgemeinste Verbreitung finden. Ihr Einfluß in dieser Richtung steht kaum dem historischen Fachwerke selbst nach; denn Viele, welche die Lectüre der Letzteren vernachlässigen, lassen sich durch den Reiz der schönen Form und durch das Interesse der mit dem geschichtlichen Stoffe verwobenen Erzählung in historischen Romanen bestechen, und durch dieselben wird ihr Geist nicht allein zugleich mit der Unterhaltung, die ihm der Roman bereitet, mit der historischen Grundlage desselben vertraut gemacht, sondern auch das Verlangen nach Erweiterung der auf solchem Wege gewonnenen geschichtlichen Kenntnisse in ihm erweckt. Aus diesem Grunde ist es für den Familienvater kaum von geringerer Bedeutung, seiner Bibliothek die besten historischen Romane einzuverleiben, als dieselben mit den Werken der gediegensten Geschichtsschreiber zu schmücken.

Appletons' Illustrirte Deutsche Romanbibliothek wird nun, wenn ihr die gehörige Unterstützung zu Theil wird, dem deutsch-amerikanischen Familienvater das beste Mittel zu diesem Zweck darbieten. Sie wird in diesem Falle in rascher Aufeinanderfolge die gediegensten Werke der modernen historischen Romanliteratur Deutschlands in handlicher Form, in einer Ausstattung, die den Vergleich mit den Original-Ausgaben in keiner Weise zu scheuen braucht, und vor denselben noch den Schmuck schöner Illustrationen voraus hat, und zu einem Preise, der auch dem Unbemittelsten die Anschaffung der ganzen Serie möglich macht, liefern. Nur die Werke solcher Verfasser, deren Namen sich des besten Klanges erfreuen, werden Aufnahme in dieser Serie finden, und besondere Sorge wird dafür getragen werden, daß die einzelnen Romane stets verschiedene historische Themata behandeln, so daß die Serie mit dem Angenehmen der Unterhaltung auch das Nützliche einer möglichst weit reichenden Belehrung verbinden wird. Außer den historischen Romanen werden auch von Zeit zu Zeit interessante und gediegene Cultur- und Reiseromane in der Serie erscheinen.

Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung glaubt mit Zuversicht auf die rege Unterstützung dieses Unternehmens durch die Deutschen in Amerika rechnen zu können, und ersucht jeden gebildete Mann unter ihnen sich desselben kräftig und nachdrücklich anzunehmen.

D. Appleton & Co., No. 443 & 445 Broadway, New-York.

Der erste Band ist: Marie Antoinette und ihr Sohn. Von Louise Mühlbach.

In einem Band broschirt $1.25. Cartonnirt $1,75.

Die nachstehenden Romane werden diesem folgen:

Von Louise Mühlbach: Friedrich der Große und seine Geschwister. — Joseph II. und sein Hof. — Kaiserin Claudia, oder die Prinzessin von Tyrol. — Fürsten und Dichter. — Karl II. und sein Hof. — Napoleon in Deutschland. — Kaiserin Josephine. Ein Lebensbild. — Deutschland in Sturm und Drang. — Prinz Eugen und seine Zeit. — Der große Kurfürst und seine Zeit. — Die Tochter einer Kaiserin.

Von Theodor Mundt: Mirabeau. Ein historischer Roman. — Robespierre. Ein historischer Roman.

Von A. E. Brachvogel: Rizzio. Eine historische Erzählung aus Schottland.

Von Max Ring: John Milton und seine Zeit.

Von Theod. Mügge: Karl I. und Cromwell. Eine historische Novelle. — Toussaint l'Ouverture.

Von Friedrich Gerstäcker: Unter den Penchuenchen. Ein Chilenischer Roman.

DEUTSCHE EVANG. KIRCHE
ECKE
Madison u. Montgomery St.
New York

EVANG KIRCH
ECKE
Montgomery

Marie Antoinette.

Appleton's Illustrirte Deutsche Roman-Bibliothek. — No. 1.

25

Marie Antoinette und ihr Sohn.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Mit Illustrationen.

DEUTSCHE EVANG KIRCHE
ECKE
Madison u Montgomery
New York

New-York:
D. Appleton & Co.,
443 und 445 Broadway,
1867.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
I.—Eine glückliche Königin	3
II.—Madame Adelaide	9
III.—Trianon	16
IV.—Das Halsband der Königin	25
V.—Feinde und Freunde	31
VI.—Der Prozeß	37
VII.—Das böse Omen	54
VIII.—Vor der Trauung	62
IX.—Die Eröffnung der Generalstaaten	68
X.—Das Erbe des Dauphins	71
XI.—König Ludwig der Sechszehnte	76
XII.—Der fünfte Oktober 1789	81
XIII.—Die Schreckensnacht	91
XIV.—Nach Paris	99
XV.—Mama Königin	103
XVI.—In St. Cloud	115
XVII.—Mirabeau	120
XVIII.—Revolution im Theater	128
XIX.—Der 20. Juni und der 10. August 1792	139
XX.—Bis zum 21. Januar	152
XXI.—Toulan	161
XXII.—Der Plan zur Flucht	168
XXIII.—Die Trennung	176
XXIV.—Der Tod der Königin	183
XXV.—König Ludwig der Siebenzehnte	186
XXVI.—Die Consultation	204
XXVII.—Das Wiegenpferd	210
XXVIII.—Toulan's Tod	223
XXIX.—Ohne Namen und Stand	227
XXX.—Der Baron von Richemont	234
XXXI.—Fouché	245
XXXII.—Josephine	254
XXXIII.—Nach langer Wanderschaft	260

Marie Antoinette und ihr Sohn.

1.

Eine glückliche Königin.

Es war am dreizehnten August des Jahres 1785. Die Königin Marie Antoinette hatte endlich den Bitten, den Beschwörungen ihrer geliebten Unterthanen nachgegeben. Sie hatte ihr schönes Versailles, ihr geliebtes Trianon auf einen Tag verlassen, und war nach Paris gegangen, um dem Volke sich selber und den jungen Prinzen, den sie am fünfundzwanzigsten März dem König und dem Lande geboren, zu zeigen, und in der Kathedrale von Notre-Dame den Segen der Geistlichkeit und die Glückwünsche der Pariser zu erhalten.

Man hatte sie enthusiastisch empfangen, die schöne, die vielgeliebte Königin Marie Antoinette. Im offenen Wagen, umgeben von ihren drei Kindern, war sie in Paris eingefahren, und Jedermann, welcher sie erkannte, hatte sie begrüßt mit frohem Jauchzen, war ihr gefolgt auf diesem langen Wege nach Notre-Dame, an deren Thüre die hohe Geistlichkeit sie erwartete, an ihrer Spitze der Cardinal Prinz Louis von Rohan, um sie einzuführen in das Haus des Königs aller Könige.

Marie Antoinette war allein gekommen; nur die Gouvernante der Kinder Frankreichs, die Herzogin von Polignac saß ihr gegenüber auf dem Rücksitze des Wagens, neben ihr die Normannische Amme in ihrer reizenden bunten Landestracht, den zweitgeborenen Sohn der Königin, den jungen Herzog von der Normandie, Ludwig Karl, in ihren Armen wiegend. Neben der Königin, im Fond des Wagens, saßen ihre beiden anderen Kinder, Madame royal Therese, die ältestgeborene Prinzessin, und der Dauphin Ludwig, der muthmaßliche Erbe des vielgeliebten Königs Ludwigs des Sechszehnten.

Der gute König hatte seine Gemahlin nicht begleitet auf dieser Fahrt nach Paris, welche sie unternahm, um ihren lieben neugierigen Parisern zu zeigen, daß sie vollkommen genesen, und daß ihre Kinder, die Kinder Frankreichs, gleich holden Knospen der Hoffnung und des Friedens, der Zukunft entgegenblühten.

„Gehe, meine geliebte Antoinette," hatte der König mit seinem milden und gutmüthigen Lächeln zu der Königin gesagt, „gehe nach Paris, um meinen guten Bürgern eine Freude zu bereiten. Zeige ihnen unsere Kinder, und empfange von ihnen den Dank für das Glück, welches Du mir und ihnen geschenkt hast. Ich will nicht mit Dir gehen, denn ich will, daß Du allein die freudigen Zurufe und das Entzücken des Volkes empfangen sollst. Ich will Deine Triumphe nicht theilen, aber ich werde sie doppelt empfinden, wenn Du allein sie empfangen hast. Gehe also, meine geliebte Antoinette, und genieße die Stunde des Glückes!"

Marie Antoinette war gegangen, und sie genoß die Stunde des Glückes! Als sie durch Paris dahin fuhr, hatten Hunderte sie erkannt, hatten Hunderte sie mit Jauchzen begrüßt. Als sie die Kathedrale von Notre-Dame verließ, um wieder mit ihren Kindern und deren Gouvernante den harrenden Wagen zu besteigen, hätte man meinen sollen, der ganze Platz vor dem Dome habe sich in einen dunklen wogenden See verwandelt, der seine brausenden schwarzen Fluthen in alle auf den Platz ausmündenden Straßen ergösse, um ganz Paris zu erfüllen mit seinem Geräusch, seinem Jauchzen, seinem Donnergerolle. Ja, ganz Paris war da, um Marie Antoinette zu sehen, welche in dieser Stunde nicht die Königin war, sondern nur die schöne Frau, die glückliche Mutter, welche mit dem Stolz der Gracchenmutter keinen andern Schutz, keine andere Begleitung begehrte, als die ihrer beiden Söhne; welche, die Hand auf die Schulter ihrer Tochter gelehnt, keiner andern Ehrendame bedurfte, um vor dem Volke in allem Glanz und allem Pomp des Königthums und der Mutterwürde zu erscheinen.

Ja, ganz Paris war da, um der Königin, der Frau, der Mutter entgegen zu jauchzen, und aus tausend und tausend Kehlen tönte es wie mit einem einzigen Jubelschrei der Begeisterung: „Es lebe die Königin! Es lebe Marie Antoinette! Es lebe die schöne Mutter, und die schönen Kinder von Frankreich!"

Marie Antoinette fühlte sich begeistert von diesen Zurufen. Der Anblick dieser freudestrahlenden Gesichter, dieser flammenden Augen, dieses entzückten Lächelns entzückte ihr Herz, trieb ihr das Blut in die Wangen, und auch ihr Antlitz strahlte auf in Freude, und auch ihre Augen leuchteten vor Wonne. Sie hob sich empor von ihrem Sitz, sie nahm mit einer Bewegung von unnachahmlicher Grazie den jüngsten Sohn aus den Armen der Amme und hob ihn hoch empor, um dieses letzte Pfand ihres Glückes und ihres Mutterstolzes den Parisern, die es noch nicht gesehen, zu zeigen. Das kleine Hütchen, welches

seitwärts auf dem hohen Toupée ihres gepuderten Hauptes saß, war dabei rückwärts geglitten in den Nacken; von den Armen, welche das Kind hoch emporgehoben, waren die weiten Spitzenärmel, die sie verhüllt hatten, niedergefallen und ließen bis über den Ellenbogen hin ihre Arme ohne jegliche Umhüllung sehen.

Die Augen der Pariser genossen mit Entzücken dieses Anblicks, und ihr Jubel steigerte sich zu einem begeisterten Fanatismus!

„Welche Frau! Wie schön sie ist!" tönte es hier und dort aus der Menge. „Welche wundervolle Arme! Was für einen schönen Nacken!"

Eine dunkle Purpurgluth übergoß das Antlitz Marie Antoinettens. Diese Lobeserhebungen, welche man der Schönheit der Frau machte, weckten die Königin aus der Extase, in welche die Begeisterung ihrer Unterthanen sie versetzt hatte. Sie übergab das Kind wieder den Armen seiner Amme, und ließ sich rasch, wie eine verschüchterte Taube, in die Polster des Wagens niedergleiten, indem sie zugleich hastig das Spitzenmantelet, welches von ihren Schultern niedergeglitten war, wieder emporzog, und das Hütchen wieder auf ihrem Kopfe befestigte.

„Sagen Sie dem Kutscher, daß er rascher fahren soll," rief sie der Amme zu, und während diese die Schnur zog, um die Ordre zu ertheilen, wandte sich Marie Antoinette an ihre Tochter.

„Nun, Therese," sagte sie lächelnd, „ist es nicht schön, daß unser gutes Volk sich so freuet, uns zu sehen!"

Die kleine siebenjährige Prinzessin schüttelte mit einem mürrischen finstern Gesicht ihr kleines stolzes Haupt. „Mama," sagte sie, „diese Leute sehen häßlich und schmutzig aus. Ich liebe sie nicht."

„Still, mein Kind, still," flüsterte die Königin hastig, denn sie fürchtete, die Menschen, welche ihren Wagen so dicht umdrängten, daß sie mit ihren Armen sich an die Handgriffe der Wagenthüren fest hielten, möchten die unvorsichtigen Worte des kleinen Mädchens gehört haben.

Und Marie Antoinette hatte sich nicht getäuscht. Der Mann in der Blouse, welcher seinen Arm auf den Wagenschlag gelehnt hatte, und dessen Kopf fast den der Prinzessin berührte, dieser Mann mit dem energischen hochrothen Angesicht, den kleinen stechenden schwarzen Augen, hatte die Worte der Prinzessin verstanden, und er warf auf sie einen tückischen, drohenden Blick.

„Madame liebt uns nicht, weil wir häßlich und schmutzig sind," sagte er. „Aber wir würden vielleicht auch hübsch und elegant aussehen, wenn wir wie Sie uns putzen, und in stolzen Carossen fahren könnten. Wir müssen aber arbeiten und uns plagen, damit wir unsere Steuern richtig zahlen können. Denn wenn wir's nicht thäten, so würde unser König und seine Familie nicht in solchem Glanz und solcher Pracht einherstolziren können. Wir sind schmutzig, weil wir für unsern König arbeiten."

„Ich bitte, Monsieur," erwiderte die Königin sanft, „vergeben Sie meiner Tochter, sie ist noch ein Kind, welches nicht weiß, was es spricht. Sie wird aber von ihren Eltern lernen, das gute und arbeitsame Volk zu lieben, und dankbar zu sein für seine Liebe, Monsieur."

„Ich bin kein Monsieur," erwiderte der Mann barsch. „Ich bin der arme Schuster Simon, nichts weiter."

„So bitte ich Sie, Meister Simon, von meiner Tochter das Bildniß ihres Vaters zum Andenken anzunehmen und auf unsere Gesundheit zu trinken," sagte die Königin, indem sie einen Louisd'or in die Hand ihrer Tochter legte, und dieser rasch zuflüsterte: „Gieb es ihm."

Die Prinzessin beeilte sich, dem Befehl ihrer Mutter zu gehorchen, und legte das funkelnde Geldstück in die breite schmutzige Hand, welche sich ihr entgegenstreckte. Aber als „Madame royal" ihre kleine schmale Hand eiligst zurückziehen wollte, legten sich die dicken knochigen Finger des Schusters um dieselbe und hielten sie fest.

„Wie klein diese Hand ist," sagte er mit einem spöttischen Lachen, „und was wohl aus diesen Fingern werden sollte, wenn sie arbeiten müßten."

„Mama," rief die Prinzessin angstvoll, „befiehl dem Manne, daß er mich los läßt, er thut mir weh!"

Der Schuster lachte hell auf, und ließ die Hand der Prinzessin fahren, „Ah," rief er höhnisch, „einer Prinzessin thut es schon weh, wenn die Hand eines Arbeiters sie nur berührt. Sie thäten daher besser, sich ganz fern von dem Volke zu halten, und niemals in unsere Mitte zu kommen.

„Fahren Sie vorwärts, rasch," rief die Königin mit lauter, gebieterischer Stimme dem Kutscher zu. Er hieb auf die Pferde ein, und das Volk, welches ganz dicht ihren Wagen umdrängt und athemlos der Unterhaltung der Königin mit dem Schuster Simon zugehört hatte, das Volk scheuchte ängstlich und kreischend zurück vor den aufbäumenden Rossen.

Die Königin hatte ihr liebreizendes holdes Lächeln wieder gefunden, und grüßte freundlich nach allen Seiten hin, während die Equipage in raschem Trabe vorwärts rollte. Das Volk dankte wieder mit begeisterten Zurufen und pries ihre Schönheit und die Lieblichkeit ihrer Kinder. Aber Marie Antoinette ließ sich von solchen Lobeserhebungen nicht mehr fortreißen und erhob sich nicht mehr von ihrem Sitz.

Während die königliche Equipage so im Geräusch und Getümmel der wogenden Menge verschwand, stand der Schuster Simon noch immer mit seinem grinsenden Lächeln und schaute ihr nach. Eine Hand legte sich auf seinen Arm, und eine seltsame meckernde und höh-

nende Stimme fragte: „Lieben Sie diese Oesterreicherin, Maitre Simon?"

Der Schuster wandte sich hastig zur Seite nach dem Frager hin. Er sah da neben sich einen kleinen, seltsam verkrümmten und verwachsenen jungen Mann, dessen unnatürlich großer Kopf schlecht zu den schmalen zerdrückten Schultern paßte, zwischen denen er steckte, und dessen ganzes Aussehen auf den Schuster einen so überraschenden Eindruck machte, daß er laut auflachte.

„Sie finden mich häßlich, nicht wahr?" fragte der Fremde, und er versuchte in das Lachen des Schusters einzustimmen, aber es war nur eine Grimasse, welche machte, daß sein unnatürlich großer Mund mit den dicken, farblosen Lippen sich von einem Ohre bis zum andern dehnte, und daß man zwischen denselben zwei fürchterliche Reihen langer grünlicher Zähne gewahrte. „Ihr findet mich häßlich, fürchterlich häßlich, nicht wahr?" wiederholte der Fremde, da Simon's Lachen sich noch gesteigert hatte.

„Ich finde Sie merkwürdig," sagte der Schuster. „Wenn ich nicht hörte, daß Sie französisch sprechen, und nicht sähe, daß Sie aufrecht gehen, wie Unser Einer, so würde ich glauben, Sie wären die Riesenkröte aus dem Mährchen, welches ich kürzlich gelesen habe."

„Ich bin auch diese Riesenkröte aus dem Mährchen," erwiderte der Fremde lachend. „Ich habe mich blos für heute als Mensch verpuppt, um die Oesterreicherin mit ihrer jungen Brut zu sehen, und ich erlaube mir, Euch nochmal zu fragen: liebt Ihr diese Oesterreicherin?"

„Nein, Gott straf' mich, ich liebe sie nicht," rief der Schuster lebhaft.

„Und weßhalb sollte Euch Gott deßhalb strafen?" fragte der Andere rasch. „Glaubt Ihr denn, daß es ein so großes Unglück ist, wenn man diese Oesterreicherin nicht liebt?"

„Nein, im Grunde glaube ich das nicht," erwiderte der Schuster sinnend. „Ich meine, daß es vielleicht vor Gott kein Unrecht ist, wenn man die Königin nicht liebt, wohl aber vor den Menschen, und daß es nicht das erste Mal ist, daß man dieses Unrecht mit langer und schwerer Gefängnißstrafe gebüßt hat. Ich liebe aber die Freiheit, und deßhalb hüte ich mich, einem Fremden zu sagen, was ich denke!"

„Ihr liebt die Freiheit," rief der Fremde. „Gebt mir Eure Hand, und nehmt meinen Dank für dieses schöne Wort, mein Bruder!"

„Euer Bruder?" wiederholte der Schuster erstaunt. „Ich kenne Euch nicht, und Ihr nennt Euch so ohne Weiteres meinen Bruder?"

„Ihr habt gesagt, daß Ihr die Freiheit liebt, und deßhalb begrüße ich Euch als meinen Bruder," sagte der Fremde. „Alle Diejenigen, welche die Freiheit lieben, sind Brüder, denn sie bekennen sich zu derselben gnädigen und gütigen Mutter, und diese macht keinen Unterschied zwischen ihren Kindern, sondern sie liebt sie alle gleich feurig und gleich innig, und es gilt ihr ganz gleich, ob der Eine ihrer Söhne sich Fürst oder Graf, der Andere sich Arbeiter oder Bürger nennt. Vor unserer Mutter, der Freiheit, sind wir Alle gleich, sind wir Alle Brüder!"

„Das klingt sehr schön," sagte der Schuster kopfschüttelnd, „es hat aber nur den Einen Fehler, daß es nicht wahr ist. Wenn wir Alle gleich und Alle Brüder sind, weßhalb fährt dann der König in goldnen Carossen, während ich als echter Schuster auf Schustersrappen im Schweiße meines Angesichts dahin krieche?"

„Der König ist kein Sohn der Freiheit," rief der Fremde mit wüthender Gebehrde. „Der König ist ein Sohn der Tyrannei, und deßhalb will er seine Feinde, die Söhne der Freiheit, zu seinen Knechten und Sklaven erniedrigen, und unsere Arme in Fesseln schlagen. Wollen wir das immer noch dulden? Wollen wir nicht endlich aus dem Staube der Erniedrigung uns aufrichten?

„Ja, wahrhaftig, wenn wir es können, dann wollen wir es," rief Simon mit einem rohen Lachen. „Aber da hapert es nur, mein Herr, wir können es nicht! Der König hat die Macht, uns in seinen Fesseln zu halten, und diese schöne Dame, Madame Freiheit, von welcher Ihr sagt, daß sie unsere Mutter ist, läßt es dennoch geschehen, daß ihre Söhne in Knechtschaft und Erniedrigung dahingehen?"

„Sie läßt es eine Zeitlang noch geschehen," erwiderte der Andere mit lauter kreischender Stimme, „aber sie bereitet während dessen den Tag der Erhebung doch vor, und siehet lächelnd zu, wie Diejenigen, welche sie stürzen will, mit rastlosem Eifer arbeiten an ihrem eigenen Sturz."

„Was sagt Ihr da für Unsinn?" lachte der Schuster. „Diejenigen, welche von der Madame Liberté gestürzt werden sollen, arbeiten selber an ihrem Sturz?"

„Und doch thun sie es, Messire Simon, doch graben sie sich selber ihr Grab, nur wissen und sehen sie es nicht, denn die Gottheit, welche sie verderben will, hat sie mit Blindheit geschlagen. Da ist diese Königin, diese Oesterreicherin, sehet Ihr nicht mit Euren klugen Augen, wie sie, gleich einer emsigen Spinne, arbeitet an Ihrem eigenen Leichentuch?"

„Na, Monsieur, das ist nun sicherlich ein Irrthum," lachte Simon. „Die Königin arbeitet gar nicht, sie läßt das Volk für sich arbeiten!"

„Ich sage Euch, Mann, sie arbeitet! Ja, sie arbeitet an ihrem Leichentuch, und ich meine, sie hat schon ein tüchtiges Stück davon fertig. Auch hat sie liebe Freunde, welche ihr dabei helfen, und der königlichen Spinne die Fäden aufziehen, aus denen sie ihr Leichentuch webt. Da ist zum Beispiel der liebe Herr

Herzog von Coigny. Wißt Ihr, wer der Herzog von Coigny ist?"

„Nein, bei Gott, das weiß ich nicht, Monsieur. Ich gehe bei Hofe nicht ein und aus, und kenne nichts von dem Gesindel."

„Ihr habt Recht, es ist Gesindel," rief der Andere mit einem widerlichen Lachen. „Ich kenne es, denn ich kann unglücklicherweise nicht wie Ihr sagen, daß ich bei Hofe nicht ein- und ausgehe. Ich bin eingegangen und ich werde auch wieder ausgehen, aber ich verspreche Euch, daß mein Ausgang vom Hofe mehr Lärm machen soll, als mein Eingang. Jetzt will ich Euch sagen, wer der Herzog von Coigny ist. Er ist einer von den drei Hauptliebhabern der Königin, einer von den großen Favoriten der österreichischen Sultanin."

„Wahrhaftig, das ist lustig," rief der Schuster. „Ihr seid ein komischer Kauz, Monsieur. Die Königin hat also Liebhaber?"

„Ihr wißt doch, daß der Herzog von Besenval damals, als die Oesterreicherin als Dauphine nach Frankreich kam, zu ihr sagte: „Sehet da, Madame, diese hunderttausend Pariser, welche Euch entgegenjubeln, das sind Alle Liebhaber von Euch!" Nun, sie will dieses Wort des Herrn von Besenval zur Wahrheit werden lassen, sie will jeden Pariser zu ihrem Liebhaber machen. Wartet nur, wartet nur, an Euch wird auch noch die Reihe kommen! Ihr werdet auch noch einmal die Hand der schönen Oesterreicherin zärtlich an Eure Lippen drücken."

„Aber seid gewiß, Herr," rief Simon grimmig, „ich werde dann so kräftig zudrücken, daß ihre Hand für immer gezeichnet bleiben soll! Ihr spracht vorher von den drei ersten Liebhabern. Wie heißen die andern Beiden?

„Der zweite, das ist der schöne Herr von Adhémar, ein Narr, ein Schwätzer, ein Geck. Aber er ist ein schöner Mann und ein lustiger Patron. Unsere Königin liebt die schönen Männer, und daß sie gerne lacht, und überhaupt eine lustige Fliege ist, daß weiß ja ganz Frankreich, besonders seit den Nocturnalien auf der Schloßterrasse."

„Nocturnalien? Was ist das, Monsieur?"

„Nun, Ihr liebes, schuldloses Kind, so nennt man die nächtlichen Spaziergänge, welche unsere schöne Königin vor einigen Jahren beim Mondenschein auf der Schloßterrasse in Versailles unternahm. Ja, ja, das wär eine lustige Zeit! Die Eisengitter des Parks waren nicht verschlossen, und das geliebte Volk hatte Zutritt, und konnte neben der Königin im Mondenschein spazieren gehen, und der hübschen Musik lauschen, welche hinter den Gebüschen verborgen war. Fragt nur den schönen Unteroffizier von den Lanciers, der eines Abends auf einer Bank sich niederließ neben zwei hübschen Frauen in weißen Kleidern, und mit ihnen schäkerte und lachte. Er kann's Euch erzählen, wie Marie Antoinette lachen kann und welche saubere Späßchen man mit Ihrer Majestät machen darf." *

„Ich wollte, ich kennte ihn, und er könnte mir's erzählen," rief Schuster Simon, seine geballten Fäuste in einander schlagend. „Es freut mich allemal, wenn ich etwas Schlimmes von dieser Oesterreicherin höre, denn ich hasse sie, und all das Hofgesindel dazu. Warum dürfen sie sich blähen und recken, und putzen, während wir andern arbeiten müssen und uns plagen vom Sonnenaufgang bis Niedergang? Warum ist ihr Leben lauter Lust und unseres lauter Mühsal? Ich dünke mich eben so viel werth als der König, und meine Frau würde ebenso hübsch aussehen wie die Königin, wenn sie auch so schöne Kleider trüge und in vergoldeten Carossen führe. Warum sind sie vornehm und wir gering!"

„Ich will's Euch sagen, warum? Weil wir Narren und Thoren sind und es zugeben, daß sie sich über uns in's Fäustchen lachen und Halbgötter aus sich machen, vor denen das Volk, oder, wie sie sagen, der Pöbel auf den Knieen liegt. Aber Geduld, Geduld! Es wird schon eine Zeit kommen, wo sie nicht mehr lachen, und wo das Volk sie zwingen wird, selber auf ihre Kniee zu sinken und um Gnade zu flehen! Aber man wird ihnen keine Gnade gewähren, man wird sie strafen."

„Hei, ich wollte die Zeit wäre da," schrie der Schuster lachend, „und ich wollt', ich wäre dabei, wenn sie gestraft werden!"

„Nun, mein Freund, das hängt ja nur von Euch ab," sagte der Fremde. „Die Zeit wird kommen, und wenn Ihr wollt, so könnt Ihr das Eure dazu thun, daß sie mit rascheren Schritten herankommt."

„Was kann ich thun? Sagt es mir, denn ich bin bereit zu Allem!"

„Ihr könnt helfen das Messer wetzen, damit es nachher gut schneidet," sagte der Fremde mit einem unheimlichen Grinsen. „Ja, ja, sehet mich nur nicht so erstaunt an, Bruder. Es giebt schon recht viele Messerwetzer in der guten Stadt Paris, und wenn Ihr Euch gerne wollt in Ihre Gesellschaft aufnehmen lassen, so kommt heute Abend zu mir, ich will Euch dann mit einigen Messerwetzern bekannt machen, und Euch in unsere Zukunft einführen."

„Wo wohnt Ihr, Monsieur, und wie heißt Ihr?" fragte der Schuster mit glühender Neugierde.

„Ich wohne im Pferdestall des Grafen von Artois, und mein Name ist Jean Paul Marat."

„Im Pferdestall?" rief der Schuster. „Meiner Treu, ich hätte nicht gedacht, daß Ihr ein Reitknecht oder ein Kutscher sein könntet. Es muß drollig aussehen, Herr Marat, wenn Ihr einem Pferde auf dem Rücken sitzt."

---

* Siehe: Madame de Campan. Mémoires Vol. I.

„Ihr meint, eine Riesenkröte passe nicht dahin? Nun, da habt Ihr wohl Recht, Bruder Simon. Ich habe auch eigentlich nichts zu schaffen mit den Pferden, sondern mit den Menschen im Stall. Ich bin Stallarzt, guter Bruder Simon, Stallarzt des Grafen von Artois, und ich kann Euch sagen, daß ich ein ziemlich geschickter Doktor bin, denn ich habe schon manchen Reitknecht und Jocky zusammengeflickt, den die Stallmeister des lieben Artois die Gewogenheit gehabt, mit ihren Peitschen zu zerschlagen. Kommt also nicht bloß heute Abend zu mir, damit ich Euch in eine gute Gesellschaft führe, sondern kommt auch, wenn Ihr krank seid. Ich mache Euch wieder gesund und es kostet Euch nichts. Ich curire meine Brüder aus dem Volke ganz umsonst, denn Brüder dürfen sich untereinander kein Geld abnehmen. Nun, Bruder Simon, ich erwarte Euch also heute Abend im Stallgebäude, aber jetzt muß ich Euch verlassen, denn meine Kranken warten auf mich! Lebt wohl! Noch eins, wenn Ihr heute Abend um sieben Uhr kommt, um mich zu besuchen, so wird die alte Hexe, welche meine Thüre bewacht, da sie Euch nicht kennt, sicherlich zu Euch sagen, ich wäre nicht zu Hause. Ich will Euch deshalb das Losungswort geben, auf welches sie Euch einläßt. Es heißt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Adieu!"

Er nickte dem Schuster mit einem fürchterlichen Grinsen zu, und schritt, trotz des linken Fußes, der hinkend nachstolperte, rasch über den weiten Platz des Hôtel de Ville dahin.

Meister Simon schaute ihm anfangs mit einem spottenden Lachen nach und diese kleine verrenkte Gestalt mit dem großen Kopfe, auf dem ein hoher schwarzer Filzhut mühsam nur die Balance hielt, schien ihn ungemein zu amüsiren. Auf einmal indessen durchzuckte ihn ein Gedanke und wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil sprang er vorwärts und rannte hinter Jean Paul Marat her.

„Herr Doktor Marat, Herr Doktor Marat," rief er athemlos schon von Weitem ihm zu.

Marat blieb stehen, und schaute mit einem tückischen Blick sich um. „Nun was giebts," knurrte er. „Und wer nennt denn so laut meinen Namen?"

„Ich bin's, Bruder Marat," erwiderte der Schuster keuchend. „Ich komme Euch so eilig nachgerannt, weil Ihr etwas vergessen habt."

„Was denn?" fragte Marat, indem er mit seinen Fingern in seine Taschen fuhr. „Ich habe doch da mein Taschentuch und das Stück Schwarzbrot, welches mein Frühstück ausmacht. Ich habe nichts vergessen."

„Doch, Jean Paul Marat, Ihr habt etwas vergessen, sagte Meister Simon. „Ihr wolltet mir die drei Hauptliebhaber der Königin nennen, und Ihr habt mir erst Zweie genannt, den Herzog von Coigny und den Herrn von Adhémar. Ihr sehet, ich habe ein gutes Gedächtniß und habe mir Alles eingeprägt, was Ihr zu mir gesprochen. So sagt mir nun auch den dritten Liebhaber der Oesterreicherin, denn ich will's Euch nur gestehen, ich möchte heute Nachmittag in meinem Klub gerne davon erzählen, und es wird viel Sensation machen, wenn ich so allerliebste Histörchen von der Oesterreicherin weiß."

„Ei, das freut mich", rief Marat mit einem Lachen, welches seinen Mund von einem Ohr bis zum andern öffnete. „Es ist hübsch, daß Ihr einen Klub habt, wo man gerne solche niedlichen Geschichten von der Königin und vom Hofe hört, und es soll mir ein rechtes Vergnügen sein, Euch öfter solche kleinen Histörchen für Euren Klub mitzutheilen. Denn es ist immer gut, wenn das, was sich in Versailles und in St. Cloud zuträgt, auch in Paris unter dem lieben guten Volke bekannt wird."

„In St. Cloud?" fragte der Schuster. „Was kann sich denn da begeben? Das ist ja nichts als ein langweiliges vergessenes Lustschloß des Königs."

„Es wird jetzt schon lebendig darin werden, verlaßt Euch darauf," erwiderte Marat mit seinem meckernden Lachen. „König Ludwig der Vielgeliebte hat dieses Lustschloß seiner Gemahlin geschenkt, damit sie sich dort einen größeren Harem anlege, da ihr das Trianon, diese schändliche und nichtswürdige Mausefalle, wo man Tugend, Ehrbarkeit und Würde zu Tode hetzt, nicht groß genug ist. Ja, ja, das schöne große Lustschloß der französischen Könige, das stolze St. Cloud, gehört jetzt dieser Oesterreicherin als Erb' und Eigenthum. Und wißt Ihr was sie gethan hat? Sie hat an die hohen Eisengitter, welche den Park von St. Cloud umgeben, neben den Eingangspforten eine Tafel anbringen lassen, auf welcher die Bedingungen angezeigt werden, unter welchen das Publikum den Park betreten darf."

„Nun, das ist just nichts Neues," rief der Schuster ungeduldig. „Das steht an allen königlichen Gärten angeschlagen und überall wird dem Publikum im Namen des Königs anbefohlen, nichts zu beschädigen und nicht von den richtigen Wegen abzugehen."

„Ja, das ist es ja eben! Es wird im Namen des Königs befohlen. Aber in St. Cloud, da wird es befohlen, „im Namen der Königin." Ja, ja, so stehts mit großen Buchstaben unter der Tafel zu lesen: „Im Namen der Königin."* Wir haben also jetzt nicht mehr genug daran gedacht, daß uns ein König auf dem Nacken sitzt, der uns Befehle ertheilt und uns schuhriegelt, wir haben jetzt noch einen zweiten Herrscher in Frankreich, welcher uns Gesetze vorschreibt, und sich als Souverän unterzeichnet, wir haben da eine neue Polizei, „im Namen der Königin", einen

* „De par la reine", lautete die Formel, welche damals in ganz Frankreich von sich reden machte und die Gemüther erhitzte.

Staat im Staate! Die Spinne spinnt lustig weiter! In Trianon hat sie's angefangen, da hieß es schon immer auf Polizeiverordnungen „im Namen der Königin," und da es geglückt ist, reckt das neue Regiment seine langen Finger weiter aus, und wagt ein neues Attentat gegen das Volk, eignet sich ein neues Terrain an, und gedenkt so allmälig ganz Frankreich mit seinen Netzen zu umschlingen."

„Das ist schändlich, das ist nichtswürdig," rief der Schuster, seine geballten Fäuste drohend in die Luft schwingend.

„Es ist noch nicht Alles, mein Bruder! Die Königin geht noch weiter! Bis jetzt waren wir nur gewohnt, in den königlichen Schlössern die Menschen, welche sich zum Sklavendienst der Tyrannen erniedrigen, in den Affenjacken der Livrée des Königs zu sehen, aber in St. Cloud erscheinen die Schweizer an den Gittern, die Schloßbedienten, kurz das ganze Dienstpersonal in der Livrée der Königin, und wenn man also den Park von St. Cloud betreten hat, so befindet man sich mitten in Frankreich nicht mehr auf französischem Boden, sondern in einer österreichischen Provinz, wo eine Ausländerin ihren Harem etabliren und ihre Gesetze ertheilen kann, ohne daß das tugendhafte und edle Volk sich dagegen empört."

„Es weiß nur noch nichts davon, Bruder Marrat," sagte Simon eifrig, „es kennt ja noch so wenig von den Schlechtigkeiten und Nichtswürdigkeiten der Königin."

„Erzählt Ihr ihm davon, Meister, wiederholt den guten Leuten in Eurem Klub, was ich Euch mitgetheilt habe, und macht es ihnen zur Pflicht, daß sie es wieder andern Freunden mittheilen und es recht unter die Leute bringen."

„Oh, das soll geschehen, ganz gewiß geschehen," sagte Simon fröhlich. „Aber Ihr seid mir noch immer den Namen des dritten Liebhabers schuldig!"

„Der dritte Liebhaber also, das ist der Herr von Besenval, der General-Inspecteur der Schweizergarden, Generallieutenant der Armee, Commandeur des Ludwigsordens. Ihr seht, es nützt wohl, wenn man der Liebhaber der Königin ist, denn man kommt in die Höhe dadurch. So lange der König Ludwig der Fünfzehnte, der Lasterkönig, noch lebte, war Besenval nur Oberst bei der Schweizergarde, und durfte nur zuweilen die Orgien im Oeil de Boeuf mitmachen, aber jetzt hat ihn die Königin zu hohen Würden erhoben. Ganz St. Cloud und Trianon ist das Oeil de Boeuf, wo Marie Antoinette ihre Orgien feiert, und Herr General von Besenval gehört dabei zu ihren ersten Maitres de Plaisir. Nun wißt Ihr Alles, nicht wahr?"

„Ja, Herr Doktor Marat, jetzt weiß ich vorläufig Alles, und ich danke Euch. Aber ich hoffe, Ihr werdet mir heute Abend mehr erzählen, denn es ist wahr, Eure Geschichten sind lustig und prächtig."

„Ja wohl, ich werde Euch von dieser Sorte noch Vieles erzählen können, denn die leichtfertige Königin sorgt dafür, daß man immer neuen Stoff zu solchen Erzählungen hat! Doch jetzt habe ich leider keine Zeit dazu, denn —"

„Ich weiß, ich weiß, Ihr müßt zu Euren Kranken," sagte Simon, ihm vertraulich zunickend. „Ich will Euch nicht länger aufhalten. Lebt wohl, mein lieber Herr Doktor Marat! Auf Wiedersehen also heute Abend!

Er sprang eilig von dannen und war bald hinter der nächsten Straßenecke verschwunden. Marat schaute ihm nach mit einem boshaften, triumphirenden Ausdruck in seinen Zügen.

„So recht, so recht," murmelte er, hastig mit dem Kopfe nickend, „auf diese Weise muß man die Soldaten für die Freiheit und das Volk anwerben. Der Schuster wird einen tüchtigen und brauchbaren Soldaten abgeben, und er wird uns sicherlich mit seinen niedlichen Geschichten noch eine ganze Compagnie anwerben. Triumphirt nur, Ihr stolzen Bourbonen, träumt Euch nur sicher in Euren vergoldeten Schlössern, und umgeben von Euren Schweizergarden. Glaubt nur, daß Ihr die Gewalt und die Macht in Händen habt, und daß Niemand sie Euch entwinden kann! Es wird ein Tag kommen, wo das Volk Euch aufrüttelt aus Eurem Traum, und wo der kleine verachtete, häßliche Marat, den Niemand jetzt kennt, und der wie eine giftige Ratte in Euren Ställen umherkriecht, Euch gegenübertritt als eine Macht, vor der Ihr erschrecken und Euch zitternd in den Staub werfen sollt. Es vergeht ja kein Tag, wo ich und meine Freunde nicht Soldaten anwerben für unser Volksheer, und die alberne, unschuldige Thörin, Marie Antoinette, macht es uns ja so leicht! Begeht so kindische, naive Streiche, aus denen, wenn man es ein wenig dreht und wendet, sich die schändlichsten Laster und die schamlosesten Verbrechen zurecht stutzen lassen. Und ich verstehe mich auf das Drehen und Wenden, und diese junge schöne Königin kann nicht verlangen, daß wir die Welt mit so unschuldigen, phantastischen Augen ansehen, wie sie es thut! Hei, schöne Königin Marie Antoinette, Du hast Deine Schweizergarden, die für Dich fechten, und die Du bezahlst, ich aber, ich habe nur einen Soldaten, der für mich gegen Dich zieht, und ich habe nicht nöthig, ihn zu bezahlen. Mein Soldat, das ist die Verleumdung! Ich sage Dir aber, schöne Königin, ich schlage damit alle Deine Schweizergarden, und den ganzen Plunder Eurer Armeen. Denn es giebt auf Erden kein Armeekorps, welches so stark wäre, wie die Verleumdung! Hurrah, sie lebe hoch, meine Bundesgenossin, die Verleumdung!"

2.

Madame Adelaide.

Die Königin Marie Antoinette war von ihrer Fahrt nach Paris wieder zurückgekehrt nach Versailles. Den ganzen Weg über war sie still und schweigsam gewesen, und die Herzogin von Polignac hatte sich vergeblich bemüht, ihre Freundin durch ihr anmuthiges und geistreiches Geplauder zu erheitern, und die Wolken von ihrer reinen hohen Stirn zu vertreiben. Marie Antoinette hatte ihr immer nur mit einem gezwungenen Lächeln, mit halben Worten geantwortet, und hatte dann wieder, in den Wagen zurückgelehnt, mit träumerischen Blicken emporgestarrt zum Himmel, dessen heitere Bläue auf dem holden Angesichte der Königin keinen Wiederschein hervorrief.

Als man eingefahren war in den großen Vorhof des Schlosses von Versailles, schien das Trommeln der Schweizergarden, die unter das Gewehr traten, das ganze Geräusch der königlichen Auffahrt Marie Antoinette aus ihrem trüben Nachsinnen zu erwecken; sie richtete sich lebhaft auf, und ließ ihre Blicke umherschweifen; sie hafteten ganz zufällig auf dem Kinde, das auf dem Arm der Amme ihr gegenüber sich befand, und mit weit geöffneten großen Augen, wie vorher seine Mutter, zum Himmel aufstarrte.

Die Königin streckte, in überwallender Regung ihres Muttergefühls, ihre Arme nach dem Kinde aus, und drückte es an ihr Herz, und preßte einen glühenden Kuß auf seine Lippen.

„Ach, mein Kind, mein liebes Kind," sagte sie leise, „Du hast heute zum ersten Male Deinen Einzug in Paris gehalten, und das Volk hat Dir zugejauchzt. Mögest Du, so lange Du lebst, immer nur die Liebesgrüße des Volkes vernehmen, und niemals wieder solche Worte hören, wie sie heute dieser fürchterliche Mann zu uns gesprochen hat."

Sie drückte den kleinen Herzog von der Normandie fest, fest an ihr Herz, und vergaß es ganz, daß sie noch immer im Wagen stand, daß neben den offenen Schlägen ihre Stallmeister und Lakayen in ehrerbietiger Haltung des Aussteigens der Königin harrten, daß die Trommeln noch immer wirbelten, und ringsum alle Wachen vor den verschiedenen Portalen unter Gewehr standen.

Die Herzogin von Polignac wagte es, sie mit leisen Worten an die Nothwendigkeit des Aussteigens zu mahnen, und die Königin sprang nun, mit ihrem kleinen Knaben im Arm, leicht und anmuthig, ohne sich auf den Arm des Stallmeisters zu stützen, aus dem Wagen, schritt, mit einem reizenden Lächeln, im Vorübergehen die herbeigeeilten Kammerherren begrüßend, welche den Tagesdienst hatten, in das Schloß hinein, und lief die große Marmortreppe hinauf. Die Herzogin von Polignac beeilte sich ihr zu folgen, während die Prinzessin Therese und der Dauphin von ihren Ehrendamen in Empfang genommen, und in ihre Gemächer geführt wurden. Die Normannische Amme eilte kopfschüttelnd hinter der Königin her, nnd kopfschüttelnd folgten die Kammerherren und die beiden Ehrendamen der Königin bis in die große Antichambre. Dort pflegte nach den Ausfahrten die Königin sie zu entlassen, aber heute war Marie Antoinette schon ohne Weiteres in ihre Wohngemächer eingetreten, und die Thüre derselben war schon geschlossen.

„Was werden wir nun thun?" fragten die beiden Ehrendamen die Ehrenkavaliere, und diese antworteten nur mit einem Achselzucken.

„Wir werden warten müssen," sagte endlich die Marquise von Mailly. „Vielleicht hat Ihre Majestät die Gnade, sich unserer zu erinnern, und uns zu sagen, daß wir uns zurückziehen dürfen.

„Und wenn sie zufällig es vergessen sollte," erwiderte die Prinzessin von Chimay, „so werden wir hier den ganzen Tag über stehen bleiben, während die Königin in Trianon ihre phantastischen Schäferspiele aufführt."

„Ja wohl, es ist heute ländliches Fest in Trianon," sagte der Prinz von Castinos achselzuckend, „und es könnte wahrlich leicht geschehen, daß wir darüber vergessen würden, und wie die unsterblichen Weiber Lots hier den ganzen Tag die ridiculen Salzsäulen spielen müßten."

„Nein, da kommt unsere Ablösung," flüsterte die Marquise von Mailly, indem sie auf die Equipage hindeutete, welche eben über den weiten Schloßplatz herankam. „Es ist gestern im geheimen Comité beim Grafen von Provence beschlossen worden, daß Madame Adelaide es noch Einmal versuchen solle, Ihre Majestät zur Vernunft zu bringen, und ihr begreiflich zu machen, was einer Königin von Frankreich ziemlich und unziemlich ist. Und sehen Sie, gemäß diesem Beschlusse kommt Madame Adelaide jetzt nach Versailles, um ihrer erhabenen Nichte einen Besuch zu machen."

Eben fuhr die Carosse der Prinzessin Adelaide, der Tochter Ludwig des Fünfzehnten und Tante Ludwigs des Sechszehnten durch das große Portal in den vergitterten Vorhof des Schlosses ein; zwei Piqueurs ritten derselben voran, zwei Lakayen standen auf dem Brett hinter dem Wagen, und auf dem Tritt zu beiden Seiten der Carosse ein Page in reichgestickten Gewändern.

Vor dem Mittelportal, das nur für die königliche Familie bestimmt war, und dessen Stufen niemals bis jetzt von dem Fuße eines „Niedriggeborenen" entweiht worden war, hielt die Carosse an. Die Lakayen beeilten sich den Schlag zu öffnen, und eine

bejahrte Dame von unförmlichem Leibesumfang, mit einem grämlichen, von Pockennarben zerrissenen Gesicht, in dem kein anderer Ausdruck war, als kalter Hochmuth und stolze Gleichgültigkeit, verließ schwerfällig, auf die Schulter ihres Pagen sich lehnend, den Wagen, und schwankte die Stufen hinauf, welche sie in die große Vorhalle führten.

Der Läufer sprang vor ihr her die große, mit Teppichen belegte Marmortreppe hinauf, und klopfte mit seinem langen Stabe an die Thüre der ersten Antichambre, welche sich vor den Gemächern der Königin befand. „Madame Adelaide," rief er mit lauter Stimme und der Lakay wiederholte es eben so laut, indem er die Thüre der zweiten Antichambre aufriß, und dort ward das Wort von den Kammerdienern aufgenommen und wiederholt, und fortgetragen bis hinein in das Gemach der Königin.

Marie Antoinette zuckte leicht zusammen bei diesem Rufe, der sie in dem reizenden, zwanglosen Geplauder mit der Herzogin von Polignac unterbrach, und über ihre hohe Stirne flog ein Schatten hin.

Sie schlang mit einer hastigen Bewegung ihren Arm um den Hals ihrer Freundin, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Leben Sie wohl, Julia," sagte sie seufzend, „Madame Adelaide kommt, das heißt die Grämlichkeit und Verdrießlichkeit! Sie sollen auch nicht den leisesten Schatten davon auf Ihrem schönen, geliebten Angesicht haben, und deshalb sage ich Ihnen, meine theure Freundin, gehen Sie. Aber halten Sie Sich bereit, nachdem Madame Grämlichkeit uns verlassen hat, mit mir nach Trianon zu fahren. Die Königin hat hier noch eine halbe Stunde zu dulden, aber sie wird dafür belohnt werden, denn Marie Antoinette wird nachher mit ihrer Julia nach Trianon gehen, um dort mit ihrem Mann und ihren Freunden einen halben Tag des Glückes zu verleben!"

„Und ihren Freunden eine Ewigkeit beseligender Erinnerungen zu schenken," sagte die Herzogin mit einem reizenden Lächeln, indem sie die Hand der Königin an ihre Lippen drückte und mit einer unnachahmlichen Grazie sich verabschiedete, um durch die kleine Seitenthüre, welche durch das Porzellankabinet auf einen Corridor ausmündete, sich zu entfernen und sich nach den Gemächern der „Kinder von Frankreich" zu begeben.

In demselben Moment, in welchem die hohe, prachtvolle Gestalt der Herzogin durch die Seitenthüre verschwand, wurden die beiden Flügel des Haupteinganges geöffnet und die beiden Ehrendamen der Königin traten auf die Schwelle, nnd machten dort ihre tiefe Verneigung, bei welcher die ungeheueren Reifröcke sich wie ein Kessel aufbläheten. Dann thaten sie einen Schritt vorwärts, verneigten sich abermals und senkten in tiefer Ehrfurcht ihre Häupter mit den ellenhohen Frisuren auf ihre Brust.

„Madame Adelaide," sagten sie Beide wie aus Einem Munde, indem sie langsam wieder sich aufrichteten, und dann zu beiden Seiten der Thüre sich aufstellten.

Auf der Schwelle erschien jetzt die Prinzessin, und hinter ihr sah man ihre Ehrendamen, den Ehrenkavalier, den Haushofmeister, die Pagen und die beiden Stallmeister der Königin in der großen Antichambre.

Marie Antoinette war bei dem Erscheinen ihrer Ehrendamen mitten im Zimmer stehen geblieben, und mit hochgehobenem Haupte schauete sie, sanft lächelnd, diesem Embarras des feierlichen Entrées der königlichen Prinzessin zu.

Madame Adelaide that einige Schritte vorwärts, dann, da die Königin noch immer unbeweglich da stand, und ihr nicht, wie sie vielleicht erwartet hatte, entgegen eilte, verfinsterte sich ihr verdrießliches Gesicht noch mehr und sie blieb stehen.

„Ich komme Ew. Majestät ungelegen?" fragte sie mit einem sauersüßen Lächeln. „Die Königin war vielleicht eben im Begriff, nach Trianon zu gehen, wohin der König sich, wie ich höre, schon begeben hat?"

„Haben Ew. Hoheit das schon gehört?" fragte die Königin lächelnd. „Ich bewundere, was für scharfe Ohren Madame Adelaide noch immer hat, dergleichen kleines Geräusch zu hören, während meine jungen Ohren nicht einmal das große Geräusch von der Auffahrt der Prinzessin gehört haben, und ich deshalb sehr freudig überrascht bin von dem unvermutheten Erscheinen der gnädigen und liebevollen Tante."

Jedes dieser Worte, die indeß mit so viel Anmuth und mit einem so reizenden Lächeln gesagt wurden, traf die Prinzessin wie ein Nadelstich und machte, daß sie die Lippen fest aufeinander preßte, als wollte sie den Aufschrei des Schmerzes oder auch der Wuth zurückdrängen. Marie Antoinette hatte, indem sie von den scharfen Ohren sprach, welche Madame noch immer habe, auf das vorrückende Alter sowohl, als auf die Neugierde der Prinzessin angespielt, und ihre jungen unbekümmerten Ohren in einen vortheilhaften Contrast zu denselben gestellt.

„Wollen Ew. Majestät mir die Ehre einer Unterredung schenken?" fragte Madame Adelaide, welche nicht die Kraft besaß, mit ihrer erhabenen Nichte sich auf ein Gefecht mit scharfen und doch zierlichen Worten einzulassen.

„Ich bin mit Freuden dazu bereit," erwiderte die Königin heiter, und es hängt ganz von Madame ab, ob die Audienz eine geheime, oder eine öffentliche sein soll."

„Ich bitte um eine halbe Stunde des vertraulichen Zusammenseins," sagte Madame Adelaide hastig.

„Eine geheime Audienz, meine Damen," rief die Königin ihren Ehrendamen zu, indem sie dieselben mit einem Wink ihrer Hand entließ. Dann richteten sich ihre großen glänzenden Augen nach der Thüre der

Antichambre hin. „Meine Herren Stallmeister, in einer halben Stunde soll mein kleines Coupé bereit stehen, nach Trianon!“

Die Ehrendamen zogen sich, rückwärts gehend, in die große Antichambre zurück, die Huissiers ließen die Portièren nieder, und schlossen die Thüren hinter denselben.

Die Königin und Madame Adelaide waren allein.

„Setzen wir uns, wenn es Ihnen gefällig ist,“ sagte Marie Antoinette, indem sie für die Prinzessin auf einen Lehnstuhl hindeutete, und sich selber auf einen einfachen Sessel niederließ. „Sie haben mir etwas zu sagen, und ich bin ganz bereit, Sie anzuhören.“

„Wollte Gott, Madame, daß Sie meine Worte nicht bloß anhörten, seufzte Madame Adelaide, „sondern daß Sie dieselben auch beherzigten!“

„Wenn sie darnach sind und es verdienen, werde ich es gewiß thun,“ rief die Königin lächelnd.

„Sie verdienen es sicherlich,“ sagte die Prinzessin, „denn was ich mit meinen Worten bezwecken will, betrifft die Ruhe, die Sicherheit, die Ehre unserer Familie! Madame, erlauben Sie aber zuerst, daß ich mich eines Auftrages entledige! Meine edle und fromme Schwester, Madame Louise, hat mir diesen Brief für Ew. Majestät übergeben, und in ihrem Namen soll ich unsere königliche Nichte ersuchen, denselben sofort und in meinem Beisein zu lesen.“

Sie zog aus dem großen Ridicule, der an seidenen Schnüren über ihren Arm hing, einen versiegelten Brief hervor und reichte ihn der Königin dar.

Aber Marie Antoinette hob nicht die Hand empor, um ihn in Empfang zu nehmen, sondern schüttelte unwillig und lebhaft ihr Haupt, daß das hohe, aus ihren Haaren und einem Drahtgeflecht gebildete Pfauenrad, welches ihre heutige Coiffure darstellte, zitternd hin und her schwankte.

„Ich bitte um Vergebung, Madame,“ sagte sie lebhaft, „aber ich kann diesen Brief der Frau Priorin des Carmeliterklosters in St. Denis nicht annehmen, denn Sie wissen wohl, ich habe, als Madame Louise mir einmal vor Jahren einen Brief durch Ew. Hoheit sandte, den ich las, mir damals feierlich geschworen, daß ich niemals wieder von der Frau Priorin Briefe empfangen und lesen will. Haben Sie also die Gnade, diesen Brief wieder an seine Schreiberin zurückzugeben.“

„Sie wissen, Madame, daß das ein Affront ist, welchen Sie gegen eine Prinzessin von Frankreich richten?“ fragte die Prinzessin strenge.

„Ich weiß, Madame, daß jener Brief, welchen ich damals von Madame Louise empfing, ein Affront war, den die Prinzessin gegen die Königin von Frankreich richtete, und ich will die Majestät vor einem ähnlichen Affront bewahren. Ueberdies wird der heutige Brief dem von damals sicherlich gleichen. Jener enthielt für mich Anklagen, die bis zur Verdammung, Rathschläge, die bis zur Beleidigung gingen,* und was sollte dieser wohl anderes enthalten, den Ew. Hoheit sich die Mühe ge en, selber hierher zu bringen?“

„Nun ja dann,“ rief Madame Adelaide heftig, „er mag in seinem Inhalte dem Inhalte des früheren Briefes gleichen, denn leider sind die Ursachen dieselben und man kann sich daher nicht verwundern, daß auch die Wirkungen dieselben sind!“

„Ach, man sieht es wohl, Ew. Hoheit kennt den Inhalt des Briefes,“ sagte Marie Antoinette lächelnd, „und Sie werden mich daher für das Nichtlesen entschädigen durch Ihre Worte. Diese Epistel ist sicherlich im Beisein Ew. Hoheit in der frommen Zelle der Frau Priorin verfaßt worden. Sie unterbrach sich in den frommen Gebeten für die Seelenruhe des verstorbenen königlichen Vaters, um sich ein wenig mit weltlichen Dingen zu beschäftigen und zu horchen auf die Verläumdungen, welche Madame Adelaide oder der Graf von Provence, oder der Cardinal von Rohan oder sonst einer von den Feinden meiner Person, gegen die Königin von Frankreich zu schleudern wagten.“

„Verleumdungen,“ wiederholte Madame Adelaide mit einem zornigen Aufblitzen ihrer Augen. „Wollte Gott, Madame, daß es sich um Verleumdungen handelte, daß alle diese Dinge, welche uns beängstigen und betrüben, nur böswillige Verleumdungen und nicht schlimme Thatsachen wären.“

„Und wollen Ew. Hoheit nicht die Gnade haben, mir diese Thatsachen mitzutheilen?“ fragte die Königin mit einer lächelnden Ruhe, welche die Heftigkeit der Prinzessin nur noch steigerte.

„Diese Thatsachen sind vielfacher Art, daß es schwer sein wird, nur Einige davon herauszuheben,“ rief sie zornig. „Jeder Tag, jede Stunde von dem Leben Eurer Majestät bringt neue Thatsachen, welche uns zittern machen für die Königin von Frankreich!“

„Oh,“ sagte Marie Antoinette, „ich wußte gar nicht, daß Ew. Hoheit so zärtlich besorgt um mich sind!“

„Und ich wußte nicht, Madame, daß Ihr Leichtsinn so weit geht, fortwährend die Gesetze, die Sitte, die Etiquette und die heilige Ordnung der Dinge zu verletzen. Sie thun das, Sie thun das mit der Verhöhnung alles Bestehenden, mit dem Uebermuth eines Kindes, welches mit dem Feuer spielt, und nicht weiß, daß die auflodernden Flammen zunächst es selber vernichten werden. Madame, ich bin hierher gekommen, um Sie noch Einmal, zum letzten Male zu warnen.“

„Gott sei Dank, zum letzten Male,“ rief die Königin mit einem reizenden Aufschlag ihrer Augen.

„Ich beschwöre Sie, Königin, um Ihrer selbst, um Ihres Gemahls, um Ihrer Kinder willen, kehren Sie

* Gondrecourt Histoire de Marie Antoinette.

um, schlagen Sie einen andern Weg ein, verlassen Sie den Pfad des Unheils, auf welchem Sie rettungslos dem Verderben entgegen eilen!"

Die vorher so heitere, so liebliche Miene der Königin hatte sich verdunkelt, das Lächeln war einem tiefen Ernste gewichen, sie richtete ihr Haupt stolzer empor, und nahm eine stolze königliche Haltung an.

„Madame," sagte sie, „ich war bisher geneigt, Ihrer beißenden Philippica den ruhigen Gleichmuth der Unschuld entgegenzusetzen, und eingedenk zu bleiben, daß man dem Alter Ehrfurcht schuldig ist, und es sich gefallen lassen soll, daß es Alles mit scheelen Augen ansieht, was die Jugend thut. Sie zwingen mich aber, die Sache ernsthaft zu nehmen, denn Sie rufen mich an bei dem Schicksal meines Gemahls und meiner Kinder, das heißt, Sie wenden sich an das Herz meines Herzens. Reden Sie also, Madame! Was ist es, das Sie mir vorzuwerfen haben?"

„Ihren grenzenlosen Leichtsinn, Ihre strafwürdige Kurzsichtigkeit, Ihre frivolen Vergnügungen, Ihre Verschwendung, Ihre Putzsucht, Ihr Einmischen in die Politik, Ihre Fröhlichkeit, Ihre Feste, Ihre —"

Marie Antoinette unterbrach diese Strafrede mit einem lauten, fröhlichen Lachen, welches die Prinzessin mehr erbitterte, als die heftigsten Stachelreden es gethan haben würden.

„Ja," fuhr sie fort, „Sie sind leichtsinnig, denn Sie vermeinen, daß das Leben einer Königin ein einziger heller Sommertag sei, den man nur mit Lachen und Singen genießen braucht. Sie sind kurzsichtig, denn Sie sehen nicht, daß die Blumen dieses königlichen Sommertages, dessen Sie sich freuen wollen, nur über einem Abgrunde blühen, in welchen Sie tanzend und schäkernd hineintaumeln werden. Sie geben sich frivolen Vergnügungen hin, statt, wie es einer Königin von Frankreich geziemt, Ihr Leben in Zurückgezogenheit, in ernster Betrachtung, in Ausübung der Wohlthätigkeit, in frommen Werken hinzubringen. Sie sind eine Verschwenderin, denn Sie geben die Einkünfte Frankreichs an Ihre Günstlinge hin, an diese Familie Polignac, welche, wie man ausgerechnet hat, jetzt für sich allein den zwanzigsten Theil der Staatseinkünfte bezieht, an diese gefälligen Herren und Damen Ihrer sogenannten Gesellschaft, welche Sie unterstützen in Ihrer Leichtfertigkeit, um für sich daraus goldenen Gewinn zu ziehen. Sie sind eine Putzsüchtige, welche es sogar nicht unter ihrer Würde hält, mit einer niedrigen Putzmacherin stundenlange Besprechungen zu halten, welche einem Manne erlaubt ihr Haar zu frisiren und nachher in die Toilettenzimmer der Pariser Damen zu gehen, um mit denselben Händen, welche eben die Haare einer Königin berühren durften, auch sie zu frisiren, und auf ihren Köpfen die Frisuren nachzuahmen, welche die Königin von Frankreich trägt. Und was für Frisuren sind das, welche von einer Königin erfunden, mit phantastischen Namen getauft, und dann in Paris, in Frankreich, in ganz Europa verbreitet werden."

„Allerdings," rief Marie Antoinette mit komischem Pathos, „diese Frisuren haben mitunter sehr absonderliche Namen. Wir haben da eine Stachelschweinoiffure, einen Flohpuff, einen liegenden Hund, eine Liebesflamme, eine Haube der Keuschheit, ein —"

„Ein Lever der Königin," unterbrach sie die Prinzessin, „ein Liebesnest Marie Antoinetten's. Ja, dahin ist es gekommen, daß man die Moden nach der Königin benennt, und einen frivolen Sinn damit verbindet, und daß alle Männer, alle ehrbaren Mütter von Paris in Verzweiflung sind, weil ihre Gattinnen, ihre Töchter, angesteckt von der Putzsucht der Königin und ihres Hofes, alle ehrbaren Gedanken fliehen, und sich nur noch beschäftigen mit den Angelegenheiten ihres Putzes. Ich habe es Ihnen bewiesen, und Sie werden es nicht leugnen können, Madame, daß die Verderbniß der Sitten, die von der Putzsucht hervorgerufen wird, von Ihnen ausgeht, von Ihnen allein! Aber nicht bloß Ihre Putzsucht ist daran Schuld, sondern auch Ihre Coquetterie, Ihre Fröhlichkeit, und diese unerhörten, diese unaussprechlichen Feste, denen die Königin von Frankreich sich hingiebt, und zu denen sie sogar ihren eigenen Gemahl, den König von Frankreich, den ältesten Sohn der Kirche und des Papstes, hinreißt."

„Was meinen Ew. Hoheit damit?" fragte die Königin, „von welchen Festen reden Sie?"

„Ich rede von diesen Festen, welche zur Verspottung alles Herkommens und aller guten Sitte in Trianon gefeiert werden! Von diesen Festen, wo die Königin sich in eine Schäferin verwandelt, den Damen ihres Hofes, die nur kniebeugend und mit niedergeschlagenen Augen vor ihr erscheinen sollen, erlaubt, sich gleich ihr zu verkleiden und mit der Königin als ihresgleichen umzugehen. Ich rede von diesen Festen, wo der König, von den Reizen seiner Frau bezaubert, von ihrer Coquetterie verführt, seiner königlichen Würde so weit vergißt, um selber dies tolle Leben des Uebermuthes mitzumachen und Theil nehmen an dieser Maskerade des Leichtsinnes. Und diese Königin, deren lautes Lachen die Bosquets von Trianon erfüllt, und die zuweilen sich darin gefällt, mit ihrem Hofe das Brüllen der Kühe, oder das Gemecker der Ziegen nachzuahmen, diese Königin will dann nachher die Miene eines Staatsmannes annehmen, will mit ihren Händen, welche vielleicht eben damit fertig geworden, eine neue „allegorische Haube" zu arrangiren, dann in die Maschinerie des Staats eingreifen, und sich in den Arrangements ihrer Feste unterbrechen, um sich mit der Politik zu beschäftigen, alte bewährte Minister abzusetzen, um ihre Freunde, ihre Günstlinge und Favoriten an deren Stelle zu bringen, und den König nur noch als das ausführende Werkzeug ihres Willens bestehen zu lassen."

Madame," rief die Königin, indem sie glühend vor Zorn, mit flammenden Augen sich von ihrem Sitz erhob, „Madame, dies geht zu weit, dies überschreitet die Grenzen, welche Jedermann, welche auch die Prinzessin des königlichen Hauses schuldig sind, ihrer Souverainin gegenüber inne zu halten. Ich habe es Ihnen erlaubt, mein äußeres Leben, meine Vergnügungen, meine Kleidung Ihrer beißenden Kritik zu unterziehen, aber ich erlaube es Ihnen nicht, mein inneres Leben, meine Zugehörigkeit zu meinem Gemahl, meine persönliche Ehre anzugreifen. Sie unterfangen sich, von meinen Favoriten und Günstlingen zu sprechen. Ich fordere Sie auf, mir dieselben zu nennen, und wenn Sie mir beweisen können, daß es irgend einen Mann giebt, der sich einer andern Gunst rühmen kann, als derjenigen, welche eine gnädige Königin einem Diener, einem Unterthan erweisen darf, den sie hochachten, dem sie vertrauen darf, so verlange ich, daß Sie ihn dem Könige nennen, und daß eine genaue Untersuchung gegen mich eingeleitet werde. Ich habe Freunde, ja, dem Himmel sei es gedankt, ich habe Freunde, welche mich hochachten, welche in jeder Stunde bereit sein werden, für ihre Königin ihr Leben hinzugeben. Ich habe treue und ergebene Diener, aber Niemand wird auftreten dürfen und behaupten, daß Marie Antoinette jemals einen Liebhaber gehabt habe. Mein einziger Liebhaber ist der König, mein Gemahl, gewesen, und ich hoffe zu Gott, daß er es mir bleiben will, so lange ich lebe. Aber dies ist es ja gerade, was die edlen Prinzessinnen Tanten, was der Graf von Provence, und die ganze Partei des alten Hofes mir nie verzeihen will. Ich habe das Glück gehabt, die Liebe meines Gemahls zu gewinnen. Der König hat sich eines Tages, allen Verleumdungen, allen Intriguen zum Trotz, herabgelassen, seine Augen auf die arme junge Frau zu werfen, die einsam verlassen neben ihm stand, die man ihn gelehrt hatte gering zu schätzen und zu verschmähen, und da fand er, daß sie nicht ganz so albern, so dumm und so häßlich sei, als Ihr sie ihm geschildert. Er fing an, sich mit ihr zu beschäftigen, und dann, oh Gott sei gelobt und gepriesen, dann verzieh er ihr, daß sie eine Oesterreicherin war, daß die Politik seines Vorgängers sie ihm aufgedrungen ; sein Herz thauete auf in Liebe, und Marie Antoinette empfing diese Liebe als ein Gnadengeschenk Gottes, als das Glück ihres Lebens. Ja, Madame, ich darf es mit Stolz und Freude sagen, der König liebt mich, er vertraut mir, und deshalb steht seine Gemahlin ihm näher, als selbst seine erhabenen Tanten, und deshalb bin ich jetzt seine erste Vertraute und Rathgeberin. Aber dies gerade ist das Verbrechen, welches man mir nie verzeihen will ; es ist mir gelungen, meinen Gemahl dem Einfluß meiner Feinde und Widersacher zu entziehen. Die Zeit ist vorüber, wo Madame Adelaide ein williges Gehör fand, wenn sie zum Könige kam, um mit leidenschaftlichem Grimme mich anzuklagen wegen unerhörter Verbrechen, welche in nichts Weiterem bestanden, als daß ich die lächerlichen Fesseln der Etiquette ein wenig gelüftet hatte ; die Zeit ist vorüber, wo Madame Louise aus ihrer frommen Zelle heraus mich mit dem Bannstrahl ihrer Tugend glaubte in den Staub schmettern zu dürfen, wo es dem Grafen de la Marche erlaubt war, die Königin vor ihrem Gemahl anzuklagen, weil sie sich erlaubt hatte, eines Morgens in Versailles, umgeben von allen Damen ihres Hofes, die Sonne aufgehen zu sehen. Der König liebt mich, und Madame Adelaide ist nicht mehr der politische Rathgeber des Königs, es werden keine Minister von ihrer Façon mehr gemacht und die großen Fragen des Kabinets werden ohne sie entschieden! Ich weiß, daß dies ein neues Verbrechen ist, welches Ihr mir zur Last legt, und daß Ihr Euch durch Verleumdungen und Verdächtigungen meiner Person dafür rächt. Ich weiß, daß der Graf von Provence sich herabläßt, selber Epigramme und Pamphlets gegen seine Schwägerin, seine Souverainin zu schleudern, und sie durch seine Creaturen in Paris zu verbreiten. Ich weiß, daß in seinen Salons alle Feinde der Königin willkommen sind, und daß man dort ungestraft die Königin verleumden darf, daß dort die Waffen geschmiedet werden, mit denen man mich angreifen will. Aber hütet Euch wohl, daß diese Waffen nicht eines Tages sich gegen Euch selber kehren! Ihr seid es, welche das Königthum gefährden und den Thron untergraben, denn Ihr scheuet Euch nicht, dem französischen Volke das Beispiel zu geben, daß Euch nichts mehr heilig ist, daß die Erhabenheit des Thrones nicht mehr existirt, sondern daß man ihn beschmutzen darf mit niedrigen Verleumdungen und deren lasterhafte Giftpfeile selbst auf Diejenigen schleudern darf, welche die Krone des heiligen Ludwig auf ihrem Haupte tragen. Ihr Alle, die Tanten, der Bruder des Königs, mit dem ganzen Schwarm Eurer Vertrauten und Anhänger, Ihr untergrabt die Monarchie, denn Ihr vergeßt, daß die Ausländerin, die Oesterreicherin wie Ihr sie nennt, daß sie die Königin von Frankreich, daß sie Eure Souverainin, Eure Herrin ist, und daß Ihr nichts weiter seid als ihre Unterthanen. Ihr seid Verbrecher, Ihr seid Hochverräther!"

„Madame," rief die Prinzessin Adelaide, „Madame, welche Sprache ist dies, welche —"

„Es ist die Sprache einer Frau gegen eine Verleumderin," unterbrach sie Marie Antoinette, „die Sprache einer Königin gegen eine rebellische Unterthanin!" Ach, Madame, haben Sie die Güte, nicht mehr zu antworten. Sie sind hierher in das Palais Ihrer Souverainin gekommen, um dieselbe anzuklagen, und sie hat Ihnen geantwortet, wie es ihrer Würde geziemte. Jetzt haben wir einander nichts mehr zu sagen. Sie erbaten sich eine halbe Stunde

zu einer geheimen Audienz, die Zeit ist abgelaufen! Leben Sie wohl, Madame, mein Wagen steht bereit und ich gehe nach Trianon. Ich werde dem Könige aber nichts sagen von dem neuen Attentat, welches Sie gegen mich gerichtet haben und ich verspreche Ihnen, daß ich es vergessen und vergeben will."

Sie nickte leicht mit dem Haupte, wandte sich um, und verließ hochgehobenen Hauptes und mit stolzer Ruhe das Gemach.

Prinzessin Adelaide schaute ihr nach mit dem Ausdrucke des tiefsten Hasses, und ganz ihrer Erhabenheit vergessend, hob sie sogar drohend die Hand auf gegen die Portière, hinter welcher die edle Gestalt der Königin so eben verschwunden war. „Ich werde nicht vergessen und nicht vergeben," murmelte sie. „Ich werde mich rächen an dieser frechen Person, die mir zu trotzen, sogar zu drohen wagt, die sich meine Souverainin nennt. Die Oesterreicherin eine Souverainin der königlichen Prinzessin von Frankreich! Ach, wir werden ihr wohl zeigen, wo die Grenzen ihrer Macht, und wo die Grenzen Frankreichs sind! Sie soll wieder zurück nach Oesterreich, wir wollen sie nicht, diese Oesterreicherin, die uns zu trotzen wagt!"

Stolz, hoch aufgerichtet hatte die Königin Madame Adelaide verlassen, aber als sie in ihr Kabinet eintrat, als die Thüre, welche sie von ihrer Feindin trennte, geschlossen war, da sank Marie Antoinette hoch aufächzend auf einen Sessel nieder, und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen.

„Oh Campan, Campan, was habe ich hören müssen," rief sie schmerzlich. „Mit welchen Ausdrücken hat man es gewagt, zu der Königin von Frankreich zu sprechen."

Frau von Campan, die erste Kammerfrau der Königin, welche eben in das Porzellan-Kabinet eingetreten war, eilte zu ihrer Gebieterin hin, und vor ihr niederknieend faßte sie die herabhängende Hand der Königin und drückte sie an ihre Lippen.

„Ew. Majestät weinen," flüsterte sie mit ihrer milden, theilnahmsvollen Stimme, „Ew. Majestät wollen also der Prinzessin die Genugthuung verschaffen, zu erfahren, daß es ihr gelungen ist, der Königin von Frankreich Thränen zu erpressen, und ihre schönen Augen zu röthen."

„Nein, ich will ihr diese Freude nicht machen," sagte die Königin, sich rasch erhebend und ihre Augen trocknend. „Ich will heiter sein! Und warum weine ich auch. Sie hat mich kränken wollen, sie hat es versucht mich zu verwunden, aber ich habe ihr die Kränkung zurückgegeben, und die Wunden, die ich ihr beigebracht, wird sie nicht so bald wieder verschmerzen."

„Ew. Majestät haben die Prinzessin beleidigt?" fragte Frau von Campan ganz erschrocken.

„Ja," erwiderte Marie Antoinette mit triumphirender Freude, „ja, ich habe sie beleidigt, ich habe sie verwundet, denn ich habe sie daran gemahnt, daß ich die Königin von Frankreich, und sie meine Unterthanin ist. Ich habe ihr gesagt, daß indem sie es wagt, ihre Verleumdungen gegen die Königin zu richten, sie eine Hochverrätherin ist!"

„Oh mein Gott, mein Gott," rief Frau von Campan, „das wird die stolze Prinzessin nie verzeihen. Jetzt ist sie Ew. Majestät unversöhnliche Feindin, und sie wird nichts unversucht lassen, sich zu rächen."

„Mag sie es versuchen, mag sie sich rächen," rief die Königin, deren Gesicht schon wieder anfing, sich zu erheitern. „Ich fürchte weder sie, noch ihren ganzen Anhang. Alle ihre Pfeile werden machtlos zu meinen Füßen niederfallen, denn die Liebe meines Gemahls und mein reines Bewußtsein sind der Schild, der mich beschützt. Und was können diese Leute gegen mich thun? Sie können mich verleumden, das ist Alles! Aber zuletzt werden sich ihre Verleumdungen doch immer als das erweisen, was sie sind, als Lügen, und Niemand wird Ihnen mehr Glauben schenken."

„Ach, Ew. Majestät kennen die Bosheit der Welt nicht," seufzte die Campan traurig. „Ew. Majestät glauben, daß die Guten nicht feig, und die Schlechten nicht verwegen sind. Ew. Majestät wissen nicht, daß es den Schlechten gar wohl möglich ist, die öffentliche Meinung zu corrumpiren, und daß die Guten dann nicht den Muth haben, dieser Corruption gegenüber zu treten. Die öffentliche Meinung ist aber ein Ungeheuer, das anklagt und richtet, verurtheilt und straft in Einer Person. Wer sie mißachtet, der hat eine Feindin gegen sich, welche stärker ist als eine ganze Armee, unerbittlicher als der Tod."

„Ah," rief die Königin, ihr Haupt stolz zurückwerfend, „ich fürchte diese Feindin nicht. Sie soll es nur wagen mich angreifen zu wollen, sie wird vor meinem Blick zusammenkriechen und sich beugen, wie es der Löwe thut, wenn er einer reinen Jungfrau gegenüber tritt. Ich bin rein und ohne Schuld, ich habe meinem Gemahl die Treue bewahrt, da er mich noch nicht liebte, wie sollte ich sie jetzt brechen, da er mich liebt, da er der Vater meiner theuren Kinder ist? Und nun genug von diesen unangenehmen Dingen, die uns verdüstern wollen! Und die Sonne scheint doch so prächtig, und man erwartet mich in Trianon! Kommen Sie Campan, kommen Sie, die Königin will sich verpuppen in eine glückliche Frau!"

Marie Antoinette eilte der Kammerfrau, welche seufzend und kopfschüttelnd ihr folgte, voran in das Toilettenzimmer, und war mit eigenen Händen jetzt bemüht, das steife Corset ihrer Robe zu öffnen, und den ungeheuren Reifrock aufzunesteln, der ihre edle Gestalt umhüllte.

„Fort mit den Staatskleidern und den Königsroben," sagte Marie Antoinette, indem sie aus den steifen Gewändern hervorschlüpfte, und jetzt im leichten weißen Unterkleide, mit entblößten Schultern und Ar-

men da stand. „Geben Sie mir ein weißes Perkalkleid, Campan, und ein Gazetuch dazu.“

„Ew. Majestät wollen wieder in diesem einfachen Kleide erscheinen?“ fragte Frau Campan seufzend.

„Gewiß will ich das,“ rief sie, „ich gehe ja nach Trianon, nach meinem geliebten Landhause. Wissen Sie, Campan, der König hat mir versprochen, daß er eine ganze Woche lang jeden Nachmittag mit mir in Trianon zubringen will, und daß wir uns des Lebens, der Natur, der Einsamkeit freuen wollen. Der König wird also acht Tage lang nur des Vormittags König sein, des Nachmittags aber ein ehrsamer Müller in einem Dorfe zu Trianon. Ist das nicht lustig, Campan, und begreifen Sie nicht jetzt, daß ich nicht anders als im lichten weißen Kleide nach Trianon gehen kann?“

„Ja wohl, Majestät, ich begreife. Aber ich dachte nur daran, daß der Handelsstand von Lyon bei Sr. Majestät ein Memoire eingereicht hat, in welchem er über das Darniederliegen der Seidenindustrie klagt, und die Ursache desselben darin suchen will, daß Ew. Majestät eine Vorliebe für weiße Kleider gefaßt habe, und alle Damen daher dem Beispiel ihrer Königin folgen und die steifen Seidenroben bei Seite legen.“

„Und wissen Sie auch,“ fragte Marie Antoinette lachend, „wissen Sie auch, daß Madame Adelaide dieses lächerliche Memoire der Lyoner Kaufmannschaft unterstützt hat, indem sie zugleich zu verstehen gegeben hat, ich trüge die weißen Perkalkleider nur deßhalb, weil ich die Weißzeug-Industrie unterstützen, und dadurch meinem Bruder, dem Kaiser Joseph, einen Dienst erzeigen wolle, weil wir die weißen Stoffe aus den Niederlanden beziehen? Ach, aber lassen wir doch diese Fadaisen der Böswilligen und Dummen! Sie sollen mich nicht hindern, meine weißen Kleider zu tragen, und in Trianon glücklich zu sein! Geben Sie schnell, Campan, ein weißes Kleid!“

„Verzeihung, Majestät, aber ich muß erst die beiden Mademoiselles de Garderobe einlassen,“ erwiderte Frau von Campan, indem sie nach der Thür des Schlafzimmers sich wandte.

„Mein Gott, wozu denn diese Umstände,“ seufzte die Königin. „Kann ich denn niemals von den Fesseln dieses Ceremoniels befreit werden? Könnten Sie mir nicht das einfache Kleid allein anlegen, Campan?“

„Majestät, ich bin nur ein armes machtloses Wesen, und ich fürchte die Feindschaften! Die Mademoiselles würden es mir nie verzeihen, wenn ich ihre Rechte schmälern und sie von der angebeteten Person der Königin entfernen wollte. Es ist aber ihr Recht, Eurer Majestät die Robe überzuwerfen, und die Schuhe anzuziehen. Ich bitte deßhalb um gnädige Erlaubniß, die Mademoiselles eintreten lassen zu dürfen.“

„Nun, so thun Sie es,“ seufzte die Königin. Lassen Sie mich bis zum letzten Moment hier in Versailles die Fesseln tragen. Ich werde mich dafür in Trianon entschädigen. Oh gewiß, ich werde mich entschädigen!“ —

Eine Viertelstunde später trat die Königin ganz verwandelt und umgestaltet aus ihrem Toilettenzimmer hervor. Der steife Reifrock war verschwunden, das Fischbeincorset mit der langen Schneppe, welches die Taille einschnürte, war bei Seite geworfen, und von der hohen Frisur des Pfauenschweifes, welche Leonard heute Morgen aus dem reichen Haar der Königin und einem Drahtgeflecht gebildet hatte, war nichts mehr zu sehen. Ein weißes Gewand, unten am Rande mit einem einfachen Volant verziert, fiel in kunstlosen weiten Falten über ihre hohe Gestalt nieder, deren edle Formen und schöne Fülle sonst der Reifrock verborgen hielt. Ein einfaches, krauses Leibchen ohne Schneppe umschloß ihre Büste, und ward um die Taille von einer blauen Schärpe zusammengehalten, die in langen Enden an der linken Seite niederfiel. Weite Aermel, mit einfachen, schmalen Spitzen eingefaßt, fielen bis auf das Handgelenk nieder, aber durch den leichten, sich anschmiegenden Stoff sah man die herrliche Form ihrer schönen weißen Arme, und auch das weiße dreieckige Gazetuch, welches sie über den nackten Hals geworfen, verhüllte nicht die schönen Linien ihrer vollen Schulter und ihres edlen kräftigen Nackens. Das Haar, seines unnatürlichen Aufbaues entledigt, und vom Puder fast ganz befreit, wölbte sich über der hohen Stirne in einem leichten Toupé, und fiel an beiden Seiten hinterwärts und über den Nacken in reichen braunen Locken nieder, über welche der Puder nur einen leichten Hauch geworfen. Am Arme trug die Königin an blauen Bändern einen großen runden Strohhut, und über die schönen weißen Hände hatte sie schwarze Filethandschuhe gezogen.

So, mit strahlendem Angesichte, mit gerötheten Wangen, mit einem reizenden Lächeln um die vollen rothen Lippen, so, ganz Unschuld, ganz Heiterkeit und Frohsinn, trat Marie Antoinette in ihr Wohnzimmer ein, in welchem die Herzogin von Polignac sie schon erwartete, in einem Anzuge ganz ähnlich dem ihrigen.

Die Königin flog ihr mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens, mit der Zärtlichkeit einer Schwester entgegen, und schob ihren Arm in den der Freundin.

„Kommen Sie, Julia,“ sagte sie, „wir wollen die Welt verlassen und uns in das Paradies begeben.“

„Ach, ich fürchte mich vor dem Paradiese,“ rief die Herzogin mit ihrem reizenden Lächeln. „Ich habe ein Grauen vor der Schlange.“

„Du sollst keine Schlangen da finden, meine Julia,“ sagte die Königin, den Arm der Herzogin an sich drückend. „Lehne Dich auf mich, meine Freundin, und sei überzeugt, daß ich Dich vertheidigen werde gegen jede Schlange und jedes niedere Gewürm.“

„Oh Majestät, ich fürchte indessen die Schlangen

mehr für meine angebetene Königin, als für mich. Was liegt an mir! Aber an Eurer Majestät liegt mir Alles!"

„Mein Gott, Julia," seufzte die Königin, „warum nennen Sie mich mit dem steifen, förmlichen Titel der Majestät, da wir doch allein sind! Warum vergessen Sie nicht ein wenig die Etiquette, da uns doch Niemand hört?"

„Majestät," lächelte die Herzogin, „wir sind hier in Versailles, und die Wände haben Ohren."

„Es ist wahr," rief die Königin mit schnell wieder erheitertem Gesichte, „wir sind hier in Versailles! Das ist Deine Entschuldigung! Kommen Sie, lassen Sie uns eilen, dieses stolze Königsschloß zu verlassen, und uns hinaus zu begeben in die schöne Natur, wo keine Wände uns hören, sondern nur Gott und die Natur! Kommen Sie, Julia!"

Sie zog die Herzogin rasch mit sich fort nach der kleinen Seitenthüre hin, die auf den kleinen Corridor führte, von da nach der Nebentreppe, und über den kleinen Vorplatz nach einer der Seitenpforten des Schlosses, die hinaus führte in den Park. Das Coupé der Königin hielt vor dieser Thüre, und der Stallmeister und die Lakayen warteten der Ankunft der Königin.

Marie Antoinette sprang leicht wie eine Gazelle in den Wagen, und reichte dann verbindlich der Herzogin ihre Hand, um ihr beim Einsteigen behülflich zu sein. „Nur vorwärts, vorwärts," rief die Königin dem Kutscher zu, „und fahren Sie recht rasch, denken Sie, Ihre Pferde hätten Flügel, denn ich sehne mich zu fliegen! Vorwärts, oh vorwärts!

3.

Trianon.

Fliegt, ihr Rosse, fliegt! Tragt die Königin von Frankreich aus dem steifen, stolzen Versailles, aus dem Palaste der Könige, wo Alles Erhabenheit, Würde und Unnahbarkeit des Königthums athmet, tragt sie hinaus nach dem kleinen, einfachen, zierlichen Trianon, nach dem Traume des Paradieses, wo Alles Unschuld, Einfachheit und Frieden athmet, wo der Königin erlaubt ist eine Frau zu sein, und zwar eine glückliche, wo Marie Antoinette das Recht hat, die Etiquette zu verbannen, und ihren Neigungen, ihren Wünschen und Launen gemäß zu leben!

Ja wahrlich, die feurigen Rosse haben sich in Vögel verwandelt, sie durchschneiden die Luft, scheinen kaum den Boden zu berühren, und kaum vermag der Kutscher sie anzuhalten, da man jetzt das Gitter erreicht hat, welches den Garten von Trianon abschließt von Versailles.

Leicht wie eine Gazelle, glücklich wie ein junges Mädchen, das noch keine Sorgen, keine Mühen des Lebens kennen gelernt, sprang Marie Antoinette aus dem Wagen, noch ehe der Kammerdiener Zeit gehabt, das Gitterthor mit seinen beiden Flügeln zu öffnen, um die Königin mit aller Würde hindurchpassiren zu lassen. Sie schlüpfte lachend durch die kleine, für die geringeren Besucher von Trianon bestimmte Seitenpforte, und nahm den Arm ihrer Freundin, der Herzogin von Polignac, um mit ihr in die kleine Seitenallee einzubiegen. Aber bevor sie das that, wandte sie sich noch einmal dem Kammerdiener zu, der in ehrerbietiger Entfernung die Befehle seiner Herrin erwartete. „Weber," sagte sie zu ihm in dem gemüthlichen österreichischen Dialekt ihrer deutschen Heimath, „Weber, Sie haben nicht nöthig uns zu folgen. Der Tag gehört Ihnen. Sie sind frei, wie ich es bin! Wenn Sie indessen Sr. Majestät begegnen, so sagen Sie ihm, daß ich nach dem kleinen Palais gegangen bin, und daß, wenn es Sr. Majestät gefällig ist, er mich in meinem kleinen Dorf in der Mühle erwarten könne."

„Und nun komm, meine Julia," wandte sie sich dann an ihre Freundin, indem sie die Herzogin mit sanftem Ungestüm vorwärts zog, „nun laß uns froh und glücklich sein. Ich bin jetzt keine Königin mehr, Gott sei Dank, ich bin hier nur so viel, oder so wenig wie jede Andere. Darum hat es mir wohlgethan, durch das kleine Gitterthor hier einzutreten. Durch eine kleine Pforte nur kommt der Mensch in's Paradies, und ich bin jetzt eingetreten in das Paradies. Oh, siehst Du es nicht, Freundin, die Bäume, die Blumen, das Buschwerk, Alles ist hier rein und frei vom Staube der Erde, selbst der Himmel hat eine andere Farbe und schaut mich an glänzend und blau wie das Auge Gottes."

„Es ist eben," sagte die Herzogin von Polignac lächelnd, „daß Sie Alles mit andern Augen anschauen, Majestät!"

„Majestät! rief Marie Antoinette. „Du liebst mich also nicht mehr, Dein Herz hat sich mir entfremdet, da Du mich mit so kaltem Namen anredest. In Versailles hattest Du noch eine Entschuldigung, aber hier, Julia, was kannst du hier zu Deiner Rechtfertigung sagen? Die Blumen horchen nicht, die Gebüsche haben nicht wie die Wände in Versailles Ohren, die uns belauschen."

„Ich sage Nichts zu meiner Entschuldigung," erwiderte die Herzogin, indem sie mit einer anmuthigen Bewegung ihren Arm um den Nacken der Königin schlang und einen Kuß auf die hohe Stirn Marie Antoinettens drückte. „Ich bitte nur um Gnade und verspreche, daß ich gehorsam sein und den ganzen Tag meiner Freundin den Traum ihres Paradieses nicht

mehr stören will durch ein ungehörig Wort. Wollen Sie mir nun vergeben, Marie?"

„Ich vergebe Dir aus voller Seele, Julia," lächelte die Königin, ihr freundlich zunickend. „Und nun, Julia, da wir heute einen glücklichen Tag der Ferien haben, nun wollen wir uns auch ihrer freuen, wie zwei junge Mädchen, die zum Geburtstag ihrer Großmutter auf einen Tag der Pensionsanstalt entwischt sind. Laß uns einmal sehen, wer von uns die schnellsten Beine hat. Wir wollen einen Wettlauf machen. Sieh', da schimmert schon unser kleines Haus aus dem Gebüsch hervor; sehen wir zu, wer von uns Beiden zuerst dahin gelangt."

„Ohne anzuhalten?" fragte die Herzogin entsetzt, „in einer Tour, Marie?"

„Ich habe gar keine Bedingungen gemacht, ich habe nur gesagt, sehen wir zu, wer zuerst dahin gelangt. Wenn Du die Erste bist, Julia, gebe ich Dir die Offizierstelle bei meiner Schweizergarde, um welche Du mich gestern für Deinen Protégé gebeten hast. Komm, laß uns laufen. Eins! —"

„Nein, Marie," unterbrach sie die Herzogin, „setzen wir den Fall, daß Sie die Erste wären, was soll ich Ihnen geben?"

„Einen Kuß, einen herzlichen Kuß, Julia. Nun vorwärts. Eins, Zwei Drei!"

Und Marie Antoinette sprang in lustigen Sätzen vorwärts die kleine Allee hinunter. Der runde Strohhut, welcher ihr Haupt bedeckte, hob sich von der Bewegung zu beiden Seiten empor, die blauen langen Bänder flatterten hoch auf im Winde, das weiße Gewand bauschte sich auf und die Oberhofmeisterin der Königin und Madame Adelaide würden sich entsetzt haben, wenn sie die Königin so, „wie ein aus der Pension entwischtes Mädchen" hätten dahinfliegen sehen.

Sie aber, sie dachte gar nicht an das Ungehörige ihres Laufes. Sie schaute nur mit fröhlich lachenden Blicken nach dem Ziel, dem weißen Hause hin, das immer weiter aus dem Gebüsche hervortrat, und dann wieder seitwärts nach der Freundin, welcher sie noch immer keinen Vorsprung hatte abgewinnen können.

„Vorwärts, vorwärts!" rief die Königin lachend, „ich will und ich muß gewinnen, es gilt einen Kuß von meiner Julia. Und mit erneuter Schnelle eilte die Königin vorwärts. Jetzt öffnete sich die Allee und mündete ein in einen kleinen Vorplatz vor dem Palais. Die Königin hielt mitten im Laufe an und wandte sich rückwärts nach der Freundin, welche weit hinter ihr zurückgeblieben war.

Sobald die Herzogin dies sah, wollte sie ihre Schritte beeilen und ihren Lauf wieder aufnehmen, aber Marie Antoinette winkte ihr mit der Hand und ging ihr rasch entgegen.

„Du sollst Dich nicht mehr anstrengen, Julia," sagte sie. „Gewonnen hab' ich nun doch einmal, und Du kannst mir meinen Gewinnst nicht mehr streitig machen."

„Und ich will es auch nicht," erwiderte die Herzogin mit einem anmuthigen Trotz in ihren sanften Zügen. „Ich wollte überhaupt nicht gewinnen, denn es hätte aussehen können, als ob es mir im heitern Spiel selbst auf den Gewinn ankäme. Sie haben Unrecht gethan, Marie Antoinette, Sie wollten, daß ich Trianon vergesse, daß Sie die Königin von Frankreich sind. Aber Sie vergessen es selber nicht. Nur die Königin kann mir einen solchen Preis aussetzen, wie Sie ihn ausgesetzt, und dagegen von mir so Geringes als Gegenpreis begehren. Sie haben mir es unmöglich gemacht zu gewinnen, Marie, denn Sie wissen wohl, ich bin nicht eigennützig."

„Ich weiß es, und gerade deshalb liebe ich Dich so sehr, Julia. Ich habe Unrecht gethan, meine theure Freundin," fuhr sie mit sanfter, zärtlicher Stimme fort. „Ich sehe es ein und ich bitte Dich um Vergebung. Aber nun gieb mir, zum Zeichen Deiner Vergebung auch den Preis, den ich gewonnen habe. Einen Kuß, Julia, einen Kuß!"

„Nicht hier," sagte die Herzogin. „Oh nein, nicht hier, Marie. Sehen Sie nur, die Thüren des Salons sind geöffnet und Ihre Gesellschaft ist schon versammelt. Sie würden mich Alle beneiden und Alle eifersüchtig werden, wenn sie den Vorzug sehen, den Sie mir schenken."

„Laß sie eifersüchtig werden, laß sie Dich beneiden," rief die Königin „die ganze Welt soll es wissen, daß Julia von Polignac meine beste und geliebteste Freundin ist, daß ich nach meinem Gemahl und meinen Kindern Niemand so sehr liebe, wie sie."

Und mit einem zärtlichen Ungestüm schlang die Königin ihre beiden Arme um den Hals der Herzogin und küßte sie innig. —

„Haben Sie gesehen," sagte drinnen im Salon der Baron von Besenval zu dem Herrn von Adhémar, mit welchem er eben eine Partie Tricktrack spielte, „die Königin geruht uns ein Tableau aufzuführen, und inmitten des Rondels eine Gruppe der Freundschaft darzustellen."

„Ich wünschte, es wäre mir gestattet, diese wunderschöne Gruppe in Marmor wiederholen zu lassen," erwiderte Herr von Adhémar lächelnd. „Es wäre ein Gegenstück zum Orest und Pylades."

„Wer aber," fragte die Herzogin von Guéméné von ihrem Strickrahmen herüber, „wer von den Beiden ist das Gegenstück des Oreste, des Furienverfolgten, des Schlangenumzüngelten?"

„Das ist die Königin," rief der Graf von Vaudreuil, welcher am Clavier saß und eben ein neues Musikstück gespielt hatte. „Ja, die Königin ist der weibliche Oreste; die Furien das sind die drei königlichen Tanten, und die Schlangen, verzeihen Sie mir,

meine Damen, das sind, mit Ausnahme Ihrer, so ziemlich alle Damen von Paris."

„Sie sind boshaft, Herr Graf," rief Frau von Marsan, „und wären wir zufällig nicht hier, so würden Sie uns ohne Zweifel auch zu den Schlangen rechnen."

„Wenn ich's thäte," sagte Graf Vaudreuil lächelnd, „so würde ich nur wünschen, von Ihnen den Apfel zu erhalten, um mit Ihnen aus dem Paradies verjagt zu werden. — Aber still, die Königin kommt."

Ja, die Königin trat so eben in den Salon ein. Ihre Wangen waren glühend roth von dem raschen Laufe, ihr Busen hob sich ungestüm in unruhigem, hastigem Athmen. Der Hut hatte sich zur Seite verschoben, und das dunkelblonde Haar schaute im wirren Gelock darunter hervor.

Es war nicht die Königin, welche in den Salon eintrat, es war nur Marie Antoinette, die einfache junge Frau, die ihre Freunde begrüßte mit glänzenden Augen und lebhaftem Zunicken, und es ihnen zum Gesetz gemacht hatte, bei ihrem Eintreten sich nicht von ihren Sitzen zu erheben und sich nicht zu unterbrechen in ihren Stickereien, ihren Arbeiten und Spielen.*

Die Damen bleiben daher an ihren Stickrahmen, die Herren von Besenval und Adhémar spielten ihr Tricktrack weiter und nur der Graf von Vaudreuil erhob sich von seinem Platze, weil die Königin zu ihm heranschritt.

„Was haben Sie gespielt, Graf," fragte Marie Antoinette.

„Ich bitte um die Gnade, diese Frage unbeantwortet lassen zu dürfen," erwiderte der Graf mit einer leichten Verbeugung. „Ew. Majestät haben ein so feines Ohr, daß Sie ohne Zweifel an der Musik sogleich den Komponisten erkennen werden. Es ist eine ganz neue Komposition, und ich habe mir erlaubt, sie für vier Hände einzurichten. Wenn Ew. Majestät vielleicht die Gnade haben wollten —"

„Kommen Sie," unterbrach ihn die Königin, „lassen Sie uns sogleich versuchen."

Sie zog rasch und mit fiebernder Ungeduld ihre schwarzen Filethandschuhe von den zarten weißen Händen ab, und ließ sich auf den schon bereit stehenden Sessel neben dem Grafen nieder.

„Wird die Musik auch nicht zu schwer für mich zum Spielen sein?" fragte sie ängstlich.

„Nichts ist für die Königin von Frankreich zu schwer."

„Aber sehr Vieles für die Dilettantin Marie Antoinette," seufzte die Königin. „Indessen versuchen wir es, fangen wir an."

Und mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit begann die Königin jetzt die Baßpartie des neuen, von dem Grafen von Vaudreuil arrangirten Quatremains zu spielen. Aber je länger sie spielten, desto mehr schwand das Lachen und die unbefangene Heiterkeit aus den Zügen der Königin. Ihr edles Gesicht nahm den Ausdruck eines tiefen Ernstes an, ihr Auge strahlte auf in Begeisterung und die Wangen, welche vorhin von der raschen Bewegung purpurroth gewesen, erbleichten jetzt vor tiefer, innerer Erregung.

Auf einmal, mitten in der erhabenen und leidenschaftlich dahinstürmenden Musik, hielt Marie Antoinette inne, und erhob sich, hingerissen von ihrer eigenen Begeisterung, von ihrem Sitz.

„Das kann nur Gluck geschrieben haben," rief sie. „Das ist die Musik, die göttliche Musik meines erhabenen Meisters, meines großen Lehrers, des Ritters Gluck."

„Wahrlich, Ew. Majestät sind eine große Musikerin," rief Herr von Vaudreuil erstaunt, „die ideale Schülerin des genialen Maëstros. Ja, diese Musik ist von Gluck. Es ist die Ouvertüre zu seiner neuen Oper Alceste, welche er mir von Wien gesandt, damit ich sie Ew. Majestät vorlege. Diese Töne sollen für den Meister sprechen und ihm die Protection der Königin für sein neues Werk erflehen."

„Sie haben nicht zu der Königin, sie haben zu meinem Herzen gesprochen," sagte Marie Antoinette mit leiser, bewegter Stimme. „Es war ein Gruß aus meiner Heimath, ein Gruß von meinem Lehrer der zugleich der größte Komponist Europa's ist. Oh, ich bin sehr stolz darauf, mich seine Schülerin zu nennen. Gluck aber bedarf keiner Protection, vielmehr will es mich bedünken, als ob wir der Protection bedürfen, damit er uns gebe, was sein Genius schuf. Ich danke Ihnen, Graf," fuhr Marie Antoinette fort, sich mit einem anmuthigen Lächeln an den Grafen von Vaudreuil wendend. „Sie haben mir eine große Freude bereitet. Aber seit ich weiß, daß diese Musik von Gluck ist, habe ich nicht den Muth, sie ohne Weiteres zu spielen, denn auch nur eine Note davon zu verderben scheint mir ein Majestätsverbrechen. Ich werde mir dies Musikstück einüben und alsdann wollen wir es eines Tages dem versammelten Hofe vorspielen. Und jetzt, meine verehrten Gäste, wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen wir hinunter nach der Meierei, denn ich hoffe, daß wir dort den König treffen. Meine Herren, es steht Ihnen frei, sich jeder eine Dame zu wählen, wir gehen nicht im feierlichen Zug, sondern auf verschiedenen Wegen nach der Meierei."

Sofort stürzten alle anwesenden Herren zu der Königin hin, um die Ehre zu haben, sie führen zu dürfen.

Marie Antoinette dankte ihnen Allen mit einem freundlichen Lächeln und nahm den Arm des ältesten der anwesenden Herren, des Barons von Besenval.

„Kommen Sie, Baron," sagte sie, „ich weiß einen

* Goncourt Histoire de Marie Antoinette, pag. 101.

neuen Weg, den Niemand von diesen Herrschaften hier kennt und so bin ich gewiß, daß wir die Ersten in der Meierei sein werden."

Sie verließ am Arm des Barons den Salon und trat aus der entgegengesetzten Thüre hinaus auf die kleine Terrasse, welche hinabführte in den buschichten Park.

„Wir wollen durch den englischen Garten gehen. Ich habe durch das Gebüsch einen kleinen Weg öffnen lassen, der uns geradewegs in die Meierei führt, während die übrigen durch den italienischen Garten gehen müssen und also einem Umweg zu machen haben. Aber sehen Sie nur dort, Baron, da kommt Jemand, wer ist es?"

Und die Königin deutete mit der Hand nach der großen, schlanken Männergestalt hin, welche soeben die Terrasse heraufschritt.

„Madame," erwiderte der Baron, „es ist der Herzog von Fronsac.

„Oh, mein Gott," murmelte Marie Antoinette. „Er kommt gewiß wieder, um sich zu beschweren, und es wird bald wieder unangenehme Erörterungen geben."

„Wollen Ew. Majestät, daß ich ihn abweise?" fragte Besenval. „Ermächtigen Ew. Majestät mich, ihm zu sagen, daß Sie hier keine Audienzen ertheilen?"

„Oh, nicht doch," seufzte Marie Antoinette. „Er gehört ja auch zu meinen Feinden, und man muß mit seinen lieben Feinden viel zarter umgehen, als mit seinen Freunden."

Eben hatte der Herzog von Fronsac die letzte Terrasse erstiegen und näherte sich mit ehrerbietigen Verbeugungen der Königin, die ihn mit ernster Miene und mit einem leisen Neigen ihres Hauptes begrüßte.

„Nun, Herr Herzog," fragte sie, „bin ich es, welche der Ober-Intendant der Königlichen Schauspiele zu sprechen wünscht?"

„Madame," erwiderte der Herzog, „ich bin gekommen, um Ihre Majestät um eine Audienz zu bitten."

„Sie haben sie, und es ist, wie Sie sehen, eine sehr feierliche Audienz, denn wir stehen hier in dem Thronsaal Gottes, und der Baldachin des Himmels wölbt sich über uns. Sprechen Sie nun, Herzog, was führt Sie zu mir?"

„Majestät, ich komme, um mich zu beklagen."

„Und natürlich über mich?" fragte die Königin mit einem stolzen Lächeln.

Der Herzog schien die Frage nicht gehört zu haben und fuhr fort:

„Ich komme, mich zu beklagen und mein Recht in Anspruch zu nehmen. Se. Majestät der König hat die Gnade gehabt, mich zum General-Intendanten sämmtlicher Königlichen Schauspiele zu ernennen und mir die Oberaufsicht über alle Königlichen Theater anzuvertrauen."

„Nun, und was kümmert mich das?" fragte die Königin mit ihrer kältesten Miene. „Sie haben also die Ihnen anvertrauten Pflichten zu erfüllen und Ihre Theater wie Ihre Truppen gut in Ordnung zu halten."

„Aber, Majestät, es giebt ein Theater, welches sich meiner Leitung zu entziehen trachtet. Und kraft meines Amtes und meiner Pflicht muß ich dringend bitten, daß auch dieses neue Königliche Theater meiner Führung anvertraut und überantwortet werde."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte die Königin kühl. „Von welchem neuen Theater reden Sie, und wo ist es?"

„Majestät, es ist hier in Trianon. Es ist das neue Theater Ew. Majestät. Man führt auf demselben Operetten, Lustspiele und Vaudevilles auf. Es ist eine Bühne mit allen Vorrichtungen gewöhnlicher Bühnen, eine stehende Bühne, und ich kann daher verlangen, daß mir die Leitung derselben übertragen werde. Denn, ich wiederhole es noch ein Mal, der König hat mich zum Oberaufseher seiner sämmtlichen Königlichen Theater bestellt."

„Aber, Herr Herzog!" rief die Königin mit etwas geneigterem Ton. „Sie vergessen nur Eins, nur dies, daß das Theater in Trianon nicht zu den Theatern Sr. Majestät des Königs gehört. Es ist meine Bühne, und Trianon ist mein Reich. Haben Sie es nicht gelesen an den Erlassen, die sich am Eingang Trianons befinden, daß es die Königin ist, welche hier Gesetze giebt? Wissen Sie es nicht, daß Se. Majestät mir dieses Stückchen Erde geschenkt hat, damit ich hier ein wenig der Freiheit genieße und doch einen Ort besitze, wo die Königin von Frankreich einen eigenen Willen haben kann."

„Majestät," erwiderte der Herzog mit seiner ehrfurchtsvollen Miene, „ich bitte um Verzeihung. Ich glaubte, daß es keinen Ort in Frankreich gäbe, wo nicht der König der regierende Herr sei, und wo nicht seine Gesetze Gültigkeit behielten."

„Sie sehen also, daß Sie sich geirrt haben. Hier in Trianon bin ich König und nur meine Gesetze gelten hier."

„Das hindert indessen nicht, Majestät, daß auch die Gesetze des Königs Gültigkeit behalten," erwiderte der Herzog gereizt. „Und wenn auch die Königin von Frankreich sich diesen Gesetzen entzieht, so dürfen doch alle Uebrigen es nicht wagen, diesem Beispiel der Königin nachzufolgen. Denn sie bleiben, wo sie auch sind, die Unterthanen des Königs. So bleibe auch ich hier in Trianon selbst der gehorsame Unterthan Sr. Majestät, und seine Gesetze und meine Pflichten müssen von mir hier wie überall respektirt werden."

„Herr Herzog!" rief die Königin mit ausbrechender Heftigkeit. „Es steht Ihnen frei, niemals nach Trianon zu kommen, ich gebe Ihnen meine volle Zustimmung dazu, und Sie werden auf diese Weise nie-

mals in Collision kommen mit Ihrem überzarten Gewissen und den Gesetzen des Königs!"

„Majestät, man spielt aber in Trianon Theater!"

„Herzog, nicht „Man" spielt in Trianon Theater, sondern ich, die Königin, die Prinzen des Königlichen Hauses und meine Gesellschaft spielen in Trianon Theater. Lassen Sie sich dies ein für alle Mal gesagt sein. Sie können nicht die Leitung haben, wo wir die Schauspieler sind. Ueberdies habe ich Ihnen schon mehrere Male meine Ansichten über Trianon zu erkennen gegeben, ich halte hier keinen Hof, sondern lebe hier als Privatperson. Ich bin hier nur Gutsbesitzerin, und die Freuden und Vergnügungen, welche ich hier für mich und meine Gesellschaft veranstalte, sollen von Niemandem überwacht werden, von Niemandem, als von mir allein." *

„Majestät," sagte der Herzog mit einem kalten Lächeln, „es ist indessen noch Jemand da, welcher Sie überwacht, das ist die öffentliche Meinung, und ich denke wohl, daß diese zu meinen Gunsten sprechen wird."

Der Herzog verneigte sich und ohne es abzuwarten, daß die Königin ihm das Zeichen der Entlassung gäbe, wandte er sich um und stieg die Terrasse wieder hinunter.

„Er ist ein Unverschämter," murmelte die Königin, mit bleichen Wangen und blitzenden Augen ihm nachschauend.

„Er ist ein Ehrgeiziger," flüsterte Besenval. „Er betet Ew. Majestät an und er wagt sein Leben und seine Stellung, um in die Gesellschaft aufgenommen zu werden."

„Nein, nein," rief Marie Antoinette heftig, „es liegt ihm an meiner Person gar nichts. Die Königlichen Tanten haben ihn aufgehetzt wider mich, und es war wieder eine neue Scene, welche ihre zärtliche Fürsorge mir bereitet hat, um mich zu ärgern und zu kränken. Doch lassen wir das, Baron. Vergessen wir diese ganze Albernheit und erinnern wir uns nur, daß wir in Trianon sind. Sehen Sie, da treten wir ein in meinen lieben englischen Garten. Oh, schauen Sie um sich, Baron, und dann sagen Sie mir, ist es nicht schön hier und darf ich nicht ein wenig stolz sein auf diese meine Schöpfung?"

Und indem die Königin so sprach, eilte sie raschen, geflügelten Schrittes weiter hinein in die Bosquets zu den Rasenplätzen, den Blumenpartien, die in lieblicher Abwechselung den englischen Garten bildeten.

Es war in der That eine Schöpfung der Königin, dieser englische Garten, und er bildete einen gar wundersamen Contrast zu den feierlichen, verschnittenen Hecken, den geradlinigen Alleen, den regelmäßigen Blumenbeeten, den sorglich ummauerten Teichen und Flüssen, wie sie sonst in den Gärten von Versailles und Trianon zu sehen waren. Hier in dem englischen Garten war Alles Laune und die Natur bis zur Natürlichkeit nachgebildet. Das Wasser schäumte hier, floß in raschem Lauf und stand; Gesträucher hier und dort, wie vom Winde gesäet; Hunderte der schönsten Baumsorten; Trauerweiden, amerikanische Eichen, Akazien, Edeltannen, warfen ihren Schatten und brachten eine malerische Mannichfaltigkeit in den Farben des Laubwerks hervor. Der Boden hob sich bald zu schwellenden Hügeln, senkte sich bald zu Ebenen nieder, die in Höhlen und Schluchten sich endigten. Alleen kreuzten sich ohne Ordnung und System, und was die Kunst hier geschaffen, schien nur das Ergebniß der freien, ungefesselten Natur.

Je tiefer die Königin mit ihrem Begleiter in diesem Garten vorschritt, desto mehr erhellte sich ihr Gesicht, strahlte ihr Auge auf in seinem gewohnten Feuer.

„Nicht wahr, sagte sie, sich an den Baron wendend, der schweigend an ihrer Seite ging, „nicht wahr, es ist schön hier?"

„Es ist überall schön, wo Ew. Majestät sind," erwiderte der Baron mit einem fast zu zärtlichen Tone. Aber die Königin achtete nicht darauf. Ihr Herz war ganz erfüllt von unschuldiger Freude, sie lauschte mit angehaltenem Athem auf den schmetternden Gesang des Vogels, der aus dem dichten Bosquet, an welchem sie eben vorüberschritten, seine jubelnde Hymne der Natur erklingen ließ. Wie hätte sie da Sinn und Beachtung haben sollen für die Nüancen der Stimme des Barons von Besenval, der gerade wegen seiner fünfundvierzig Jahre und seines ergrauenden Haars von der Königin zu ihrem Begleiter gewählt worden war.

„Es scheint mir, Baron," sagte sie mit einem reizenden Lächeln, indem sie dem Vogel nachschaute, welcher jetzt, da sein Lied beendet, aus dem Gebüsche sich aufschwang gen Himmel, „es scheint mir, als ob die Natur mich begrüßen wollte, und mir deshalb diesen Sänger schickte. Ach," fuhr sie mit schnell umdüsterter Stirn fort, „es thut wohl Noth, daß ich zuweilen freundliche Stimmen höre und die süßen Melodien frohen Willkommens. Ich habe heute schon viel Schmerzliches erfahren, Baron, und der Willkommengruß dieses Vogels von Trianon war ein Balsam für manche Wunde, die ich heut erhalten."

„Ew. Majestät waren in Paris," fragte Besenval zögernd und mit einem forschenden Blick seiner klugen schwarzen Augen auf das trübe Antlitz Marie Antoinettens.

„Ich war in Paris," sagte sie mit aufleuchtender Freude. „Und die guten Pariser haben die Gemahlin ihres Königs, die Mutter der Kinder von Frankreich, mit stürmischem Enthusiasmus willkommen geheißen."

„Nein, Madame," rief der Baron erglühend, „sie

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe Goncourt; Histoire de Marie Antoinette. pag. 106.

haben Ew. Majestät, sie haben die schönste Frau von Frankreich, die angebetete Königin, die Mutter der Armen und Leidenden, mit Enthusiasmus aufgenommen."

„Und es mischte sich doch auch in diese Jubelmelodien eine trübe Dissonanz," sagte die Königin gedankenvoll. „Und während Alle jauchzten, tönte eine Stimme aus dem Volke an mein Ohr, die mir wie das unheilvolle Krächzen eines Unglücksvogels klang. Glauben Sie mir, Besenval, es ist nicht Alles, wie es sein soll. Es liegt Etwas in der Luft, das mich mit Angst und Schrecken erfüllt. Und ich kann es doch nicht verjagen, ich fühle, daß das Damoklesschwert über meinem Haupte schwebt, und meine Hände sind zu schwach, um es hinwegzunehmen."

„Wehe den Hochverräthern und Verbrechern, welche es gewagt haben, dies Damoklesschwert über dem Haupte der Königin aufzuheben!" rief der Baron stürmisch.

„Wehe ihnen, aber wehe auch mir!" sagte die Königin mit sanfter Traurigkeit. „Ich habe heute Morgen eine stürmische Unterredung mit Madame Adelaide gehabt. Es scheint, man hat im hohen Rathe meiner Feinde einen neuen Angriffsplan gegen mich entworfen, und Madame Adelaide war der Herold, der mir den Beginn des Kampftourniers ankündigen sollte.

„Sie hat es wieder gewagt, Ew. Majestät Vorwürfe zu machen?" fragte Besenval. Und da die Königin zustimmend nickte, fuhr er fort: „Aber was können sie sagen, woher nehmen sie die vergifteten Pfeile, um damit das edelste und schönste Herz zu verwunden?"

„Sie nehmen sie aus ihrem Neid, aus ihrem Haß gegen das Haus Oesterreich, aus ihrem Zorn über die Liebe des Königs. Was sie sagen können? sie klagen mich an, sie machen aus kleinen Thatsachen ungeheuere Verbrechen. Sie lassen einen kleinen Stein zu einem Felsen heranwachsen, mit dem sie mich zerschmettern wollen. O, mein Freund, ich habe heute sehr viel gelitten, und um Ihnen dies zu sagen, habe ich Sie zu meinem Begleiter erwählt. Ich darf vor dem Könige nicht klagen," fuhr Marie Antoinette fort, indem zwei Thränen langsam über ihre Wangen niederrollten, „denn ich will nicht, daß durch mich ein offener Bruch in der Familie entstehe, und der König würde Diejenigen seinen Zorn fühlen lassen, welche den Augen seiner Gemahlin Thränen entpreßten. Aber Sie sind mein Freund, Besenval, und ich traue auf ihre Freundschaft und auf die Ehrlichkeit Ihrer Gesinnung. So sagen Sie mir nun, Sie, welcher die Welt kennt, welcher die Erfahrungen des Lebens vor mir voraus hat, sagen Sie mir, ob ich Unrecht thue, zu leben, wie ich lebe? Haben die königlichen Tanten Recht, wenn sie es für ein Verbrechen erklären, daß ich meinen Antheil haben will an den unschuldigen Freuden des Lebens, daß ich mich meiner Jugend, meines Glückes freuen möchte? Hat der Graf von Provence Recht, wenn er es mir zum Verbrechen macht, daß ich die Rathgeberin des Königs bin, und über politische Angelegenheiten ihm meine eigenen Ansichten entwickeln darf? Bin ich wirklich dazu verdammt, nur in unnahbarer Ferne als eine geputzte Statue vor unserm Volke und unserm Hofe zu erscheinen? Ist es mir verboten, zu fühlen, zu lieben und zu hassen wie jedes andere Menschenkind? Ist die Königin von Frankreich nichts Anderes als das Opferlamm, welches das stumme Götzenbild, die Etiquette, in ihren bleiernen Armen hält, und es nach und nach langsam zerdrückt? Sagen Sie es mir, Besenval, reden Sie zu mir als ein ehrlicher und aufrichtiger Mensch, und bedenken Sie wohl, daß Gott über uns ist, und daß er Ihre Worte hört!"

„Möge Gott mich hören," sagte Besenval feierlich. „Es ist mir nichts wichtiger, als daß Ew. Majestät mich hört. Denn mein Leben und Streben, meine Seligkeit und meine Verdammniß liegt in dem Herzen Ew. Majestät. Nein sage ich, nein, die Tanten des Königs, die alternden Prinzessinnen, sehen mit dem Basiliskenblick des Neides Alles von der falschen Seite an. Sie haben gelebt an dem Hofe ihres Vaters, sie haben das Laster sich als Tugend geriren, die Schamlosigkeit sich in die Draperien der Unschuld hüllen sehen, und sie glauben daher weder an Tugend noch an Unschuld. Die Harmlosigkeit ihrer Königin erscheint ihnen als berechnete Coquetterie, ihre unbefangene Heiterkeit als strafwürdige Frivolität. Nein, der Graf von Provence hat nicht Recht, wenn er es Ew. Majestät zum Vorwurf machen will, daß der König von Frankreich seine Gemahlin liebt mit dem Feuer und der Ergebenheit, wie ein bürgerlicher Mann sein erwähltes Weib. Er hat nicht Recht, wenn er es Ew. Majestät zum Verbrechen anrechnet, daß Sie die Rathgeberin Ihres Gemahls sind, und selber eine politische Meinung vertreten. Ihr ganzes Verbrechen besteht in seinen Augen eben nur darin, daß eben Ihre politische Meinung eine andere ist, als die seine, und daß durch den Einfluß, welche Ew. Majestät über das Herz Ihres Gemahls gewonnen, der Graf von Provence und die königlichen Tanten in den Hintergrund zurückgedrängt sind. Ew. Majestät sind eine Oesterreicherin, eine Freundin des Herzogs von Choiseul. Dies ist Ihr ganzes Verbrechen. Und Sie würden in den Augen dieser Feinde nicht minder strafbar sein, wenn sie auch genau so leben wollten, wie es die hundertjährigen bestaubten Bücher der Etiquette von der Königin von Frankreich begehren. Ew. Majestät würden also ein Unrecht gegen sich selbst und gegen Ihren Hof begehen, wenn Sie diesen alten Gesetzen das Recht gewähren wollten, über Ihre Jugend, Ihre Schönheit und Unschuld zu herrschen. Es wäre Thorheit, sich zur Langweile und Einsamkeit zu verurtheilen. Hat die Königin von Frankreich nicht das

Recht, welches doch dem Niedrigsten ihrer Unterthanen zusteht, Freunde um sich zu sammeln und mit ihnen froh zu sein? Wir leben in dem Jahrhundert der Rücksichtslosigkeiten; sollte man da nicht auch rücksichtslos sein dürfen gegen die Albernheit der Etiquette. Sie machen es Ew. Majestät zum Vorwurf, daß Sie die großen Hofzirkel und die steife Cour abgeschafft haben, mit welchen die königliche Familie sich selbst und den Adel von Frankreich sonst zu martern pflegte. Sie sagen, durch solches Unterlassen des Ceremoniels hätten Ew. Majestät die Ehrfurcht des Volkes vor dem Königthum untergraben! Aber wäre es nicht lächerlich, zu denken, daß der Gehorsam der Völker von der größeren oder kleineren Stundenzahl abhänge, welche eine Königliche Familie im Kreise langweiliger und gelangweilter Höflinge verbringt? Nein, meine Königin, hören Sie nicht auf das Gezische der feindlichen Schlangen, die Sie umgeben, gehen Sie muthig Ihren Weg, es ist der Weg der Unschuld, der Harmlosigkeit und der Liebe."

„Ich danke Ihnen! O, ich danke Ihnen!" rief Marie Antoinette. „Sie haben mein Herz von schwerem Zweifel befreit und mein Gemüth beruhigt. Ich danke Ihnen!"

Und mit strahlenden Augen und einem süßen Lächeln reichte sie dem Baron ihre beiden Hände dar.

Er drückte sie fest in den seinen und auf seine Kniee niederstürzend, preßte er diese Königlichen Hände mit glühendem Ungestüm an seine Lippen.

„O, meine Königin, meine Herrin!" rief er leidenschaftlich. „Sehen Sie hier zu Ihren Füßen Ihren treuesten Diener, Ihren ergebensten Sclaven! Empfangen Sie von mir den Schwur ewiger Ergebenheit und Liebe. Sie haben mich begnadigt mit Ihrem Vertrauen, Sie haben mich Ihren Freund genannt. Aber meine Seele und mein Herz glüht nach einem andern Namen. Sprechen Sie es aus das Wort, Marie Antoinette, das Wort —"

Die Königin trat zurück und eine tiefe Todesbläße überzog ihre Wangen. Sie hatte Anfangs mit staunender Bewunderung, dann mit Entsetzen und Indignation den tollkühnen Worten des Barons zugehört, und allmählig hatten ihre sanften Züge einen zornigen, verächtlichen Ausdruck angenommen.

„Mein Herr!" sagte sie mit der hoheitsvollen Würde einer Königin, „ich sagte Ihnen zuvor, daß Gott über uns ist und daß er Ihre Worte hört. Sie haben freventlich gesprochen und Gott hat Sie gehört. Ihm überlasse ich die Strafe Ihres Frevels. Stehen Sie auf, mein Herr, der König soll nichts erfahren von einem Verstoß, der Sie auf immer bei ihm in Ungnade brächte.* Wenn Sie es aber noch einmal wagen sollten, nur mit einem Blick, einer Miene an diese zugleich freventliche und lächerliche Scene zu erinnern, so wird der König von mir Alles erfahren."

Und indem die Königin mit einer stolzen und hoheitsvollen Bewegung den Arm erhob nach der Gegend hin, wo durch das Gebüsch die Dächer der Meierei sichtbar wurden, fuhr sie mit gebieterischer Stimme fort:

Gehen Sie voran, mein Herr, ich werde allein Ihnen folgen!"

Dem Baron von Besenval, dem geübten Höfling, dem erfahrenen Weltmann geschah, was ihm noch nie geschehen war: er fühlte sich verlegen, beschämt und keines Wortes mächtig. Er hatte sich rasch von seinen Knieen erhoben und nachdem er vor der Königin eine steife, linkische Verbeugung gemacht, wandte er sich um und ging eiligen Schrittes und gesenkten Hauptes auf dem bezeichneten Wege dahin.

Die Königin blickte ihm nach, bis er hinter dem Bosquet verschwunden war; dann schaute sie mit einem langen, traurigen Blick um sich her. „Ich bin also wieder allein," flüsterte sie, „wieder um eine Illusion ärmer. Ach, ist es denn wahr, giebt es denn für mich keine Freundschafe, muß sich denn jede Freundin in eine Neiderin, jeder Freund in einen Anbeter verwandeln? Selbst dieser Mann, den ich ehrte mit meinem Vertrauen, zu dem ich das Gefühl einer ergebenen Schülerin gegen ihren Lehrer hatte, selbst er wagte es, mich zu beschimpfen! Ach, muß denn mein Herz jeden Tag neue Wunden empfangen, und muß denn das Glück mit so vielen Schmerzen erkauft werden?"

Und mit einem tiefen Wehelaut schlug die Königin ihre Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich. Still war es ringsum. Nur hier und da tönte aus dem Gebüsch der leise träumerische Gesang eines Vogels, der vor der heißen Augustsonne sich in den kühlenden Schatten geflüchtet hatte, rauschten die Bäume auf vom Windeshauch bewegt, der die Blumen sich zu einander beugen ließ, als wollten sie zusammen flüstern von dem Schmerz der Königin, von den Thränen, die von ihren Händen niederträufelten auf die Blumen, ohne sie zu erquicken, denn es war nicht der Thau des Himmels, sondern der Schmerz der Erde, der sie ihnen sandte.

Aber auf einmal, nach kurzer Pause, ließ die Königin ihre Hände wieder niedersinken und richtete ihr Haupt mit einer stolzen und trotzigen Energie empor.

„Fort mit den Thränen," sagte sie. „Was würden wohl meine Freunde und Freundinnen sagen? Was für ein Gezische und Geflüster würde es geben, wenn sie sähen, daß die harmlose Königin, die stets heitere und sorglose Marie Antoinette Thränen vergossen habe? O, mein Gott!" fuhr sie fort, ihre großen Augen gen Himmel erhebend, „ich habe heute wahrlich genug der Zinsen für mein Glück bezahlt; erhalte mir wenigstens mein Kapital des Glücks, dann

* Die eigenen Worte der Königin. S. Memoiren der Madame de Campan. Vol. 2.

will ich der Welt mit frohem Muth die höchsten Zinsen zahlen, wie sie nur ein arger Wucherer begehren kann."

Und mit stolzem Muth, mit hocherhobenem Haupte schritt die Königin vorwärts, den Pfad nach der Meierei dahin. Jetzt lichteten sich die Gebüsche und aus dem englischen Garten trat die Königin jetzt hinaus auf die kleine Ebene, in deren Mitte Marie Antoinettens Arkadien, ihr Traum vom Paradiese, ihre Meierei sich erhob. Die Königin blieb stehen und mit schnell erheitertem Gesicht, mit Augen, die schon wieder aufstrahlten in Freudigkeit, schaute sie auf das liebliche Landschaftsbild hin, das sie selber, unterstützt von ihrem Baumeister Hubert Robert, geschaffen hatte.

Und die Königin durfte wohl sich dieser Schöpfung freuen, dieser poetischen Idylle, die mitten aus dem Glanz des Hofes aufblühte wie ein Veilchen im Sande unter den köstlichen tropischen farbenleuchtenden Blumen in den vergoldeten Vasen der Königstafel. Eng an einander gerückt stehen die kleinen Häuser da, Bauernhäuser, deren Bäuerinnen die stolzen Damen des Königshofes sind. Ein kleiner Bach fließt plätschernd und murmelnd hinter den Häusern und dreht mit schäumendem Gelock das weiße Rad der Mühle, die sich am Ende der Häuserreihe zur rechten Seite befindet. Neben der Mühle, weiterhin, steht einzeln gelegen noch ein Bauernhäuschen, besonders hübsch und zierlich. Es ist umgeben von einem Blumenflor, von Weingeländern und Laubengängen. Das Dach ist mit Stroh gedeckt, die kleinen Scheiben in den Fenstern mit Blei eingefaßt. Es ist das Haus der Meierin Marie Antoinette. Die Königin hat zu diesem Hause selbst den Grundriß entworfen und die Zeichnungen gemacht. Sie hat gewollt, daß es so klein, so einfach, so bescheiden aussehe, nicht einmal den Anschein der Neuheit sollte es haben und die Königin hat dafür gesorgt, daß auf das weiße Gemäuer Risse und Kalkablösungen gemalt sind, um dem Hause ein älteres Ansehen und den Reiz der Beschädigung zu geben. Sie hat nicht daran gedacht, wie schnell die Zeit die unschuldigen Spielereien einer Königin zerstören könne. Neben dem Hause der Meierei befindet sich ein anderes kleines Haus, die Milchkammer genannt. Sie steht dicht am Wasser. Und wenn Marie Antoinette mit ihren Bäuerinnen auf der nahen Wiese die Kühe gemolken, so tragen sie die Milch in den weißen Eimern mit Silberringen durch die Dorfgasse nach der Milchkammer hin, wo sie auf den Tischen von weißem Marmor in zierliche weiße Schalen gegossen wird. Auf der anderen Seite der Straße befindet sich das zierliche stattliche Haus des Amtmanns und daneben hat der Schulmeister seine Wohnung.

Marie Antoinette hatte in ihrer Meierei an Alles gedacht. Da sind die Schuppen, um die Ernte aufzubewahren und vor den Heuböden stehen die Leitern, das duftige Heu hinaufzutragen.

„Es ist doch schön in der Welt," sagte die Königin, als sie jetzt mit heiterem Blick ihre Schöpfung überschaute. „Ich will die frohen Stunden genießen und glücklich sein in meiner Meierei."

So schritt sie rasch vorwärts, mit frohen Blicken um sich schauend nach den Häusern, ob nicht die Bauern und Bäuerinnen schon angelangt seien und sich drinnen versteckt hätten, um die Meierin zu erwarten. Aber Alles blieb still und nirgends hinter den kleinen Fensterscheiben schaute einer der Bewohner hervor.

Da auf einmal ward die Stille durch ein lautes klapperndes Geräusch unterbrochen. Das weiße Mühlrad begann sich zu drehen und in der Thür der Mühle erschien die wohlgenährte Gestalt des Müllers in dem weißen Gewande mit dem weißbestaubten lachenden Angesicht, mit der weißen Mütze auf dem gepuderten Haar.

Die Königin schrie laut auf vor Vergnügen und lief in hastigen Sätzen der Mühle zu. Aber bevor sie dieselbe noch erreicht hatte, öffnete sich drüben die Thür des Amtshauses und der Maire in seiner schwarzen Amtstracht, mit der großen weißen Binde um den Hals, das spanische Rohr mit dem Goldknopf in der Hand, den schwarzen, dreieckigen Hut auf dem Kopf, trat daraus hervor. Er schritt gerade auf Marie Antoinette zu und die Hände in die Seite stützend, stellte er sich mit drohender Miene vor sie hin.

„Frau Meierin," sagte er, „wir sind sehr unzufrieden mit Ihr! Denn Sie vernachlässigt Ihre Wirthschaft auf eine ganz ungebührliche Weise. Wir müssen Sie zu Protokoll vernehmen, weshalb Sie heut so spät gekommen ist, denn die Blumen hängen schon alle ihre Köpfe, die Nachtigallen wollen nicht mehr singen, und die Lämmer auf den Weiden verschmähen das schönste Gras. Alles siecht hin und stirbt vor Sehnsucht nach der Meierin und zudem geht die ganze Wirthschaft zu Grunde, wenn Sie nicht da ist."

„Das ist nicht wahr!" schrie eine andere lustige Stimme und das Fenster des Schulhauses that sich klirrend auf, und der lustige, junge Schulmeister schaute hervor und drohte mit seiner Ruthe dem gravitätischen Maire.

„Wie kann Er sagen, Monsieur, daß die Wirthschaft zu Grunde gehe, bin ich nicht da, der sie zusammenhält? Seit die superklugen Menschen nichts mehr lernen wollen, bin ich der Schulmeister des lieben Viehs geworden und unterrichte es in der Kunst, sich das Leben angenehm zu machen. Ich bin Tanzmeister bei den Ziegenböcken geworden und habe eine Balletschule für die Geislein eingerichtet."

Marie Antoinette lachte laut auf. „Mein Herr Schulmeister," sagte sie, „ich bin sehr begierig, eine Probe Ihrer Geschicklichkeit zu sehen, und ich fordere Sie auf, uns heute Nachmittag auf der großen Wiese mit Ihren Zicklein eine Balletvorstellung zu geben.

Was Sie anbetrifft, Herr Maire," fuhr sie mit einer lächelnden Verneigung gegen denselben fort, „so bitte ich Sie, nicht allzu strenge mit der armen Meierin zu verfahren, und ein wenig Nachsicht zu haben mit ihrem Jugendmuth."

„Als ob meine theure Schwägerin jemals der Nachsicht bedürfte!" rief der Maire mit emphatischem Tone.

„Ach, mein Herr Graf von Provence," sagte die Königin lächelnd, „Sie fallen aus der Rolle und vergessen zweierlei. Erstens, daß ich hier nicht die Königin bin und zweitens, daß hier in Trianon alle Schmeicheleien verboten sind."

„Es liegt an Ihnen, wenn die Wahrheit als Schmeichelei erscheint," erwiderte der Graf von Provence, sich leicht verneigend.

„Das ist eine Antwort, ganz eines Gelehrten würdig!" rief der Schulmeister, Graf von Artois. „Bruder, Du kennst noch nicht einmal das ABC der Galanterie, Du mußt durchaus bei mir in die Schule gehen."

„Ich glaube wohl, Bruder Carl, daß ich in dieser Sache Vieles von Dir lernen könnte," lachte der Graf von Provence, „indessen weiß ich nicht, ob meine Gemahlin mit diesem Unterricht zufrieden sein wird."

„Wir wollen sie einmal darum fragen," sagte die Königin. „Auf Wiedersehen, meine Brüder! Ich muß zuerst meinen lieben Müller begrüßen."

Sie eilte vorwärts, sprang beflügelten Schrittes die kleine hölzerne Freitreppe hinauf, welche zur Mühle führte, und schlang ihre beiden Arme um den Hals des Müllers, der mit einem wonnigen Lachen sie an sein Herz schloß und sie hinwegzog in den innern Raum der Mühle.

„Ich danke Dir, Ludwig!" rief die Königin, indem sie sich vorwärts neigte und die Hand ihres Gemahls an ihre Lippen drückte. „Welch' eine liebliche Ueberraschung hast Du mir bereitet; und wie gütig ist es von Dir, mich so in meiner lieben Meierei zu empfangen."

„Sagtest Du nicht neulich, daß Du diese Maskerade wünschtest?" fragte der König mit einem heitern Lächeln. „Hast Du nicht selber die Rollen ausgetheilt, und mich zum Müller, den Grafen von Provence zum Maire und den tollen Artois zum Schulmeister ernannt, "de par la reine," wie es hier in Trianon heißt, und wunderst Dich jetzt, daß wir, wie es doch Gehorsamen geziemt, unserer Königin folgen und die Chargen übernehmen, welche sie uns anvertraut?"

„O, Ludwig, wie gütig Sie sind!" sagte die Königin mit Thränen in den Augen. „Ich weiß ja, wie wenig Gefallen Sie für Ihre Person an diesen thörichten Spielen und Tändeleien finden und doch bringen Sie mir das Opfer und nehmen Theil an unseren Spielen."

„Das kommt daher, weil ich Sie liebe," sagte der König einfach, und ein glückliches Lächeln verschönerte sein breites, gutmüthiges Gesicht. „Ja, Marie, ich liebe Sie zärtlich und es macht mir Freude, zu Ihrem Frohsinn beizutragen."

Die Königin legte sanft ihren Arm um Ludwigs Nacken und senkte ihr Haupt an seine Schulter. „Wissen Sie noch, Ludwig," fragte sie, „wissen Sie noch, was Sie mir sagten, als Sie mir Trianon schenkten?"

„Nun," sagte der König, langsam sein Haupt schüttelnd.

„Sie sagten zu mir: Sie lieben die Blumen. Ich will Ihnen ein ganzes Bouquet schenken. Ich gebe Ihnen klein Trianon.* Mein theurer Sire! Sie haben mir nicht nur ein Bouquet von Blumen gegeben, sondern ein Bouquet von frohen Stunden, von glücklichen Jahren, die ich Ihnen, Ihnen allein danke."

„Und möge dieses Bouquet nie verwelken, Marie!" sagte der König, indem er wie segnend seine Hand auf das Haupt seiner Gemahlin legte und seine guten blauen Augen mit einem frommen und flehenden Blick himmelwärts richtete. „Aber, Frau Meierin," sagte er dann nach einer kleinen Pause, „Sie lassen mich ganz meine Rolle vergessen, und das Mühlrad steht schon wieder still, da der Müller nicht da ist. Es ist überdies gar schlecht in Ordnung, und es wird wohl nöthig, daß ich meine Kunst als Schlossermeister hier ein wenig übe und ihm bessere Schrauben und Federn in die Maschine füge. Aber hören Sie nur, was ist denn das für ein Gesang da draußen?"

„Es sind die Bäuerinnen und Bauern, welche uns mit ihrem Gesange rufen," sagte die Königin lächelnd. „Kommen Sie, Herr Müller, zeigen wir uns ihnen."

Sie zog den König hinaus auf die kleine Freitreppe. Drunten am Fuß derselben standen die beiden königlichen Brüder, die Grafen von Provence und Artois, als Amtmann und als Schulmeister, hinter ihnen die Herzoginnen und Prinzessinnen, die Herzoge und Grafen, als Bauern und Bäuerinnen gekleidet. Und im einstimmigen Chor sangen sie der Meierin und dem Müller entgegen:

Où peut on être mieux,
Qu'au sein de sa famille ?

Die Königin lachte und doch glänzten Thränen in ihren Augen, Thränen seliger Lust!

Es waren glückliche Stunden, welche das Königspaar heute in Trianon verlebte. Stunden von so hellem Sonnenschein, daß Marie Antoinette die trüben Wolken ihres Morgens ganz darüber vergaß, und in glückseligem Frohsinn sich ganz ungestört dem Genusse des harmlosen Landlebens hingab. Man speiste an

* Die eigenen Worte des Königs. Siehe Mémoire de Marquis de Crequy. Vol. 4.

ländlicher Tafel, ein einfaches, kleines Diner, wie es der Hühnerhof, die Mühle und die Milchkammer hergeben konnten. Dann zog die ganze Gesellschaft hinaus, um sich an dem Rande des Lustwäldchens im schwellenden Grase zu lagern und den Kühen zuzuschauen, die vor ihnen auf der Wiese weideten, fraßen und in majestätischer Würde hingelagert ihr ernstes Geschäft des Wiederkauens verrichteten. Aber da man nicht blos leben und genießen darf als Bauersleute, so erhob sich die Meierin Marie Antoinette bald von ihrem Ruhesitz, um den Bäuerinnen mit einem guten Beispiele voranzugehen und zu arbeiten. Der Spinnrocken der Meierin ward herbeigeholt, und auf niedrigen Schemel sich niedersetzend, begann Marie Antoinette zu spinnen. Wie schnell das Rad sich drehte, als wäre es das Glücksrad, das schnell sich windend heute Freude, morgen Trübsal gewährt!

Der Abend ist noch nicht gekommen und das Glücksrad hat sich schon gedreht, und die Trübsal ist da!

Marie Antoinette weiß es noch nicht; ihr Auge strahlt noch in Freude, ein glückliches Lächeln umspielt noch ihre purpurnen Lippen. Sie sitzt jetzt mit ihrer Gesellschaft am See, mit der Angel in der Hand und schaut mit lachendem Blick und gespannter Aufmerksamkeit auf die Angelruthe und jubelt, so oft sie einen Fisch gefangen. Denn diese Fische sind zum Souper für die Gesellschaft bestimmt und die Königin hat ihren Gemahl feierlich eingeladen zu einem Abendessen, welches sie selber verdienen und bereiten wolle. Die Königin lacht noch und freut sich, aber das Rad an ihrem Spinnrocken steht still, und das Rad des Glücks hat sich schon gedreht!

Der König ist nicht mehr da. Er hat sich in die Mühle zurückgezogen, um ein wenig zu ruhen.

Und auch dort ist er nicht allein, — Wer hat es gewagt, ihn zu stören? Es muß eine sehr ernste Veranlassung gewesen sein. Denn man weiß es, daß sich der König nur selten nach Trianon begiebt, und daß, wenn er einmal dort ist, er nicht von Geschäften belästigt sein will.

Und dennoch hat man ihn heute gestört, dennoch ist der Minister, Baron von Breteuil, gekommen, um den Müller von Klein-Trianon aufzusuchen und ihn zu bitten, daß er selbst in Klein-Trianon der König sei.

4.

Das Halsband der Königin.

Der König hatte, als der in einen Müllerburschen verkleidete Kammerdiener ihm den Baron von Breteuil meldete, sich sofort in seine Kammer zurückgezogen und seine Verkleidung abgelegt. Er trug jetzt wieder den hechtgrauen langen Ueberrock, die kurzen Pantalons von schwarzem Sammet, die lange goldgestickte Weste von grauem Atlas, und darüber das himmelblaue Band des Ludwigordens, so wie man gewohnt war, Se. Majestät außer an den großen Galatagen zu sehen.

Mit unruhiger, besorgter Miene trat er dann hinein in das kleine Gemach, in welchem sein erster Minister, der Baron von Breteuil, ihn erwartete.

„Sagen Sie mir rasch!" rief der König ihm entgegen. „Bringen Sie mir schlimme Nachrichten? Hat sich etwas Unerwartetes zugetragen?"

„Sire," erwiderte der Minister ehrfurchtsvoll, „etwas Unerwartetes jedenfalls. Ob etwas Schlimmes, das wird die weitere Untersuchung lehren."

„Untersuchung!" rief der König. „Es ist also hier von einem Verbrechen die Rede?"

„Ja, Sire, von einem Verbrechen. Von dem Verbrechen eines schmähligen Betruges und wie es scheint einer großartigen Unterschlagung von ungeheuren Summen und Werthsachen."

„Ah," sagte der König aufathmend. „Es handelt sich also nur um Geld?"

„Nein, Sire. Es handelt sich dabei auch um die Ehre der Königin."

Ludwig fuhr auf und eine zornige Röthe flog über sein Gesicht hin. „Will man es schon wieder wagen, die Ehre der Königin anzugreifen?" fragte er.

„Ja, Sire," erwiderte Breteuil mit seiner unerschütterlichen Ruhe. „Ja, Sire, man will es wagen. Und dies Mal ist es ein so infernalischer und fein angelegter Plan, daß es schwer sein wird, die Wahrheit zu entdecken. Wollen Ew. Majestät mir in Gnaden erlauben, Ihnen den Zusammenhang der Sache ein wenig zu detailliren?"

„Sprechen Sie, Baron, sprechen Sie!" sagte der König hastig, indem er sich auf den hölzernen Schemel niederließ und dem Baron bedeutete, sich gleichfalls zu setzen.

„Sire," sagte der Minister sich verbeugend, „ich nehme Ihre gnädige Erlaubniß an, denn ich bin allerdings ein wenig erschöpft vom raschen und eiligen Gang hierher."

„Mein Gott, die Sache ist also sehr dringend," murmelte der König, die goldene Trabatière hervorziehend und sie in unruhiger Hast zwischen seinen Fingern drehend.

„Ja, sehr dringend, Sire," erwiderte Breteuil, sich niederlassend. „Ew. Majestät erinnern sich vielleicht des schönen Halsbandes, welches der Kron-Juwelier Böhmer vor einiger Zeit die Ehre gehabt, Ihrer Majestät zu offeriren."

„Ja wohl, ich erinnere mich dessen," erwiderte der König, rasch mit dem Haupte nickend. „Die Königin zeigte sich bei dieser Gelegenheit so uneigennützig und

großherzig, wie sie es immer ist. Man hatte mir erzählt, daß Ihre Majestät dieses Collier, welches Böhmer ihr vorgelegt, sehr bewundert habe, und dennoch den Kauf abgelehnt, weil es ihr zu theuer gewesen. Ich wollte es ihr kaufen und machte mir die Freude, es der Königin zu offeriren. Sie lehnte es aber entschieden ab."

„Man kennt ja die schöne Antwort, welche Ihre Majestät Ihrem Gemahl gab," sagte Breteuil, sich leicht verneigend. „Ganz Paris wiederholte sich damals ganz entzückt die Worte, welche Ihre Majestät gesprochen: „Sire, wir haben mehr Diamanten als Schiffe, kaufen Sie für diese Summe ein Schiff."*

„Sie haben ein gutes Gedächtniß," sagte der König, „denn es sind fünf Jahre her, seit dies geschah. Böhmer hat seitdem noch zwei Mal den Versuch gemacht, dies kostbare Collier an mich zu verkaufen, aber ich wies ihn zurück und ließ ihm zuletzt verbieten, mich mit dieser Sache weiter zu behelligen."

„Ich glaube, er hat es indessen gewagt, die Königin noch mehrere Male wegen des Colliers zu belästigen. Es scheint, er hatte sich fest eingeredet, daß Ihre Majestät dieses Collier kaufen würden. Er hatte seit Jahren in ganz Europa zu demselben die Steine sammeln lassen, weil er ein Collier von Diamanten herstellen wollte, welche alle gleich groß, gleich schwer und gleich feurig sein sollten. Da die Königin ihm den Preis von zwei Millionen Francs, welche er forderte, verweigerte, bot er es ihr zuletzt für 1,800,000 Francs an."

„Ich habe davon gehört, sagte der König," Ihre Majestät war endlich der Belästigungen müde und hat Befehl gegeben, den Kronjuwelier Böhmer nicht mehr vorzulassen."

„Man wies demzufolge den Kronjuwelier, so oft er nach Versailles kam, jedesmal zurück. Er nahm nun seine Zuflucht zum Schreiben, und vor vierzehn Tagen erhielt Ihre Majestät von ihm eine Supplik, in welcher er sagte, er sei sehr glücklich, daß die Königin durch ihn die schönsten Diamanten in Europa besäße, und daß er Ihre Majestät bäte, nun auch ihren Kronjuwelier nicht zu vergessen. Die Königin las dieses Schreiben lachend ihrer Kammerdame, der Frau von Campan, vor und meinte, es scheine ihr, als ob das Collier den guten Böhmer um seinen Verstand gebracht habe. Da sie der Supplik keine weitere Folge geben und sie nicht beantworten wollte, verbrannte sie das Papier an einem Licht, welches zufällig auf ihrem Tische stand."

„Mein Gott, woher wissen Sie diese Details?" fragte der König erstaunt.

„Sire, ich habe sie von der Frau von Campan selber erfahren, da ich genöthigt war, mich mit dieser Dame wegen des Colliers zu besprechen."

„Was ist es denn mit dem Collier? Was hat die Königin damit zu schaffen?" rief der König, indem er sich mit dem Spitzentuch den Schweiß abtrocknete, der in großen Tropfen auf seiner hohen Stirne stand.

„Sire, der Kronjuwelier Böhmer behauptet, daß er das Collier von Brillanten an die Königin verkauft habe, und er verlangt jetzt die Bezahlung."

„Aber die Königin hat Recht!" rief der König. „Dieser Mensch ist wahnsinnig. Wenn er das Collier an die Königin verkauft hätte, so müßten doch Zeugen vorhanden sein, welche es bestätigten, und die Kassenbeamten Ihrer Majestät würden doch darum wissen!"

„Sire, Böhmer behauptet, die Königin habe es von ihm im Geheimen, durch die dritte Hand, durch einen Vertrauten kaufen lassen, und durch diesen Vertrauten ihm auch die Anzahlungssumme von 200,000 Francs und eine Abzahlung von 30,000 Francs zustellen lassen."

„Wie heißt dieser Vertraute? Welchen Namen giebt man ihm?"

„Sire," erwiderte der Baron von Breteuil feierlich, „Sire, es ist der Kardinal und Groß-Almosenier Ew. Majestät, der Fürst Ludwig von Rohan."

Der König stieß einen Schrei aus und sprang heftig von seinem Sitz empor. „Rohan?" fragte er „Und man wagt es, diesen Mann, welchen die Königin haßt, welchen sie verabscheut, mit ihr in Verbindung zu bringen? Ha, Breteuil, gehen Sie, das Mährchen ist zu albern ersonnen, als daß es irgend Jemand glauben könnte."

„Majestät, Böhmer hat es indessen geglaubt und hat das Brillantencollier an den Kardinal abgeliefert und dafür eine eigenhändige Schuldverschreibung von der Königin erhalten."

„Wer sagt das? Woher wissen Sie alle Details?"

„Sire, ich weiß sie durch eine Zuschrift Böhmers, der sich schriftlich an mich wandte, da er mich mehrere Male vergeblich aufgesucht hat. Er schrieb mir einen ziemlich verworrenen Brief, den ich nicht verstand. Aber da er in demselben meldete, die Kammerdame der Königin habe ihm den Rath ertheilt, sich an mich, als den Minister des Königlichen Hauses, zu wenden, so hielt ich es für das Beste, mich mit Frau von Campan zu besprechen. Was ich von ihr erfuhr, ist so wichtig, daß ich die Dame gebeten habe, mich nach Trianon zu begleiten, um ihre Aussage vor Ew. Majestät zu wiederholen."

„Demzufolge ist die Campan in Trianon?" fragte der König.

„Ja, Sire. Und bei unserer Ankunft dort erfuhren wir, daß soeben Böhmer dort gewesen sei und mit großer Heftigkeit begehrt habe, die Königin zu sprechen. Man hatte ihn, wie immer, abgewiesen und er war weinend und scheltend zugleich fortgegangen."

„Kommen Sie," sagte der König, „wir wollen nach Trianon gehen, ich will die Campan sprechen."

* Correspondence secrète de la cour de Louis XVI.

Und mit raschen, eiligen Schritten verließ der König, gefolgt von dem Minister Breteuil, die Mühle und schlug, die Hauptstraße vermeidend, um nicht von der Königin gesehen zu werden, den kleinen Seitenpfad, der hinter den Häusern dahin führte, ein.

„Campan," sagte der König, indem er hastig in in das kleine Toilettenzimmer der Königin eintrat, in welchem die Kammerdame sich befand, „Campan, der Minister erzählt mir da eine seltsame und unglaubliche Geschichte. Wiederholen Sie mir doch Ihr letztes Gespräch mit Böhmer."

„Sire," erwiderte Frau von Campan, sich tief verneigend, „befehlen Ew. Majestät, daß ich spreche, bevor die Königin von dieser Sache weiß?"

„Ach," sagte der König, sich an den Minister wendend, „Sie sehen wohl, ich habe Recht. Die Königin weiß nichts davon, sonst würde sie mir sicherlich davon gesagt haben. Denn, Gott sei Dank, die Königin hat keine Geheimnisse vor mir. Ich danke Ihnen für Ihre Frage, Campan. Es ist besser, daß die Königin bei unserer Unterredung zugegen sei. Ich werde die Königin bitten lassen, hieher zu kommen." Und der König eilte nach der Thür hin, riß sie heftig auf und rief die Bedienung der Königin: „Ist Niemand da von der Bedienung der Königin?"

Die Stimme des Königs war so laut und so heftig, daß der Kammerdiener Weber, welcher in der kleinen äußern Antichambre war, sie vernahm und sogleich herbeistürzte.

„Weber," rief der König ihm zu, „eilen Sie sogleich nach Klein-Trianon, bitten Sie Ihre Majestät die Königin in meinem Namen: sie möge die Gnade haben, sich auf eine Viertelstunde hierher in das Palais zu bemühen, wegen einer wichtigen Angelegenheit, die keinen Aufschub erleidet. Aber tragen Sie Sorge, daß die Königin sich nicht erschrecke, und nicht etwa vermeine, es seien traurige Nachrichten von ihrer Familie angelangt. Eilen Sie, Weber. Und jetzt, Baron," fuhr der König fort, nachdem er die Thür geschlossen, „jetzt sollen Sie mit Ihren eignen Augen und Ohren sich überzeugen, daß die Königin erstaunt und unbekannt mit allen diesen Dingen sein wird, wie ich selber. Ich wünsche daher, daß Sie der Unterredung, welche ich mit meiner Gemahlin und der Campan haben werde, beiwohnen sollen, ohne daß die Königin davon weiß. Sie werden also sofort die Ueberzeugung gewinnen von dem frechen und schamlosen Betrug, den man gewagt hat zu spielen. Wohin führt jene Thür, Campan?" fragte der König, auf die weiße, goldgeränderte Thür deutend, an deren Seiten zwei Portièren von weißem, mit Rosen durchwirktem Atlas befestigt waren.

„Sire, sie führt in den kleinen Gesellschaftssalon."

„Wird die Königin denselben passiren, wenn sie hieher kommt?"

„Nein, Majestät. Sie pflegt denselben Weg zu gehen, wie Eure Majestät, durch die Antichambre."

„Nun gut, Baron, treten Sie also in den kleinen Salon dort ein. Lassen Sie die Thür desselben offen und Sie, Campan, lösen Sie die Portièren und lassen Sie dieselben über der Thür niederfallen, damit der Minister hören kann, ohne gesehen zu werden." —

Eine Viertelstunde war kaum vergangen, als die Königin mit glühenden Wangen in sichtlicher Aufregung in das Toilettenzimmer eintrat. Der König ging ihr hastig entgegen, nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

„Vergebung, Marie, daß ich Sie mitten in Ihrem Vergnügen gestört habe."

„Sagen Sie mir schnell!" rief die Königin ungeduldig. „Was giebt es? Ist es ein großes Unglück?"

„Nein, Marie. Aber eine große Unannehmlichkeit, welche in sofern ein Unglück ist, weil der Name Ew. Majestät in eine unangenehme und abgeschmackte Betrügerei verwickelt ist. Der Kron-Juwelier Böhmer behauptet, daß er an Ew. Majestät ein Collier für 1,800,000 Francs verkauft habe."

„Aber dieser Mensch ist wahnsinnig!" rief die Königin. „Ist dies Alles, was mir Ew. Majestät zu sagen hatten?"

„Ich bitte, lassen Sie sich von der Campan die Unterredung wiederholen, welche sie gestern mit Böhmer gehabt." Und der König deutete mit der Hand auf die Kammerdame hin, welche sich bei dem Eintreten der Königin bescheiden in den Hintergrund des Gemaches zurückgezogen hatte.

„Wie?" rief die Königin erstaunt, welche jetzt erst die Campan gewahrte. „Was wollen Sie hier? Was bedeutet dies Alles?"

„Majestät, ich kam hieher nach Trianon, um Ew. Majestät zu unterrichten von der Unterredung, welche ich heute Vormittag mit Böhmer gehabt. Als ich hier ankam, war Böhmer schon hier gewesen."

„Und was wollte er!" rief die Königin. „Haben Sie mir nicht gesagt, Campan, er besäße dieses unglückliche Halsband nicht mehr, mit welchem er mich seit Jahren martert. Er habe es nach Constantinopel an den Großsultan verkauft?"

„Ich habe Ew. Majestät wiederholt, was Böhmer mir gesagt hat. Indessen bitte ich jetzt um gnädige Erlaubniß, meine heutige Unterredung mit Böhmer wiederholen zu dürfen. Gleich nachdem Ew. Majestät mit der Herzogin von Polignac nach Trianon abgegangen waren, ließ sich der Kron-Juwelier Böhmer bei mir melden. Er kam mit sichtbarer Unruhe und Verlegenheit, und fragte mich, ob Ew. Majestät mir keine Aufträge für ihn gegeben. Ich erwiderte ihm, daß die Königin das nicht gethan, daß sie ihm überhaupt keine Aufträge geben wolle und seiner ewigen Quälereien müde sei. Aber, rief Böhmer, ich muß

doch eine Antwort erhalten auf den Brief, den ich an sie gerichtet habe, an wen muß ich mich wenden? — An Niemanden, erwiderte ich ihm. Ihre Majestät hat Ihr Schreiben verbrannt, ohne es gelesen zu haben. — Ach, Madame, rief er, das ist unmöglich, die Königin weiß, daß sie mir Geld schuldig ist."

„Ich ihm Geld schuldig?" rief die Königin entsetzt.

„Aber wie kann der Unglückliche es wagen, dergleichen zu behaupten?"

„Das sagte ich ihm auch, Majestät, aber er erwiderte mir mit vollkommener Ueberzeugung, Eure Majestät schuldeten ihm eine Million und etwa fünfmalhunderttausend Francs, und da ich ihn ganz entsetzt fragte, für welche Gegenstände Eure Majestät ihm eine so ungeheure Summe schuldeten, erwiderte er mir: für mein Halsband."

„Schon wieder dies unglückliche Halsband," sagte die Königin. „Es scheint, dieser Mensch hat das Collier nur gemacht, um mich damit zu martern. Jahrelang schon höre ich immer und immer wieder von diesem Halsband, und es ist ganz vergeblich gewesen, daß ich mit Ernst und Strenge, mit Güte und Nachsicht versucht habe, den armen Menschen von dieser fixen Idee zu heilen, daß ich sein Halsband kaufen müßte. Er ist in seinem Wahnsinn jetzt schon so weit vorgeschritten, daß er behauptet, ich habe es gekauft."

„Madame, dieser Mann ist nicht wahnsinnig," sagte der König ernst. „Hören Sie nur weiter! Fahren Sie fort, Campan!"

„Ich lachte," erzählte Frau von Compan weiter, „und fragte ihn, wie er dergleichen behaupten könne, da er mir doch schon vor einigen Monaten erzählt habe, daß er das Collier nach Constantinopel an den Sultan verkauft habe. Darauf erwiderte er: die Königin hat es mir anbefohlen, Allen, welche mich nach dem Halsband fragen würden, diese Antwort zu ertheilen. Dann erzählte er mir weiter, Ihre Majestät hätten das Halsband heimlich gekauft und zwar durch den Herrn Cardinal von Rohan."

„Durch Rohan?" schrie die Königin auffahrend, „durch diesen Mann, den ich hasse, den ich verabscheue? Und es giebt irgend einen Menschen in Frankreich, der dies glauben könnte, der nicht weiß, daß der Cardinal Derjenige ist, welcher am Meisten bei mir in Ungunst steht?"

„Ich sagte das dem Herrn Böhmer, ich sagte ihm, man habe ihn getäuscht, die Königin würde niemals den Cardinal von Rohan zu ihrem Vertrauten machen, darauf antwortete er mir genau diese Worte: „Sie selber täuschen sich, Madame. Der Cardinal ist vielmehr so sehr in Gunst, und der Cardinal verkehrt so geheimnißvoll und vertraulich mit Ihrer Majestät, daß sie mir durch ihn als erste Abzahlung dreißigtausend Francs geschickt hat. Sie hat dieses Geld in Gegenwart des Cardinals aus dem kleinen Secretaire von Sevres Porzellan genommen, welche nah am Kamin in ihrem Boudoir steht." Und das hat Euch der Cardinal selber gesagt? fragte ich, und da er bejahend antwortete, wiederholte ich ihm, daß er betrogen sei. Er ward nun ganz ängstlich und sagte: Mein Gott, wenn Sie Recht hätten, wenn man mich betrogen hätte. Es ist mir schon ein Verdacht aufgestiegen, der Cardinal hatte mir versprochen, die Königin würde am Pfingsttage mein Collier anlegen, und sie hat es nicht gethan, dies bestimmte mich, an Ihre Majestät zu schreiben. „Da er mich nun voll Todesangst um meinen Rath fragte, rieth ich ihm, sofort zu Herrn von Breteuil zu gehen und ihm Alles zu sagen. Er versprach mir dies zu thun, und ging. Ich aber beeilte mich hierher zu kommen, um Ew. Majestät Alles zu berichten, da ich aber hier ankam, fand ich den unglücklichen Juwelier schon hier, und erst, nachdem ich ihm versprochen, gleich heute mit Ew. Majestät zu sprechen, entfernte er sich."

Die Königin hatte Anfangs starr vor Erstaunen, mit sprachlosem Entsetzen dieser letzten Mittheilung der Campan zugehört, ihre Augen hatten sich immer weiter geöffnet. Bewegungslos wie eine Statue des Entsetzens hatte sie dagestanden. Aber jetzt auf einmal kam Leben und Bewegung in diese Statue, eine glühende Purpurröthe übergoß ihre Wangen, und ihre Augen, die von einem wunderbaren Feuer blitzten, dem Könige zuwendend, sagte sie mit lauter, machtvoller Stimme: „Sire, Sie haben es gehört. Man beschuldigt Ihre Gemahlin, man wagt es, die Königin eines geheimen Einverständnisses mit dem Cardinal von Rohan zu beschuldigen. Ich verlange Untersuchung, strenge, unnachsichtige Untersuchung. Lassen Sie sogleich den Herrn von Breteuil rufen, damit wir mit ihm berathen, was zu thun sei. Aber ich bestehe darauf, daß es sogleich geschehe."

„Und Ihr Wille ist Gesetz, Madame," sagte der König mit einem liebevollen Blick auf das erregte Antlitz der Königin. „Treten Sie hervor, Breteuil."

Und da jetzt zwischen der Portière das ernste düstere Angesicht des Ministers erschien, wandte sich der König seiner Gemahlin zu: „Ich wünschte, daß er ein geheimer Zeuge dieser Unterredung sei und auf diese Weise gleich den Standpunkt ermessen könne, welchen Ew. Majestät bei dieser Sache einnehmen."

„Oh, Sire," rief Marie Antoinette, ihm die Hand entgegenstreckend. „Sie zweifelten also nicht einen Moment an meiner Unschuld?"

„Nein, wahrlich, nicht einen Moment," erwiderte der König lachend. „Jetzt kommen Sie, Madame, wir wollen mit Breteuil überlegen, was zu thun ist, und wir wollen auch den Abbé de Vermont holen lassen, damit er an unserer Berathung Theil nehme." — —

Am andern Tage, am fünfzehnten August, war in den Salons zu Versailles eine glänzende, auserlesene Gesellschaft versammelt. Es war heute ein großer

Festtag, die Himmelfahrt der Jungfrau Maria, und der König und die Königin wollten daher mit ihrem ganzen Hofe der Messe beiwohnen, welche der Cardinal und Groß-Almosenier des Königs heute in der Kapelle celebriren wollte.

Der ganze glänzende Hof war daher versammelt; auch der Cardinal in seinem festlichen Ornat, mit allen Zeichen seiner Würde und seines Ranges angethan, war schon in den großen Empfangssaal eingetreten, und erwartete nur die Ankunft des Königspaares, um dasselbe in die Kapelle zu geleiten. Das schöne und vielbewunderte Angesicht des Cardinals war heute von einem strahlenden Ausdruck, und seine großen schwarzen Augen richteten sich, während er mit dem Herzog von Conti und dem Grafen von Artois sprach, immer wieder nach der Thüre hin, durch welche das Königliche Paar eintreten sollte. Auf einmal öffnete sich die Thür, ein Königlicher Page schlüpfte hervor und schaute suchend umher; da er mitten im Saal die hohe, überragende Gestalt des Cardinals erblickte, machte er sich Bahn durch die glänzende Menge, und nährte sich dem Cardinal. „Monseigneur," flüsterte er ihm zu, „Se. Majestät erwartet Eure Eminenz sogleich dort in Ihrem Cabinet."

Der Cardinal brach mitten in dem angefangenen Gespräch mit dem Herrn von Conti ab, durchschritt eilends den Saal und begab sich in das Cabinet.

Niemand war in demselben anwesend als der König und die Königin, und ganz im Hintergrunde des Gemaches in einer Fensternische stand der Minister des Königlichen Hauses, der Baron von Breteuil, der alte unversöhnliche Feind des stolzen Cardinals, der in dieser Stunde für langjährige, geringschätzende Behandlung des Fürsten seine Genugthuung und Rache nehmen wollte.

Der Cardinal war mit zuversichtlicher, erhabener Miene eingetreten, aber der kalte Blick des Königs, das flammende Auge der Königin schien ihn ein wenig zu verwirren, und sein stolzes Auge senkte sich zu Boden."

„Sie haben Diamanten von Böhmer gekauft?" fragte der König brusque.

„Ja, Sire," erwiderte der Cardinal.

„Was haben Sie damit gemacht? Antworten Sie! Ich befehle es Ihnen!"

„Sire," sagte der Cardinal nach einer Pause, „ich glaubte, daß sie der Königin übergeben wären."

„Wer hat Sie mit dieser Commission beauftragt?"

„Sire, eine Dame, genannt Gräfin La Motte-Valois. Sie übergab mir einen Brief von Ihrer Majestät, und ich glaubte der Königin gefällig zu sein, indem ich die Besorgung dieser Commission übernahm, mit welcher die Königin die Gnade hatte mich zu beauftragen."

„Ich," rief die Königin mit einem Ausdruck tiefer Verachtung, „sollte ich Sie mit einer Commission für mich beauftragen? Ich, die seit acht Jahren niemals Sie eines Wortes gewürdigt habe? Und ich sollte mich durch eine solche Person, eine Bittstellerin, an Sie wenden?"

„Ich sehe wohl," rief der Cardinal, „ich sehe wohl, daß man mich grausam getäuscht hat. Ich werde das Halsband bezahlen. Der glühende Wunsch, Ew. Majestät zu gefallen, hat mir die Augen verblendet. Ich habe keinen Betrug geahnt, und bin jetzt bitter enttäuscht. Aber ich werde das Halsband bezahlen."

„Und Sie meinen, damit sei Alles gethan, mein Herr," rief die Königin mit ausbrechendem Zorn. „Sie meinen mit dem elenden Bezahlen der Brillanten sei die Schmach gesühnt, welche Sie Ihrer Königin angethan haben. Nein, mein Herr, ich verlange eine strenge Untersuchung. Ich bestehe darauf, daß alle Diejenigen, welche an dieser schmachvollen Betrügerei ihren Antheil haben, zur unnachsichtigen Rechenschaft gezogen werden. Geben Sie Beweise, daß man Sie getäuscht hat, daß Sie es nicht vielmehr sind, welcher getäuscht hat."

„Ach, Madame," rief der Cardinal mit einem zugleich so vorwurfsvollen und so vertraulichen Blick, daß die Königin vor Zorn erbebte. „Hier sind die Beweise meiner Unschuld," fuhr der Cardinal fort, indem er ein Portefeuille aus seiner Tasche hervorzog und aus demselben ein zusammengefaltetes Papier nahm.

„Da ist der Brief der Königin an die Gräfin Lamotte, durch welche Ihre Majestät mich mit dem Ankauf der Diamanten beauftragt!"

Der König nahm das ihm dargereichte Papier, überschaute es flüchtig, las die Unterschrift und gab dann mit einem verächtlichen Achselzucken das Papier an seine Gemahlin.

Die Königin packte den Brief mit dem wilden Ungestüm einer Tigerin, welche endlich ihre Beute gefunden hat, und überflog in athemloser Hast das Papier. Dann brach sie in ein lautes, zorniges Gelächter aus, und mit der erhobenen Hand auf den Brief hindeutend, schaute sie den Cardinal an mit flammenden Zornesblicken.

„Aber das ist nicht meine Handschrift, nicht meine Unterschrift," rief sie ungestüm. „Wie, mein Herr, Sie, welcher ein Prinz, welcher Groß-Almosenier von Frankreich ist, Sie sind so unwissend, so albern zu glauben, daß ich mich „Marie Antoinette von Frankreich" unterzeichnen könnte. Jedermann weiß, daß die Königinnen nur mit ihrem Taufnamen unterzeichnen und Sie allein wollen das nicht gewußt haben?"

„Ich sehe es ein," murmelte der Cardinal, der unter den Blicken der Königin erbleichte, und sich schwankend an den Tisch lehnen mußte, um nicht umzusinken, „ich sehe es ein, ich bin furchtbar hintergangen."

Der König nahm ein Papier von seinem Tisch und hielt es dem Cardinal dar. „Gestehen Sie ein, diesen Brief an Böhmer geschrieben zu haben, in welchem Sie ihm im Auftrag der Königin dreißigtausend Francs als Abschlagszahlung senden?"

„Ja, Sire, ich gestehe es zu," erwiderte der Cardinal mit matter, versagender Stimme.

„Er gesteht es zu," sagte die Königin zähneknirschend, die kleinen Hände zur Faust zusammenballend. „Er hat mich einer solchen Infamie für fähig gehalten, mich, seine Königin!"

„Sie behaupten, daß Sie für die Königin die Brillanten gekauft. Haben Sie ihr dieselben auch übergeben?"

„Nein, Sire, die Gräfin Lamotte hat das gethan."

„In Ihrem Namen, Cardinal."

„Ja, in meinem Namen, Sire, und sie hat der Königin zugleich die Quittung über einmalhundertundfunfzigtausend Francs übergeben, welche ich der Königin zu dem Ankauf gelichen hatte."

„Und welche Belohnung empfingen Sie von der Königin?"

Der Cardinal zögerte, dann da er den zornigen, kalten und verächtlichen Blick der Königin immer noch auf sich ruhen fühlte, stieg auch ihm die Röthe in's Angesicht und mit einem zerschmetternden Blick auf Marie Antoinette sagte er: „Sie wollen es, Madame, ich werde jetzt die ganze Wahrheit sagen! — Sire, die Königin belohnte mich für diesen kleinen Liebesdienst als eine großmüthige Königin. Sie bewilligte mir in dem Park von Versailles ein Rendezvous."

Bei dieser neuen, dieser furchtbaren Beleidigung schrie die Königin laut auf wie eine Tigerin, vorwärts springend, packte sie den Arm ihres Gemahls und rüttelte ihn.

„Sire," sagte sie, „hören Sie den Hochverräther, welcher eine Königin beschimpft. Wollen Sie es dulden? Darf der Purpur den Verbrecher beschützen?"

„Nein, er kann es, und soll es nicht," rief der König. „Breteuil, thun Sie Ihre Schuldigkeit. Und Sie, Cardinal, welcher es wagt, seine Königin anzuklagen, die Gemahlin seines Königs zu beschimpfen, gehen Sie hinaus."

„Sire," stammelte der Cardinal, „Sire ich —"

„Kein Wort," unterbrach ihn der König, indem er mit der erhobenen Hand nach der Thüre hindeutete: „Hinaus, sage ich, hinaus mit Ihnen."

Der Cardinal schwankte nach der Thüre, öffnete sie und trat wieder hinaus in den Saal, in welchem die glänzende Hofgesellschaft sich noch immer flüsternd, lachend und schwatzend auf und ab bewegte.

Aber er hatte kaum einige Schritte vorwärts gethan, als hinter ihm auf der Schwelle des königlichen Kabinets der Minister Breteuil erschien.

„Herr Lieutenant," rief Breteuil mit lauter Stimme, indem er sich an den Garde-Lieutenant wandte, der neben der Thür des Königlichen Kabinets stand, „Herr Lieutenant, im Namen des Königs, verhaften Sie den Cardinal von Rohan und führen Sie ihn mit Escorte in die Bastille."

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens folgte diesen Worten, die wie ein zerschmetternder Donner mitten in die arglose, coquettirende, nichts ahnende Gesellschaft hinein rollten. Dann trat eine athemlose lange Stille ein.

Alle Augen richteten sich auf den Cardinal, welcher todesbleich, aber hoch aufgerichtet und in seiner stolzen Haltung ruhig weiter schritt.

Jetzt sah man den jungen Offizier, bleich wie der Cardinal, wie alle Anwesenden dem Cardinal folgen, sich ihm nähern und leise den Arm des Kirchenfürsten berühren.

„Herr Cardinal," sagte er mit schmerzlicher Stimme, „im Namen des Königs, ich verhafte Eure Eminenz. Ich habe Befehl, Monseigneur, Sie in die Bastille zu führen."

„Kommen Sie, mein Sohn," erwiderte der Cardinal ruhig, indem er langsam durch die Menge, welche ihm ehrfurchtsvoll Platz machte, dahin schritt, „kommen Sie, da es der König befiehlt, wollen wir uns in die Bastille begeben."

So schritt er vorwärts bis zur Thür. Als aber der Offizier dieselbe schon geöffnet hatte, wandte er sich noch einmal nach den Saal um. Hoch aufgerichtet, mit all der erhabenen Würde seines Amtes und seiner Person, ertheilte er der staunenden, entsetzten Hofgesellschaft seinen Segen.

Dann schloß sich die Thüre hinter ihm, und schweigend, mit bleichen Gesichtern entfernten sich die Damen und Herren des Hofes, um die Schreckenskunde in Versailles, in Paris zu verbreiten: der König hat den Cardinal, den Groß-Almosenier von Frankreich, in seinem vollen Ornat verhaften lassen! Die Königin hat es so gewollt!

Und je weiter diese Kunde rollte, desto mehr schwoll sie gleich einer Lawine der Verleumdungen an.

Am Abend donnerte Marat in seinem Club: „Wehe, wehe über die Oesterreicherin. Sie hat von dem Cardinal von Rohan sich Geld geliehen, um sich Brillanten zu kaufen. Brillanten, während das Volk hungert. Jetzt, da der Cardinal sein Geld wieder haben will, jetzt leugnet die Königin ihm das Geld ab, uno läßt den Kirchenfürsten in die Bastille schleppen. Wehe, wehe, über die Oesterreicherin!"

„Wehe, wehe über die Oesterreicherin," brüllte der Schuster Simon, der neben der Rednerbühne saß. „Wir wollen's ihr noch einmal gedenken, daß sie für Millionen Francs Brillanten kauft, während wir kei-

nen Sou haben, um uns Brod zu kaufen! Wehe über die Oesterreicherin!"

Und alle Männer des Clubs erhoben die Fäuste, und brüllten es ihm nach! „Wehe über die Oesterreicherin!"

5.

Feinde und Freunde.

Ganz Paris war in Aufruhr und Bewegung, in allen Straßen, auf allen Plätzen sammelte sich das Volk in ungeheuren Massen und hörte in athemloser Spannung den Rednern zu, welche überall in den einzelnen Gruppen sich gebildet hatten, und welche den staunenden Zuhörern Bericht erstatteten über die große Neuigkeit des Tages.

„Der Herr Cardinal von Rohan, der Groß-Almosenier des Königs," schrie ein Franziskaner-Mönch, der sich auf einen Prellstein an der Ecke der Tuilerien und des großen Carousfel-Platzes aufgestellt hatte, der Cardinal ist auf eine unwürdige despotische Weise seines Rechtes, seiner Freiheiten beraubt worden. Als Kirchenfürst steht er nicht unter der gewöhnlichen Jurisdiction, und nur der Papst zu Rom ist die oberste Behörde eines Cardinals, nur bei dem heiligen Vater konnte man den Diener der Kirche verklagen. Denn das ist durch alle Jahrhunderte das Gesetz der Kirche, daß sie allein die Macht hat, ihre Diener zu strafen und anzuklagen, und niemals hat man versucht, ihr dasselbe schmälern zu wollen. Aber wißt Ihr, was geschehen ist? Man hat den Cardinal Rohan seinen gesetzlichen Richtern, dem geistlichen Tribunale entzogen, man will ihn, als wäre er ein weltlicher Beamter des Königs, vor das Parlament stellen; die weltlichen Richter sollen den Kirchenfürsten zum Verhör heranziehen dürfen, und ihn einer Schuld anklagen, die eigentlich gar keine ist. Denn was hat er gethan, der Groß-Almosenier von Frankreich, der Cardinal und Vetter des Königs? Eine Dame, von der er glaubte, daß sie die Vertraute der Königin sei, hat ihm gesagt, die Königin trage Verlangen nach einem Brillantschmuck, welchen sie sich leider nicht kaufen könne, weil ihre Kassen in natürlicher Folge ihrer bekannten Verschwendungssucht immer leer sind. Die Dame hat dem Herrn Cardinal angedeutet, daß die Königin sich freuen würde, wenn er ihr eine Summe um Ankauf der Brillanten vorstrecken und in ihrem Namen alsdann das kostbaee Geschmeide ankaufen wolle. Der Cardinal, allezeit ein ergebener und treuer Diener seines Königs, hat sich beeilt, den Wunsch der Königin zu befriedigen. Er hat das gethan aus weiser Vorsicht, damit die Königin, deren Ungestüm man kennt, sich nicht etwa noch an irgend einen andern Herrn des Hofes wende und die königliche Ehre noch weiter compromittire. Und saget selbst meine edlen Freunde, war es nicht viel besser, daß es der Herr Cardinal war, welcher der Königin Geld lieh, als wenn es etwa der Herr von Lauzun, der Graf von Coigny oder gar der liederliche Graf Vaudreuil, der besondere Liebling der Königin, gethan hätte? War es nicht besser, daß der Cardinal sich opferte und der Königin diese große Gefälligkeit erwies?"

„Gewiß! Es war besser!" schrie die Menge. „Der Herr Cardinal ist ein edler Mann! Vivat der Cardinal Rohan!"

„Pereat die Oesterreicherin, Pereat die Brillantenkönigin!" schrie der Schuster Simon, der sich mitten in dem Volkshaufen befand, und hundert Stimmen brüllten es ihm nach: „Pereat die Oesterreicherin!"

„Hört, meine geliebten Pariser, Ihr gutmüthigen Lämmer, denen man die Wolle mit ihrer Haut über Ohren zieht, damit die Oesterreicherin sich weicher betten kann," schrie in einem andern Volkshaufen eine kreischende, meckernde Stimme. „Hört, was sich heute in Paris begiebt. Ich kann's Euch genau verkünden, denn ich komme so eben aus dem Parlament und ein guter Freund hat mir das Patent abgeschrieben, mit welchem der König heute die Sitzung hat eröffnen lassen!"

„Les't es uns vor," schrie die Menge. „Still Ihr da! So schweigt doch! Wir wollen das Patent hören! Les't es uns vor!"

„Ich will es gerne thun, aber Ihr werdet mich nicht verstehen können," kreischte die Stimme. „Ich bin nur klein gegen Euch, wie Jedermann klein ist, der sich der höchsten Majestät der Erde, der sich dem Volke gegenüber befindet."

„Höret nur," riefen die zunächst Stehenden den ferner Stehenden zu. „Hört nur, er nennt uns Majestäten. Er scheint ein vornehmer Herr und er verachtet uns nicht."

„Habt Ihr schon jemals gehört, daß ein kluger Mann den Kronprinzen verachtet, welcher jung, schön und kräftig ist?" fragte die schneidende Stimme.

„Aber er hat Recht, wir können ihn nicht verstehen," riefen die ferner Stehenden unwillig aus, indem sie vorwärts drangen. „Was hat er gesagt, er soll seine Worte widerholen. Hebt ihn empor, daß wir Alle ihn hören können!"

Ein breitschultriger, riesenhafter Bürger in sauberen Kleidern, mit einer breiten, muthigen Physiognomie, mit einem unverzagten, trotzigen Wesen, drängte sich durch die Menge nach der Gegend hin, woher die Stimme erschallte.

„Kommt, Ihr Kleiner," rief er, „ich hebe Euch

auf meine Schulter, und — aber sehet, das ist ja unser Freund Marat, der kleine Mann, aber der große Doktor!"

„Und Sie, wahrhaftig, Sie sind ja mein Freund Santerre, der große Mann, und auch der größte Doktor. Denn das Bier, welches Sie aus Ihren Brauereien hervorgehen lassen, ist eine bessere Medicin für das Volk, als meine Latwergen es sein könnten. Und Sie, mein würdiger Freund von der Hopfenstange, Sie wollen sich herablassen, den häßlichen Affen, den Marat auf Ihre Schulter zu nehmen, damit er dem Volke die große Neuigkeit des Tages verkünde?"

Der Brauer Santerre faßte statt aller Antwort den kleinen verkrüppelten Mann bei beiden Schultern, schwenkte ihn mit Riesenkraft in die Höhe und setzte ihn auf seine Schulter.

Das Volk entzückt über die Gewandtheit und Starke des herkulischen Mannes, das Volk brach in ein lautes Jubelgeschrei aus und applaudirte dem Brauer, den Alle kannten, und der in der Stadt eine populäre Figur war. Aber auch Marat, der Pferdedoktor des Grafen von Artois, wie er selber sich höhnend nannte, der Menschendoktor der Armuth und des Unglücks, wie seine Schmeichler ihn titulirten, auch Marat wird jetzt von Vielen in der Menge erkannt, und nachdem man Santerre applaudirt, begrüßte man Marat mit einem lauten Vivat, und lauten Händeklatschen.

Er wandte sein verzerrtes, häßliches Angesicht den Tuilerien zu, deren große und stolze Massen hinter den hohen Bäumen des Vorgartens emporragten, und mit einer drohenden Wuthgeberde hob er die geballte Faust gegen das Königsschloß auf.

„Habt Ihr's gehört, Ihr stolzen Erdengötter?" schrie er. „Habt Ihr das heilige Donnerbrausen der Majestät vernommen? Schreckt es Euch nicht empor aus dem Schlaf Eurer Lasterhaftigkeit, daß Ihr auf Eure Kniee fallet und betet, wie es die armen Sünder vor ihrer Hinrichtung thun? Aber nein! Ihr seht nicht und Ihr hört nicht! Eure Ohren sind taub und Eure Herzen sind verschlossen! Hinter den hohen Mauern des Schlosses zu Versailles, welches der lasterhafteste König für seine menus plaisirs gebauet, da fröhnt Ihr Euern Lüsten und schließet Euch ab von der Stimme der Wahrheit, die zu Euch hier in Paris sprechen würde von den Gott geheiligten Lippen des Volkes!"

„Vivat hoch! Es lebe Marat!" schrie der Schuster Simon, der von dem Geschrei angezogen, den Franziskaner verlassen und sich zu der Volksgruppe herangedrängt hatte, in deren Mitte, Alle überragend, Santerre stand mit Marat auf seinen Schultern. „Vivat hoch! Es lebe der große Volksfreund, es lebe Marat!"

„Es lebe Marat!" schrie und brüllte das Volk. „Marat kurirt das Volk, welches die vornehmen Leute krank gemacht, welchen sie das Mark aus den Knochen gesogen. Marat ist kein vornehmer Mann, Marat verachtet das Volk nicht!"

„Meine Freunde, ich wiederhole Euch, was ich schon vorher sagte," kreischte Marat. „Habt Ihr schon jemals gehört, daß ein kluger Mann den Kronprinzen verachtet, welcher jung schön und kräftig ist, und es lieber mit dem König hält, der altersschwach, von Lastern entnert und ausgemergelt ist? Ihr, das Volk, Ihr seid der Kronprinz von Frankreich, und wenn Ihr in gerechtem und edlem Zorn endlich den Tyrannen unter Eure Füße getreten habt, dann wird der junge, schöne Kronprinz, dann wird das Volk die Herrschaft antreten über Frankreich, und es wird dann das schöne Wort der Bibel sich erfüllen: es wird dann nur Ein Hirt und Eine Heerde sein! Aber ich habe diesen improvisirten Thron hier auf dem Haupte eines edlen Bürgers nur eingenommen, um Euch eine Mittheilung zu machen, von der Ungebührlichkeit, welche die Königin von Frankreich ausgeheckt hat, und von der neuen Anmaßung mit welcher sie unsere Gesetze unter ihre, von den Opernhausbällen und den nächtlichen Promenaden immer noch nicht müden Füße tritt. Ich will Euch das Patent vorlesen, welches der König heute an das Parlament geschickt hat und womit heute das Verhör über den Cardinal Rohan beginnt. Will das Volk es anhören?"

„Ja, wir wollen es anhören," schrie man von allen Seiten. „Les't uns das Patent vor."

Marat zog ein beschmutztes, zusammengedrücktes Papier aus seiner Brusttasche hervor und mit laut kreischender Stimme begann er zu lesen:

„Ludwig von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, Unsern lieben getreuen Räthen, Mitgliedern des Hofes Unseres Parlaments in Paris Unseren Gruß."

„Zu Unserer Kenntniß ist gekommen, daß von denen nommé Böhmer und Bassenge ohne Vorwissen der Königin, Unserer sehr geliebten Gemahlin und Gefährtin, an den Cardinal von Rohan, welcher ihnen gesagt, daß er im Auftrage der Königin handele, ein Halsband im Werthe von 1,600,000 Francs verkauft worden ist, die in verschiedenen Raten an sie bezahlt werden sollten. Es sind ihnen auch Papiere vorgelegt worden, welche sie als von der Königin genehmigt und unterzeichnet betrachtet haben. Nachdem die genannten Böhmer und Bassenge das erwähnte Halsband dem genannten Cardinal eingehändigt, die erste festgesetzte Zahlung jedoch nicht erhalten hatten, wandten sie sich mit ihrer Forderung an die Königin selbst. Wir haben nicht ohne gerechte Entrüstung gesehen, daß man einen erhabenen Namen, der Uns theuer ist in vieler Hinsicht, zu mißbrauchen und mit einer Kühnheit ohne Gleichen gewagt hat, den Respect, welchen man der Königlichen Majestät schuldet, hintenanzusetzen. Wir haben gedacht, daß es Unserm Gericht

zukomme, den genannten Cardinal zu vernehmen, und auf die Erklärung, die er uns gemacht hat, daß er nämlich durch eine Frau Namens Lamotte-Valois getäuscht worden sei, hielten Wir es für nothwendig, Uns seiner Person sowie der Person der Dame von Valois zu versichern, und Maßregeln zu nehmen, wie sie Uns Unsere Weisheit eingaben, um Alle Diejenigen zu entdecken, welche Urheber oder Mitschuldige eines solchen Attentats sind. Wir belieben Euch sonach Kenntniß davon zu geben, damit durch Euch, Gerichtshof des Parlaments, der Prozeß geführt und das Urtheil gesprochen werde."

„Da habt Ihr die saubere Botschaft!" schrie Marat, „da habt Ihr das Lügengewebe, mit welchem die Oesterreicherin uns umstrickt! Denn sie ist es doch, welche diese Botschaft an das Parlament schickt. Ihr wißt ja, wir haben keinen König von Frankreich mehr, sondern ganz Frankreich ist nur noch das Trianon der Oesterreicherin. Und es steht an allen unsern Häusern, über allen Thoren unseres Stadthauses geschrieben: De par la reine! Die Oesterreicherin ist die Königin von Frankreich, und der gutmüthige Ludwig schreibt nur, was sie ihm dictirt. Die Oesterreicherin sagt, es sollen Vorkehrungen getroffen werden, damit man die Mitschuldigen an diesem Attentate gegen ihre erlauchte und vielgeliebte Person kennen lerne. Sie hätte aber sagen müssen, es sollen Vorkehrungen getroffen werden, damit man diese Mitschuldigen nicht kennen lerne. Wer ist denn der Mitschuldige der Dame Valois? Wer hat sich von dem Cardinal die Diamanten aushändigen lassen durch die Dame Valois? Ich sage, die Königin hat das gethan. Sie hat die Brillanten in Empfang genommen, und jetzt leugnet sie die Geschichte. Und jetzt soll die Dame Lamotte-Valois für sie die heißen Kastanien aus der Asche ziehen. Ihr wißt ja, so ist es immer! Die Könige dürfen ungestraft sündigen, sie haben immer ein bête de souffrance, das für sie eintreten muß. Aber daß jetzt auch ein Cardinal, daß der Groß-Almosenier von Frankreich das bête de souffrance für die Oesterreicherin sein soll, das muß Euch beweisen, meine Freunde, daß der Uebermuth der Oesterreicherin seine höchste Spitze erreicht hat. Sie hat die Scham und die Sitte unter die Füße getreten, und anjetzo will sie auch noch die Kirche unter die Füße treten!"

„Still!" rief es von allen Seiten. „Still, die Karabiniers, die Gensdarmen kommen! Schweigt, Marat, schweigt! Ihr sollt nicht verhaftet werden. Wir wollen nicht, daß alle unsere Freunde in die Bastille geführt werden!"

Wirklich erblickte man in diesem Augenblick an dem Eingange der Straße, die von der Seite der Tuilerieen her auf den Platz führte, eine Abtheilung von Karabiniers, die eilig herangesprengt kam.

Marat, von Santerre unterstützt, kletterte mit der Geschwindigkeit einer Katze an der Riesengestalt des Brauers hinunter. Die Volkshaufen öffneten sich und ließen ihn eintreten, und ehe noch die Karabiniers herangekommen, war Marat im Gedränge verschwunden. —

Von diesem Tage an nahmen die Untersuchungen in Betreff des Halsbandes, welches die Herren Böhmer und Bassenge der Königin durch den Cardinal Rohan verkauft haben wollten, ihren Anfang. Der Cardinal von Rohan befand sich seitdem in der Bastille als Gefangener; man behandelte ihn dort mit aller seinem Range schuldigen Ehrfurcht. Er bewohnte eine ganze Reihe von Zimmern, er hatte seine beiden Kammerdiener und seinen Secretair zu seiner Bedienung, auch erlaubte man ihm, zuweilen seine Verwandten zu sehen und zu sprechen, freilich nur im Beisein des Gouverneurs der Bastille. Aber Herr von Foulon war ein sehr frommer Katholik, und hielt sich beständig in ehrfurchtsvoller Entfernung von dem Herrn Cardinal, der niemals verfehlte, ihm bei solchen Gelegenheiten seinen kirchlichen Segen zu ertheilen. In den häufigen Verhören, welche der Cardinal zu bestehen hatte, begegnete der Präsident der Untersuchungs-Commission demselben mit äußerster Zuvorkommenheit, und wenn der Cardinal sich erschöpft fühlte, wurden die Verhöre sofort aufgehoben und auf einen anderen Tag verlegt. An diesen Verhören durften außerdem die Vertheidiger des Cardinals Theil nehmen, um alsdann nach seinen Aussagen diejenigen Zeugen oder Angeklagten herbeizuschaffen, welche zur Entlastung des Cardinals beitragen und beweisen konnten, daß der Cardinal das Opfer eines schlau angelegten Betruges gewesen, und kein anderes Verbrechen begangen habe, als daß er zu eifrig in dem Dienste der Königin gewesen.

Man erzählte sich in Paris von zahlreichen Verhaftungen, welche vorgekommen seien. Man wußte aus dem königlichen Decret, daß die Gräfin Lamotte-Valois gleichfalls verhaftet und in der Bastille eingekerkert saß, aber man wollte außerdem mit Bestimmtheit wissen, daß auch der Graf Cagliostro, der Wunderdoctor und Adept, verhaftet worden sei. Man erzählte, daß man in Brüssel eine junge Dame, welche mit in die Angelegenheit verwickelt sei, und der Königin Marie Antoinette außerordentlich ähnlich sehen sollte, verhaftet und nach Paris in die Bastille gebracht habe.

Ganz Paris, ganz Frankreich war gespannt auf diesen Proceß, der nun schon seit vielen Monaten eingeleitet, noch immer nicht zur Entscheidung gekommen war, und dennoch so viel von sich reden machte.

Die Freunde der Königin betheuerten, daß Ihre Majestät vollkommen unschuldig sei, daß sie die Gräfin Lamotte-Valois niemals gesprochen, nur einmal durch ihren Kammerdiener Weber ihr eine Unterstützung gesandt habe. Aber dieser Freunde der Königin gab es

nicht viele, und ihre Zahl verringerte sich an jedem Tage. —

Der König hatte die Nothwendigkeit eingesehen, bedeutende Ersparnisse in seinem Haushalt und in der Verwaltung des Königthums eintreten zu lassen. Frankreich hatte in den letzten Jahren Mißernten gehabt, das Volk litt Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, die Steuern waren nicht mehr aufzubringen. Es mußte eine Reform eintreten, und diejenigen, welche bisher im Ueberfluß königlicher Gnaden geschwelgt hatten, mußten eine Verringerung derselben sich gefallen lassen.

Die Königin war es gewesen, welche über ihre Freunde, ihre Gesellschaft in Trianon, die königlichen Gnadenbezeugungen wie einen goldenen Regen hatte niederfließen lassen. Anfangs hatte sie es gethan, um ihrem Herzen genug zu thun. Es war so süß, diejenigen zu erfreuen, welche man liebte, so wonnig, auf dem Antlitz der geliebten Herzogin von Polignac jenes reizende Lächeln zu sehen, welches sich nur auf demselben zeigte, wenn es ihr gelungen war, Andere glücklich zu machen. Für sich selber verlangte die Herzogin niemals eine Gunst, ihre königliche Freundin konnte sie immer nur nach langem Sträuben, nach Androhen ihre Zornes bewegen, die Gunstbezeugungen anzunehmen, welche sie aus wirklich liebendem Herzen ihr bot.

Aber hinter der Herzogin Diana stand ihr Schwager und ihre Schwägerin, der Herzog und die Herzogin von Polignac, welche ehrgeizig, stolz und habgierig waren, hinter der Herzogin Diana standen die drei Lieblinge der königlichen Gesellschaft in Trianon, standen die Herren von Vaudreuil, Besenval und d'Adhemar, die für sich Gesandschaftsstellen, Ministerposten, Ehrenzeichen und Orden begehrten.

Diana von Polignac war das Organ, durch welches alle diese Ehrgeizigen, diese Egoisten sich an die Königin wendeten, und weil es die geliebte Freundin war welche bat, konnte die Königin ihre Bitten nicht zurückweisen, — und weil es die geliebte Gemahlin war, welche sich an ihren Gemahl wandte, konnte der König nicht den Muth gewinnen, die Wünsche der Königin unerfüllt zu lassen, sie mit einem grausamen Nein zurückzuweisen. Ludwig gewährte die Wünsche seiner Gemahlin, und Marie Antoinette begab sich dann freudestrahlend zu der geliebten Freundin Diana, um ihr die Erfüllung ihrer Bitten anzuzeigen, und von ihr mit einem Kuß, einem Lächeln belohnt zu werden.

Die großen Adelsfamilien Frankreichs sahen mit Neid und gerechtem Unwillen diese Herrschaft der Polignac's und der Günstlinge von Trianon, sie zogen sich vom Hofe zurück, sie überließen die „Königin von Trianon" ihren Günstlingen und ihren bürgerlichen Freuden und Spielen, welche, wie sie sagten, „sich für den großen Adel nicht ziemten." Sie überließen den König seiner Gemahlin, die durch ihn regierte, und durch die wiederum nur die Polignac's und die anderen Günstlinge regierten. Ihnen und ihren Freunden gehörten alle Stellen, alle Ehren, an sie wendeten sich diejenigen, welche vom Hofe irgend Etwas erlangen wollten, auch diejenigen, welche nur Gerechtigkeit begehrten.

Es gab rings um das königliche Paar nichts mehr als Intriguen, Cabalen, Neid und Anfeindung. Jeder wollte der Erste sein in der Gunst der Königin, um dadurch Macht und Ansehen zu gewinnen, jeder wollte die Uneigennützigkeit des neben ihm Stehenden verdächtigen, damit er sein Erbe werden könne in der Gunst der Königin!

Die schönen Tage des Glückes, des Friedens, von denen die Königin in ihrem reizenden Landaufenthalte geträumt, die sie zu verwirklichen geglaubt hatte verblaßten, da sie zu kaum ihren Sonnenaufgang gehabt hatten. Trianon war noch da, und die königliche Bäuerin von Trianon war in ihrem Herzen sich noch gleich geblieben, aber diejenigen, welchen sie ihr Herz gegeben, diejenigen, welche in harmloser Heiterkeit mit ihr in ihrem Dorfe leben sollten, waren anders geworden! Sie hatten die idyllischen Masken abgeworfen, von denen die gutmüthige und vertrauensvolle Königin sich hatte täuschen lassen. Sie waren keine Freunde, keine ergebenen Diener mehr, sie waren Stellenjäger, Intriguants, Schmeichler, nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz!

Noch wollte die Königin nicht daran glauben, noch war sie die zärtliche Freundin ihrer Freunde, vertraute ihnen, lehnte sich auf sie und ihre Liebe, war glücklich in ihrer Nähe, ließ sich von ihnen berathen und leiten, wie der König sich von ihr berathen und leiten ließ.

Sie setzten Minister ab, und schufen neue, sie erhoben ihre Günstlinge, und drängten ihre Gegner in das Dunkel zurück.

Aber es kam ein Tag, wo die Königin anfing zu erkennen, daß sie selber nicht mehr die Herrscherin, sondern die Beherrschte sei, wo sie begriff, daß sie nicht mehr nach eigenem Willen handle, sondern tyrannisirt werde von Denen, welche doch nur mächtig geworden durch ihre Gunst.

„Ich habe mich in die Regierungsgeschäfte mischen müssen," sagte sie, „weil der König in seiner edlen, gutmüthigen Weise zu wenig Vertrauen zu sich selber hat, und aus Bescheidenheit sich leicht von den Meinungen Anderer beherrschen läßt. So ist er denn gewiß am Besten, wenn ich seine erste Vertraute bin, und er mich zu seiner Rathgeberin annimmt, denn seine Interessen sind ja die meinen, und diejenigen meiner Kinder, und sicherlich kann Niemand redlicher und treuer zu dem Könige von Frankreich halten, als die Königin, seine Gemahlin, die Mutter seiner Kinder! Wenn also der König nicht selbstständig sein kann, wenn er sich zu schwach fühlt, um allein zu

stehen, und selbstständig zu regieren, so soll er sich auf mich stützen, so will ich die Theilnehmerin an seiner Regierung, seinen Geschäften sein, damit es wenigstens nicht meine Gegner, meine Feinde werden!"

Aber nun waren ihre Freunde, ihre Günstlinge da, welche der Königin das sein wollten, was sie dem Könige war, die Mitregierenden, die Vormünder und Berather, sie gab eine Zeitlang nach, — nicht aus Schwäche, wie Ludwig, sondern mit der Kraft, die sie aus der Stärke ihrer Liebe schöpfte!

Sie gab auch dann noch nach, als Diana von Polignac, durch ihren Schwager Polignac und durch Herrn von Besenval dazu veranlaßt, die Königin beschwor, den Herrn von Calonne zum General-Controleur der Finanzen zu ernennen. Sie gab nach, und Calonne, der Schmeichler, der Höfling der Polignac's, erhielt den wichtigen Posten, obwohl Marie Antoinette Gewissensbisse darüber empfand, und dem Manne nicht traute, den sie selber doch zu einer so hohen Stelle befördert hatte. — Die öffentliche Meinung nahm aber Herrn von Calonne, welcher durch die Königin angestellt worden, für einen Günstling der Königin, und indem sie diesen verwünschte, seine Ernennung als ein Unglück für Frankreich betrachtete, traf ihr Zorn und ihre Verwünschung zugleich Jene, welche seine Beförderung veranlaßt hatte, — die Königin!

Indeß die Ernennung des Herrn von Calonne sollte doch etwas Gutes und Segenbringendes haben! Sie veranlaßte eine Menge von Brochüren, von Libellen und Pamphlets, welche die Finanzlage Frankreichs zum Gegenstande hatten, und in beißender und höhnender, in verzweifelter und trauriger Sprache die Noth und den Jammer Frankreichs besangen.

Der König hatte dem Polizeiminister strenge Ordre gegeben, ihm alle diese Flugschriften, diese Satyren und Pamphlets mitzutheilen. Er wollte sie alle lesen, wollte aus allen sich das Körnchen Wahrheit suchen, das sie enthielten, er wollte von seinen Feinden, welche sicherlich dem Königthume nicht schmeichelten, es lernen, ein guter König zu sein! Vor allen Dingen erkannte er als seine erste Pflicht, ein sparsamer König zu sein und seinen Haushalt einzuschränken.

Diesmal handelte er selbstständig, fragte er Niemanden um Rath — selbst nicht die Königin! Aus freiem, edlem Entschluß befahl er eine Verringerung seines Hofstaates, eine Beschränkung der hohen Pensionen, welche an die Begünstigten gezahlt wurden. Der große Marstall des Königs sollte abgeschafft und zu einem kleinen verringert werden, in der Postverwaltung sollte die Stelle eines Ober-Postdirectors eingehen, das hohe Gehalt der Gouvernante der königlichen Kinder, sowie der Ehrendame der Madame Elisabeth, Schwester des Königs, sollte reducirt werden.

Aber wer nahm diese Stellen ein? Wer ward dadurch beschränkt? Zunächst die Familie Polignac. Der Herzog von Polignac war Director des großen Marstalles, und neben ihm der Herzog von Coigny. Der Herzog van Polignac war auch oberster Director der Postverwaltung, und seine Gemahlin Diana von Polignac, war Ehrendame der Madame Elisabeth, und Julia von Polignac war Gouvernante der Kinder von Frankreich.

Sie wollten es nicht glauben, sie hielten es für unmöglich, daß das Unerhörte geschehen konnte, daß man ihre Einkünfte schmälern wollte! Der ganze intime Gesellschaftskreis begab sich nach Trianon, um die Königin zu sprechen, um von ihr die Versicherung zu erhalten, daß die Königin eine solche Beraubung ihrer Freunde nicht dulden, daß sie den König veranlassen werde, seine Befehle zurückzunehmen!

Die Königin aber setzte ihren Freunden zum ersten Male Widerstand entgegen.

„Es ist der Wille des Königs," sagte sie, „und ich bin zu glücklich, daß der König einen Willen hat, als daß ich es wagen möchte, demselben entgegen zu treten! Möge der König regieren, es ist seine Pflicht und sein Recht, wie es die Pflicht und das Recht aller seiner Unterthanen ist, sich seiner Regierung zu fügen, und sich seinem Willen unterzuordnen."

„Aber," rief Herr von Besenval, „aber es ist abscheulich, daß man in einem Lande lebt, wo man nicht mehr sicher ist, am nächsten Tage zu verlieren, was man am Abend vorher noch gehabt; das war bisher nur in der Türkei Mode!"*

Die Königin erbebte und heftete ihre großen Augen mit einem Blick voll Erstaunen und Schmerz auf Besenval, dann auf die andern Freunde: sie las auf allen Gesichtern Unwillen und Mißgunst. Die Maske der ergebenen Höflinge, der treuen Diener war zum ersten Male von ihrem Angesichte niedergesunken, und Marie Antoinette sah da auf einmal ganz fremde, unbekannte Gesichter, Augen ohne den Strahlenglanz der Freundschaft, Lippen ohne das Lächeln der Ergebenheit.

Die Königin suchte mit der Hand nach ihrem Herzen, es war ihr, als sei sie von einem Dolchstich verwundet worden, sie hatte ein Gefühl, als müsse sie laut aufschreien vor Jammer und Schmerz. Aber sie überwand sich und nur ein leiser Seufzer machte ihrem gepreßten Herzen Luft.

„Ihr seid es nicht allein, welche verlieren werden, meine Freunde," sagte sie sanft. „Der König verliert ja auch; wenn er den großen Marstall aufgiebt, so ist Er es ja doch, welcher dem allgemeinen Besten seine Pferde, seine Equipagen und vor allen Dingen seine treuen Diener zum Opfer darbringt. Wir müssen uns Alle Beschränkungen, Ersparnisse gefallen lassen!

* Seine eigenen Worte. Siehe Goncourt; Histoire de Marie Antoinette. pag. 121.

Aber es wird uns Allen doch immer noch erlaubt sein, gute Freunde zu bleiben und hier in Trianon in harmloser Heiterkeit und glücklicher Zufriedenheit schöne Tage mit einander zu verleben! Kommen Sie, meine Freunde! Vergessen wir die Sorgen, die Bedrängnisse! Seien wir allen diesen Dingen zum Trotz heiter und froh! Herzog von Coigny, Sie sind mir seit acht Tagen Revanche in Billard schuldig, Sie sollen sie mir heute geben! Kommen Sie, meine Freunde, gehen wir in den Billardsaal!"

Und die Königin, welche ihre Heiterkeit wiedergefunden hatte, schritt lächelnd den Freunden voran in das nächste Gemach, in dessen Mitte das Billard aufgestellt war. Sie nahm ihren Queu von demselben auf, und denselben wie einen Scepter emporschwingend, rief sie: „Nun, meine Freunde, fort mit den Sorgen, den —"

Sie verstummte, denn wie sie sich umschauete, sah sie, daß ihre Freunde ihrem Rufe nicht gefolgt waren. Nur Herr von Coigny, den sie besonders dazu aufgefordert hatte, nur Er allein hatte die Königin nach dem Billardsaal begleitet.

Ein Blitz des Zornes schoß aus den Augen der Königin. „Wie," rief sie laut, hat meine Gesellschaft nicht gehört, daß ich sie aufforderte, mich hierher zu begleiten?"

„Majestät," erwiderte der Herzog von Coigny verdrießlich, „die Damen und Herren haben sich wohl nur erinnert, daß Ihre Majestät es früher in Trianon als Gesetz erklärt hatten, daß Jeder hier thun und lassen könne, was ihm beliebt, und Ew. Majestät sehen, daß sie die Gesetze halten und beobachten, besser, als man es gegen sie thut."

„Herzog," seufzte die Königin, „auch Sie machen mir Vorwürfe, auch Sie sind unzufrieden?"

„Und warum sollte ich denn zufrieden sein, Majestät?" fragte der Herzog heftig. „Man beraubt mich, man nimmt mir einen Posten, der bis jetzt immer für die Dauer des Lebens gültig blieb und Ew. Majestät verlangen, daß ich zufrieden sei? Nein, ich bin nicht zufrieden, ich mache es wie die Anderen, ich bin voll Zorn und Schmerz, zu sehen, daß nichts mehr haltbar, nichts mehr dauernd ist, daß man sich auf nichts mehr verlassen kann, selbst nicht mehr auf das Wort der Könige!"

„Herr Herzog," rief Marie Antoinette mit aufblitzendem Zorn, „Sie gehen zu weit; Sie vergessen, daß Sie zu Ihrer Königin sprechen!"

„Madame," rief er noch lauter, „es giebt hier in Trianon keine Königin, keine Unterthanen! Sie selber haben das gesagt, und ich wenigstens will Ihre Worte erfüllen, wenn Sie selber es auch nicht mehr thun! Lassen Sie uns Billard spielen, Madame! Ich bin zu Ihren Befehlen!"

Und indem Herr von Coigny das sagte, ergriff er mit einer zornigen Bewegung den Billardqueu der Königin. Es war dieser Queu ein Geschenk, welches Marie Antoinette von ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, erhalten hatte, und der aus einem einzigen Rhinocerozahn mit goldenen Knaufen bestand. Die Königin hielt denselben sehr in Ehren, und Niemand hatte es bis dahin gewagt, sich desselben zu bedienen als sie allein.

„Geben Sie her, Coigny," sagte sie lebhaft, „Sie täuschen sich, das ist nicht Ihr Billardqueu! das ist der meine!"

„Madame," rief er heftig, „man nimmt mir, was mein ist, weshalb sollte ich nicht auch nehmen, was nicht mein ist! Es scheint doch, als wenn es jetzt die neueste Mode ist, über das Eigenthum Anderer nach Belieben zu schalten und zu walten. Ich werde mich daher beeilen, diese Mode mitzumachen, und wär's auch nur, um zu beweisen, daß ich von Ew. Majestät etwas gelernt habe! Fangen wir an!"

Er nahm zitternd vor Wuth und Erregung zwei Bälle, legte sie in die Mitte der Tafel, und that gegen dieselben einen Stoß. Aber dieser Stoß war so heftig, in so wüthendem Zorn geführt, daß der Queu an den Bällen vorüber glitt, und so stark an die erhöhte Kante des Tisches stieß, daß er mitten von einander brach.

Die Königin stieß einen Schrei des Unwillens aus, und die Hand erhebend, deutete sie mit einer gebieterischen Bewegung nach der Thüre hin. „Herr Herzog von Coigny," sagte sie stolz, ich enthebe Sie der Pflicht, jemals wieder nach Trianon zu kommen! Sie sind entlassen."

Der Herzog bebte vor Zorn, einige unverständliche Worte murmelnd, machte eine ziemlich leichte, nachlässige Verbeugung vor der Königin, und verließ eilenden Schrittes den Billardsaal.*

Marie Antoinette schaute ihm mit einem langen schmerzvollen Blicke nach, dann nahm sie mit einem tiefen Seufzer die beiden Stücke des zerbrochenen Queus, und begab sich mit denselben in ihr kleines Porzellan-Cabinet, um in der Einsamkeit und Stille desselben wieder Ruhe, wieder Haltung zu gewinnen.

In demselben angelangt, und nun sicher, daß Niemand sie beobachten könne, ließ sich Marie Antoinette mit einem tiefen Seufzer in den Fauteuil nieder, und die lange zurückgehaltenen Thränen entstürzten jetzt ihren Augen.

„Oh," seufzte sie traurig, „sie werden mir Alles zerbrechen, Alles, mein Vertrauen, meinen Lebensmuth, mein Herz selber! Sie werden mir nichts übrig lassen, als den Schmerz, als das Unglück, und das wird Keiner von ihnen, die ich bis jetzt für meine Freunde hielt, mit mir theilen wollen!"

* Diese Scene ist historisch. Siehe: Mémoires de Madame Campan. II.

6.

Der Prozeß.

Ein ganzes Jahr hatten die Einleitungen zu dem Prozesse gedauert, der heute, am ein und dreißigsten August 1786, endlich zur Entscheidung kommen sollte. Ein ganzes Jahr hatten die Freunde und Verwandten des Cardinals Zeit gehabt, die öffentliche Meinung nicht allein, sondern auch die Richter, die Parlaments-Räthe, zu Gunsten des Cardinals zu bearbeiten, und sie gegen die Königin Marie Antoinette zu stimmen. Alle Feinde der Königin, die Legitimisten sowohl, welche sich in ihren alten Adelsrechten gekränkt sahen durch die Bevorzugung der Polignacs und anderer aus dem Dunkel hervorgegangener Familien, die Partei der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, welche Marie Antoinetten von jeher gegrollt hatten, anfangs schon deshalb, weil sie eine Oesterreicherin war, und später, weil sie sich erlaubt hatte, die Liebe des Königs zu gewinnen, die Männer der Bewegung und der Freiheit, welche in den Clubs gegen das Königthum donnerten, und es für eine heilige Aufgabe hielten, den Nimbus zu zerstören, welcher bis dahin den Thron umgeben hatte, und dem hungernden Volke zu zeigen, daß die im Ueberfluß lebende Königin nichts weiter sei, als eine leichtfertige, üppige Frau, — alle diese Feinde der Königin hatten Zeit gehabt, die öffentliche Meinung und die Richter zu gewinnen. Allen war dieser Prozeß eine willkommene Gelegenheit gewesen, um ihrer Rache, ihrem Unwillen, ihrem Hasse freien Spielraum zu geben.

Die Familie des Cardinals, schwer gekränkt über die Beschimpfung, welche man in ihrem Oberhaupte ihnen Allen zugefügt, wollte mindestens die Königin mit dem Cardinal zugleich compromittirt sehen, und wenn der Cardinal wirklich als der Betrogene und Dupirte aus dem Prozeß hervorgehen mußte, so sollte Marie Antoinette doch neben ihm stehen als die Beschimpfte, die Verdächtigte.

Die Familie Rohan und ihre Freunde setzten daher alle Mittel in Bewegung, um die öffentliche Meinung und die Richter für diesen Zweck zu gewinnen. Sie machten den Parlamentsräthen Besuche, brachten Denen, welche dafür empfänglich waren, Geschenke, sie bedienten sich käuflicher Schriftsteller, um Libelle, Pamphlets gegen die Königin zu schleudern, sie vertheidigten in Brochüren in edler, würdiger Sprache schon im Voraus den Cardinal, und stellten ihn dar als das Opfer seiner Hingabe und Liebe für die Königliche Familie. Jedermann las diese Satyren, die Pamphlets, diese Brochüren, und als der Tag der Entscheidung endlich herbeikam, hatte die öffentliche Meinung sich schon zu Gunsten des Cardinals erklärt, schon Partei genommen gegen die Königin.

Am ein und dreißigsten August 1786, wie gesagt, sollte endlich der lang vorbereitete Prozeß entschieden werden. In der Nacht vorher war der Cardinal von der Bastille in die Conciergerie geführt worden, ebenso auch die übrigen Gefangenen, welche in den Prozeß verwickelt waren.

In der Frühe des Morgens schon hatte sich der ganze Platz vor der Conciergerie mit Menschen angefüllt, und die Anhänger der Rohans, und die Agitatoren der Freiheit, wie sich Marat und seine Genossen nannten, waren auch hier immer noch thätig, die Stimmung des Volkes gegen die Königin zu lenken.

Im Justizpalaste an der anderen Seite des großen Platzes war inzwischen das große Drama dieses ungeheuerlichen Prozesses begonnen. Die Mitglieder des Parlaments, die Räthe des Justizhofes in ihren langwallenden schwarzen Gewändern saßen in langen Reihen vor dem grünen Tisch, und ihre ernsten, düsteren Gesichter, ihre theilnahmsvollen Blicke waren alle dem Cardinal Louis von Rohan zugewendet, der ihnen gegenüber als Angeklagter stand. Aber trotz der Gefährlichkeit der Situation war das edle und schöne Gesicht des Cardinals vollkommen ruhig, seine Haltung würdig und stolz. In seinem vollen priesterlichen Ornate war er erschienen, nur daß er statt des purpurrothen Unterkleides ein violettes Untergewand trug, wie es die Cardinäle thun, wenn sie in Trauer erscheinen. Darüber trug er den kurzen, rothen Ueberwurf, die Brust war mit allen seinen Orden geschmückt; die rothen Strümpfe, die seidenen Schuhe mit Brillantschnallen vollendeten den Anzug des Cardinals. Indem er eintrat, hatte er seine Hände gehaben, und denjenigen, welche ihn richten und vielleicht verdammen sollten, seinen priesterlichen Segen ertheilt. Er erzählte mit einfachen, würdigen Worten, wie folgt:

Eine Verwandte von ihm, die Frau von Boulainvillier, hatte ihm vor drei Jahren eine junge Dame zugeführt und ihn gebeten, dieselbe zu unterstützen. Sie war von dem vornehmsten Geschlecht, die letzte Abkömmlingin der früheren Könige von Frankreich, aus dem Geschlechte Valois. Sie nannte sich Gräfin Lamotte-Valois; ihr Mann, der Graf Lamotte, stand in irgend einer kleinen Garnisonstadt als Königlicher Unterlieutenant, und seine Gage reichte nicht aus, um sie Beide kümmerlich zu ernähren. Die junge Dame war schön, geistreich, von edlen Manieren, und es war natürlich, daß der Cardinal sich für die unglückliche Tochter der Könige von Frankreich interessirte. Er unterstützte sie eine Zeitlang, und nach vielen Bemühungen gelang es ihm, endlich für die letzte Abkömmlingin der Valois'schen Königsfamilie vom Könige Ludwig XVI. eine Pension von 1500 Francs zu erwirken. Die Gräfin Valois begab sich nun nach

Versailles, um selber für diese Gnadenbezeugung ihren Dank darzubringen. Sie kehrte an anderen Tage freudestrahlend nach Paris zu dem Cardinal zurück, und erzählte ihm, daß sie von der Königin nicht allein empfangen sei, sondern daß Marie Antoinette sich ihr sehr huldvoll bewiesen und ihr befohlen habe, ihr öfter ihre Aufwartungen zu machen. — Von diesem Tage an hatte natürlich die Gräfin Valois in den Augen des Cardinals nur noch gewonneu, denn die Gräfin begab sich sehr oft nach Versailles, und aus den Erzählungen der Heimkehrenden ging dann immer hervor, daß sie bei der Königin in hohen Gnaden stand. Nun aber befand sich der Cardinal leider in einem umgekehrten Falle. Er stand bei der Königin in der höchsten Ungnade, und niemals würdigte Ihre Majestät ihn irgend einer Beachtung, sie ließ sich niemals herab, bei den Hoffesten ihn mit einem Wort, einem Blick zu begnadigen. Der Cardinal war seit langer Zeit trostlos darüber, und hatte vergeblich versucht, die Gnade der Königin wiederzugewinnen. Dies hatte er im tiefsten Vertrauen der Gräfin Lamotte-Valois geklagt, und sie hatte voll freundschaftlichem Eifer übernommen, für ihn bei der Königin das Wort zu reden. Wenige Tage später hatte sie dem Cardinal gesagt, daß sie ihr Versprechen erfüllt. Sie hatte mit so beweglichen Worten seine Betrübniß und seine Verzweiflung zu schildern gewußt, daß die Königin ganz gerührt davon gewesen, und der Gräfin gesagt hatte, sie wolle Alles verzeihen, wenn der Cardinal ihr eine schriftliche Abbitte der Kränkungen senden werde, welche er ihr und ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, früher zugefügt habe. Der Cardinal natürlich hatte sich mit Freuden hierzu bereit erklärt. Er hatte der Valois eine Schrift übergeben, in welcher er demüthig dafür Abbitte leistete, daß er vor Jahren, als Marie Antoinette noch Dauphine von Frankreich war, und er, der Cardinal, sich als Gesandter Frankreichs in Wien befand, die Kaiserin Maria Theresia aufgefordert habe, die Dauphine, ihre Tochter, wegen ihres leichtfertigen und übermüthigen Betragens zu tadeln, und ihr eine Aenderung desselben zur Pflicht zu machen. Dies war das einzige Verbrechen, dessen er sich gegen die Königin schuldig fühlte, und für das er demüthig um Vergebung flehte. Er hatte zu gleicher Zeit die Königin um eine Audienz gebeten, damit er ihr seine Huldigung darbringen, und knieend um Vergebung flehen könnte. Wenige Tage darauf hatte ihm die Gräfin Lamotte-Valois ein eigenhändiges Schreiben der Königin überbracht, als Antwort auf seinen Brief.

Der Präsident unterbrach hier den Cardinal. „Sind Sie noch im Besitz dieses Schreibens, Eminenz?“ fragte er ihn.

Der Cardinal verneigte sich. „Ich habe die theuren, und mir so werthvollen Briefe der Königin, seitdem ich das Glück hatte, sie zu erhalten, immer bei mir getragen,“ sagte er. „Sie ruhten auch an jenem Tage, da ich in Versailles verhaftet ward, in meiner Brieftasche auf meiner Brust. Dies war mein Glück und das Unglück Derjenigen, welche, nachdem ich in die Bastille abgeführt war, in meinen Palast eindrangen, meine Papiere versiegelten, und was ihnen mißfiel, sofort verbrannten. Diese Briefe sind also dem Autodafé entgangen. Hier ist der erste Brief der Königin.“

Er zog aus seinem Gewande ein Portefeuille hervor, nahm aus demselben ein kleines, zusammengefaltetes Papier, und legte es auf den Tisch vor dem Präsidenten nieder.

Der Präsident schlug es auseinander und las: „Ich habe Ihren Brief gelesen und bin entzückt, Sie nicht mehr schuldig zu finden; indessen bedaure ich, Ihnen die Audienz, welche Sie erflehen, noch nicht bewilligen zu können. Sobald aber die Umstände es mir irgend gestatten, werde ich Sie benachrichtigen. Bis dahin seien Sie verschwiegen! Marie Antoinette von Frankreich.“ *

Ein Gemurmel des Erstaunens erhob sich unter den Räthen des Parlaments nach dieser Vorlesung, und alle Blicke richteten sich mit inniger Theilnahme auf den Cardinal, der mit ruhiger, bescheidener Miene ihnen gegenüber stand. Auch die Blicke des Präsidenten des hohen Gerichtshofes wandten sich, nachdem er den Brief zu Ende gelesen, und ihn neben die Acten auf den grünen Tisch gelegt hatte, dem hohen Kirchenfürsten zu, und er schien es jetzt erst zu bemerken, daß der Fürst, der Cardinal, der Groß-Almosenier des Königs von Frankreich, wie ein gewöhnlicher Verbrecher *stehend* sich seinen Richtern gegenüber befand.

„Man gebe dem Herrn Cardinal einen Fauteuil,“ befahl er mit lauter Stimme den Huissiers, und einer von denselben beeilte sich, einen der breiten bequemen Fauteuils der Richter, dessen Inhaber nicht zu der Sitzung erschienen war, von der Estrade herunter zu nehmen, und ihn zu dem Cardinal hinzurollen.

Fürst Rohan dankte den Richtern mit einem leisen Neigen seines stolzen Hauptes, und ließ sich ruhig in den Fauteuil nieder. Der Angeklagte und die Richter saßen nun auf denselben Stühlen, und in seinem prachtvollen Ornat, mit seiner edlen, würdigen Haltung, mit seinem ruhigen, leidenschaftslosen Angesicht hätte man daher vermeinen sollen, der Cardinal, der hier allein und abgesondert von allen Andern in seinem Fauteuil saß, halte Gericht über Jene, die da in ihren dunklen Gewändern, mit unruhigem, gedrücktem Wesen, mit bewegter Miene ihm gegenüber saßen.

„Haben Ew. Eminenz die Güte fortzufahren,“

* Goncourt: Histoire de Marie Antoinette. 143.

sagte der Präsident des Gerichtshofes nach einer Pause mit bittender Stimme.

Der Cardinal neigte als ein Zeichen seiner gnädigen Gewährung sein Haupt und fuhr in seiner Erzählung fort.

Dieser Brief der Königin hatte ihn natürlich mit großer Freude erfüllt, besonders, da er ihm ein persönliches Begegnen mit der Königin in Aussicht stellte, und er hatte um so mehr die Gräfin Valois gebeten, ihm dies Begegnen bald zu verschaffen, weil die Königin, trotz der Vergebung, welche sie dem Cardinal hatte angedeihen lassen, dennoch fortfuhr, bei allen Gelegenheiten, wo er das Glück hatte, sich in ihrer Nähe zu befinden, ihm mit der äußersten Geringschätzung und Mißachtung zu begegnen. An einem Sonntage, wie er vor den Majestäten die Messe gelesen, erlaubte er sich, nachher in dem Audienzsaal zu ihr heranzutreten, und die Königin anzureden. Aber Marie Antoinette schauete ihn nur mit einem zerschmetternden Blick voll Zorn und Verachtung an und wandte ihm den Rücken, indem sie zu der Herzogin von Polignac mit lauter Stimme sagte: „Welche Unverschämtheit! Diese Leute glauben Alles wagen zu dürfen, wenn sie den Purpur tragen. Sie glauben dann, mit den Königin zu rangiren und sie anreden zu dürfen!" — Diese stolzen und beleidigenden Worte hatten den Cardinal natürlich tief verletzt, und zum ersten Male war ihm der Zweifel aufgedämmert, ob nicht am Ende alle Mittheilungen der Gräfin Valois, ob nicht sogar auch der Brief der Königin falsch sein möchte, denn es schien ihm unmöglich, daß die Königin heimlich einem Manne so gnädig und freundlich gesinnt sei, den sie öffentlich so mißhandle und verachte. In seinem Zorn und seiner Empörung sagte er das der Gräfin Lamotte, erklärte er ihr, daß er Alles, was sie ihm von der Königin gesagt, für Unwahrheiten und Lügen halten werde, wenn sie ihm nicht in den allernächsten Tagen das verschaffe, um welches er so lange und so flehentlich gebeten, nämlich eine Audienz bei der Königin. Er verlangte jetzt diese Audienz als einen Beweis, daß ihm Marie Antoinette wirklich gewogen sei, zugleich auch als einen Beweis, daß die Gräfin Lamotte-Valois ihm die Wahrheit gesagt habe. — Die Gräfin Valois lächelte zu seinem Mißtrauen, und versprach, daß sie alle Ueberredungskünste bei der Königin anwenden würde, um dem Cardinal die gewünschte Audienz zu verschaffen. Der Cardinal, der in dem schönen und ausdrucksvollen Gesichte der Gräfin ihre Unschuld und Ehrlichkeit zu erkennen glaubte, bereute nun seine Heftigkeit und sagte der Lamotte, daß, wenn die Königin ihm wirklich eine geheime Audienz bewillige, er der Gräfin funfzigtausend Francs als ein Zeichen seiner Dankbarkeit zahlen werde.

Ein Gemurmel des Beifalls, der Bewunderung erhob sich bei diesen Worten von der Zuhörertribüne, auf welchen sich heute die Vertreter der ersten und größten Adelsfamilien Frankreichs, auf welcher sich die Rohan's, die Guémené's, die Grafen von Vergonnes, und alle die mächtigen Feinde der Königin befanden, welchen diese Gelegenheit willkommen war, sich zu rächen an der Oesterreicherin, die es gewagt hatte, nicht nach dem Stammbaum und den Herzogstiteln, sondern nach ihrem Belieben und ihrer Neigung sich ihre Freunde und ihre Gesellschaft zu bilden.

Der Präsident des Parlaments fand dieses Gemurmel der Zuhörer keiner Rüge werth und, ließ das hohe Auditorium gewähren.

„Und hat die Gräfin Lamotte Valois Eurer Eminenz wirklich die Zusammenkunft verschafft?" fragte er dann.

Fürst Rohan schwieg einen Moment, sein Antlitz erbleichte, seine Züge nahmen zum ersten Male einen bewegten Ausdruck an, man sah in denselben die chmerzlichnn Kämpfe, welche seine Seele beunruhigten.

„Hoher Gerichtshof," sagte er nach einer Pause mit erregter, zitternder Stimme, „ich fühle in diesem Momente, daß unter dem Gewande des Priesters doch immer noch das Herz eines Mannes schlägt. Es ist für jeden Mann aber ein Verbrechen, ein unverzeihliches Verbrechen, das Geheimniß einer Dame und die Gunst, deren man sich von ihr zu erfreuen hatte, zu verrathen und der Oeffentlichkeit Preis zu geben. Aber ich muß dieses Verbrechen auf mich nehmen, weil ich die Ehre des Priesters, des Kirchenfürsten zu vertheidigen habe, und weil ich nicht zugeben darf, daß der Purpur seines Mantels von dem Verdacht einer Lüge, einer Betrügerei verdunkelt werde. Es mag sein, und ich fürchte es fast selbst, es mag sein, daß ich in dieser Sache der Betrogene war, aber ich darf nicht den Verdacht auf meiner Tiara haften lassen, daß ich der Betrüger war, deshalb muß ich mich wohl der harten Nothwendigkeit unterziehen, das Geheimniß einer Dame, einer Königin zu verrathen."

„Außerdem," sagte der Präsident mit feierlichem Ernst, „außerdem mögen Eure Eminenz gnädigst erwägen, daß der von Gott eingesetzten Obrigkeit gegenüber alle zarten Bedenken des Cardinals in Ihnen verstummen müssen. Die Pflicht des Kirchenfürsten gebietet, den übrigen Menschen voranzugehen mit einem tapfern und nachahmungswürdigen Beispiel! Es ist Ihre heilige Pflicht, dem Gerichtshofe der Wahrheit gemäß über Alles, was diese Angelegenheit betrifft, die genaueste Auskunft zu ertheilen und Ew. Eminenz wollen die Güte haben zu bedenken, daß wir die weltlichen Priester Gottes sind, vor denen jeder Angeklagte nach seinem Gewissen die volle Wahrheit bekennen muß."

„Ich danke Ihnen, Herr Präsident," sagte der Cardinal mit so sanfter und gerührter Stimme, daß sich von der Zuhörer-Tribüne, wo neben den Herren auch einige tief verschleierte Damen sich befanden, ein leises

Schluchzen sich vernehmen ließ, und daß selbst die Augen des Präsidenten de l'Agire sich mit Thränen füllten. „Ich danke Ihnen, Herr Präsident," wiederholte der Cardinal, hoch aufathmend. „Sie erleichtern mein Herz von einem schweren Vorwurf, und Ihre Weisheit lehrt mich meine Pflicht erkennen."

Der Präsident erröthete vor Vergnügen über das ehrenvolle Lob des Cardinals. „Anjetzo," sagte er feierlich, „anjetzo erlaube ich mir, meine Frage zu wiederholen. Hat die Gräfin Lamotte-Valois Eurer Eminenz wirklich die Zusammenkunft mit der Königin verschafft?"

„Ja," rief der Cardinal bewegt, „ja, sie hat mir diese Zusammenkunft verschafft."

Und indem der Cardinal sich gewaltsam zur Ruhe und Gelassenheit zwang, fuhr er in seiner Erzählung fort. — Die Gräfin von Valois war nach zwei Tagen mit freudestrahlendem Gesichte zu ihm gekommen, und hatte ihm die Aufforderung überbracht, sich morgen Abend mit der Gräfin Valois nach Versailles zu begeben, woselbst im Garten, an einem mit der Gräfin verabredeten Orte, die Zusammenkunft Marie Antoinettens mit dem Cardinal stattfinden sollte. Der Cardinal sollte sich dazu in die einfachen, unscheinbaren Gewänder eines Bürgers von Paris kleiden, einen blauen Rock von Tuch, einen runden Hut und hohe Lederstiefeln tragen. Der Cardinal, voll unaussprechlicher Wonne über diese Nachricht, wagte indessen kaum an diese bezaubernde Gunst seiner Königin zu glauben; da zeigte ihm die Gräfin Valois lächelnd einen an sie gerichteten Brief der Königin, auf goldgerändertem Papier, unterzeichnet, wie das Billet, welches er früher erhalten hatte: „Marie Antoinette von Frankreich." In diesem an die Gräfin Lamotte gerichteten Briefe forderte die Königin ihre liebe Freundin auf, recht vorsichtig zu Werke zu gehen, den Cardinal zu ermahnen, recht leise zu sprechen während der Zusammenkunft, weil lauschende Ohren ganz nahe sein würden, und nicht eher aus dem Bosquet hervorzutreten, als bis die Königin selber ihm das Zeichen geben würde.

Nachdem der Cardinal diesen Brief gelesen, zweifelte er nicht mehr, sondern überließ sich ganz seiner Freude, seiner Ungeduld, die ihn in die festgesetzte Stunde des nächsten Abends mit Sehnsucht erwarten ließ. Endlich war diese Stunde gekommen und der Cardinal begab sich in der verabredeten Kleidung mit der Gräfin Valois in einem einfachen Miethswagen nach Versailles. Die Gräfin führte ihn auf die Terrasse des Schlosses, woselbst der Cardinal sich hinter einem Bosquet von Lorbeerbäumen verbergen mußte, und alsdann verließ sie ihn, um die Königin, welche wie allabendlich mit dem Grafen und der Gräfin von Artois im Parke ihre Promenade machte, von der Anwesenheit des Cardinals zu benachrichtigen und sie hierher zu führen. Der Cardinal blieb nun allein und mit hochklopfendem Herzen horchte er auf jedes Geräusch, schaute er in leiser Bewegung die lange Allee, die zwischen den beiden Fontainen lag, hinunter, denn von dorther sollte die Königin kommen. Es war ein wunderschöner Abend, der Vollmond stand in goldener Klarheit am tiefdunklen Himmel, und beleuchtete alle Gegenstände umher mit der Helle des Tages. Der Vollmond beleuchtete jetzt auch diese hohe, edle Gestalt in dem dunkelrothen Gewande mit den blauen Schleifen im Haar, welche eiligen Ganges, gefolgt von der Gräfin Valois, zu der Terrasse heranschritt.

Bis zu diesem Moment hatte der Cardinal immer noch leise gezweifelt an seinem unermeßlichen Glücke, — jetzt zweifelte er nicht mehr. Es war die Königin Marie Antoinette, welche sich jetzt ihm näherte! Sie trug dasselbe Gewand, dieselbe Coiffüre, welche sie am letzten Sonntag getragen, da er in Versailles nach der Messe zum Diner gewesen.

Ja, es war die Königin, welche jetzt eilig über die Terrasse herankam und sich dem Bosquet näherte, hinter welchem der Cardinal stand.

„Kommen Sie," flüsterte sie leise, und der Cardinal stürzte hinter seinem Bosquet hervor, sank vor der Königin auf die Kniee und drückte die schöne Hand, welche sie ihm darreichte, entzückt an seine Lippen. „Eminenz" flüsterte nun die Königin, „ich kann leider nur einen Moment hier verweilen; ich bin zufrieden mit Ihnen und werde Sie bald zu der höchsten Gunst erheben. Nehmen Sie vorläufig dies zum Zeichen meiner Gnade." — Und Marie Antoinette nahm von ihrem Busen eine Rose, und reichte sie dem Cardinal dar. „Nehmen Sie auch noch dies Angedenken," flüsterte die Königin wieder, indem sie dem Cardinal ein kleines Etui in die Hand drückte. „Es ist mein Portrait. Betrachten Sie es oft und zweifeln Sie niemals an mir, ich —"

In diesem Moment kam die Gräfin Valois, welche in einiger Entfernung gewartet hatte, eilig heran. „Man kommt," flüsterte sie, „um Gotteswillen, Majestät entfernen Sie Sich!"

Man hörte in der Ferne Stimmen, welche sich näherten. Die Königin faßte die Hand der Gräfin Lamotte. „Kommen Sie, Freundin," sagte sie. Leben Sie wohl, Cardinal, auf Wiedersehen!"

Voll Freude über das hohe Glück, welches ihm widerfahren und zugleich betrübt auch über die schnelle Entfernung der Königin, war der Cardinal nach Paris zurückgekehrt. Am andern Tage brachte ihm die Gräfin Valois ein Billet von der Königin, in welchem sie es tief beklagte, daß ihre gestrige Zusammenkunft so kurz hatte sein müssen, und eine baldige Wiederholung derselben versprach. Wenige Tage nach diesem Ereigniß, welches fortwährend die Seele des Cardinals beschäftigte, mußte er sich wegen einer kirchlichen Feier nach dem Elsaß begeben. Aber schon am andern Abend kam der Gemahl der Gräfin, der Graf

Lamotte, ihm als von der Gräfin geschickter Courier nachgeeilt. Er überbrachte dem Cardinal einen Brief der Königin, kurz und geheimnißvoll wie alle ihre früheren: „Der Moment," schrieb ihm die Königin, „der Moment, welchen ich herbeiwünsche, ist noch nicht gekommen. Aber ich bitte Sie, sofort nach Paris zurückzukehren, weil ich in einer geheimen Angelegenheit, die mich persönlich betrifft, und die ich nur Ihnen anvertrauen will, Ihrer Mitwirkung bedarf. Die Gräfin Lamotte-Valois wird Ihnen die Schlüssel zu diesem Räthsel geben."

Wie von Flügeln getragen war der Cardinal nach Paris zurückgekehrt und sofort begab er sich in das kleine Palais, welches die Gräfin Valois sich Dank seiner Freigebigkeit gekauft hatte. Hier erfuhr er nun von der Gräfin die Ursache seiner Heimholung. Es handelte sich um den Ankauf eines Brillantschmuckes, welchen die Kron-Juweliere Böhmer und Bassenge der Königin schon mehrmals zum Verkauf angeboten hatten. Marie Antoinette hatte das Collier gesehen und war entzückt gewesen über die Größe und Schönheit der Brillanten. Aber sie hatte den Muth gehabt, den Ankauf derselben zu verweigern, wegen des ungeheueren Preises, den die Juweliere dafür forderten. Indessen nachträglich hatte sie diese Weigerung dennoch bereut, und der herrliche Schmuck, desgleichen es keinen zweiten in Europa gab, hatte den lebhaften Wunsch der Königin erregt, ihn dennoch zu besitzen. Sie wollte ihn heimlich, ohne Wissen des Königs ankaufen und ihn nach und nach aus den Ersparnissen ihrer Kassette bezahlen. Nun hatten die Kron-Juweliere Böhmer und Bassenge gerade jetzt die Aussicht, den Halsschmuck nach Konstantinopel an den Sultan zu verkaufen, der ihn seiner ersten Gemahlin, als Brautschmuck darbringen wollte. Aber bevor sie auf diesen Verkauf eingingen, hatten sich die Juweliere noch ein Mal an die Königin gewandt, und sie um den Ankauf der seltenen Brillanten gebeten, indem sie sich bereit erklärten, auf jede Art der Zahlungsbedingungen einzugehen. Indessen gerade jetzt war die Kassette der Königin leer. Der harte Winter hatte viel Noth und Unglück herbeigeführt und die Königin hatte alle ihre Ersparnisse für die Armen hingegeben. Da sie aber dennoch dringend den Ankauf des Halsschmuckes wünschte, wollte sie dem Groß-Almosenier ein besonderes Zeichen ihres Wohlwollens geben, indem sie ihn beauftragte, in ihrem Namen das Collier zu kaufen. Selbstverständlich sollte er zu diesem Ankauf von der Königin eine eigenhändig geschriebene Autorisation empfangen, doch sollte er diese Autorisation für sich aufbewahren und nur beim Ankauf dieselbe den Hof-Juwelieren zeigen. Die erste Anzahlung von 600,000 Francs sollte der Cardinal aus seiner Kassette leisten; die dann noch restirende Summe von einer Million wollte die Königin in Terminen von je drei zu drei Monaten mit 100,000 Francs entrichten. Ebenso auch in drei Monaten dem Cardinal die entliehenen 600,000 Francs zurückerstatten.

Der Cardinal fühlte sich tief geschmeichelt von diesem Vertrauen der Königin und begehrte nichts mehr, als die schriftliche Autorisation, um sofort den Ankauf zu machen. Dieses Dokument ließ nicht lange auf sich warten. Schon nach zwei Tagen brachte es die Gräfin Lamotte-Valois, es war datirt aus Trianon und unterzeichnet: „Marie Antoinette von Frankreich." Indessen stießen dem Cardinal einige Zweifel auf. Er wandte sich an seinen Freund und Rathgeber, den Grafen Cagliostro. Derselbe hatte ihn vor einigen Jahren von schwerer Krankheit geheilt, und sich seitdem stets als uneigennütziger Freund und zugleich als Prophet erwiesen, der dem Cardinal seine Zukunft stets vorher verkündet hatte. „Ihn, den Hellseher, den Arzt, den Grafen Cagliostro zog der Cardinal nun in sein Vertrauen und fragte ihn um Rath. Graf Cagliostro ließ in dunkler, einsamer Nacht vor dem Cardinal nun seine Geister erscheinen. Er fragte die Unsichtbaren um Rath, und das Orakel antwortete, daß diese Angelegenheit der Stellung und Würde des Cardinals gemäß sei, daß sie einen glücklichen Erfolg haben, daß sie das Siegel auf die Gunstbezeugungen der Königin drücken und den glücklichen Tag näher herbeiführen werde, welcher zum Heil Frankreichs und der Menschheit die hohen Talente des Cardinals in Thätigkeit bringen solle.

Der Cardinal zweifelte und zagte nun nicht länger. Er begab sich sofort zu den Kron-Juwelieren Böhmer und Bassenge; er verhehlte ihnen nicht, daß er das Collier im Namen der Königin kaufen solle und zeigte ihnen die schriftliche Autorisation. Die Juweliere gingen bereitwillig auf den Kauf ein. Der Cardinal machte eine Anzahlung von 600,000 Francs, Böhmer und Bassenge übergaben dem Cardinal den Halsschmuck. Es war am Tage vor einem großen Feste, das man in Versailles feiern wollte, und zu diesem Feste wollte die Königin den Halsschmuck haben. Am Abend sollte ein Vertrauter der Königin das Collier aus der Wohnung der Gräfin Lamotte-Valois abholen. Die Gräfin selber forderte den Cardinal auf, bei dieser Abholung, obwohl unsichtbar, doch gegenwärtig zu sein.

Dieser Verabredung gemäß begab sich der Cardinal am Abend des 1. Februar 1784 zu der Gräfin, nur begleitet von einem vertrauten Kammerdiener, welcher die Kassette mit dem Halsschmuck trug.

Am Eingang des Hauses nahm er selbst die Kassette und brachte sie der Gräfin. Sie führte den Cardinal in einen neben ihrem Wohnzimmer belegenen Alkoven. Durch die mit Glasfenstern versehene Thür desselben konnte er das nur trübe beleuchtete Wohnzimmer überschauen.

Nach wenigen Minuten ward die Hauptthür geöffnet und eine Stimme rief: Im Auftrag der Königin!

Ein Mann in der Livrée der Königin, den der Cardinal schon öfter bei der Gräfin gesehen, und den die Lamotte ihm als den vertrauten Kammerdiener der Königin genannt hatte, trat ein und forderte im Auftrage der Königin die Kassette. Die Gräfin Valois nahm dieselbe und überreichte sie dem Kammerdiener, der sich verneigte und sich mit derselben entfernte. Der Cardinal empfand in diesem Moment, da der Kammerdiener mit dem kostbaren Halsband sich entfernte, eine unaussprechliche Genugthuung darüber, daß er das Glück gehabt, der Königin von Frankreich, der Gemahlin seines Königs, der Mutter seines zukünftigen Königs, einen Dienst geleistet zu haben, nicht blos weil er ihr die Brillanten gekauft, welche sie wünschte, sondern mehr noch, weil er die heftige und jugendlich lebendige Dame dadurch vor der Unziemlichkeit bewahrt hatte, sich an irgend einen Andern der vornehmen Herren ihres Hofes zu wenden.

Bei diesen Worten des Cardinals brachen die vornehmen Zuhörer auf der Tribüne in laute Beifallsäußerungen aus, und eine der verschleierten Damen rief lachend: Die Herren von Vaudreuil und Coigny hätten nicht so viel bezahlt, aber mehr Bezahlung gefordert!! Auch diese Bemerkung ward mit lauten Acclamationen aufgenommen.

Der erste Präsident des Gerichtshofes, Baron de l'Aigre, warf zwar einen ziemlich ernsten Blick zu der Tribüne hinauf, aber kein Vorwurf kam über seine Lippen, auf denen ein leises Lächeln zitterte.

„Ich bitte nun Eure Eminenz," sagte er, „mit folgende Frage zu beantworten: Hat die Königin Marie Antoinette Ihnen für den großen Dienst, welchen Sie ihr Ihrer Meinung nach erwiesen, persönlich ihren Dank abgestattet? Wie verhält es sich mit den Zahlungen, welche die Königin sich verpflichtet hatte zu leisten?"

Der Cardinal schwieg eine Zeitlang und schaute traurig vor sich hin. „Seit dem Tage, da ich diesen unglückseligen Kauf abgeschlossen," sagte er, „habe ich nur Beunruhigungen, Schmerzen und Demüthigungen erfahren. Dies ist der einzige Lohn, welchen ich für meine Hingebung erhalten habe. Die Königin hat mich niemals eines Wortes gewürdigt. Sie trug bei jenem großen Feste auch nicht das Collier, das sie doch zu diesem Zweck am Abend vorher hatte holen lassen. Ich beschwerte mich darüber bei der Gräfin, und die Königin hatte die Güte, mir in einem liebenswürdigen Handschreiben selbst zu sagen, sie habe das Collier zu kostbar gefunden, um es gerade an diesem Tage anzulegen, weil es zu sehr die Aufmerksamkeit des Königs und des Hofes erregt haben würde. Ich vertraute den Worten der Königin und es kam kein Zweifel in meine Seele, bis der unglückliche Tag, an welchem die Königin die erste Rate an die Juweliere zahlen sollte, gekommen war, und die Königin weder an mich, noch an die Juweliere irgend eine Zahlung geleistet oder eine Botschaft gesendet hatte. Jetzt begann sich in mir der fürchterliche Verdacht zu regen, man möchte meine Ergebenheit und Verehrung für die Königin benutzt haben, um mich zu betrügen und zu mißbrauchen. Als ich zum ersten Male diesen schrecklichen Gedanken faßte, schwindelte mir, und ich hatte nicht die Kraft hinunter zu schauen in den Abgrund, der sich plötzlich vor mir aufthat. Ich ließ sogleich die Gräfin Lamotte zu mir kommen, und verlangte von ihr Aufklärung über dieses unerklärliche Benehmen der Königin. Sie sagte mir sie sei im Begriff gewesen, zu mir zu kommen, um mich im Auftrage der Königin zu benachrichtigen, daß andere, unvermeidliche Ausgaben die Königin verhinderten, mir die sechsmalhunderttausend Francs zurückzuzahlen, die ich beim Ankauf des Colliers an Böhmer gezahlt, und daß sie statt dessen nur für jetzt die Zinsen dieses Capitals mit dreißigtausend Francs entrichten könne. Die Königin ließ mich ersuchen, mich vorläufig mit diesem Arrangement zufrieden zu geben, und ihrer Gnade und Gunst gewiß zu sein. Ich vertraute noch ein Mal den Worten der Gräfin, faßte wieder Muth, und ließ der Königin vermelden, daß ich stets glücklich sein würde, mich ihren Anordnungen zu fügen und ihr unterthäniger Diener zu sein. Die Gräfin verließ mich, indem sie mir ankündigte, sie würde mir morgen das Geld bringen. — In dieser Zwischenzeit begab sich aber Etwas, das auf Einmal alle meine Zweifel, meine Beängstigungen wieder wachrief. Ich machte der Herzogin von Polignac einen Besuch, und während ich bei ihr war, überbrachte man der Herzogin ein Handbillet der Königin. Ich bat die Frau Herzogin, mir, falls das Billet keine Geheimnisse enthalte, dasselbe zu zeigen, damit ich die Handschrift der Königin sehen könne. Die Herzogin erfüllte meinen Wunsch, und —"

Der Cardinal verstummte, und die tiefe, innere Erregung machte sein Angesicht erblassen. Er neigte sein Haupt, faltete seine Hände, und seine Lippen bewegten sich in leisen Gebeten.

Der Richter sowohl wie auch die Zuhörer auf den Tribünen verharrten in tiefem Schweigen, Niemand mochte die feierliche Stille nur durch einen lauten Athemzug, durch eine Bewegung unterbrechen.

Endlich, nach einer langen Pause, da der Cardinal sein Haupt wieder emporhob, fragte der Präsident mit sanfter, bewegter Stimme: „Ew. Eminenz sahen also das Handbillet der Königin, und es war nicht dieselbe Handschrift, wie die Ihrer erhaltenen Briefe?"

„Nein, es war nicht dieselbe," rief der Cardinal schmerzhaft. „Nein, es war eine ganz andere Handschrift. Nur die Unterschrift hatte einige Aehnlichkeit, obwohl der Brief an die Herzogin nur unterzeichnet war: „Marie Antoinette" ohne weiteren Zusatz. Ich eilte nach Hause, ich erwartete in fieberhafter Unge-

bald die Gräfin. Sie kam, lächelnd wie immer, und brachte mir die dreißigtausend Francs. Ich warf ihr mit glühenden, leidenschaftlichen Worten meinen Verdacht in's Angesicht. Sie schien einen Moment erschrocken, verwirrt, dann gab sie zu, es sei möglich, daß die Briefe nicht von der Hand der Königin seien, daß sie dieselben dictirt habe. Aber die Unterschriften seien von der Hand der Königin, darauf könne sie einen Eid ablegen. Ich faßte wieder etwas Muth; aber bald nachdem die Gräfin mich verlassen, kamen die Juweliere in höchster Aufregung zu mir, um mir mitzutheilen, daß sie, weil sie von der Königin keine Abschlagszahlung erhalten, sich schriftlich mehrmals an sie gewandt, ohne Antwort von ihr zu empfangen; auch ihre Bemühungen um eine Audienz waren fehlgeschlagen, und so hatten sie sich endlich an die erste Kammerfrau der Königin, an Frau von Campan gewandt, und sie kamen eben von der Zusammenkunft mit dieser Dame her. Frau von Campan hatte ihnen gesagt, daß die Königin das Collier nicht besitze, daß niemals eine Gräfin Lamotte-Valois eine Audienz bei der Königin gehabt habe; sie hatte den Juwelieren im höchsten Unwillen gesagt, daß man sie betrogen, sie zu den Opfern eines Betrugs gemacht habe, und daß sie sofort sich nach Trianon begeben werde, um der Königin diese fürchterliche Intrigue mitzutheilen. — Dies geschah an einem Donnerstag, am nächstfolgenden Sonntag begab ich mich nach Versailles, um das Hochamt zu celebriren, und das Uebrige wissen Sie! Ich habe nichts mehr hinzuzufügen."

„Im Namen des Gerichtshofes sage ich Eurer Eminenz meinen Dank für die offene und klare Darlegung dieser traurigen Geschichte," sagte der Präsident feierlich. „Eure Eminenz bedürfen der Erholung; es steht Ihnen frei, sich jetzt zurückzuziehen, und nach der Bastille zurückzukehren."

Der Cardinal erhob sich und verneigte sich grüßend vor dem Gerichtshof. Alle Parlamentsräthe und Richter standen auf und gaben ehrfurchtsvoll den Gruß des Kirchenfürsten zurück. *

Von den Tribünen rief eine der verschleierten Damen mit bewegter Stimme: „Gott segne den Cardinal, den edlen Märtyrer des Königthums!"

Sofort wiederholten es alle Zuhörer, und während diese Worte noch erklangen, hatte der Cardinal, gefolgt von den Offizieren, welche ihn nach der Bastille zurückführen sollten, bereits den Saal verlassen.

„Huissiers," rief nun der Präsident de l'Aigre mit lauter Stimme, „man führe die Angeklagte, die Gräfin von Lamotte-Valois herein."

Aller Augen richteten sich nach der Thür hin, welche die Huissiers jetzt öffneten, und durch welche die Angeklagte eintreten sollte.

Auf der Schwelle dieser Thüre, nach welcher die Augen aller in dem großen Gerichtssaale Anwesenden gerichtet waren, erschien jetzt eine Frau von schlanker, zierlicher Gestalt, in einer Toilette von der ausgesuchtesten Eleganz und Zierlichkeit, das Haupt geschmückt mit Federn, Blumen und Spitzen, die Wangen hochgeschminkt, und die feinen purpurrothen Lippen umspielt von einem kecken und zugleich spöttischen Lächeln, welches zwei Reihen der schönsten Zähne sichtbar werden ließ. Mit diesem Lächeln auf den Lippen schritt sie leichten, anmuthigen Ganges vorwärts, die großen, blitzenden schwarzen Augen mit stolzen, herausfordernden Blick bald auf den ernsten Halbkreis der Richter geheftet, bald sie emporhebend zu der Tribüne, deren Inhaber bei dem Eintritt der Gräfin eine Bewegung des Unwillens, ein leises Zischen nicht hatten unterdrücken können.

„Meine Herren," sagte sie mit klarer, volltönender Stimme, an welcher nicht das leiseste Zittern, nicht die geringste Aufregung bemerkbar war, „meine Herren, befinden wir uns hier etwa in einem Theater, wo man die Schauspieler, welche auf die Bretter treten, mit lauten Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens empfangen darf?"

Der Präsident, auf welchen sich jetzt ihre dunklen Augen gerichtet hatten, würdigte sie keiner Antwort, sondern wandte sich mit einem bedeutungsvollen Wink an den Huissier, welcher hinter der Angeklagten stand.

Er hatte diesen Wink verstanden, und holte aus der Ecke des Saales einen hölzernen Sessel von plumper, schwerfälliger Gestalt herbei, an dessen hoher Rücklehne von unpolirtem, schmutzigem Holze zwei kurze eiserne Ketten befestigt waren.

Diesen Sessel stellte er neben der so schönen, so geputzten, so siegesgewissen Gräfin Lamotte-Valois auf, und deutete mit einer gebieterischen Handbewegung auf denselben hin.

„Setzen Sie sich," sagte er mit lauter, herrischer Stimme.

Sie zuckte zusammen und blickte mit einem Ausdruck der Empörung auf den dargebotenen Sessel hin. „Wie?" rief sie. „Wer wagt es, mir den Stuhl der Verbrecher als Sitz anzubieten?"

„Setzen Sie sich," wiederholte der Huissier. „Der Stuhl der Angeklagten erwartet Sie, und die Ketten an demselben sind für Diejenigen, welche sich nicht gutwillig auf denselben niederlassen wollen."

Ein Schrei des Zorns entfuhr ihren Lippen, und ihre Augen hefteten sich mit einem zerschmetternden Blitz auf den verwegenen Huissier. Aber dieser schien nicht im Mindesten von dem Blitzstrahl dieser schönen Augen getroffen zu sein, sondern begegnete demselben mit kalter Ruhe.

„Wenn Sie sich nicht gutwillig setzen, Madame," sagte er, „so bin ich gezwungen, die Gerichtsdiener

* Historisch. Siehe: Mémoires de l'Abbé Georgel. I.

herbeizurufen, wir werden Sie dann auf den Stuhl mit Gewalt niedersetzen, und damit Sie nicht wieder aufstehen können, wird man Ihnen die Ketten um die Arme schließen."

Die Gräfin antwortete nur mit einem Aufschrei des Zornes, und heftete ihre fragenden Blicke auf die Richter, auf den königlichen Ankläger, auf den Vertheidiger, und dann wieder auf die Zuhörer-Tribüne. Ueberall begegnete sie nur drohenden Mienen, nur verächtlichen Blicken, nirgends einem Ausdruck der Theilnahme, des Mitgefühls.

Aber gerade diese Erkenntniß schien ihren Muth zu erhöhen, ihre Kraft zu stählen. Sie richtete ihr Haupt stolz empor, sie zwang das Lächeln wieder auf ihre Lippen; mit einer anmuthigen Verneigung näherte sie sich dem Sessel, ließ sich auf denselben nieder mit einer Haltung und Grazie, als befinde sie sich in einem glänzenden Salon, und habe ihren Platz auf einer zierlichen Chaiselongue.

Der Präsident des Gerichtshofes wandte jetzt sein ernstes, strenges Angesicht der Gräfin zu und fragte: „Wer sind Sie, Madame? Wie heißen Sie, und wie alt sind Sie?"

Die Gräfin ließ ein lautes, melodisches Lachen ertönen. „Mein Herr Präsident," erwiderte sie, „man sieht es wohl, daß Sie es wenig gewohnt sind, mit Damen zu verkehren, sonst würden Sie sich nicht erlauben, eine Dame, wenn sie auch noch wie ich, in voller Blüthe steht, nach ihrem Alter zu fragen. Ich verzeihe Ihnen diese Ungehörigkeit, und werde Ihre Frage großmüthig überhören, um nur die beiden anderen Fragen zu beantworten. Sie wollen meinen Namen wissen? Ich bin die Gräfin Lamotte-Valois von Frankreich, der letzte Sprößling der einstigen Könige von Frankreich, und wenn in diesem unglücklichen Lande, welches von einem dummen Könige und einer liederlichen Königin in den Staub getreten wird, noch Recht und Gerechtigkeit herrschte, so müßte ich auf dem Throne Frankreichs glänzen, und die Coquette, welche ihn jetzt inne hat, müßte hier auf dem Verbrecherstuhle sitzen, um sich zu rechtfertigen wegen des Diebstahls, den sie begangen hat, denn Marie Antoinette ist es, welche die Brillanten des Juweliers Böhmer besitzt, nicht ich."

Von der Zuhörer-Tribüne ließ sich ein lautes Bravorufen vernehmen, und diese freche Beschimpfung der Königin fand selbst von den Bänken der Richter keine Zurechtweisung.

„Madame," sagte Herr de l'Aigre nach einer kleinen Pause, „statt mir einfach meine Fragen zu beantworten, erwidern Sie mir mit einer hochtönenden Rede, welche eine Unwahrheit enthält, denn es ist unwahr, daß Sie irgend Ansprüche auf den Thron von Frankreich erheben könnten. Die Abkömmlinge der Bastarde haben weder auf den Namen, noch den Rang ihrer Väter Ansprüche. Da Sie mir in Bezug auf Ihren Namen und Stand mit einer Unwahrheit geantwortet haben, will ich Ihnen sagen, wer und was Sie sind. Ihr Vater war ein armer Bauer in dem Dorfe Auteuil, er nannte sich Valois, und der Pfarrer des Dorfes erzählte eines Tages der Besitzerin von Auteuil, der Frau von Boulainvilliers, daß der Bauer Valois im Besitze von Familien-Papieren sei, nach denen es unzweifelhaft, daß derselbe ein unehelicher Abkömmling der früheren Königsfamilie sei. Der gute Pfarrer empfahl zugleich die armen, hungernden Kinder des Tagelöhners Valois der Mildthätigkeit der Frau von Boulainvilliers, und die alte Dame beeilte sich, dieser Empfehlung zu genügen. Sie ließ die Tochter des Tagelöhners Valois zu sich rufen, um zu erforschen, wie sie in ihrem Elend ihr beistehen könne."

„Sagen Sie lieber, um sich zu schmücken mit dem Ruhme, daß sie den Abkömmlingen der Könige von Frankreich Wohlthaten erzeige," unterbrach ihn die Gräfin rasch.

„Es wäre dies ein schlechter Ruhm gewesen," erwiderte Präsident l'Aigre. „Die Familie der Valois war seit langer Zeit untergegangen und verschollen, und der letzte Herr von Valois, von welchem man gehört hatte, war als Falschmünzer erkannt, verurtheilt, und auf dem Grève-Platz hingerichtet worden. Ihr Großvater war ein unehelicher Sohn des Falschmünzers Valois gewesen. Das ist Ihre ganze Verwandtschaft mit der Königsfamilie von Frankreich. Vielleicht hat auf diesem selben Stuhle, auf welchem Sie jetzt sitzen, der Fälschung und des Betruges angeklagt, dereinst Ihr natürlicher Urgroßvater gesessen, gleich Ihnen der Fälschung und des Betruges angeklagt, um, seines Verbrechens überführt, nach den Gesetzen Frankreichs gestraft zu werden."

Die Gräfin machte eine Bewegung, als wolle sie sich von dem unseligen Stuhl erheben, aber sofort legte sich die schwere Hand des Huissiers auf ihre Schulter, und seine drohende Stimme sagte: „Bleiben Sie sitzen, oder ich kette Sie an."

Die Gräfin Lamotte-Valois von Frankreich sank mit einem lauten Aechzen auf ihren Stuhl zurück, und zum ersten Mal überflog eine schreckensvolle Blässe ihre bisher so rosigen Wangen.

„Frau von Boulainvilliers ließ also die Kinder des Tagelöhners Valois rufen," fuhr der Präsident mit seiner unerschütterlichen Ruhe fort. „Die älteste Tochter, ein Mädchen von zwölf Jahren, gefiel ihr wegen ihres aufgeweckten Wesens und ihres einnehmenden Aeußern. Sie nahm dieselbe zu sich, sie ließ ihr eine ausgezeichnete Erziehung geben, sie war entschlossen, für ihre ganze Zukunft zu sorgen, als eines Tages die junge Valois aus dem Palais der Frau von Boulainvilliers verschwand. Sie war mit dem Unterlieutenant Grafen Lamotte durchgegangen, und kündigte ihrer Wohlthäterin in einem zurückgelassenen

Briefe an, daß sie der Sclaverei, in welcher sie bisher gelebt, sich entziehe, und scheidend derjenigen fluche, welche sie habe verhindern wollen, den Mann ihres Herzens zu heirathen. Um aber dennoch diese Heirath vollführen zu können, habe sie die Schatulle der Frau von Boulainvilliers geleert, und werde von diesem Gelde ihre Aussteuer besorgen. Es war eine Summe von zwanzigtausend Francs, welche die Geflohene ihrer Wohlthäterin geraubt hatte."

„Ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, Herr Präsident, daß Sie Sich da eines vollkommen falschen Ausdrucks bedienen," unterbrach die Gräfin den Herrn Präsidenten. „Man kann nicht sagen, daß ich diese Summe geraubt hatte; es war die Mitgift, welche mir Frau van Boulainvilliers versprochen hatte im Falle meiner Vermählung, und ich nahm also nur, was mein war, da ich in dem Falle war, mich zu vermählen. Frau von Boulainvilliers hat einst selber meine Berechtigung, diese Summe mir anzueignen, anerkannt, denn sie hat niemals die Zurückgabe derselben verlangt, oder eine Klage wider mich anhängig gemacht."

„Weil sie es vermeiden wollte, einen Stoff für das Gerede der Stadt abzugeben," bemerkte der Präsident ruhig. „Frau von Boulainvilliers schwieg, und überließ die Strafe dem gerechten Richter, der über den Sternen wohnt."

„Und wahrlich jetzt nicht von den Sternen herniedergestiegen ist, um den Präsidentenstuhl dieses Gerichtshofes einzunehmen," rief die Lamotte mit einem spöttischen Lachen.

Der Präsident de l'Agire, ohne auf die Unterbrechung zu achten, fuhr fort: „Die Tochter des Taglöhners Valois verheirathete sich also mit dem Unterlieutenant Lamotte, der in einem kleinen Garnisonstädtchen der Provinz lebte, und seiner geringen Gage durch mancherlei geschickte Manipulationen aufzuhelfen suchte. Er ertheilte nicht blos Unterricht im Fechten und Reiten, sondern war auch ein sehr geschickter Kartenspieler, so geschickt, daß ihn das Glück fast immer begünstigte."

„Mein Herr," rief die Gräfin aufspringend, „Sie scheinen andeuten zu wollen, daß der Graf Lamotte ein falsches Spiel gespielt habe. Sie würden dies wahrlich nicht wagen, wenn der Graf Lamotte frei wäre, denn er würde Sie für diese Beleidigung zum Duell fordern, und man weiß wohl, daß er diejenigen tödtet, welche seinem Degen gegenüber stehen."

„Ich deute nichts an, und nenne die Dinge geradezu bei ihrem Namen," sagte der Präsident lächelnd. „Der Graf Lamotte ward wegen schweren Verdachtes des falschen Spiels aus seinem Regiment ausgestoßen, und da das junge Paar das escamotirte Heirathsgut inzwischen aufgezehrt hatte, mußte man auf andere Erwerbsmittel sinnen. Der junge Ehemann begab sich, mit einigen Spielen Karten ausgerüstet, auf eine Reise in das südliche Frankreich, die junge Gemahlin, mit ihrer Jugend und dem Glanz ihres Namens ausgestattet, verfügte sich nach Paris, Beide fest entschlossen, de corriger la fortune, wo und wie immer sie es vermöchten. — Dies, Madame," fuhr der Präsident nach einer Weile fort, „dies ist die wahrheitsgemäße Antwort auf meine Frage, wie Sie heißen und wer Sie sind."

„Die Antwort ist indessen doch nicht ganz genügend," erwiderte die Lamotte mit kecker Stimme. „Sie haben vergessen hinzuzufügen, daß ich die Freundin des Cardinals, Fürsten Louis von Rohan, die Vertraute und Freundin der Königin Marie Antoinette von Frankreich bin, und daß Beide mir jetzt die Ehre erweisen wollen, aus mir ihr bête de souffrance zu machen, und mich leiden zu lassen für das, was sie gethan und verschuldet haben. Mein ganzes Verbrechen besteht darin, daß ich der Königin von Frankreich half, die Brillanten zu erlangen, nach denen ihr eitles und leichtfertiges Herz sich sehnte, daß ich dem verliebten und leichtfertigen Cardinal half, dem Gegenstande seiner Liebe sich zu nähern, und ihm also eine Zusammenkunft mit der Königin Marie Antoinette verschaffte. Dies ist Alles, dessen man mich beschuldigen kann; ich habe der Königin das schöne Halsband der Herren Böhmer und Bassenge verschafft; ich habe dem Cardinal, um den Preis, daß er einen Theil des Halsbandes für seine königliche Geliebte bezahlte, ein zärtliches tête-à-tête mit der Königin verschafft. Der Cardinal wird es nicht leugnen können, daß er in dem Garten von Versailles ein Rendezvous mit der Königin gehabt, daß er ihre Hand geküßt, von ihr eine Rose empfangen habe; und die Königin Marie Antoinette wird es endlich zugestehen müssen, daß das Brillantcollier sich in ihrem Besitz befindet: Welcher Schuld kann man mich nun anklagen?"

„Der Schuld des Betrugs, der Unterschlagung, der Fälschung, der Verleumdung, des Diebstahls," erwiderte der Präsident mit feierlichem Ernste. „Sie haben den Cardinal von Rohan betrogen, indem Sie ihm sagten, daß Sie die Königin kennen, daß Sie ihr nahe stehen, daß die Königin Sie ihres Vertrauens würdigt. Sie haben die Handschrift der Königin gefälscht oder fälschen lassen, und Briefe angefertigt, die Sie dem Cardinal, als von der Königin kommend, übergaben. Sie haben das edle Vertrauen und die hingebende Anhänglichkeit des Cardinals an die königliche Familie gemißbraucht, und Sr. Eminenz eingeredet, die Königin wünschte seine Vermittelung bei dem Ankauf des Halsbandes, und nachdem der Cardinal, voll Freuden seiner Königin nützlich sein zu können, mit den Herren Böhmer und Bassenge verhandelt, die erste Ankaufssumme gezahlt, und Ihnen das Halsband zur Besorgung an die Königin übergeben hat, da haben Sie des schweren Diebstahls sich schuldig gemacht, denn die Königin weiß nichts von diesen

Brillanten, die Königin hat Ihnen niemals die Ehre einer Audienz erzeigt, die Königin hat niemals mit Ihnen gesprochen, und Niemand von der Umgebung der Königin hat jemals die Gräfin Lamotte gesehen."

„Das heißt, sie verleugnen mich! sie verleugnen mich Alle," schrie die Gräfin mit aufflammendem Zorn, indem sie wüthend mit dem kleinen, atlasbeschuhten Fuß auf den Boden stampfte. „Aber die Wahrheit wird an den Tag kommen! Der Cardinal wird es doch nicht leugnen, daß ihm die Königin in Versailles ein Rendezvous bewilligt, daß sie ihm persönlich gedankt hat für das Halsband, welches sie durch seine Vermittelung empfangen hat."

„Ja, die Wahrheit wird an den Tag kommen," erwiderte der Präsident. „Ich fordere den Ankläger der Krone, Herrn von Barrillon, auf, die Anklage wider die Gräfin de Lamotte-Valois zu richten."

Jetzt erhob sich der Ankläger und General-Prokurator Barillon, und unter dem athemlosen Schweigen der Versammlung begann er zu reden. Er schilderte die Gräfin als eine listige, gewandte Abenteurerin, die nach Paris gekommen sei mit dem kühnen und unerschütterlichen Vorsatz, dort ihr Glück zu machen, auf welche Weise es immer sei. Er erzählte dann von der Armuth und Bedrängniß, in welcher sie sich anfangs befunden, von den Bettelbriefen, die sie an alle Leute von Distinction, und namentlich an den wegen seiner Wohlthätigkeit bekannten Cardinal von Rohan gesandt. Er malte mit lebhaften und rührenden Farben die Scene, als der Cardinal, betroffen von dem Namen der Supplikantin, sich herabließ, selber in die Dachkammer zu kommen, um sich zu überzeugen, ob wirklich eine Abkömmlingin der Könige von Frankreich in solche Armuth und Erniedrigung leben könne, und ihr zu helfen um die Ehre des königlichen Hauses willen, dem er von ganzer Seele und ganzem Herzen ergeben war. Er schilderte ferner, wie der Cardinal, angezogen von dem lebhaften Geiste der Liebenswürdigkeit und Bedürftigkeit der Lamotte-Valois, für sie das lebhafteste Interesse empfunden, sich ihrer angenommen, und dann von ihrem schmeichlerischen und geistvollen Wesen bestochen, Vertrauen zu ihr faßte und demjenigen Glauben schenkte, was sie ihm von der Gunst der Königin, und ihrem vertrauten Verkehr mit derselben mittheilte. Der Cardinal, so berichtete der General-Prokurator weiter, zweifelte nicht einen Moment an der Wahrhaftigkeit der Gräfin, er hatte keine Ahnung davon, daß er dazu bestimmt war, das Opfer einer Intrigue zu werden, die seinen Edelmuth, seine Hochherzigkeit benutzen wollte, um ihn zu hintergehen, und sich zu bereichern. Die Gräfin kannte die unbegrenzte Hingabe des Cardinals für die Königin, sie hatte seine Klagen vernommen über die stolze Kälte, den offenen zur Schau gelegten Widerwillen der Königin gegen seine Person. Sie hatte auf der anderen Seite von dem kostbaren Diamanten-Halsbande gehört, welches die Herren Böhmer und Bassenge der Königin wiederholt zum Kauf angeboten, und das dieselbe wegen des enormen Preises, den man dafür forderte, zurückgewiesen hatte. Darauf begründete die Gräfin Lamotte ihren Plan, und er gelang vollkommen. Sie ließ den Cardinal hoffen, daß die Königin sich erhören lassen werde, wenn er gewichtige Beweise seiner Ergebenheit und Verehrung geben wolle, und als der Cardinal sich freudig dazu bereit erklärte, schlug sie ihm Namens der Königin den Ankauf des Halsbandes vor. Der Cardinal erklärte sich bereit dazu, und die Sache verlief so, wie Se. Eminenz uns vorher mit so rührender Offenheit und stolzer Ehrlichkeit berichtet hat. Er schloß den Ankauf des Halsbandes ab; er zahlte dafür die erste Rate von sechsmalhunderttausend Francs, und übergab dafür das Halsband an die Freundin der Königin, an die Gräfin Lamotte-Valois, nachdem er schon mit Hülfe derselben im Garten zu Versailles von den Lippen und aus den Händen der Königin ihren Dank und die Versicherung ihrer Gunst erhalten hatte. Die Gräfin brachte dem Cardinal sodann einen Empfangsschein von der Königin über das ihr richtig abgelieferte Collier, und ein gnädiges Dankschreiben seiner angebeteten Monarchin. Der Cardinal fühlte sich dadurch reichlich belohnt und entschädigt für alle Mühe und Unkosten, und in der Freude seines Herzens wollte er auch nun diejenige belohnen, welche auf so kluge und feine Weise seine Versöhnung mit der Königin zu Stande gebracht. Er bewilligte ihr eine lebenslängliche Pension von jährlich viertausend Francs, und die Gräfin nahm dieselben mit Thränen der Rührung an, indem sie dem Cardinal ewige Dankbarkeit schwor. Aber während sie diesen Schwur leistete, hatte sie ihren Wohlthäter schon verrathen, verlachte und verspottete sie schon den leichtgläubigen Fürsten, der in die Falle gegangen war, welche sie ihm gestellt. Ihr thätigster Helfershelfer war ihr Gatte, den sie längst nach Paris gerufen, und welcher der Theilnehmer ihrer Ränke und Intriguen geworden. Die Gräfin war nun auf einmal eine reiche Dame geworden, welche ihrem Hange nach Pracht und Luxus vollkommen Genüge leisten konnte. Sie, welche bis dahin nur als demüthige Supplikantin vor den Thüren der Reichen gestanden, konnte sich jetzt eine fürstliche Wohnung halten, und auf deren Ausstattung die großartigsten Mittel verwenden. Die berühmtesten Fabriken mußten ihr für dieselbe die Meubles und Verzierungen liefern, wie durch einen Zauberschlag war sie plötzlich umgeben von der fabelhaftesten Pracht; die schönsten Equipagen standen in ihrer Remise, die schönsten Pferde in ihren Ställen, und eine Schaar betreßter Lakayen harrte des Winkes der schönen Gebieterin, die sich in fürstlichem Glanze ihnen zeigte. Ein auserlesenes Silberzeug prangte auf ihrer Tafel und sie besaß einen Schmuck von mehr als

hunderttausend Francs an Werth. Neben allen diesen Dingen besaß sie noch das Herrlichste, einen zärtlichen und ergebenen Gemahl, der sie überhäufte mit Geschenken; von London aus, wohin er wegen dringender Familienangelegenheiten hatte reisen müssen, sandte er seiner Gemahlin als Souvenir ein Medaillon von Diamanten, das später auf zweihundert und dreißig Louisd'or abgeschätzt worden ward, außerdem eine Perlenschnur für zweihundert Louisd'or an Werth. Dann als er von seiner Reise zurückkehrte, überraschte er seine Gemahlin mit einem neuen, prachtvollen Geschenk. Er hatte ihr in Bar-sur-Aube ein Palais gekauft und dorthin wurde jetzt die ganze kostbare Einrichtung ihrer Miethswohnung gebracht. Wollen Sie wissen, woher alle diese Reichthümer, diese Herrlichkeiten kommen? Die Gräfin Lamotte hat das Collier zerbrochen und die Steine aus ihrer Fassung genommen, für diese goldene Fassung erhielt sie beim Verkauf vierzigtausend Francs, und für einzelne Diamanten, die sie in Paris verkaufte, das eine Mal funfzigtausend, ein anderes Mal sechsunddreißigtausend Francs. Aber die auserlesenen Stücke, die Diamanten von seltener Größe und colossalem Werth wagte sie doch nicht in Paris zu verkaufen, und der Herr Gemahl mußte sich mit denselben nach London begeben, um einen Theil derselben dort zu verkaufen. Bei seiner Wiederkehr von dort konnte er seiner Gemahlin nun wohl in Bar-sur-Aube ein Haus schenken, denn der Verkauf der Diamanten hatte ihm viermalhunderttausend Francs in Gold und außerdem jene Perlen, und jenes Diamanten-Medaillon eingebracht, das er seiner Gemahlin aus London gesandt. Und von allen diesen Herrlichkeiten, von diesem Luxus, dieser Verschwendung hatte der Cardinal Rohan natürlich keine Ahnung. Wenn er zu ihr kam, wo empfing ihn die Gräfin? In einer ärmlich eingerichteten Bodenkammer des von ihr bewohnten Hauses. Im einfachen, bescheidenen Anzug trat sie ihm dort entgegen, und erzählte dem Cardinal mit gerührter Stimme, daß die reiche Gräfin, welche die beiden unteren Etagen des Hauses bewohne, ihr aus großmüthiger Güte diese Wohnung unter dem Dach angeboten und unentgeltlich überlassen habe. Als aber dann die Gefahr näher rückte, als die Lamotte befürchten mußte, daß die Geschichte des Halsbandes durch die Herren Böhmer und Bassenge, welche von der Königin Bezahlung verlangten, an's Tageslicht kommen werde, da kam die Gräfin zu dem Cardinal, um von ihm Abschied zu nehmen, da sie, wie sie sagte, sich auf's Land zu einer Verwandten begeben wolle, um dort in größter Zurückgezogenheit zu leben. Sie verließ aber damals Paris nur, um sich nach Bar-sur-Aube zu begeben, und dort ihr prachtvolles Palais zu bewohnen. Dort verweilte sie so lange, bis es den Nachforschungen der Polizei gelang, in der reichen, vornehmen Dame die Intriguantin und Betrügerin Lamotte-Valois zu entdecken, und ihre Verhaftung nebst der ihres Gemahls und ihres Freundes, des sogenannten Grafen Cagliostro, zu bewirken. Ihre übrigen Helfershelfer und Vertrauten aber hatten rechtzeitig sich aus dem Staube gemacht, und man konnte keine Spur von ihnen entdecken. Indessen wäre es auch gar nicht mehr nöthig, diese Personen ausfindig zu machen, um sie als Zeugen wider die Lamotte zu benutzen, denn die Thatsachen selber zeugen genugsam gegen sie. Es sind einige von den Diamanten, welche der Graf Lamotte in London verkaufte, hierher nach Paris gesandt, und die Herren Böhmer und Bassenge haben sie erkannt als Diamanten aus dem Collier, das sie der Königin verkauft hatten. Man hatte den Goldschmied ausfindig gemacht, bei welchem die Gräfin die goldene Fassung des Colliers verkauft hat, und die Herren Böhmer und Bassenge haben diese Trümmer, als von ihrer Arbeit, und von der Fassung des Colliers herrührend, erkannt. Es ist unzweifelhaft, daß die Gräfin Lamotte-Valois durch ihre Intriguen und ihre List das Collier in ihre Hände zu bringen gewußt und daß sie dasselbe als einen glücklichen Raub sich angeeignet hat. Die Gräfin ist daher des Raubes und Betruges schuldig. Sie ist aber ferner der Fälschung schuldig, denn sie hat betrügerischer Weise die Handschrift der Königin nachgeahmt, hat im Namen der Königin einen Schuldschein über den Ankauf der Diamanten ausgefertigt, und ihn gezeichnet mit dem Namen der Königin. Aber der Schuldschein ist weder von der Handschrift der Königin, noch pflegte sich die Königin jemals zu unterzeichnen: „Marie Antoinette von Frankreich," wie auf dem Schuldschein die Unterschrift lautet, welche den Cardinal und die Juweliere getäuscht hat. Deshalb lautete die Anklage auf Fälschung und auf Majestätsbeleidigung zugleich, denn die Lamotte hatte es gewagt, die geheiligte Person der Königin von Frankreich in ihr Lügengewebe hineinzuziehen, und die Königin zur Heldin einer unehrenhaften Liebesaventure von ihrer Erfindung zu machen."

„Mein Herr," rief die Gräfin Lamotte mit einem lauten Lachen, „man hat indessen bei der Königin Marie Antoinette nicht nöthig, für unehrenhafte Liebesaventuren zur Erfindung seine Zuflucht zu nehmen. Die Königin ist in der Wirklichkeit die Heldin so vieler derartiger Aventuren gewesen, daß man unter denselben die Auswahl hat. Eine Königin, welche incognito die Opernhausbälle besuchte, im Fiakre maskirt spazieren fuhr, Abends auf den Terrassen von Versailles incognito erschien, und mit fremden Soldaten, welche sich zu ihr auf die Bank setzten, scherzhafte und schlüpfrige Gespräche anknüpfte, eine Königin von der Art dieser Oesterreicherin darf sich nicht wundern, wenn man sie zur Heldin eines Liebesromans macht. Aber hier ist nicht von einem Roman, sondern von der Wirklichkeit die Rede, und man darf mich nicht der Fälschung und der Majestätsbeleidigung anklagen,

ohne die Beweise dafür zu haben. Diese aber kann man nicht geben, denn ich habe die Beweise meiner Unschuld. Der Cardinal hat mit der Königin eine Zusammenkunft gehabt, und die Königin hat dem Cardinal die Schuldverschreibung über die Diamanten geschickt. Wenn sie ihre Unterschrift darauf anders gemacht hat, als es sonst der Brauch, so ist das nicht meine Schuld. Es beweist nur, daß die Königin schlau genug war, sich, wenn ich so sagen darf, ein Alibi für ihre Unterschrift zu sichern, und sich gleich ein Hinterpförtchen offen zu lassen, durch welches sie mit ihrem erhabenen Namen hindurchschlüpfen könnte, wenn die Sache entdeckt ward, und mich als bête de souffrance zurückzulassen. Aber ich bin durchaus nicht gewillt, diese Rolle auf mich zu nehmen, sondern ich erkläre hier feierlich vor Gott und den Menschen, daß ich unschuldig bin der mir zur Last gelegten Verbrechen. Ich war eine zu treue und hingebende Freundin, das ist Alles! Ich opferte meine eigene Sicherheit und Ruhe dem Wohle meiner erlauchten Freunde, und ich beklage es noch jetzt, da sie so undankbar an mir gehandelt haben, daß ich sie verrathen und compromittiren muß. Aber sie haben es verschuldet, sie allein! Möge die Königin beweisen, daß sie nicht im Park von Versailles dem Cardinal ein Rendezvous gegeben, möge sie ferner beweisen, daß sie nicht den Schuldschein unterschrieben, und die Briefe an Se. Eminenz geschrieben hat, dann werde ich als eine Betrügerin, als eine Hochverrätherin angeklagt werden können. Aber so lange dies nicht gelingt, und es wird nicht gelingen, denn Gott ist gerecht und er wird nicht die Unschuldige für die Schuldigen leiden lassen, so lange wird ganz Frankreich, wird ganz Europa daran festhalten, daß die Königin Marie Antoinette die Schuldige ist, daß sie die Brillanten empfangen und sie an den Cardinal bezahlt hat, wie eine coquette und leichtfertige Frau zu bezahlen pflegt, mit zärtlichen Worten, mit Lächeln und Liebesblicken, mit einem Rendezvous endlich!"

„Sie haben Recht," sagte der General-Prokurator, als die Gräfin jetzt schwieg, und mit einem siegreichen Lächeln um sich schauete. „Sie haben ganz Recht: Gott ist gerecht, und er wird nicht die Unschuldige für die Schuldige leiden lassen. Er wird Ihre infernalische Intrigue nicht als Wahrheit bestehen lassen, er wird Ihnen die Maske der Unschuld von Ihrem trügerischen Antlitz reißen, und Sie dastehen lassen in Ihrer ganzen Verwegenheit und Betrüglichkeit."

„Mein Herr," rief die Gräfin Lamotte lächelnd, „das sind sehr hohe Worte, aber es sind keine Beweise!"

„Wir werden jetzt zu den Beweisen übergehen," erwiderte der General-Prokurator, indem er sich an den Huissier wendete. „Lassen Sie die Dame eintreten, welche im Zeugensaale sich befindet."

Der Huissier gab den Thürstehern, welche vor dem Zeugensaale standen, ein Zeichen, und einer von ihnen begab sich in den anstoßenden Saal, kehrte aber schon nach einigen Minuten allein aus demselben zurück, um dem Huissier Etwas in's Ohr zu flüstern.

„Die Dame läßt den hohen Gerichtshof um einige Minuten Geduld und Nachsicht bitten," sagte alsdann der Huissier laut. „Da sie voraussichtlich auf einige Stunden sich von ihrem Kinde trennen muß, so wollte die junge Dame dasselbe vorher erst sich satt trinken lassen an ihrer Brust, und sie bittet deshalb noch um einige Minuten Verzug."

Der Präsident warf einen fragenden Blick nach beiden Seiten auf die Herren Richter, welche Alle ein kleines bejahendes Zeichen mit ihren erhabenen Häuptern machten.

Das Gesetz verstummte vor der Stimme der Natur, man wartete schweigend, bis die vorgeladene Zeugin ihr Kind würde gestillt haben.

Und jetzt öffnete sich die Thür des Zeugensaales, und auf der Schwelle erschien eine weibliche Gestalt, bei deren Anblick ein einziger Aufschrei des Erstaunens von allen Lippen der Zuhörer auf der Tribüne ertönte, und aller Augen sich mit flammenden Blicken der Neugierde auf diese wunderbare, unerwartete Erscheinung hefteten.

Denn es war die Königin, Niemand anders als die Königin, welche da in den Saal eingetreten war!

Das war ihre schlanke, schöne Figur, das war ihr jugendfrisches, rosiges Angesicht, mit dem schönen, liebreizenden Oval der zartgerötheten Wangen, das war ihr feingezeichneter Mund mit den vollen Unterlippen, das waren ihre großen, graublauen Augen, ihre hohe Stirn, ihr schönes, kastanienbraunes Haar, ganz so geordnet und geschmückt, wie Monsieur Leonard, der Friseur der Königin, Ihre Majestät zu coiffiren pflegte. Und auch die übrige Toilette war ganz wie die der Königin, wenn sie in den Gärten von Versailles fern von der Hofetiquette sich erging. Ein lichtes Kleid von leichtem Linnen floß in langen, weiten Falten an ihrer schönen Gestalt nieder, den Oberkörper und die vollen schönen Schultern verhüllte ein kurzes, bis zu den Hüften niederfallendes weißes Kleid à l'enfant, oder auch das Hemdchen genannt, das um die Taille von einem weißen Seidengürtel zusammengehalten ward, und auf hochfrisirten Haar schwebte ein weißes, mit getollten Spitzen besetztes Häubchen.

Ja, es war die Königin, wie man sie so oft durch die Gitter des Parkes in den breiten Alleen von Versailles hatte auf- und niederwandeln sehen, und selbst die Damen auf der Tribüne, welche oft genug die Königin ganz in der Nähe gesehen, mit ihr gesprochen hatten, selbst diese starrten entsetzt auf die Eintretende hin, und murmelten: „Es ist die Königin! Mein Gott, die Königin kommt selbst hierher, um Zeugniß

abzulegen! Welche Unbesonnenheit, welch ein Scandal!"

Niemand hatte, während Aller Augen auf die unerwartete Erscheinung gerichtet gewesen, an die Gräfin Lamotte-Valois gedacht, Niemand hatte gesehen, wie sie zusammenschrak, wie sie von ihrem Sessel emporsprang, als wolle sie dem Schreckniß entfliehen, das so plötzlich, so unerwartet ihr entgegentrat!

Doch! Der Huissier, welcher neben ihrem Stuhle stand, der hatte diese Bewegung gesehen, und er faßte mit einem raschen und heftigen Griff ihren Arm.

„Was wollen Sie, Madame? Warum erheben Sie Sich von Ihrem Sessel, da man Ihnen doch befohlen, auf demselben still zu sitzen, wenn Sie nicht angekettet werden wollen? Weshalb also stehen Sie auf?"

Bei der Berührung des Huissiers hatte die Lamotte, wie es schien, ihre ganze Fassung und Haltung wiedergefunden, und den Schrecken, das Entsetzen überwunden."

„Ich bin aufgestanden," sagte sie ruhig, „um als eine gute und respektvolle Unterthanin der Königin von Frankreich meine Huldigung darzubringen. Aber da ich sehe, daß Niemand sonst aufsteht, daß man hier die Königin Marie Antoinette eintreten läßt, ohne sich von den Sitzen zu erheben, so werde auch ich mich wieder niederlassen."

Und die Gräfin Lamotte ließ sich langsam wieder auf ihren Sessel niedergleiten.

„Treten Sie näher," rief der Präsident de l'Agire der königlichen Erscheinung zu, und sie schritt vorwärts, indem sie mit einem unbefangenen Blicke ihre Augen durch den Saal gleiten ließ, und dann, da sie vor dem Tische angelangt war, hinter welchem der Präsident und die Richter saßen, sie mit einem freundlichen Kopfnicken und mit einem Lächeln begrüßte, welches machte, daß ihre Lippen sich öffneten. Wieder ging eine Bewegung des Staunens, der Bewunderung durch den Saal, denn jetzt, da die Dame die Lippen öffnete, bemerkte man die erste Unähnlichkeit mit der Königin. Diese Dame hatte hinter den kirschrothen Lippen zwei Reihen schadhafter, lückenhafter, hier und da halb abgebrochener Zähne, und die Königin Marie Anioinette war auch wegen ihrer schönen und untadelhaften Zähne der Gegenstand des Neides aller Damen ihres Hofes gewesen.

„Wer sind Sie, Madame, und wie heißen Sie?" fragte der Präsident die junge Dame.

„Wer ich bin, Monsieur?" wiederholte die Dame mit einem Anflug von Erröthen. „Mein Gott, das ist schwer zu sagen. Ich war ein leichtsinniges und eitles Mädchen, das nicht gerne arbeiten, aber recht gern gut leben, und sich putzen mochte, und das ein ziemlich leichtfertiges Leben führte, bis mein Herz eines Tages von der Liebe überrascht wurde. Seit ich meinen Sergeanten Georg liebte, beschloß ich, ein ehrliches und tugendhaftes Leben zu führen und seit mein kleiner Sohn geboren ist, beschäftige ich mich nur damit, eine gute Mutter und eine gute Frau zu sein. Sie wollen nun auch noch wissen, wie ich heiße? Bis jetzt heiße ich Mademoiselle d'Oliva, aber meine Herren, das ist Ihre Schuld. Sie ließen mich in Brüssel verhaften und hierherführen, gerade neun Tage vor meiner schon festgesetzten Trauung mit meinem lieben George. Er hatte mir versprochen, daß unser Kind uns als tugendhafte Eheleute sehen sollte, und er wollte sein Versprechen erfüllen, aber Sie verhinderten ihn daran, und trugen die Schuld, daß mein lieber kleiner Knabe im Gefängniß geboren ward, und daß sein Vater nicht da war, um ihn zu begrüßen. Aber Sie werden erkennen müssen, daß ich keines Verbrechens schuldig bin, und dann werden Sie meinen Wunsch erfüllen, und mir ein schriftliches Zeugniß meiner Unschuld, — das heißt," verbesserte sie erröthend, „meiner Unschuld in dieser Sache — ausstellen, damit ich mich dereinst vor meinem Sohne rechtfertigen kann, wenn ich ihm sagen muß, daß er im Gefängniß geboren ist. Es ist für eine Mutter so sehr schmerzlich, wenn sie vor ihrem Kinde sich zu schämen hat."

Ein Gemurmel des Beifalls durchlief den Saal, und die Damen auf der Tribüne blickten mit inniger Theilnahme auf dieses schöne Weib hin, welches ihnen durch die Liebe gereinigt und durch die Mutterwürde verklärt erschien.

„Sie heißen also Mademoiselle Oliva?" fragte der Präsident.

„Ja, mein Herr, ich heiße leider noch so," erwiderte sie seufzend, „aber sobald ich das Gefängniß verlassen habe, werde ich getraut werden und dann Madame George heißen. Sie würden mir also um meines Kindes willen einen sehr großen Gefallen erzeigen, wenn Sie mich jetzt schon Madame nennen würden."

Ein Lächeln überhauchte bei diesen naiven Worten die ernsten Angesichter der Richter, und flog wie ein Sonnenstrahl über all' die Gesichter der Zuhörer auf der Tribüne. Selbst das strenge ehrwürdige Angesicht des General-Prokurators ward einen Moment von einem heitern Schein angeglänzt, nur die Züge der Gräfin Lamotte verfinsterten sich.

„Ihre Majestät spielen heut die naive Rolle einer paysanne pervertie," rief sie mit harter, schriller Stimme. „Man weiß ja, daß Ihre Majestät es liebt, Comödie zu spielen, und daß sie sogar schon oft mit den Nebenrollen vorlieb genommen hat. Nun, sehen Sie mich nicht mit einem so zerschmetternden Zornesblick an, Frau Königin, vergessen Sie nicht, daß Sie heute hier die Rolle der Madame Oliva spielen, und heimlich aus Versailles hierher gekommen sind, um Ihre Ehre und Ihre Diamanten zu retten."

„Huissier," rief der Präsident, „wenn die Angeklagte sich erlaubt, noch ein einziges Wort zu sprechen,

ohne gefragt zu werden, so schließen Sie dieselbe fest und geben ihr die Birne in den Mund."

Der Huissier verneigte sich zum Zeichen seines unbedingten Gehorsams, und zog aus seinem Collet das berühmte Knebelwerkzeug, die hölzerne Birne hervor, welche er der Gräfin zeigte, indem er dicht an ihren Stuhl herantrat.

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen," sagte der Präsident, sich an das lebende Portrait der Königin wendend, „ich werde Sie Madame nennen, wenn Sie dafür versprechen, mir auf alle meine Fragen der Wahrheit gemäß zu antworten."

„Ich verspreche Ihnen das bei meinem Kinde," erwiderte Mademoiselle d'Oliva, sich leicht verneigend.

„Sagen Sie mir also, kennen Sie die Person, welche dort auf dem Sessel sitzt?"

Mademoiselle Oliva heftete einen raschen Blick auf die Lamotte, welche mit durchbohrenden Augen sie anstarrte.

„Ja wohl," ich kenne sie," sagte sie, „das heißt, ich weiß ihren Namen nicht, ich weiß nur, daß sie in einem schönen, prächtigen Palais wohnt, daß sie sehr reich und sehr vergnügt ist."

„Woher kennen Sie diese Dame? Erzählen Sie uns das."

„Ich will es Ihnen erzählen, meine Herren, und ich schwöre Ihnen, so wahr ich eine ehrliche Frau zu werden hoffe, daß ich Ihnen die reine Wahrheit sagen werde. Ich ging eines Tages im Palais royal spazieren, als ein großer, schlanker, vornehmer Herr, welcher schon mehrmals an mir vorbeigegangen war, sich mir näherte, mir Schmeicheleien sagte, und mich um die Erlaubniß bat, mich besuchen zu dürfen. Ich erwiderte ihm lachend, er könne mir sogleich einen Besuch machen, indem er mit mir in eins der Estaminets eintrete und mit mir dinire. Er nahm meinen Vorschlag an, und wir dinirten, und waren heiter und lustig genug mit einander für eine neue Bekanntschaft. Als wir uns trennten, verabredeten wir, uns morgen wieder dort zu treffen und so geschah es auch. Nach dem Diner führte mich der liebenswürdige Herr in meine Wohnung, und da erzählte er mir, daß er ein vornehmer und mächtiger Herr sei, der bei Hofe viele Verbindungen habe und selbst mit dem Könige und der Königin sehr gut bekannt sei. Er versprach mir, daß er mir mächtige Protectionen verschaffen wolle, und kündigte mir den Besuch einer sehr hohen, vornehmen Dame an, die sich durch seine Schilderung für mich interessire und mich kennen lernen wolle. Am andern Tage kam er wirklich in Begleitung einer Dame, welche mich sehr freundlich begrüßte und zuerst bei meinem Anblick ganz erstaunt war.

„Wer war jene Dame?" fragte der Präsident.

Mademoiselle Oliva zeigte mit dem erhobenen Daumen über ihre Schulter hinter sich. „Die Dame dort auf dem Sessel," sagte sie.

„Sie sind davon überzeugt?"

„Wie von meinem Leben, Herr Präsident."

„Es ist gut, erzählen Sie weiter! Sie sahen die Dame noch öfter?"

„Ja wohl, sie besuchte mich noch zwei Mal, und erzählte mir viel von der Königin und dem prächtigen Leben, das man bei Hofe führte; sie versprach mir, daß sie mich auch an den Hof bringen, und eine große Dame aus mir machen wolle, wenn ich das thun wolle, womit sie mich beauftragen würde. Ich versprach es ihr mit Freuden und erklärte mich bereit, Alles zu thun, was sie mir befehlen würde, wenn sie dafür ihr Versprechen erfüllen und mich an den Hof bringen wolle, daß ich den König und die Königin sprechen könne."

„Weshalb waren Sie denn so sehr begierig, an den Hof zu kommen und den König und die Königin zu sprechen?"

„Weshalb? Mein Gott, das ist sehr einfach und natürlich. Für den König ist es doch sehr leicht, aus einem Sergeanten einen Capitän zu machen, und da der König, wie die Leute sagen, nichts thut, was ihn die Königin nicht heißt, so wollte ich natürlich vor allen Dingen um die Fürsprache der Königin bitten. Ich hätte meinen lieben George so gern mit Epauletes gesehen, und es müßte doch meinem Sohne auch sehr gefallen haben, als das Kind eines Capitains auf die Welt zu kommen.

„Sagten Sie das der Dame?"

„Gewiß sagte ich es ihr, und sie versprach mir, daß die Königin mir gewiß den Gefallen thun würde, vorausgesetzt, daß ich vorher Alles das thun würde, was sie im Namen der Königin von mir fordern sollte. Sie sagte mir dann, die Königin habe ihr befohlen, eine Person zu suchen, die geeignet wäre, bei einer gewissen Gelegenheit in einer kleinen Comödie eine Rolle zu spielen, und in einer vertraulichen Angelegenheit mitzuwirken. Ich sei nun ganz geeignet, diese Rolle zu spielen, und wenn ich sie gut ausführe, und zu Niemandem auf der Welt, selbst zu George, wenn er von Brüssel heimkehre, ein Wort davon verrathe, dann wolle sie mir außer ihren Protectionen noch für meine Mitwirkung die Summe von fünfzehntausend Francs schenken. Ich sagte natürlich freudig zu, denn fünfzehntausend Francs waren eine prächtige Aussteuer zu meiner Verheirathung, und ich war sehr glücklich, mir eine solche verdienen zu können, ohne viel dafür arbeiten zu müssen."

„Aber dachten Sie denn nicht, daß man Sie zu einem gefährlichen Spiel benutzen wolle, und daß es doch vielleicht eine verbrecherische Rolle sei, welche man Sie spielen lasse, und für welche man Sie so hoch bezahle?"

„Ich hatte wohl zuweilen solchen Gedanken, aber unterdrückte ihn schnell, um nicht an meinem Glücke irre zu werden, und außerdem versicherte mir die Frau

Gräfin, daß Alles auf Befehl der Königin geschehen werde, und daß die Königin es sei, welche dafür die fünfzehntausend Francs zahle. Das beruhigte mich vollständig: denn als eine gehorsame und treue Unterthanin war ich ja verpflichtet, der Königin zu gehorsamen, und ihr in allen Dingen meine Ergebenheit zu bezeugen, noch dazu, wenn mir dieselbe so großmüthig bezahlt würde. Außerdem tröstete ich mich auch damit, daß es nichts Schlechtes und Verbrecherisches sein könne, was mir die Königin befehlen lasse, und die Gräfin versicherte mir das auch, und sagte mir, Alles, was ich zu thun habe, sei, eine andere Person darzustellen, und einen Verliebten glauben zu machen, daß er mit seiner Geliebten zusammen sei, was für ihn eine große Freude sein und ihn sehr glücklich machen werde. Ich hielt es nun weiter für kein Verbrechen, dazu beizutragen, einen unglücklich Liebenden in seinen Gedanken glücklich zu machen, ich freute mich sogar recht sehr darauf, und nahm mir vor, zu ihm in recht zärtlichem Tone zu sprechen."

„Waren Sie denn aber nicht neugierig, zu wissen, für wen Sie diese Rolle zu spielen, und welche Dame Sie darzustellen hatten?"

„Ich hätte es freilich gerne gewußt, aber die Frau Gräfin verbot mir, danach zu fragen, und sagte mir, ich müsse meine Neugierde unterdrücken, und mich im Gegentheil bemühen, gar nichts zu bemerken, sonst würde ich nur die Hälfte von dem Gelde bekommen, und obendrein, wenn man bemerkte, daß ich wüßte, was ich that, könnte es kommen, daß man mich in die Bastille steckte. Ich schwieg also und kümmerte mich um nichts, und fragte nichts mehr, und dachte nur daran, daß ich meine Lection recht schön lernen wolle, um die fünfzehntausend Francs zu meiner Aussteuer zu erhalten."

„Man hatte Ihnen also eine Lection gegeben?"

„Ja, die Frau Gräfin, und der Herr, welcher sie zu mir geführt, kamen zwei Mal zu mir, und lehrten mich, wie ich gehen, wie ich meinen Kopf halten und mit demselben grüßen und nicken, wie ich die Hand zum Kusse reichen solle. Dann, nachdem sie mich das gelehrt, kamen sie eines Tages und holten mich in einer prächtigen Kutsche nach der Wohnung der Gräfin ab. Dort mußte ich mit ihnen speisen und dann fuhren wir nach Versailles. Sie gingen mit mir in dem Park spazieren, und an einer Stelle nahe an einem Pavillon blieben sie stehen und sagten zu mir: hier werden Sie morgen Ihre kleine Komödie aufführen; dies ist die Stelle, welche die Königin selber dazu bestimmt hat, und Alles was geschieht, geschieht auf ausdrücklichen Befehl Ihrer Majestät. Das beruhigte mich ganz und gar, und ich kehrte vergnügt mit der Frau Gräfin und ihrem Begleiter nach Paris zurück. Sie behielt mich diese Nacht in ihrer schönen Wohnung und am andern Tage fuhren wir wieder nach Versailles, wo die Gräfin auch eine eigene kleine Wohnung hatte. Sie kleidete mich nun selber an, und ließ sich herab, mir als Kammerjungfer hilfreich zu sein."

„Was für einen Anzug legte man Ihnen an?"

„Genau einen solchen, wie ich ihn heute trage, nur als wir fertig waren, und die Dunkelheit hereingebrochen war, hing mir die Gräfin noch ein weißes Mäntelchen über, und setzte mir eine Kapuze auf. Dann führte sie mich in den Park, gab mir vorher einen Brief, und sagte: Sie werden diesen Brief einem sehr vornehmen Herrn übergeben, der uns begegnen wird. Wir gingen nun schweigend durch die Gänge und Alleen des Parkes, und ich gestehe, daß mir das Herz recht ängstlich klopfte, und daß ich sehr viel an die reiche Aussteuer denken mußte, um mich aufrecht erhalten zu können."

„Gingen Sie mit der Gräfin allein, oder war noch Jemand Anderes bei Ihnen?"

„Der Herr, der zuerst meine Bekanntschaft gemacht, und der, wie ich glaube, der Gemahl der Gräfin war, begleitete uns. Nachdem wir indessen eine Zeitlang gewandert waren, blieb er stehen und sagte: „Jetzt müßt Ihr allein gehen; ich werde aber zur rechten Zeit da sein, um Geräusch zu machen, und den Seladon zu verjagen. Damit schlüpfte er in das Gebüsch, und wir waren nun allein. Jetzt übergab mir die Gräfin eine Rose, und sagte: „Sie werden diese Rose mit dem Briefe der Person übergeben, die sich Ihnen vorstellen wird, und dabei werden Sie weiter nichts sagen, als: „Sie wissen, was das zu bedeuten hat." Die Gräfin ließ mich diese Worte dreimal wiederholen, und dann sagte sie: „Sie dürfen aber kein einziges Wort weiter hinzufügen. Die Königin selbst hat diese Worte bestimmt und ausgewählt, und sie wird hören, ob Sie dieselben genau wiederholen, denn die Königin wird hinter Ihnen stehen, und der ganzen Scene zuschauen." Nun führte mich die Gräfin in ein Bosquet und entfernte sich, um den vornehmen Herrn zu holen. Er kam bald darauf herbei, und ich trat aus dem Gebüsche hervor. Nachdem er mir ein paar sehr tiefe Verbeugungen gemacht hatte, reichte ich ihm die Rose und den Brief dar, und wiederholte genau die Worte, welche mich die Gräfin gelehrt. Der vornehme Herr sank auf seine Kniee nieder, indem er meine Hand, welche ihm die Rose dargereicht, festhielt, und sie an seine Lippen drückte. In diesem Moment hörten wir Geräusch, als wie von sich nähernden Männerschritten, und die Gräfin, welche sich ein wenig von uns entfernt hatte, kam rasch herbei. „Um Gotteswillen," flüsterte sie, „wir werden belauscht. Schnell, schnell! Kommen Sie!" Und sie zog mich eilends von dannen. Wir verließen den Park, und kehrten in die Wohnung der Gräfin zurück, und dort ließ man mich allein, denn die Gräfin und ihr Gemahl sagten lachend, sie müßten jetzt gehen, und den vornehmen Herrn darüber trösten, daß das Ren-

dezvous so kurz gewesen, und so schnell von unberufenen Lauschern gestört worden. Ich fragte, ob ich meine Sache gut gemacht habe, und die Gräfin sagte, die Königin wäre sehr zufrieden mit mir gewesen, sie hätte im Gebüsch gestanden, und Alles beobachtet. In der Frühe des nächsten Morgens fuhren wir nach Paris zurück, und in ihrem Hôtel angelangt, zahlte mir die Gräfin die versprochenen fünfzehntausend Francs richtig aus, aber sie machte es mir zur Bedingung, daß ich sobald als möglich zu meinem George abreisen sollte, und ich mußte ihr versprechen, bis zum Tage meiner Abreise in dem kleinen Stübchen, welches sie mir in ihrem Hôtel anwies, zu bleiben, und dasselbe niemals zu verlassen. Ich schrieb nun sogleich an George, und kündigte ihm meine Ankunft an, und die Zeit dauerte mir unendlich lange, bis ich seine Antwort erhielt, obwohl die Gräfin sich viele Mühe mit mir gab, und mich immer an ihren kleinen Soupers Theil nehmen ließ, bei denen es sehr lustig zuging. Sobald die Antwort von meinem George eingetroffen war, der mir schrieb, daß er mich erwarte, reiste ich ab, und zwar in einer sehr stattlichen Postchaise, wie eine vornehme Dame. Denn die Gräfin wollte nicht, daß ich mit der Diligence reise, und ihr Gemahl hatte schon im Voraus alle Relaispferde bis Brüssel bezahlt, so daß ich eine recht angenehme und bequeme Reise hatte. Und dies denke ich, ist nun Alles, was ich zu erzählen habe, und mein Sohn wird keine unruhige Nacht haben, denn ich habe mein Wort gehalten, ich habe Alles der Wahrheit gemäß erzählt."

„Sie haben nichts weiter hinzuzufügen, nichts weiter zu erzählen?"

„Was könnte ich hinzuzufügen haben!" sagte die Oliva seufzend. „Sie kennen ja so gut, wie ich selber, das Ende meiner Geschichte. Sie wissen, daß ich vierzehn Tage nach jener kleinen Scene in Versailles von Ihren Polizeiagenten in Brüssel verhaftet und hierher nach Paris geführt ward. Sie wissen auch, daß ich schwur, mir das Leben zu nehmen, wenn man meinen lieben George verhindern wolle, mich täglich in meinem Gefängniß zu besuchen. Sie wissen, daß mein liebes Kind im Gefängniß geboren ward, und daß es jetzt schon ein halbes Jahr alt ist, während seine arme Mutter als eine Angeklagte noch immer nicht ihre Freiheit erlangt hat. Sie wissen das Alles! Was könnte ich Ihnen also noch weiter zu erzählen haben? Ich bitte Sie, lassen Sie mich gehen, und zu meinem Kinde zurückkehren, denn mein kleiner George ist sicherlich schon erwacht, und sein Vater versteht es gar nicht, ihn zu beruhigen, wenn er schreit."

„So gehen Sie zu Ihrem Kinde, Madame Oliva," sagte der Präsident mit einem sanften Lächeln. „Huissier, führen Sie die Madame Oliva in den Zeugensaal zurück."

Madame Oliva warf zum Dank dem Präsidenten und den Richtern ein Kußhändchen zu, und folgte dann eilig dem Huissier, der ihr die Thür des angrenzenden Saales öffnete. Aus demselben vernahm man ein lautes Kindergeschrei, und Madame Oliva, welche schon auf der Schwelle stand, wandte ihr schönes Antlitz mit einem triumphirenden Ausdruck rückwärts, und lächelte dem Präsidenten zu.

„Habe ich es nicht gesagt?" rief sie. „Mein Sohn schreit, denn er sehnt sich nach mir. Nun ich komme, mein lieber George, ich komme!"

Sie sprang vorwärts und die Thür schloß sich hinter ihr.

„Sie haben die Aussagen der Zeugin vernommen," sagte der Präsident, sich an die Gräfin Lamotte wendend. „Sie sehen also jetzt, daß wir den Beweis haben von den schmachvollen und hochverrätherischen Intriguen, welche Sie gespielt haben. Wollen Sie es solchen Beweisen gegenüber nun noch versuchen zu leugnen, und die Thatsachen, welche wider Sie zeugen, in Abrede zu stellen?"

„Ich habe weder Beweise, noch Thatsachen gesehen," erwiderte die Lamotte höhnisch. „Ich habe nur bewundert, mit welcher Sicherheit die Königin ihre Rolle durchführt, und wie weit ihre Leichtfertigkeit geht. Sie ist in der That eine gewandte Schauspielerin, und Sie hat die Rolle der Madame Oliva so vortrefflich gespielt, daß man in keiner Bewegung, keinem Ton die Königin ahnte."

„Wie Madame?" fragte der Präsident entsetzt. „Sie unterfangen Sich zu behaupten, daß diese Zeugin, welche eben den Saal verließ, nicht die Madame Oliva gewesen, sondern eine andere Person? Sie wissen also nicht, daß die Zeugin, dieses lebendige Portrait der Königin von Frankreich, seit zehn Monaten in der Bastille als Gefangene lebt, und daher gar keine Verwechselung möglich ist?"

„Ich weiß nur, daß die Königin ihre Rolle sehr gut gespielt hat," sagte die Lamotte achselzuckend. „Sie hat sogar ihrer Rolle zu Liebe, und um die Madame Oliva von der Königin zu unterscheiden, ein sehr großes Opfer gebracht, und das Geheimniß der schönen Frau verrathen. Sie hat ihre schönen falschen Zähne abgelegt, und ihre Ruinen sehen lassen, um eine Unterscheidung zwischen Madame Oliva und Marie Antoinette zu haben. Gestehen Sie aber nur, meine Herren, daß es sehr seltsam und komisch ist, wenn eine Königin sich von einer Courtisane nur durch ihr Gebiß unterscheiden läßt."

Und die Gräfin brach in ein höhnisches Lachen aus, welches bei einigen der verschleierten Damen auf der Zuhörer-Tribüne ein lautes Echo fand.

„Mäßigen Sie Ihre Heiterkeit, Madame," gebot der Präsident. „Bedenken Sie, daß Sie Sich in einer sehr ernsten und gefährlichen Situation befinden, und daß die Gerechtigkeit gleich dem Schwerte des

Damokles über Ihnen schwebt. Sie haben vorher das Schicksal herausgefordert, indem Sie sagten, Gott werde nicht die Unschuldigen für die Schuldigen leiden lassen, und Sie werden nun sehen, daß sich dieses Wort an Ihnen erfüllt. Das ganze Gebäude Ihrer Lügen und Intriguen bricht über Ihnen zusammen, und das wird Ihr Haupt mit dem Staube ewiger Schande und Schmach bedecken."

„Ich empfinde, Gott sei Dank, noch nichts davon," rief die Lamotte achselzuckend.

„Sie werden für diese Unverschämtheit gestraft werden, früher noch als Sie erwarten," sagte der Präsident feierlich.

„Sie sagten, man sollte Ihnen beweisen, daß das nicht die Königin gewesen, welche dem Cardinal in Versailles ein Rendezvous gegeben, daß die Schuldverschreibung für das Diamanten-Collier nicht von der Königin unterzeichnet, die Briefe an den Cardinal nicht von ihr geschrieben worden. Wenn man Ihnen diese Beweise lieferte, dann wäre es gerecht, Sie als eine Betrügerin, eine Hochverrätherin anzuklagen. Nun wohl, wir haben Ihnen jetzt den Beweis geliefert, daß die Königin Marie Antoinette es nicht war, welche dem Herrn Cardinal im Garten von Versailles ein Rendezvous bewilligt, sondern daß das eine von Ihnen erfundene und ausgeführte Comödie war, mit welcher Sie den Cardinal täuschten, um ihn zu bestimmen, daß er das Collier, welches Sie ihm zu rauben beabsichtigten, ankaufen solle. Es bleibt uns nur noch übrig, Ihnen zu beweisen, daß auch die Unterschrift der Königin und die Briefe an den Herrn Cardinal von Ihnen gefälscht sind."

„Und wahrlich," rief die Lamotte, „ich wäre doch begierig, wie Sie es anstellen wollten, diesen Beweis zu liefern!"

„Das ist sehr einfach," erwiderte der Präsident ruhig. „Wir confrontiren Sie mit demjenigen, welcher in Ihrem Auftrage die Handschrift der Königin nachgeahmt, und die Briefe geschrieben hat. Huissier, lassen Sie den letzten Zeugen eintreten!"

Der Huissier wandte sich der Thür zu, die nach dem Zeugensaale führte. Eine athemlose Stille herrschte in dem großen Saal; Jedermann war gespannt, diesen letzten Zeugen zu sehen, welcher das Lügengewebe der Lamotte aufdecken sollte. Auch die großen, funkelnden Augen der Angeklagten waren dieser Thür zugewandt, und ihre zusammengepreßten Lippen, ihr stechender Blick ließen ein wenig von der Unruhe und Bangigkeit ihrer Seele verrathen, obwohl ihre Haltung fest, der Ausdruck ihrer Mienen immer noch keck und höhnend war.

Jetzt öffnete sich die Thür; ein Schrei des Entsetzens und der Wuth tönte von den Lippen der Gräfin.

„Retaux de Villette," rief sie wüthend, ihre kleinen Hände zur Faust ballend, und sie demjenigen entgegenstreckend, der jetzt in den Saal eintrat. „Schändlich, oh schändlich! Er hat mich verrathen!"

Und für einen Moment ihre Fassung, ihre Sicherheit verlierend, sank sie auf den Sessel zurück, von dem sie vorher im ersten Schrecken sich erhoben hatte, Todesblässe bedeckte ihre Wangen, und einer Ohnmacht nahe, ließ sie ihr Haupt an die Lehne des Sessels zurücksinken.

„Sie sehen es jetzt, Gott ist gerecht," sagte der Präsident nach einer Pause. „Ihr eigenes Gewissen zeugt wider Sie, und zwingt Sie, Sich schuldig zu bekennen."

Sie sprang empor, sie zwang sich, wieder ruhig und gefaßt zu erscheinen, wieder ihre kecke und sorglose Haltung anzunehmen. „Nein," sagte sie, „ich bekenne mich nicht schuldig, und ich habe keinen Grund dazu! Es erschütterte nur mein Herz, als ich diesen Menschen eintreten sah, den ich vom Hungertode errettet, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, und den meine Feinde jetzt erkauft haben, damit er wider mich zeuge! Aber es ist jetzt vorüber, ich bin nun gefaßt, neue Lügen, neue Schändlichkeiten gegen mich gehetzt zu sehen. Möge Herr Retaux de Villette jetzt immerhin sprechen, seine Verleumdungen werden an dem unverletzlichen Panzer meines Selbstbewußtseins abprallen."

Und mit ruhiger Miene und einem Blicke stolzer Verachtung schaute die Gräfin Lamotte jetzt diesem Manne entgegen, der gebeugt und zitternd mit trauriger Miene an der Seite des Huissiers zu dem grünen Tisch heranschritt und es sorgsam vermied, den Augen der Lamotte zu begegnen, welche wie zwei funkelnde Dolchspitzen auf ihm ruhten.

Der Präsident richtete an ihn die gewöhnlichen Fragen nach Namen und Stand. Er antwortete, er heiße Retaux de Villette, und sei der Intendant und Secretair der Gräfin Lamotte-Valois gewesen. Er erklärte auf ferneres Befragen, daß er, als man die Gräfin und ihren Gemahl verhaftet habe, geflüchtet sei, und sich nach Genf begeben habe, um dort das Ende des Prozesses abzuwarten. Da derselbe aber sich wider Erwarten sehr in die Länge gezogen, habe er nach England entfliehen wollen, und sei daran nur durch seine Verhaftung verhindert worden.

„Weshalb wollten Sie fliehen?" fragte der General-Prokurator.

„Weil ich befürchtete, daß ich in den Prozeß der Gräfin Lamotte könnte verwickelt werden," erwiderte Retaux de Villette mit leiser Stimme.

„Sagen Sie vielmehr, Sie wußten, daß Sie in denselben verwickelt werden mußten. Sie haben in Ihrem Spezial-Verhör ein vollständiges Bekenntniß abgelegt und Sie werden dasselbe jetzt nicht mehr zurücknehmen wollen, denn das Leugnen wäre vergeblich. Antworten Sie also jetzt: Was hatten Sie gethan? Weshalb fürchteten Sie, in

den Prozeß der Gräfin Lamotte verwickelt zu werden?"

„Weil ich schweres Unrecht auf mich geladen hatte," rief Retaux heftig. „Weil ich von den Versprechungen, den Verführungskünsten, den Schwindeleien der Gräfin mich hatte hinreißen lassen. Ich war arm, ich lebte ungesehen und unbeachtet, und ich wünschte, reich und angesehen, geehrt und ausgezeichnet zu werden. Die Lamotte versprach mir das Alles. Sie wollte mich durch den Cardinal zu Ehren und Würden befördern, sie wollte mich bei Hofe einführen, ich sollte durch sie reich und angesehen werden! Ich glaubte ihren Vorspiegelungen, und ich that wie ein ergebener Sclave Alles, was sie von mir forderte!"

„Sclavenseele!" rief die Gräfin mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung.

„Was verlangte die Gräfin von Ihnen?" fragte der Präsident. „Was thaten Sie im Auftrage Ihrer Herrin?"

„Ich schrieb die Briefe, welche für den Cardinal bestimmt waren," erwiderte Retaux de Villette seufzend. „Die Gräfin verfaßte dieselben, und ich schrieb sie ab in der Handschrift der Königin."

„Woher kannten Sie diese Handschrift?"

„Die Gräfin übergab mir ein Buch, in welchem ein Brief der Königin abgedruckt und genau ihre Handschrift nachgebildet war. Nach diesem Facsimile malte ich die Buchstaben nach, zuerst immer in einem Brouillon, von dem ich die Reinschrift nahm."

„Er lügt! Er lügt!" schrie die Gräfin mit wüthender Geberde.

„Und wie verhielt es sich mit der Schuldverschreibung für die Juweliere Böhmer und Bassenge? Wissen Sie davon?"

„Ja," erwiderte Retaux seufzend, „ich weiß davon, denn ich habe auf Befehl der Gräfin Valois dieselbe geschrieben, auch die Unterschrift hinzugefügt."

„Hatten Sie dazu ein Vorbild?"

„Ja, die Unterschrift des Facsimile."

„Stand unter diesem gedruckten Briefe denn eine solche Unterschrift, wie Sie unter die Verschreibung setzten?"

„Nein, es stand darunter nur der Name Marie Antoinette, ohne weiteren Zusatz; aber die Gräfin meinte, dies sei nur eine vertrauliche Unterschrift, wie eine Tochter sie an ihre Mutter richte, (denn der mitgetheilte Brief war von der Königin an ihre Mutter gerichtet, und gleich nach ihrer Ankunft als Dauphine von Frankreich geschrieben worden), in einem ernsten und bedeutenden Actenstück genüge die Unterschrift nicht, sondern es müsse dieselbe einen mehr offiziellen Charakter haben. Wir hatten darüber eine lange Berathung, und kamen endlich überein, daß die richtige offizielle Unterschrift lauten werde: „Marie Antoinette de France." So machte ich diese Unterschrift erst einige Male zur Probe, und zeichnete sie dann auf dem Schuldschein nach der gelungenen Probe durch."

„Er lügt!" schrie die Gräfin, wüthend mit dem Fuße stampfend. „Er ist ein schändlicher Lügner und Verleumder!"

„Ich bin bereit, sofort den Beweis zu führen, daß ich die Wahrheit gesprochen," sagte Retaux de Villette sanft. „Wenn man mir Schreibmaterialien geben will, so werde ich die Unterschrift der Königin so schreiben, wie ich sie unter den Schuldschein gesetzt habe."

Der Präsident gebot dem Huissier, die nöthigen Schreibmaterialien auf einem der Seitentische bereit zu legen, dann ward Retaux de Villette zu demselben geführt. Er nahm die Feder, und mit rascher Hand warf er einige Worte auf das Papier, das er dann dem Huissier darreichte, der es zu dem Präsidenten hintrug.

Dieser nahm das Papier, und verglich die auf demselben geschriebenen Worte mit denen, welche auf der Schuldverschreibung standen. Dann reichte er die beiden Papiere dem General-Prokurator, und dieser dem nächststehenden Richter dar. Das Papier ging von Hand zu Hand, und nachdem es wieder zu dem Präsidenten gelangt war, erhob sich dieser von seinem Sitz.

„Ich glaube, daß diese Schriftzüge ganz übereinstimmend sind mit denen unter der Schuldverschreibung. Der Zeuge hat für mich den unumstößlichen Beweis geliefert, daß er der Verfertiger jener Unterschrift sowohl wie der Briefe an den Herrn Cardinal ist. Er war das strafwürdige Werkzeug der Verbrecherin Lamotte-Valois. Diejenigen der Herren Richter, welche meiner Ansicht sind, mögen sich von ihren Sitzen erheben."

Sämmtliche Richter erhoben sich wie ein Mann.

Die Gräfin Lamotte-Valois kreischte laut auf, und stürzte, von furchtbaren Krämpfen befallen, zu Boden.

„Ich erkläre die Untersuchungen und Verhöre für geschlossen und beendet," sagte der Präsident, sein Haupt bedeckend. „Man führe die Angeklagte und die Zeugen hinaus und leere die Zuhörer-Tribüne. Wir ziehen uns jetzt in das Berathungszimmer zurück, um die Urtheilssprüche zu normiren, welche morgen gefällt werden sollen."

7.

Das böse Omen.

Der Tag neigte sich seinem Ende! Dieser ewig lange Tag, dieser einunddreißigste August des Jahres 1786 ging endlich zur Neige. Ganz Paris hatte ihn in athemloser Spannung und fieberhafter Ungeduld

hingebracht. Niemand hatte seinen Geschäften nachgehen mögen. Die Läden waren geschlossen, die Werkstätten der Handwerker standen leer, selbst in den Estaminets und den Cafés war es öde; die Köche und ihre Gehülfen hatten keine Arbeit und ließen das Feuer auf dem Heerde verlöschen, denn es schien, als ob Paris keinen Hunger verspüre, als ob Niemand Zeit habe, sich zu sättigen.

In der That, Paris hatte an diesem Tage wirklich keinen Hunger auf leibliche Speisen! Paris war an diesem Tage nur hungrig auf eine Nachricht, es sehnte sich nur nach einer Speise für seine Neugierde.

Diese Nachricht, nach welcher es hungerte, diese Speise, welche seine Neugierde ersehnte, sie sollte ihm aus dem Gerichtssaal der Conciergerie kommen! Von dort erwartete es Stillung seines Hungers, Befriedigung seiner Sehnsucht.

Im Saale der Conciergie waren die Richter versammelt, um in dem Halsband-Prozesse das letzte entscheidende Urtheil zu fällen, und mit demselben ganz Frankreich, ganz Europa zu sagen, ob die Königin von Frankreich vor den Augen Gottes und seiner Stellvertreter auf Erden unschuldig und rein sei, oder ob der Schatten eines Verdachtes hinfort ihre hohe, stolze Stirn vor den Augen ihres Volkes umdüstern solle!

Seit der Frühe des Morgens, von fünf ein halb Uhr an befanden sich die Richter des hohen Parlamentshofes, neun und vierzig an der Zahl, eingeschlossen in dem Berathungssaal, um die Urtheile zu fällen.

Seit der Frühe des Morgens, von fünf ein halb Uhr an, befand sich eine ungeheure, dichtgedrängte Menschenmasse auf dem weiten Platze vor der Conciergie, und starrte in athemloser Erwartung nach der großen Pforte des Gebäudes hin, in jeder Minute hoffend, daß die Richter aus derselben hervortreten, daß man endlich das Urtheil erfahren werde.

Aber der Tag verging, und noch immer blieben die Pforten geschlossen, noch immer tönte die Kunde aus dem Berathungssaal zu dem lauschenden Volke, das den Platz und die angrenzenden Straßen erfüllte, hinaus.

Hier und da begann das Volk zu murren, hier und da hörte man laute Stimmen, welche ihren Unwillen äußerten über das lange Zögern, das lange Besinnen der Richter. Hier und da sah man Gesichter voll höhnenden Trotzes, voll lachender Bosheit sich durch die Menge schieben, um sie mit beißendem Wort und spottender Rede aufzustacheln und zur Ungeduld aufzureizen. Alle die Redner der Clubs und der geheimen Gesellschaften befanden sich unter der Menge, alle die geheimen und öffentlichen Feinde der Königin hatten ihre Boten hierher gesandt, um dem Volke giftige Worte, spöttische Bemerkungen zuzuraunen, um die Königin Marie Antoinette wenigstens durch die öffentliche Meinung verurtheilen zu lassen, wenn etwa die Richter sie nicht verurtheilen sollten, das heißt, wenn sie nicht den Cardinal für unschuldig erklären sollten der ihm zur Last gelegten Majestätsbeleidigung, des Mangels an Ehrfurcht gegen die Königin von Frankreich.

Man wußte, daß der General-Prokurator in seinem Resumé auf die Bestrafung des Cardinals angetragen hatte. Das war die einzige Kunde, welche aus dem Gerichtssaal herausgedrungen war. Irgend ein bevorzugter Journalist, oder ein Freund der Königin hatte diese Nachricht erhalten; sie war mit Windesschnelle durch ganz Paris verbreitet worden, und in tausend und aber tausend Abschriften circulirte der Strafantrag des General-Prokurators gegen den Cardinal.

Dieser Strafantrag lautete: „Der Cardinal Rohan ist anzuhalten, dem Parlament in Gegenwart des General-Prokurators zu erklären: er habe sich frecher Weise unter dem Namen der Königin in die Unterhandlung wegen des Halsbandes gemischt, und in noch frecherer Weise an ein Rendezvous geglaubt, welches ihm die Königin solle zur Nachtzeit gegeben haben, und wofür er die Königin und den König in Gegenwart des Gerichtshofes um Verzeihung bitten wird. Ferner ist der Cardinal anzuhalten, seine Stellung als Groß-Almosenier binnen einer gewissen Zeit niederzulegen, bis auf eine gewisse Entfernung dem königlichen Hause und den Orten, wo der Hof sich aufhält, nicht zu nahen, und endlich bis zur vollen und gänzlichen Erfüllung des Beschlusses im Gefängniß zu bleiben."

Die Freunde und Anhänger des Cardinals, die Feinde und Verfolger der Königin empfingen diesen Antrag des General-Prokurators mit Ingrimm und Zorn, sie tadelten laut den servilen Mann, welcher das Gesetz beugen wolle vor dem Thron, sie ergingen sich in unehrerbietigen Bemerkungen und verleumderischen Anspielungen gegen die Königin, welche mit ihrer Coquetterie und dem Erlös der Diamanten die Richter bestochen, und vielleicht jedem von ihnen ein Rendezvous bewilligt habe, um ihn für sich zu gewinnen.

„Mögen die Richter sie freisprechen," kreischte Marat's grellende Stimme aus der Mitte eines Volkshaufens heraus, „das Volk wird sie verurtheilen. Das Volk ist immer gerecht, das Volk ist unbestechlich wie die Gottheit, und das Volk wird daher seinen Urtheilsspruch nicht leugnen vor den schönen Augen und dem verführerischen Lächeln der Oesterreicherin. Das Volk wird sich nicht dumm machen lassen, nicht an das Mährchen von den nachgemachten Briefen und der gefälschten Unterschrift glauben.

„Nein," lachte und jubelte die Menge um ihn herum, „wir werden das nicht glauben! Die Königin hat die Briefe geschrieben! Die Königin versteht sich auf Liebesbriefe!"

„Die Königin liebt es ja, sich allerhand Späßchen zu erlauben," donnerte der Brauer Santerre in einer

andern Gruppe des Volks. „Sie hat sehen wollen, ob ein schönes Mädchen von der Straße wohl im Stande sei, die Königin von Frankreich zu spielen und sie hat sich zugleich rächen wollen an dem Herrn Cardinal, weil sie wußte, daß er sie einmal bei ihrer Frau Mutter, der Kaiserin, verklagt habe wegen ihres leichtfertigen und unanständigen Betragens, und wegen der schlechten Manieren, welche die Dauphine hier am Hofe einführen wollte. Sie hat daher mit ihren Blicken, ihrem Lächeln und ihrem anscheinenden Zorne den Herrn Cardinal so lange aufgestachelt und gereizt, bis er über die Ohren in die schöne und schmollende Königin verliebt war. Und das wollte sie, und das war ihre Absicht, denn nun konnte sie sich rächen. Sie bewilligte dem Cardinal ein Rendezvous, und während sie heimlich im Bosquet der Scene zuschaute, ließ sie die schöne Mademoiselle Oliva ihre Rolle spielen. Nun, Ihr seht es wohl, es ist gar nicht so schwer, eine Königin vorzustellen, denn Mademoiselle Oliva hat ihre Sache so gut gemacht, daß der Cardinal sich richtig hat täuschen lassen, und eine Dirne von der Straße für die Königin von Frankreich gehalten hat."

„Es wird noch besser kommen, noch immer besser," schrie der Schuster Simon dicht neben ihm mit einem brüllenden Lachen. „Jetzt hat der Herr Cardinal eine Dirne von der Straße für die Königin von Frankreich gehalten, aber wartet nur ein wenig, meine lieben Brüder, es wird nicht mehr lange dauern, dann werden wir die Königin von Frankreich für eine Dirne von der Straße halten, und ich denke, wir werden es noch erleben, daß sie die Straße mit dem Besen zu kehren hat, damit das edle, hochherzige Volk trockenen Fußes darüber hinschreiten kann."

In das laute Gelächter, mit welchem das Volk diese Rede des Schusters Simon beantwortete, mischte sich ein einziger Schrei des Zorns, der indessen unter der rohen Lustigkeit des Volkes verhallte. Dieser Schrei tönte von den Lippen eines Mannes in einfacher Bürgertracht, der sich mitten in das Volksgewühl hineingestürzt, und mit kräftigen Armen sich vorwärts geschoben hatte, um so nahe als möglich zu der Eingangsthüre der Conciergerie zu gelangen, und zu den ersten zu gehören, welche die verhängnißvolle Botschaft von da innen aus dem Gerichtssaal empfangen könnten.

Niemand, wie gesagt, hatte diesen Schrei gehört, Niemand kümmerte sich um diesen jungen Menschen mit dem kühnen, trotzigen Angesicht, der mit zuckenden Mienen die boshaften Reden anhörte, welche rings um ihn her ertönten, jeden dieser höhnenden Witze mit einem flammenden Zornesblick erwiderte, bei jedem Auflachen des Volkes seine Lippen zusammenpreßte, um das drohende Wort zurück zu halten, das schon auf seinen Lippen schwebte.

Jetzt endlich war es ihm gelungen, ganz nahe zu dem Thor der Conciergerie vorzudringen, und seine Augen richteten sich mit einem Blicke glühender Neugierde auf dieses Thor hin.

Seine ganze Seele lag in diesem Blicke, er hörte nichts mehr von den spöttischen Reden, die um ihn her ertönten, er sah nichts mehr von Allem, was um ihn her vorging. Er sah nur diese verhängnißvolle Thür, hörte nur auf das Geräusch, welches aus dem Innern der Conciergerie ertönte.

Endlich, nach langem Harren, endlich, da die Sonne schon untergegangen war, öffnete sich diese Thür ein wenig, und ein Mann trat heraus. Das Volk, welches bei seinem Erscheinen in ein lautes Jubelrufen ausgebrochen war, verstummte, als es erkannte, daß dies nicht der Huissier sei, welcher mit seiner Riesenstimme von dem Perron herab dem Volke das gefällte Urtheil verlesen solle, sondern nur einer der untern Gerichtsdiener, die an den Außenthüren Wache hielten.

Dieser Mann stieg mit gleichgültiger Miene die Stufen des Perrons hernieder, und auf das laute Geschrei und Gebrüll, mit welchem man ihn jetzt nach dem kurzen Schweigen der Enttäuschung befragte, ob das Urtheil bereits gefällt, ob der Cardinal unschuldig erklärt sei, antwortete er ruhig: „Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, der Huissier wird bald erscheinen. Meine Dienststunden sind zu Ende, und ich gehe nach Hause, denn ich bin halb todt vor Hunger und Durst!"

„Lasset den armen verhungerten Gerichtsdiener doch passiren, ihr Leute," rief der junge Mann, sich dicht zu ihm herdrängend. „Seht nur, wie erschöpft er ist. Kommt guter Alter, gebt mir Eure Hand, laßt Euch von mir unterstützen."

Und er faßte den Gerichtsdiener unter den Arm, und machte ihm mit seinen kräftigen Ellenbogen einen Weg durch die Menge frei. Das Volk ließ sie passiren und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Thore der Conciergerie.

„Das Urtheil ist gefällt?" fragte der junge Mann leise den Gerichtsdiener.

„Ja, Herr Toulan," flüsterte dieser. „Der Herr Parlamentsrath hat mir eben, da ich ihm ein Glas Wasser reichte, das Papier, worauf er es geschrieben, in die Hand gedrückt."

„Gieb es mir, Jean, aber so, daß es Niemand sieht, sonst werden sie vermuthen, was das Papier enthält, und sie werden Alle darnach greifen, und es in Fetzen zerreißen."

Der Gerichtsdiener schob mit einer raschen Bewegung ein kleines zusammengefaltetes Papier in die Hand des jungen Mannes, der ihm mit einem Kopfnicken und einem Lächeln dafür dankte, dann aber eilends seinen Arm losließ, und nach einer andern Richtung hin sich durch das Gedränge Bahn machte.

Bald hatte er, Dank seiner Jugendkraft und seiner Gewandheit, das dichte Gedränge durchschnitten, und

eilte jetzt leichten beflügelten Schrittes die nächst dem Platze belegene Straße hinunter, dann immer rascher durch Gassen und Gäßchen dahin, bis er das Thor erreicht hatte, das hinaus führte auf die Straße von Versailles. Außerhalb desselben sah man einen jungen Menschen in einer blauen Blouse, welcher müde und träge ein Pferd am Zügel auf der Landstraße auf und nieder führte.

„He, Richard, komme hierher," rief der junge Mann.

„Ah, Monsieur Toulan," jubelte der Bursche in der Blouse, indem er mit dem Pferd herbeirannte. „Kommen Sie endlich, Monsieur Toulan! Ich warte schon acht Stunden auf Sie!"

„Ich gebe Dir für jede Stunde einen Francs," rief Monsieur Toulan, indem er sich in den Sattel schwang. „Gehe jetzt nach Hause, Richard, und grüße meine Braut, wenn Du sie siehst."

Er gab seinem Pferde einen tüchtigen Hieb, drückte ihm die Sporen in die Weichen, und das kräftige schlanke Thier flog, wie ein vom Bogen geschossener Pfeil auf die Straße nach Versailles dahin. —

Auch in Versailles, auch im Königsschlosse hatte man diesen Tag in lebhafter Unruhe und Erwartung hingebracht. Der König hatte sich, nachdem er die täglichen Geschäfte mit seinen Ministern beendet hatte, in seine Werkstatt zurückgezogen, um mit seinem Schlossermeister Girard an einem neuen Schlosse zu arbeiten, dessen künstliche Construction eine Erfindung des Königs war.

Auch die Königin Marie Antoinette hatte ihre Zimmer den ganzen Tag nicht verlassen, und selbst ihre Freundin, die Herzogin Julia von Polignac, hatte es nicht vermocht, durch ihr heiteres Geplauder und ihre sanfte Herzlichkeit die Königin aufzuheitern.

Endlich, da sie sah, daß all' ihr Bemühen vergeblich war, daß nichts den Trübsinn der Königin zerstreuen könne, hatte die Herzogin den Vorschlag gemacht, nach Trianon zu gehen, um dort den Zirkel der vertrauten Freunde zu berufen.

Allein die Königin schüttelte traurig das Haupt und schaute die Herzogin mit einem schwermuthvollen Blicke an.

„Sie sprechen von dem Cirkel meiner Freunde," sagte sie. „Ach, dieser Cirkel ist von denen, welche ich für meine Freunde hielt, so vielfach durchbrochen und gestört worden, daß kaum noch einige zerrissene Enden davon übrig geblieben sind, und ich habe Furcht, sie wieder anzuknüpfen, denn ich weiß doch, daß sich nicht wieder heilen läßt, was einmal zerrissen worden."

„Ew. Majestät glauben also nicht mehr an Ihre Freunde," fragte die Herzogin vorwurfsvoll. „Sie zweifeln an uns? Zweifeln auch an mir?"

„Ich zweifle nicht an Euch, und vor allen Dingen nicht an Dir, meine geliebte Julia," sagte Marie Antoinette mit einem vollen, zärtlichen Blick. „Ich zweifle nur an der Möglichkeit, daß eine Königin wahre und aufrichtige Freunde haben könne. Ich vergaß wohl immer meinen Freunden gegenüber, daß ich die Königin war, sie aber vergassen es niemals."

„Madame, sie durften es niemals vergessen," bemerkte die Herzogin sanft. „Bei aller Liebe für Ew. Majestät durften Ihre Freunde es niemals vergessen, daß sie Ihnen eben so viel Ehrfurcht als Liebe, eben so viel Unterwürfigkeit als Freundschaft schuldig waren. Sie durften sich Eurer Majestät niemals gleich stellen, und wenn Eure Majestät in der Huld Ihres schönen und zärtlichen Herzens geruhten zu uns herabzusteigen, und sich uns gleich zu stellen, so durften wir doch niemals so vermessen sein, zu Ihnen uns erheben und uns unsere Königin gleich stellen zu wollen."

„Oh, Julia, Du thust mir weh, unaussprechlich weh," seufzte Marie Antoinette, ihre Hände auf ihr Herz pressend, als wolle sie die Thränen zurückdrängen, die in demselben brannten und in ihre Augen emporsteigen wollten.

„Ew. Majestät wissen," fuhr die Herzogin mit ihrer sanften, und doch so grausamen Ruhe fort, „Ew. Majestät wissen, wie selten und schüchtern ich selber von der großen Vertraulichkeit, welche Sie mir gnädigst gestatten wollen, Gebrauch mache, wie selten und wie zitternd meine Lippen es wagen, den theuren Namen meiner Königin auszusprechen, mit welchen Sie zu nennen eigentlich nur in den vertraulichsten Stunden Ihrer erhabenen Mutter und dem königlichen Gemahle gestattet ist. Ew. Majestät wissen ferner —"

„Oh, ich weiß Alles, Alles," unterbrach sie die Königin schmerzlich. „Ich weiß, daß eine Königin nicht dazu da ist, um glücklich zu sein, um zu lieben, um geliebt zu werden, um Freunde zu haben. Ich weiß, daß Ihr Alle, die ich so innig geliebt habe, Euch beinahe von meiner Liebe mehr erschreckt, als beglückt fühlet, ich weiß, daß mit dieser Erkenntniß das Glück von mir gewichen ist! Ich schaue in die Zukunft und sehe die düstern Wolken, welche heraufsteigen und uns mit Ungewittern drohen. Ich sehe Alles, ich mache mir gar keine Illusionen mehr! Es ist vorbei mit den schönen Tagen, vorbei mit dem Sonnenschein und dem Blumenduft von Trianon."

„Ew. Majestät wollen also heute nicht dorthin gehen?" fragte die Herzogin. „Es ist indessen so schönes Wetter, die Sonne scheint so prächtig, und wir werden einen so schönen Sonnenuntergang haben."

„Einen schönen Sonnenuntergang," wiederholte Marie Antoinette mit einem bittern Lächeln. „Man erlaubt es einer Königin mindestens, die Sonne untergehen zu sehen, die Etiquette hat nichts dagegen, daß die Königin die Sonne erlöschen, und die Nacht kommen sieht. Aber es ist der Armen nicht gestattet, die Sonne aufgehen zu sehen und sich der Herrlichkeit des

aufgehenden Tages zu freuen. Ich habe einmal als Königin die Sonne aufgehen sehen, und man hat Zeter darüber geschrieen und man hat es mir zum Verbrechen angerechnet, und ganz Frankreich hat gelacht über die Spottgedichte und Epigramme, mit welchen meine Feinde mich straften für das Verbrechen, daß die Königin von Frankreich mit ihrem Hofe die Sonne hatte aufgehen sehen! Jetzt wollt Ihr mir erlauben, sie untergehen zu sehen! Aber ich will nicht, ich will nicht dies traurige Schauspiel der hereinbrechenden Nacht sehen. In mir ist es Nacht, und ich fühle die Gewitterstürme, welche heraufziehen! Gehen Sie, Julia, lassen Sie mich allein, denn Sie sehen wohl, es ist heute nichts mit mir anzufangen, ich kann nicht lachen, ich kann nicht heiter sein! Gehen Sie, denn meine Traurigkeit könnte Sie anstecken, und das würde mich doppelt traurig machen."

Die Herzogin Julia von Polignac erwiderte nichts, sie machte nur eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und ging dann leisen, unhörbaren Schrittes über den Teppich nach dem Ausgang hin.

Die Königin hatte mit abgewandtem Gesicht dagestanden, jetzt, da das leise Anschlagen der Thüre ihr Ohr traf, wandte sie sich lebhaft um, und sah, daß sie allein war.

„Sie hat mich verlassen! Sie ist wirklich gegangen," seufzte die Königin schmerzlich. „Oh, sie ist wie die Andern alle! Sie hat mich nie geliebt! Aber wer liebt mich denn?" fragte sie verzweiflungsvoll. „Wer ist auf der Welt, der mich liebt, der vergißt, daß ich die Königin bin? Mein Gott, mein Gott, mein Herz sucht die Liebe, sucht die Freundschaft, und hat sie niemals gefunden. Und sie machen mir aus diesem Suchen ein Verbrechen! Sie klagen mich an, weil ich ein Herz habe! Oh, mein Gott, habe doch Erbarmen mit mir! Verhülle wenigstens meine Augen, daß ich den Treubruch meiner Freunde nicht sehe, erhalte mir wenigstens den Glauben an die Freundschaft meiner Julia! Laß mich nicht so bitter, so schmerzlich fühlen, daß ich einsam bin, trostlos einsam und allein!"

Sie schlug ihre Hände vor ihr Angesicht, und sank auf einen Sessel nieder, und saß lange so da, bewegungslos, ganz hingegeben ihren traurigen, schmerzvollen Gefühlen.

Nach einer langen Zeit ließ sie die Hände vom Antlitz gleiten, und schauete mit einem trüben, matten Blick umher. Die Sonne war untergegangen, es begann zu dämmern, und Marie Antoinette erschauerte in sich selber.

„Jetzt werden sie das Urtheil gesprochen haben," murmelte sie leise, „jetzt wird es schon entschieden sein, ob man die Königin von Frankreich ungestraft beleidigen und verdächtigen darf. Oh, wenn ich doch erst Nachricht, wenn ich Gewißheit hätte! Sagte nicht die Campan, daß sie — ich will zur Campan gehen." Und die Königin erhob sich rasch, ging entschlossenen Schrittes aus ihrem Cabinet, dann durch das Toilettenzimmer daneben, und öffnete die Thür, welche in das Zimmer ihrer ersten Kammerfrau, der Frau von Campan, führte.

Frau von Campan stand am Fenster und schauete mit so gespannter Erwartung hinaus in die Dämmerung, daß sie das Eintreten der Königin nicht eher bemerkte, bis diese sie laut bei Namen rief.

„Mein Gott, die Königin," rief sie, erschrocken vom Fenster zurücktretend. „Die Königin und — hier bei mir!"

Marie Antoinette machte eine Bewegung der Ungeduld. „Sie wollen sagen, es zieme sich nicht für die Königin, in das Zimmer ihrer vertrauten Kammerfrau einzutreten, es sei wider die Etiquette! Ich weiß das ja, aber es giebt Tage, meine gute Campan, wo die Etiquette keine Gewalt über uns hat, und wo hinter dem Königspurpur das arme Menschenkind in all' seiner Bedürftigkeit hervorsieht. Für mich ist es heute ein solcher Tag, und da ich weiß, daß Sie mir treu ergeben sind, so komme ich zu Ihnen. Sagten Sie mir nicht, Campan, Sie würden, sobald der Urtheilsspruch gefällt worden, Nachricht davon erhalten?"

„Ja, Majestät, ich hoffe es, und stand deshalb am Fenster, um nach meinem Boten auszuschauen."

„Wie seltsam," sagte die Königin gedankenvoll. „Man nennt mich die Königin von Frankreich, und doch habe ich Niemand, der sich beeifert, mir Nachricht von diesem wichtigen Ereigniß zu geben, während meine Kammerfrau ergebene Freunde hat, die das für sie thun, was Niemand für die Königin thut!"

„Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung," erwiderte Frau von Campan lächelnd, „was man heute für mich thut, das thut man doch nur, weil ich die Kammerfrau der Königin bin! Ich war gestern beim Parlamentsrath Bugeaud, um nach langer Zeit die Familie wieder zu begrüßen, denn die Parlamentsräthin ist eine Cousine von mir."

„Das heißt," sagte die Königin mit einem feinen Lächeln, „Sie waren dahin gegangen, nicht um Ihre Cousine, die Frau Parlamentsräthin, sondern um den Herrn Parlamentsrath zu besuchen. Gestehen Sie es nur, meine gute Campan, Sie wollten ein wenig auf Bestechung ausgehen."

„Nun, ich gestehe es Eurer Majestät, ich wollte sehen, ob es wirklich wahr sei, daß der Parlamentsrath Bugeaud in das feindliche Lager übergegangen sei. Ew. Majestät wissen doch, daß Frau von Marsan alle Parlamentsräthe besucht und sie bei Gott und der heiligen Kirche beschworen hat, den Herrn Cardinal nicht zu verurtheilen, sondern ihn frei zu sprechen von aller Schuld?"

„Das heißt, sie will den Cardinal freigesprochen haben, damit ich verurtheilt werde!" rief die Köni-

gin heftig. „Denn ihn freisprechen, heißt mich anklagen, heißt meine Ehre beleidigen!“

„Das sagte ich auch meinem Cousin, dem Parlamentsrath Bugeaud, und ich fand glücklicherweise in seiner eigenen Familie Unterstützung. Oh, ich versichere Eure Majestät, daß es in dieser Familie Personen giebt, welche Eurer Majestät von ganzer Seele ergeben sind.“

„Wer sind diese Personen?“ fragte die Königin. „Nennen Sie sie mir, damit ich in meinen traurigen Stunden mich ihrer erinnern kann!“

„Da ist zuerst die Tochter des Parlamentsraths, die hübsche Marguerite, welche so sehr schwärmt für Eure Majestät, daß sie von ihrem geringen Taschengelde so viel spart, damit sie bei jedem großen Festtage nach Versailles herüberfahren kann, um Eure Majestät zu sehen; und dann vor allen Dingen ist da der Bräutigam dieser kleinen Person, ein junger Mann Namens Toulan, ein geistvoller, prächtiger junger Mensch, der mit begeisterungsvoller Verehrung an Eurer Majestät hängt. Er ist es auch, der mir versprochen hat, mir sogleich Nachricht zu bringen, wenn das Urtheil gefällt ist, und seiner Beredtsamkeit verdanke ich es mehr, als meiner eigenen, daß der Parlamentsrath Bugeaud die Nothwendigkeit einsah, sein Votum gegen den Cardinal abzugeben, und daß wir ihn für die gute Sache gewonnen haben.“

In diesem Augenblick ward die Thür, die in die Antichambre führte, hastig geöffnet, und ein Lakay trat ein.

„Der Herr, welchen Sie erwarten, ist so eben angelangt,“ berichtete er.

„Es ist Herr Toulan,“ flüsterte Frau von Campan der Königin zu. „Er bringt das Urtheil. Sagen Sie dem Herrn,“ sagte sie dann laut zu dem Lakayen, „er möge' nur einen Moment im Vorzimmer warten, ich würde ihn sogleich empfangen. Gehen Sie! — Ich bitte nun Ew. Majestät,“ fuhr sie fort, als der Lakay sich entfernt hatte, „ich bitte nun Ew. Majestät,“ mir gnädigst gestatten zu wollen, daß ich den jungen Mann hier empfange.“

„Das heißt, meine liebe Campan,“ sagte die Königin lächelnd, „Sie bitten mich, Ihnen den Platz zu räumen und dieses Zimmer zu verlassen. Ich bin aber gar nicht gewillt dazu, sondern ich ziehe es vor, hier zu bleiben. Ich will doch den jungen Mann sehen, von dem Sie sagen, daß er mir so treu ergeben ist, und dann auch möchte ich so schnell als möglich die Nachrichten erfahren, welche er bringt. Sehen Sie, der Kaminschirm da ist viel höher als ich, und wenn ich mich hinter denselben stelle, wird der junge Mann gar keine Ahnung von meiner Anwesenheit haben, um so mehr, da es schon dunkel ist. Lassen Sie ihn also eintreten, denn ich bin sehr gespannt auf seine Nachrichten!“

Die Königin trat rasch hinter den hohen Kaminschirm, der allerdings ihre Person vollkommen verbarg, und Madame Campan öffnete die Thür des Vorzimmers.

„Treten Sie ein, Herr Toulan,“ rief sie, und sofort erschien in der offenen Thür die hohe, kräftige Gestalt des jungen Mannes. Seine Wangen waren erhitzt von dem raschen Ritt, seine Augen glühten, und sein Athem war rasch und ungestüm.

Madame Campan reichte ihm ihre Hand dar, und grüßte ihn mit einem freundlichen Lächeln. „Sie haben also Wort gehalten, Herr Toulan?“ fragte sie. „Sie bringen mir die Nachricht von der Entscheidung des Gerichtshofes?“

„Ja Madame, ich bringe sie,“ erwiderte er leise und beklommen. „Ich bedaure nur, daß Sie so lange haben warten müssen, aber es ist nicht meine Schuld. Es schlug acht Uhr vom Thurm Saint Jacques, als ich die Nachricht erhielt.“

„Acht Uhr?“ fragte Frau von Campan, auf die Pendule blickend. „Es ist jetzt kaum neun Uhr. Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie die vier Meilen von Paris bis Versailles in einer Stunde geritten sind?“

„Ich habe es gethan, und ich versichere Sie, es ist nichts Besonderes. Ich hatte an vier Haltepunkten frische Pferde stellen lassen, und die Pferde waren gut. Ich glaubte zuweilen auf einem Vogel durch die Luft zu fliegen, und mir ist noch jetzt, als ob ich flöge. Ich bitte um Vergebung, wenn ich mir erlaube, mich zu setzen, aber die Füße zittern mir ein wenig.“

„Setzen Sie sich, mein lieber junger Freund,“ rief die Campan, und sie beeilte sich, dem jungen Manne selber einen Sessel herbeizurollen.

„Nur einen Augenblick,“ sagte er, auf denselben niedersinkend. „Aber glauben Sie mir, es ist nicht der rasche Ritt, welcher meine Füße zittern macht, sondern die Freude, die Aufregung. Ich werde vielleicht das Glück haben, der Königin einen kleinen Dienst erzeigt zu haben, denn Sie sagten mir ja, es würde Ihrer Majestät außerordentlich wichtig sein, so schnell als möglich das Urtheil zu erfahren, und nicht wahr, es ist mir Niemand zuvorgekommen?“

„Nein, mein Freund, die Königin wird die Nachricht zuerst durch Ihre Vermittelung erfahren, und ich werde es Ihrer Majestät sagen, daß ich dieselbe durch Sie erhalten habe.“

„Nein, Madame,“ rief er lebhaft, „nein, sagen Sie das der Königin lieber nicht, denn wer weiß, ob diese Nachricht gut ist, oder ob sie nicht vielmehr das edle, stolze Herz der Königin betrübt, und dann würde mein Name, wenn sie ihn bei dieser Gelegenheit erführe, ihr sicher nur unangenehm sein. Möge die Königin ihn lieber niemals hören, als daß sie ihn bei einer Sache erfährt, die ihr vielleicht nicht angenehm ist.“

„Mein Gott, Sie wissen also nicht, wie das Urtheil

ausgefallen ist?" fragte die Campan erstaunt. „Sie kommen hieher, um mir das Urtheil mitzutheilen, und jetzt sagen Sie, daß Sie es nicht kennen?"

„Ich kenne es nicht, Madame. Der Parlamentsrath, der Vater meiner Braut, hat es mir schriftlich gesandt, und ich habe mir nicht die Muße gegönnt, es zu lesen. Vielleicht war ich auch zu feig dazu, denn wenn ich gesehen hätte, daß es für die Königin ein Aergerniß enthielte, dann würde ich wohl nicht den Muth gehabt haben, hieher zu kommen, um Ihnen das Papier zu übergeben. Ich las es also nicht, und dachte nur daran, daß ich der Königin vielleicht eine Viertelstunde Aerger, Unruhe und Erwartung ersparen könne. Hier, Madame, hier ist das Papier, welches das Urtheil enthält. Bringen Sie es Ihrer Majestät, und möge der Gott der Gerechtigkeit geben, daß es nichts Betrübendes für die Königin enthält!"

Er stand auf, und überreichte Frau von Campan das Papier. „Und jetzt, Madame," fuhr er fort, „erlauben Sie mir, mich zu entfernen, um nach Paris zurückzukehren, denn meine Braut erwartet mich, und außerdem befürchtet man in Paris Unruhen. Ich muß also da sein, mein Haus zu schützen."

„Gehen Sie, mein junger Freund," sagte die Campan, ihm herzlich die Hand drückend. „Nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihre Treue und Hingabe, und seien Sie gewiß, daß die Königin davon erfahren soll. Leben Sie wohl! Gehen Sie!"

„Nein," rief Marie Antoinette, indem sie mit einem Lächeln hinter dem Schirm hervortrat, „nein, gehen Sie noch nicht, mein Herr! Bleiben Sie, um den Dank Ihrer Königin zu empfangen, für den uneigennützigen Eifer, welchen Sie für mich an den Tag gelegt haben."

„Die Königin," murmelte Toulan erblassend, „die Königin!"

Und auf seine Knie niedersinkend, blickte er mit einem solchen Ausdruck von Entzücken und Bewunderung zu der Königin empor, daß Marie Antoinette davon bewegt und gerührt ward.

„Ich habe Ihnen Vieles zu danken, Herr Toulan," sagte sie. „Nicht bloß, daß Sie für mich der Ueberbringer einer wichtigen Nachricht sind, danke ich Ihnen auch die Erkenntniß, daß die Königin von Frankreich doch auch noch ergebene Diener und treue Freunde hat, und diese Erkenntniß thut mir so wohl, daß dadurch, selbst wenn Sie der Ueberbringer schlimmer Nachrichten wären, dieselben mir gesänftiget erscheinen. Ich danke Ihnen nochmals, Herr Toulan!"

Toulan begriff, daß die Königin ihn verabschiedete, er stand auf, und schwankte nach der Thür hin, rückwärts gehend, die Augen unverwandt auf die Königin geheftet, dann, indem er die Thüre schon geöffnet hatte, sank er, gleichsam überwältigt von dem innern Sturm seiner Gefühle, zum zweiten Mal auf die Knie nieder, und seine Hände faltend, hob er die großen leuchtenden Augen zum Himmel auf.

„Gott im Himmel," sagte er laut und feierlich, „ich danke Dir für das Glück dieses Augenblickes. Ich weihe mich von diesem Augenblicke an dem Dienste meiner Königin. Sie wird fortan die Gottheit sein, welcher ich diene, und der ich, wenn ich ihr nützen kann, mein Blut und mein Leben freudig zum Opfer darbringe. Dies schwöre ich, und Gott und die Königin haben meinen Schwur gehört!"

Und ohne noch einen einzigen Blick auf die Königin zu werfen, ohne sie zu begrüßen, stand Toulan auf, und verließ leise das Gemach, dessen Thür er hinter sich zudrückte.

„Seltsam," murmelte die Königin, „wahrlich seltsam. Bei seinem Schwur fuhr mir ein Schauder durch die Seele, und es war Etwas in mir, welches mir sagte, daß ich dereinst sehr unglücklich sein werde, und daß ich dann diesen jungen Mann neben mir sehen würde."

Ew. Majestät sind heute aufgeregt, und da scheint Alles eine Bedeutung und einen trüben Sinn zu haben," sagte Frau von Campan leise.

„Aber das Urtheil, das Urtheil," rief die Königin. „Geben Sie mir das Papier, ich will es selber lesen."

Frau von Campan zögerte. „Würde Ew. Majestät es nicht vielleicht vorziehen, es in Gegenwart des Königs zu empfangen, und es sich von Sr. Majestät vorlesen zu lassen?"

„Nein, nein, Campan! Wenn es günstig ist, dann werde ich die Freude haben, dem König eine gute Nachricht mitzutheilen. Wenn es ungünstig ist, dann ist es gut, daß ich mich sammle und fasse, bevor ich den König sehe."

„Aber es ist schon so dunkel hier, es wird unmöglich sein, Geschriebenes zu lesen!"

„Sie haben Recht, lassen Sie uns in mein Cabinet gehen," rief die Königin. „Man wird dort schon die Lichter angezündet haben. Kommen Sie, Campan, da ich Ihnen die schnelle Kunde verdanke, sollen Sie auch die Erste sein, welche sie erfährt! Kommen Sie, Campan, begleiten Sie mich!"

Beflügelten Schrittes kehrte die Königin in ihre Gemächer zurück und trat in ihr Cabinet ein, gefolgt von Frau von Campan, die gesenkten Hauptes voll trüber Ahnung hinter ihr herschritt.

Die Königin hatte Recht gehabt, man hatte in ihren Gemächern die Lichter schon angezündet. Der Kronleuchter brannte in ihrem Wohnzimmer und verbreitete Tageshelle in dem weiten Raum. In ihrem Porzellancabinette dagegen herrschte ein milderes Licht, wie Marie Antoinette es liebte, wenn sie allein und sans cérémonielle war. Die Kerzen auf dem Lustre waren nicht angezündet, und auf dem Tische von Sevres-Porzellan und Rosenholz, der vor dem Divan sich befand, standen zwei silberne Leuchter, jeder nur mit zwei

Armen, um eine Wachskerze zu tragen. Diese vier Lichter auf den Leuchtern waren die einzige Beleuchtung des Cabinets.

„Jetzt, Campan," sagte die Königin, sich in dem Fauteuil niederlassend, der vor dem Tische neben dem Divan stand, „jetzt geben Sie mir das Papier. Oder nein, lesen Sie es mir lieber vor. Aber genau so, wie es dasteht. Sie versprechen mir das?"

„Ew. Majestät haben befohlen, und ich muß gehorchen," sagte die Campan sich verneigend.

„Lesen Sie, lesen Sie!" drängte Marie Antoinette. „Lassen Sie mich das Urtheil wissen."

Die Campan faltete das Papier auseinander, und trat mit demselben dicht zu den Lichtern, welche auf dem Tische standen, heran, um besser sehen zu können. Marie Antoinette neigte sich vorwärts, und beide Hände in ihren Schooß gefalten, blickte sie mit dem Ausdrucke glühender Erwartung zu Frau von Campan empor.

„Lesen Sie, lesen Sie," wiederholte sie mit zitternden Lippen.

Frau von Campan verneigte sich und las: Erstens. Das Schriftstück, die Basis des Prozesses, die Wechsel und Unterschriften werden für eine betrügerische Nachbildung und für fälschlich der Königin zugeschrieben erklärt.

Zweitens: Der Graf Lamotte wird in contumaciam zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt.

Drittens: Die Dame Lamotte wird gepeitscht, auf beiden Schultern gezeichnet mit dem Buchstaben O und auf Lebenszeit in das Hospital eingeschlossen.

Viertens: Retaux de Villette wird für seine Lebenszeit aus Frankreich verbannt.

Fünftens: Mademoiselle d'Oliva wird außer Anklage gesetzt.

Sechstens: Der Herr Cardinal —"

„Nun," rief die Königin auffahrend, „warum stocken Sie, Campan, warum zittern Sie? Man hat ihn freigesprochen, ich weiß es jetzt schon, denn wir sind ja schon bei der Liste der Unschuldigen. Lesen Sie weiter, Campan."

Und Frau von Campan las weiter: Der Herr Cardinal wird von jeder Anklage freigesprochen. Es ist ihm erlaubt, dieses Urtheil drucken zu lassen."

„Freigesprochen," rief die Königin, indem sie von ihrem Sessel aufsprang, „freigesprochen! Oh, Campan, es ist also wahr, was ich fürchtete! Die Königin von Frankreich wird das Opfer schändlicher Cabalen und beleidigender Intriguen. Die Königin von Frankreich wird in ihrer Ehre, ihrer Würde, ihrer Tugend von einem ihrer Unterthanen beleidigt und gekränkt, und man hat für ihn keine Strafe, man spricht ihn frei! Beklagen Sie mich, Campan! Aber ich hinwieder, ich beklage Sie, ich beklage Frankreich. Wenn ich keine unparteiischen Richter gefunden habe in einer Sache, die meinen Charakter verdunkelte, was können Sie, was können alle die Andern hoffen, wenn Sie einen Prozeß haben, der ihr Glück und ihre Ehre betrifft. * Ich bin betrübt, oh betrübt in meiner innersten Seele, und mir scheint, als ob mein ganzes Leben sich verdüstere von diesem Augenblicke an, als ob der Schatten der Nacht sich über mich herabsenke, und — Mein Gott," unterbrach sich die Königin auf einmal, was ist das? Haben Sie das Licht ausgeblasen, Campan?"

„Ew. Majestät sehen wohl, daß ich ganz abgewendet von den Lichtern stehen!"

„Aber sehen Sie nur," rief die Königin, „eins der Lichter ist verlöscht."

„Es ist war," sagte Frau von Campan, nach dem Lichte hinschauend, von welchem nur noch ein bläulicher Dampf emporstieg. „Das Licht ist verlöscht, aber wenn Ew. Majestät erlauben, so —"

Sie verstummte, und ihre Mienen nahmen den Ausdruck des Schreckens und des Staunens an.

Das Licht, welches auf dem zweiten Arm dieses Leuchters stand, verlöschte gleichfalls.

Die Königin sagte kein Wort. Sie starrte mit bleichen Lippen, mit weit geöffneten Augen zu den beiden Lichtern hin, an denen jetzt eben das letzte Fünkchen erlosch.

„Erlauben Ew. Majestät, daß ich die Lichter wieder anzünde," sagte Frau von Campan, indem sie die Hand nach dem Leuchter ausstreckte.

Aber die Königin hielt ihre Hand fest. „Lassen Sie," flüsterte sie, „ich will doch sehen, ob auch die beiden andern Lichter —" Plötzlich zuckte sie zusammen, und sich langsam von ihrem Fauteuil erhebend, deutete sie mit stummem Entsetzen auf den zweiten Armleuchter hin.

Eins der beiden Lichter war erloschen.

Es brannte nur noch ein Licht, und die Schatten der Dunkelheit erfüllten das Cabinet. Nur das eine Licht verbreitete noch etwas Helle in der Mitte desselben und beleuchtete mit grellem Schein das bleiche, entsetzte Angesicht der Königin.

„Campan," flüsterte sie, mit erhobenem Arm auf das einzige, noch brennende Licht hindeutend, „Campan," wenn dieses vierte Licht gleich den anderu drei erlischt, so ist das für mich ein böses Omen, welches mir nahendes Unglück verkündet."

In diesem Moment knisterte das Licht auf. und streute einen helleren Schein aus; dann ward sein Glanz matter, seine Flamme kleiner.

Nun noch ein helles Aufflackern, und — das Licht war erloschen, und tiefe Dunkelheit herrschte jetzt in dem Cabinet.

Die Königin stieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus, und sank ohnmächtig zusammen.

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Mémoires de Madame de Campan. II. 23.

8.

Vor der Trauung.

Die Hochzeitsgäste waren versammelt; die Frau Parlamentsräthin Bugeaud hatte soeben den bräutlichen Schleier über dem Haupt ihrer Tochter Marguerite befestigt, und ihr den letzten Kuß mütterlicher Liebe auf die jungfräuliche Stirn gedrückt. Es war der Moment, wo die Mutter zum letzten Mal ihre Tochter als ihr Kind in ihren Armen hält, Abschied nimmt von den holden Bildern der Vergangenheit, und ihr Kind entläßt aus dem Elternhaus, um in die Welt zu gehen und sich selber eine neue Heimath zu begründen. Schmerzlich immer ist ein solcher Moment für das zärtliche Mutterherz, denn die Zukunft ist ungewiß, man weiß nie, was aufgegeben, nicht, was neu erstehen wird.

Schmerzlich auch empfand die Parlamentsräthin Bugeaud dieses Scheiden von ihrer heißgeliebten Tochter, aber sie unterdrückte doch ihre tiefe Bewegung, sie drängte die Thränen zurück in ihr Herz, damit nicht eine derselben aus ihren Augen niederfalle auf den Brautkranz ihrer geliebten Tochter.

Thränen, auf den Brautkranz geweint, sind die Vorboten kommenden Unglücks, sind das Siegel der Schmerzen, welches das Schicksal auf die Stirn der Geweihten drückt.

Und die zärtliche Mutter hätte von ihrer geliebten Marguerite so gern jeden Schmerz und jedes Unglück abwenden mögen! Die Zeiten drohten mit so düstern Wolken, so gewitterschwer und unheilvoll war der Horizont der Gegenwart, daß man mindestens in die Zukunft schauen mußte mit der Hoffnung auf Glück und Freude.

„Geh' hin, meine Tochter," sagte Madame Bugeaud mit einem Lächeln, von welchem nur Gott wußte, wie schwer es ihrem Mutterherzen ward, „gehe hin in die neue Welt, sei glücklich, und mögest Du nie den Moment beklagen, wo Du die Schwelle des Vaterhauses überschreitest, um in ein neues Haus, in eine neue Heimath einzutreten."

„Meine theuere Mutter," rief Marguerite mit strahlenden Augen, „das Haus, wohin ich gehe, ist das Haus meines Geliebten, und meine neue Heimath das ist sein Herz, das edel, groß und gut ist, und in welchem für mich alle Schätze der Erde ruhen."

„Gebe Gott, meine Tochter, daß Du mir diese Worte nach Jahren noch wiederholst!"

„Ich werde sie wiederholen, Mutter, denn in meinem Herzen ist eine freudige und schöne Zuversicht. Ich kann niemals unglücklich werden, da Toulan mich liebt. Aber horch, ich höre ihn kommen, das ist sein Schritt, und höre nur, er ruft mich!"

Und die junge Braut richtete mit erglühenden Wangen die leuchtenden Blicke auf die Thüre, welche sich eben öffnete, und in welcher der Bräutigam erschien, im einfachen, dunklen Festgewande, mit freundlichem, ernstem Angesicht, die zärtlichen und strahlenden Augen seiner Braut zugewandt.

Er eilte zu ihr hin, und küßte die kleine zitternde Hand, welche sich ihm entgegenstreckte. „Alle Hochzeitsgäste sind bereit, meine Geliebte. Die Wagen erwarten uns, und der Geistliche wird, sobald wir in die Kirche eintreten, sich zu dem Altare begeben, um die Ceremonie zu beginnen."

„So laß uns gehen, Louis," sagte Marguerite, ihm zärtlich zunickend, und im Begriffe nach der Thüre hinzuschreiten.

Aber Toulan hielt sie zurück. „Noch nicht, meine Theure. Ich möchte, bevor wir uns nach der Kirche begeben, noch ein paar Worte mit Dir sprechen."

„Das will sagen, mein lieber Sohn, daß Sie wünschen, ich möchte mich zurückziehen," sagte die Parlamentsräthin lächelnd. „Entschuldigen Sie sich nicht, mein Sohn, ich finde das natürlich und ich darf nicht eifersüchtig auf Sie sein. Meine Tochter gehört Ihnen und ich habe nicht mehr das Recht, eindringen zu wollen in Eure Geheimnisse. Ich ziehe mich also zurück und nur Gott möge hören, was der Bräutigam vor der Trauung seiner Braut zu sagen haben mag."

Die Parlamentsräthin nickte dem Brautpaare freundlich zu, und verließ das Gemach.

„Wir sind jetzt allein, meine Marguerite," sagte Toulon, dem holden jungen Mädchen den Arm um den Nacken legend, und sie sanft an sich drückend. „Nur Gott möge hören, was ich Dir zu sagen habe.

„Ich hoffe, Louis," flüsterte das junge Mädchen erbebend, „ich hoffe, es ist nichts Schlimmes, was Du mir sagen willst. Dein Angesicht ist so ernst, Dein Wesen so feierlich. Du liebst mich doch, Louis?"

„Ja, Marguerite, ich liebe Dich," erwiderte er sanft, „aber dennoch, bevor Du das Wort aussprichst, welches Dich auf ewig an mich bindet, muß ich Dir noch einmal mein ganzes Herz offenbaren, und Du mußt all' mein Empfinden kennen und verstehen, damit, wenn die Zukunft kommt, uns zu prüfen, wir ihr mit festem Auge und entschlossenem, freudigem Sinne entgegentreten können."

„Mein Gott, oh mein Gott, was werde ich hören müssen," murmelte das junge Mädchen, indem sie die Hand an ihr Herz drückte, das auf einmal so ungestüm und angstvoll zu klopfen begann.

„Du wirst hören müssen, meine Marguerite, daß ich Dich liebe, und daß dennoch das Bild einer anderen Frau in meinem Herzen wohnt."

„Wer ist diese andere Frau?" rief Marguerite erglühend.

„Marguerite, es ist die Königin Marie Antoinette."

Das junge Mädchen athmete hoch auf und lächelte.

„Ach, wie Du mich erschreckt hast, Louis. Ich fürchtete, Du würdest mir eine Nebenbuhlerin nennen, und nun nennst Du die Frau, welche auch ich liebe und verehre, der auch ich meine ganze Bewunderung zolle, und die, obwohl Du sonst ganz allein darin wohnen solltest, doch eine Stelle in meinem Herzen einnimmt. Auf die Königin Marie Antoinette kann ich niemals eifersüchtig sein! Ich liebe sie eben so innig, wie Du sie liebst!“

Ein leises, mitleidiges Lächeln zuckte über die Lippen Toulans hin. „Nein, Marguerite,“ sagte er ernst, „Du liebst sie nicht so, wie ich sie liebe, und Du kannst das auch nicht, denn Du bist ihr nicht so tief verpflichtet, wie ich es bin. Höre, meine Geliebte, ich will Dir jetzt eine kleine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die so heilig für mich ist, daß sie bis jetzt niemals über meine Lippen kam, obwohl sie, nach der Ansicht anderer Menschen, vielleicht gar nichts Ungewöhnliches hat. Komm, meine Theure, laß uns hier nebeneinander nieder sitzen, und höre mir zu!“

Er führte das junge Mädchen nach dem kleinen Divan hin, und nahm mit ihr Platz auf demselben. Ihre Hand ruhte noch in der seinigen, und mit freudigem und zärtlichem Blicke schauete sie in das tapfere, ehrliche und gute Angesicht des Mannes, dem sie bereit war, ihr ganzes Leben zu weihen.

„Sprich jetzt, Louis, ich höre Dir zu!“

„Ich will Dir von meinem Vater erzählen, meine Marguerite,“ sagte der junge Mann mit weicher Stimme, „von meinem Vater, der für mich gedarbt, gelitten und gehungert hat, um mich zu nähren, zu kleiden, zu erziehen. Er war Offizier gewesen in der Armee, hatte sich ausgezeichnet in mancher Schlacht, war für seine Tapferkeit mit dem Orden des heiligen Ludwig decorirt, aber dann als Invalide entlassen worden. Das war für meinen armen Vater ein schweres Unglück, denn er war arm, und seine Offiziersgage war sein einziges Besitzthum. Aber nein, er hatte noch ein edleres, ein schöneres Besitzthum, er hatte eine Frau, welche er leidenschaftlich liebte, einen kleinen Knaben, welchen er anbetete. Und für dieses geliebte Weib, für diesen theuren Knaben wollte man jetzt dem Offizier die Existenzmittel entziehen, ihm, der doch nichts weiter gethan, als daß er sein Blut und Leben eingesetzt für seinen König und sein Vaterland, daß er Schanzen erstürmt, den Bajonetten der Feinde getrotzt, und bei der Erstürmung einer Schanze so schwer verwundet worden, daß sein Leben nur durch die Amputation seines rechten Armes gerettet werden konnte. Wäre es nicht gerade der rechte Arm gewesen, so hätte er mindestens sich selber helfen, hätte vielleicht in irgend einem königlichen Amte eine Beschäftigung finden können. Aber jetzt war er jeder Hoffnung auf eine Anstellung beraubt, jetzt sah er für sich und seine Familie nur das Verderben, nur den Hungertod vor Augen! Aber er konnte nicht daran glauben, er hielt es für unmöglich, daß der König seine tapfren Krieger, seine Ludwigsritter, Hungers würde sterben lassen, nachdem sie in seinem Dienste zu Krüppeln geworden! Er beschloß, nach Paris zu gehen, seinem Könige seine Noth zu klagen, und von ihm Abhülfe derselben zu begehren. Die Reise war die letzte Hoffnung der Familie, und sie sollte eben angetreten werden, als meine Mutter erkrankte und starb. Sie war die Stütze, der rechte Arm meines Vaters, sie war die Pflegerin, die Erzieherin seines armen Knaben gewesen; jetzt hatte er keine andere Hoffnung mehr, als auf die Gnade des Königs, oder auf den Tod. Die letzten Habseligkeiten wurden verkauft, und Vater und Sohn traten die Reise nach Paris an: Ein Invalide, dem seine Tapferkeit einen Arm, dem seine Thränen um die verlorene Gattin beinahe das Augenlicht geraubt hatten, und ein Knabe von zwölf Jahren, der von dem Leben bis jetzt nur den Schmerz und die Entbehrungen kennen gelernt hatte, und in dessen Herzen dennoch ein unverwüstlicher Kern von Hoffnung, von Lebensmuth und Freudigkeit quoll. Wir gingen zu Fuß, und als meine Schuhe vom langen Wandern zerrissen, meine Füße geschwollen, blutrünstig geworden, da befahl mir mein Vater auf seinen Rücken zu steigen, und mich von ihm tragen zu lassen. Ich nahm's nicht an, ich verbiß meinen Schmerz, ich ging weiter, bis ich ohnmächtig zusammen sank.“

„Oh mein Gott,“ rief Marguerite mit Thränen in den Augen, „wie viel Du gelitten hast, mein Geliebter. Und das erfahre ich erst jetzt, und Du hast mir niemals von dieser traurigen Geschichte erzählt.“

„Ich hatte alles Traurige vergessen, Marguerite, seit ich Dich liebte, und ich wollte Dich nicht betrüben durch meine Erzählungen. Wozu die Wolken der Vergangenheit über den klaren Himmel der Gegenwart heraufbeschwören, die Zukunft wird ohnedies schon mit neuen Wolken den Himmel verdüstern! Ich erzähle Dir jetzt dieses Alles, damit Du mein Empfinden verstehen und begreifen mögest. Höre nun weiter, meine Marguerite! Endlich, nach langen Mühsalen und Qualen langten wir in Versailles an, und es dünkte uns, als wäre jeder Schmerz und jede Entbehrung von uns genommen, da wir in einem dunklen, ärmlichen Gasthause unser Unterkommen gefunden, und uns ausstrecken konnten auf den harten Betten. Am andern Tage legte mein Vater seine Uniform an, schmückte seine tapfere Brust mit dem Ludwigsorden, und da sein Augenleiden ihn verhinderte allein zu gehen, mußte ich ihn begleiten. Wir begaben uns in's Schloß und in die große Gallerie, welche der Hof täglich passirte, wenn er von der Messe in die königlichen Gemächer zurückkehrte. Mein Vater, in der Hand die Bittschrift haltend, welche er mir in die Feder dictirt hatte, nahm seinen Platz unfern der Thüre ein, durch welche das königliche Paar kommen mußte. Ich stand neben ihm, und schaute mit neugierigen Blicken auf das glänzende Gedränge, welches den großen Saal erfüllte, auf alle die vornehmen, reichgeschmückten Herren, welche da gegenwärtig waren, und Bittschriften

in der Hand hielten, trotz ihres heiteren Aussehens, ihrer prächtigen Kleider. Und diese Herren drangten sich vor meinen Vater, schoben ihn zurück an die Wand, machten ihn unsichtbar für das Auge des Königs, der an der Seite der Königin durch den Saal dahin schritt, und mit freundlichem Ausdruck alle die Bittschriften annahm, welche man ihm darreichte. Traurig kehrten wir an diesem Tage heim, aber am folgenden Tage begaben wir uns doch wieder in die Gallerie, und ich hatte den Muth, einige der vornehmen Herren, welche sich wieder vor meinen Vater drängen wollten, zurückzuschieben, und ihm einen Platz in der vordersten Reihe zu verschaffen. Das Schicksal belohnte mich für meine Kühnheit. Der König kam, und mit einem gütigen Lächeln nahm er auch aus den Händen meines Vaters die Bittschrift entgegen, legte sie selbst in den silbernen Korb, den der Almosenier neben ihm hertrug."

„Gott sei Dank," seufzte Marguerite aufathmend, „Gott sei Dank, Ihr waret gerettet!"

„Das sagten auch wir, Marguerite, und das belebte den Muth meines Vaters, das machte ihn beinahe wieder glücklich und gesund. Wir gingen am nächsten Tage wieder in die Gallerie. Der König erschien, der Großalmosenier rief die Namen aller Derjenigen auf, welche die Antworten auf ihre Bittschriften empfangen sollten, — der Name meines Vaters befand sich nicht unter ihnen! — Aber wir trösteten uns damit, daß es nicht möglich sei, so rasche Antwort zu erhalten, und wir begaben uns am andern Tage wieder in die Gallerie, und wir gingen vierzehn Tage hinter einander dahin. Immer vergeblich! Der Name meines Vaters ward niemals gerufen. Wir kehrten dennoch jeden Tag in die Gallerie zurück, wir nahmen immer wieder unsern Platz dort ein, nur ward das Antlitz meines Vaters täglich blässer, sein Schritt matter; nur ward sein armer Knabe täglich trostloser und hinfälliger. Wir hatten nicht mehr die Mittel, unseren Hunger zu stillen, wir hatten Alles aufgezehrt, und das Ludwigskreuz meines Vaters war unser letztes Besitzthum. Aber dies durften wir dennoch nicht veräußern, denn es war unser Freibrief für unsern Eintritt in das Schloß, es öffnete uns die Thüren der großen Gallerie, und dort war immer noch unsere letzte Hoffnung, unser letzter Trost. „Wir gehen morgen zum letzten Male hin," sagte am fünfzehnten Tage mein Vater zu mir. „Wenn es aber morgen wieder vergeblich ist, dann verkaufe ich mein Kreuz, damit Du nicht mehr zu hungern brauchst, mein Louis, und Gott möge dann Erbarmen haben mit uns." Wir gingen also am andern Tage wieder in die Gallerie. Mein Vater war heute noch bleicher, wie sonst, aber er hatte sein Haupt stolz aufgerichtet, er heftete das Auge mit einem Ausdruck voll Trotz und Verachtung auf alle die schwatzenden, lächelnden Herren um ihn her, die sich blähten in ihren reichen Gewändern, die hochmüthig den armen Ludwigsritter übersahen, der immer verachtet, immer allein dastand. In meinem armen Knabenherzen tobte eine fürchterliche Wuth gegen diese übermüthigen, stolzen Menschen, die sich so erhaben dünkten, weil sie bessere Kleider trugen, weil sie vornehme Bekanntschaften und Verbindungen hatten, und die ja dennoch nicht mehr waren, als mein Vater, nicht mehr, als Supplicanten und Bittsteller; Thränen zornigen Schmerzes füllten meine Augen, und die Demüthigung der Armuth erfüllte meine Seele mit Empörung gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals. Auf einmal jetzt verstummte das Geflüster, das Geplauder um uns her, — der König und die Königin waren in die Gallerie eingetreten. Der König ging mitten in den Saal, der Großalmosenier rief die Namen auf, und die Beglückten näherten sich dem Könige, um von ihm die Erfüllung ihrer Wünsche oder mindestens doch eine Hoffnung zu erhalten. Neben ihm stand die junge Königin, und während sie mit einigen der Hofherren sich unterhielt, schweifte ihr schönes Auge zu uns herüber, und verweilte auf der edlen und doch so traurigen Gestalt meines Vaters. Schon an den vorhergehenden Tagen hatte ich das bemerkt, und jedesmal war es mir gewesen, als ob ein Sonnenstrahl mein armes, zitterndes Herz erwärme, als ob neue, freudige Hoffnungsblüthen in meiner Seele sprössen. Heute schien es mir vor dem Blick der Königin noch leuchtender, noch inniger. Mein Vater sah nun auf den König und murmelte leise: „Ich sehe ihn heute zum letzten Male!" Ich aber, ich sah nur die Königin, und indem ich die kalte, feuchte Hand meines Vaters an meine Lippen drückte, flüsterte ich: „Muth, mein theurer Vater, Muth! Die Königin hat uns gesehen!" — Ja, die Königin hatte uns gesehen! Sie unterbrach sich in ihrer Unterhaltung mit den Cavalieren, und schritt raschen und leichten Schrittes durch den Saal hin, gerade auf uns zu; ihr großes, graublaues Auge strahlte vor Huld, ein himmlisches Lächeln umspielte ihre purpurrothen Lippen, ihre Wangen waren geröthet von innerer Bewegung, sie war einfach gekleidet und doch umfloß eine Atmosphäre von Glanz und Hoheit ihr ganzes Wesen. „Mein theurer Ludwigsritter," sagte sie, und ihre Stimme klang mir wie die herrlichste Musik, „mein theurer Ludwigsritter, haben Sie eine Bittschrift an den König abgegeben?" — „Ja, Madame," erwiderte mein Vater zitternd, „ich habe vor vierzehn Tagen eine Bittschrift an den König abgegeben." — Und Sie haben noch kein Antwort erhalten?" fragte sie rasch. „Ich sehe Sie hier täglich mit dem Knaben da erscheinen, ich habe daraus geschlossen, daß Sie noch immer auf eine Antwort hoffen." — „So ist es, Madame," erwiderte mein Vater. „Ich erwarte eine Antwort, das heißt, ich erwarte die Entscheidung über mein Leben oder Sterben." — „Armer Mann," sagte die Königin mit dem Tone tiefen Mitgefühls, „solche vierzehn Tage der Erwartung mögen schrecklich sein, ich beklage Sie aufrichtig. Haben Sie denn Niemand, der Ihr Fürsprecher sein konnte? Fehlte es Ihnen denn an aller Protection?" — „Ma-

dame," sagte mein Vater, „ich habe keinen andern Fürsprecher, als diesen leeren Aermel, in welchem mein rechter Arm fehlt, keine andere Protection, als die Gerechtigkeit meiner Sache." — „Armer Mann," seufzte die Königin, „Sie müssen die Welt sehr wenig kennen, wenn Sie glauben, daß dies am Ende genüge. Aber wenn Sie erlauben, will ich Ihre Protection übernehmen, und Ihre Fürsprecherin bei dem Könige sein. Sagen Sie mir Ihren Namen und Ihr Anliegen." — Mein Vater folgte ihrem Befehl, die Königin hörte ihm aufmerksam zu, und dann lächelte Sie freundlich. „Finden Sie sich morgen um diese Stunde wieder hier ein," sagte sie, „ich selber werde Ihnen die Antwort des Königs überbringen." Wir verließen das Schloß mit neuem Muthe, mit neuer Hoffnung, wir fühlten gar nicht mehr, daß wir ermattet waren, daß wir hungerten, und das Murren des Gastwirthes, der erklärte, daß er nun keine Geduld mehr haben, daß er nicht länger uns Credit gewähren wolle für die elende Kammer, welche wir inne hatten, sein Schelten und Zürnen ängstigte uns heute gar nicht mehr. Wir baten ihn, nur noch bis morgen Geduld zu haben, wir nährten uns mit unsern Hoffnungen für die Zukunft, wir sättigten uns mit frohen Erwartungen! Und endlich war der nächste Tag, endlich war die Stunde der Audienzen gekommen, und wir begaben uns in die große Gallerie. Mein Herz klopfte so heftig, daß ich es auf meinen Lippen fühlte, und meines Vaters Antlitz war heute von einem Schimmer der Hoffnung belebt; sein Auge hatte wieder Glanz und Feuer, sein ganzes Wesen war neu belebt, seine Haltung gerade und fest, wie in unseren glücklichen Tagen. Jetzt endlich thaten sich wieder die Thüren auf, und das königliche Paar trat herein. „Bete für mich, mein Sohn," murmelte mein Vater, „bete für mich, daß meine Hoffnungen nicht getäuscht werden, denn sonst falle ich todt zur Erde nieder." — Ich aber, ich konnte nicht beten, nicht denken, ich konnte nur hinüberblicken zu der schönen, jungen Königin, die mir wie in einer goldenen Wolke, umgeben von allen Sternen des Himmels, entgegenstrahlte, deren edles und liebreizendes Angesicht mich mit Anbetung erfüllte, wie das Angesicht der Himmelskönigin. Die Augen der Königin flogen suchend durch den Saal, jetzt begegnete ihr Auge dem meinigen, und sie lächelte. Oh, dieses Lächeln! Es schoß wie ein Sonnenstrahl durch meine Seele, es erfüllte mein ganzes Wesen mit Begeisterung, mit Entzücken. Ich sank auf meine Knie nieder, und faltete die Hände, und jetzt konnte ich beten, konnte denken: „Heil und Segen über die Königin! Sie kommt, um meinem lieben Vater das Leben zu erhalten, denn sie erlöst uns von allen Leiden!" — Die Königin schwebte heran, so schön, so lieblich, so strahlenden Auges! Sie hielt ein versiegeltes Papier in der Hand, und reichte es mit einem leichten Neigen ihres Hauptes meinem Vater hin. „Hier mein Herr," sagte sie, „der König freut sich, einem seiner besten Offiziere im Namen Frankreichs vergelten zu können. Der König bewilligt Ihnen eine jährliche Pension von 300 Louisd'or, und ich wünsche Ihnen und Ihrem Knaben, daß Sie dieselbe noch recht viele Jahre in Glück und Gesundheit genießen mögen. Gehen Sie mit diesem Papier sogleich auf das Schatzkammeramt, und man wird Ihnen die Pension des ersten Quartals sofort auszahlen." Dann, da sie sah, daß mein Vater schwankte, daß er einer Ohnmacht nahe war, dann rief sie mit lauter Stimme einige Herren des Hofes herbei und befahl ihnen, Sorge zu tragen für meinen Vater, ihn hinauszuführen in die frische Luft, und anzuordnen, daß er in einem Wagen in seine Wohnung geführt werde. — Jetzt waren alle diese vornehmen Herren geschäftig und bereit, uns zu helfen, jetzt beeiferte sich Jeder, gegen uns freundlich zu sein, und der arme, vernachlässigte, zurückgestoßene Invalide, der übersehene Offizier Toulan war jetzt ein Gegenstand allgemeiner Sorge und Aufmerksamkeit. In einer königlichen Equipage kehrten wir in unser Quartier zurück, und der Wirth murrte jetzt nicht mehr, er war beeifert, uns Speisen und Getränke herbeizuschaffen, mit freundlicher Beflissenheit für alle unsere Bedürfnisse zu sorgen. Die Königin hatte uns erlöst aus Unglück und Noth! Die Königin hatte uns glücklich und wohlhabend gemacht!"

„Segen und Glück über das geliebte Haupt unserer Königin," rief Marguerite, die gefalteten Hände zum Himmel erhebend. „Jetzt werde ich sie doppelt lieben, denn Marie Antoinette ist die Wohlthäterin meines Geliebten gewesen. Oh, mein Freund, warum hast Du mir diese schöne, diese rührende Geschichte erst heute erzählt, warum habe ich mich nicht schon lange ihrer freuen können, und ihr danken in meinem Herzen für das Gute, welches sie Dir gethan?"

„Meine Geliebte," erwiderte Toulan ernst, „es giebt Empfindungen in der Menschenbrust, welche so heilig sind, daß man nur in den größten und schönsten Momenten sie vor sich selber enthüllen kann, gleich wie nur an den hohen Festtagen in den jüdischen Tempeln das Allerheiligste enthüllt wird vor den Blicken der Menschen. Ein solcher Moment, meine Geliebte, ist heute, und ich ziehe alle Schleier fort von meinem Herzen und lasse Dich schauen und kennen, was außer Dir nur Gott schauet und kennt! Seit jenem Tage, da ich mit meinem Vater heimkehrte aus dem Schloß, da Wohlstand, Glück und Friede von der Königin uns wieder geschenkt worden, seit jenem Tage gehörte meine ganze Seele, mein ganzes Herz der Königin. Ihr dankte ich Alles, ihr dankte ich das Lächeln, die Zufriedenheit meines Vaters, ihr dankte ich jede heitere Stunde, die wir mit einander verlebten, und alle Kenntnisse, die ich mir erworben, alle Studien, die ich machen konnte, ihr, der schönen, der edlen Marie Antoinette verdanke ich sie! Wir waren in unsere Heimath zurückgekehrt, ich besuchte dort das Lyceum und machte meine Studien, um dereinst als Kaufmann, als Buchhändler mich selbstständig zu machen. Mein Vater hatte es mir zur Pflicht gemacht, nicht wie er, den Soldatenstand zu erwählen. Die traurigen Er-

fahrungen seines Invalidenthums lagen immer noch wie eine dunkle Wolke über ihm, und er wollte nicht, daß auch ich einst unter derselben einhergehen sollte. „Werde ein unabhängiger, ein freier Mann," sagte er zu mir, „mache Dich abhängig nur von Deiner eigenen Kraft und Deinem eigenen Willen. Nutze die Kräfte Deines Geistes, werde ein Soldat der Arbeit, und diene dem Geiste und dem Vaterlande. Ich weiß doch, daß, wenn dereinst die Stunde der Gefahr gekommen ist, Du für Deine Königin ein tapferer und treuer Soldat sein, und für sie kämpfen wirst bis zu Deinem letzten Athemzuge." Und solches zu thun und so zu handeln, mußte ich ihm noch auf seinem Todtenbette mit feierlichem Handschlag geloben. Er sah sie schon heraufdämmern, die schlimmen und gefährlichen Tage, die jetzt für das Königthum hereingebrochen sind. Er hörte schon das Grollen des Gewitters, das jetzt so unheilvoll heraufzieht. Und oft, wenn ich zu ihm heimkehrte in sein einsames Stübchen, fand ich ihn mit Thränen in den Augen die Flugschriften und Brochüren lesen, welche von Paris zu uns nach Rouen gekommen waren, wie die düsteren Sturmvögel des nahenden Unheils. „Die Königin ist so gut, so unschuldig," seufzte er, „und man macht ihr aus ihrer Güte ein Verbrechen, und ihre Unschuld selbst wird ihr zur Schuld. Sie ist ein wie von Tigern umstelltes Lamm, das harmlos mit Blumen spielt, und das Gift nicht kennt, welches unter diesen Blumen verborgen ist. Schwöre mir, Louis, daß Du versuchen willst, wenn Gott Dir die Kraft dazu giebt, das Lamm zu befreien aus der Gewalt der blutdürstigen Tiger! Schwöre mir, daß Dein ganzes Leben ihrem Dienst geweiht sein soll!" Und ich hab's geschworen, Marguerite, nicht blos meinem theuren Vater, sondern mir selber auch. Hab's mir wiederholt an jedem Tage: Der Königin Marie Antoinette gehört mein Leben, denn Alles, was das Leben schmückt, verdanke ich ihr! Als mein Vater gestorben war, verließ ich Rouen, um mich in Paris niederzulassen, und dort mein Geschäft als Buchhändler zu eröffnen. Meine Ahnung sagt mir, daß bald die Zeit kommen würde, wo die Freunde der Königin sich um sie sammeln, die Zeit vielleicht auch, wo sie eine Maske über ihr Antlitz legen müßten, um sich der Königin zu erhalten für die Tage der Gefahr. Die Zeit ist jetzt da, Marguerite. Die Königin ist in Gefahr. Die Tiger haben das Lamm umstellt, es kann nicht mehr ausweichen, nicht mehr entfliehen. Feinde überall, wohin man blickt! Feinde sogar in dem Innersten ihres Hauses! Der Graf von Provence, ihr eigener Schwager, hat sie seit Jahren verfolgt mit seinen Epigrammen und seinem Spott, weil er es ihr nicht verzeihen kann, daß der König auch in der Politik auf ihre Rathschläge mehr hört, als auf die seines Bruders, welcher die Oesterreicherin haßt. Der Graf von Artois, sonst noch der einzige Freund Marie Antoinettens in der königlichen Familie, auch er hat sich jetzt von ihr gewandt, seitdem die Königin gegen die Ansicht der Brüder des Königs sich für die doppelte Repräsentation des dritten Standes erklärt, und ihren Gemahl bewogen hat, die Wünsche der Nation zu erfüllen und die Generalstaaten zu berufen. Er ist in das Lager ihrer Feinde übergegangen, und zürnt der Königin, weil sie sich nachgiebig zeigt gegen die Wünsche des Volkes. Und dennoch zürnt ihr dieses Volk, dennoch glaubt es nicht an die Liebe, sondern nur an den Haß der Königin, und alle Parteien sind darin einig, das Volk in diesem Glauben zu erhalten. Der Herzog von Orleans rächt sich an der unschuldigen und reinen Königin für die Verachtung, welche sie dem lasterhaften Prinzen bewiesen. Die Tanten der Königin rächen sich für die Zurücksetzung, zu welcher sie das Schicksal verdammt hatte, indem es ihnen an dem glänzenden und schönen Hofe von Versailles die zweite Rolle anwies und sie durch Marie Antoinette in den Schatten stellte. Der ganze Hof, alle diese neidischen und eifersüchtigen Damen rächen sich für die Gunst und Bevorzugung, welche die Königin den Polignac's zugewandt hat. Man hat ihren Ruf untergraben, man hat gegen sie gekämpft mit dem giftigen Pfeil der Denunciation, der Verleumdung, der Pamphlete und Libelle. Alles Böse, was geschehen ist, hat man ihr zugeschrieben. Sie hat man verantwortlich gemacht für jedes Unheil, das die Nation betroffen; das Unheil der Finanznoth, welches über uns hereingebrochen, die Königin soll es verschuldet haben, und seit das Ministerium den Staatsbankerott erklärt, nennen die Pariser die Königin Marie Antoinette nur Madame Deficit. Und Flüche und Verwünschungen begleiten sie auf ihren Wegen, man verhöhnt sie, wenn sie in das Theater eintritt. Selbst in ihren eigenen Gärten in St. Cloud und Trianon wagen es die Menschen, die vorübergehende Königin zu verspotten. In allen Clubs von Paris donnert und schimpft man gegen die Königin, und nennt sie das Unheil von Frankreich. Das Verderben Marie Antoinettens ist von ihren Feinden beschlossen, und die Zeit ist gekommen, wo ihre Freunde für sie thätig sein müssen. Die Zeit ist gekommen, wo ich den Schwur, den ich meinem sterbenden Vater, den ich mir selber geleistet, einlösen kann und muß. Gott hat meine Bestrebungen gesegnet, er hat meinem Fleiß und meiner Thätigkeit Gedeihen gegeben. Ich habe mir eine wohlhabende und unabhängige Stellung errungen. Das Vertrauen meiner Mitbürger hat mich in den Gemeinderath berufen. Ich habe diese Stelle angenommen, nicht aus Eitelkeit oder Ehrgeiz, sondern weil ich dadurch einst Gelegenheit finde, der Königin zu dienen. Ich habe eine Maske vor mein Antlitz gelegt, ich gehöre zu den Demokraten und Aufrührern, ich erscheine vor der Welt als ein Feind der Königin, um vielleicht einst im Geheimen als ihr Freund wirken zu können. Denn ich sage Dir, und wiederhole es vor Gott, der Königin gehört mein ganzes Leben, mein ganzes Sein und Denken! Ich liebe Dich, Margue-

rite! Alles, was von persönlichem Glück mein Leben schmücken kann, das wird von Dir kommen, und dennoch werde ich zu jeder Stunde bereit sein, Dich zu verlassen, mein Glück zu zertrümmern, ohne eine Klage, ohne einen Seufzer des Bedauerns, wenn es der Dienst der Königin erheischt! Du bist die Geliebte meines Herzens, sie ist die angebetete Heilige meiner Seele, die Königin meines Geistes! Wo ich auch sei, und wäre es selbst in Deinen Armen, Marguerite, wenn der Ruf der Königin zu mir dringt, werde ich aufspringen und ihm folgen, und wenn ich selbst wüßte, daß der Tod an der Thür lauert, hinter welcher die Königin mich erwartet! Wir stehen vor einer dunklen, gewitterschweren Zeit, und von furchtbaren Kämpfen wird unser Vaterland zerrissen werden. Alle Leidenschaften sind entfesselt, alle Geister stehen auf und wollen kämpfen für die Freiheit und gegen die Ketten, mit denen das Königthum sie niedergehalten. Ein Abgrund hat sich aufgethan zwischen dem Königthum und der Nation, und die Generalstaaten und der dritte Stand werden ihn nicht schließen, sondern nur erweitern. Ich sage Dir, Marguerite, es werden schwere Tage über uns heraufziehen, ich sehe sie kommen, und ich kann auch selbst um Deinetwegen mich ihnen nicht entziehen, denn ich bin der Soldat der Königin! Ich muß Wache halten vor ihrer Thür, und wenn ich sie nicht retten kann, so muß ich sterben in ihrem Dienst. Dies wisse, Marguerite! Aber wisse auch, daß ich Dich liebe! Laß Dir wiederholen, daß von Dir allein mir Glück und Freude kommen kann, und nun entscheide. Willst Du, nach Allem, was ich Dir gesagt, dennoch meine Hand annehmen, die ich Dir freudig in innigster Liebe darbiete? Willst Du mein Weib werden, obwohl Du weißt, daß mein Leben nicht Dir allein, daß es mehr noch einer andern Frau gehört? Willst Du die Gefahren einer sturmbewegten Zeit, einer unheilvollen Zukunft mit mir theilen, mit mir Dich dem Dienste der Königin weihen? Prüfe Dich, meine Marguerite, ehe Du antwortest. Lasse Dich nicht von Deinem großmüthigen und edlen Herzen hinreißen, erwäge, daß es ein großes Opfer ist, wenn Du Dein Leben einem Manne weihst, der in jeder Stunde bereit ist, sein Leben für eine andere Frau hinzugeben, seine Geliebte zu verlassen, um für seine Königin in den Tod zu gehen. Prüfe Dein Herz, und wenn Du findest, daß das Opfer zu groß ist, so wende jetzt Dein geliebtes Angesicht von mir, und ich will still von dannen gehen, will nicht murren und klagen, will denken, daß mir recht geschehen, will mein ganzes Leben lang Dich lieben und Dir danken für die großen und schönen Stunden, welche Deine Liebe mir geschenkt."

Er war von dem Diwan nieder auf seine Kniee geglitten und schaute mit flehenden und ängstlichen Blicken zu ihr auf.

Marguerite aber wandte ihr Antlitz nicht von ihm ab. Ein himmlisches Lächeln überglänzte ihre Züge, von Liebe und Begeisterung strahlte ihr Auge. Und wie sie den Blick tief hineinsenkte in die Augen des Geliebten, empfand er diesen Blick wie Sonnenglanz in seinem Herzen. Sie legte ihre Arme um seine Schultern und sein geliebtes Haupt an ihren Busen drückend, neigte sie sich über ihn und küßte sein schwarzes, lockiges Haar.

„Ich liebe Dich, Louis!" flüsterte sie. „Ich bin bereit, Dir mein Leben zu weihen, Deine Gefahren mit Dir zu theilen, in allen Kämpfen an Deiner Seite zu stehen. Soldat der Königin, Du sollst an mir einen Gefährten haben. Mit Dir will ich für sie kämpfen, mit Dir für sie sterben, wenn es sein muß. Wir wollen gemeinsam sie lieben, gemeinsam ihr dienen und mit Treue und Liebe ihr danken für das Gute, was sie Dir und Deinem Vater gethan hat."

„Segen über Dich, Marguerite!" rief Toulan, indem er in Thränen ausbrechend sein Haupt an die Kniee der Geliebten lehnte! „Segen über Dich, Du Engel der Liebe und des Glückes!" Dann sprang er empor und zog das junge Mädchen in seine Arme und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. „Das ist mein Verlobungskuß, Marguerite! jetzt bist Du mein, in dieser Stunde verwählen sich unsere Seelen zu ewiger Liebe und ewiger Treue! Nichts kann uns nun mehr trennen, denn wir wandeln Hand in Hand auf demselben Wege, wir haben dasselbe große und heilige Ziel! Nun komm', meine Geliebte, laß uns hintreten vor den Altar Gottes und die Liebe beschwören, die wir zu unserer Königin hegen!"

Er reichte ihr den Arm und Beide lächelnd, Beide strahlenden Angesichtes, verließen sie das Gemach und begaben sich zu den Hochzeitsgästen, die längst in wachsender Ungeduld ihrer geharrt hatten. Man bestieg die Equipagen und fuhr zur Trauung in die Kirche. Mit freudigen Gesichtern, mit strahlendem Auge sprach das Brautpaar vor dem Altar das Gelöbniß der Treue, und ihre Hände, welche der Priester segnete, drückten sich fester in einander und ihre Blicke begegneten sich mit einem verständnißvollen Ausdruck. Sie wußten Beide, daß sie in diesem Moment auch der Königin ihre Treue gelobten, daß die beiden Soldaten der Königin, indem sie ihre eigene Liebe beschworen, für Marie Antoinette auch den Fahneneid der Treue sprachen.

Nach beendeter Ceremonie verließ man die Kirche St. Louis, um sich zu dem Gastmahl zu begeben, welches der Parlamentsrath Bugeaud in einem der glänzendsten Locale von Versailles veranstaltet hatte.

„Werden Sie mir jetzt sagen, mein Herr Sohn," sagte er zu Toulan, als sie in den reich geschmückten Saal eintraten, „werden Sie mir jetzt sagen, warum Sie durchaus wünschten, daß wir das Hochzeitsfest in Versailles und nicht in Paris begingen, und warum in der Ludwigskirche die Trauung stattfinden sollte?"

„Ich will es Ihnen sagen, mein Vater," erwiderte Toulan, indem er den Arm seiner jungen Frau fester an

sein Herz drückte. „Ich wollte hier, wo das Vaterland seinen Altar errichtet, wo die Nation in wenigen Tagen in aller Majestät den irdischen erbärmlichen Majestäten gegenübertritt, hier, wo in wenigen Tagen die Generalstaaten zusammentreten, um das Recht des Volks gegen das Vorrecht des Königthums zu vertheidigen, hier gerade in Versailles meinem Leben seine neue Weihe und seinen neuen Glanz geben. So wird Versailles von nun an mir immer doppelt theuer sein. Ich werde ihm mein Lebensglück als Mann, meine Freiheit als Bürger verdanken. Man hat mir die Ehre angethan, mich in Rouan zum Vertreter des dritten Standes zu erwählen, und da nun in wenigen Tagen hier in Versailles die Versammlung der Nation eröffnet wird, so wollte ich, daß gerade in Versailles mein ganzes Zukunftsglück mir erblühe. Und in der Ludwigskirche wünschte ich getraut zu werden, weil ich den guten König Ludwig liebe. Er ist der wahre und aufrichtige Freund der Nation, er möchte sein Volk so gerne glücklich machen, wenn nur die Königin, die Oesterreicherin es erlaubte."

„Ja wohl," seufzte der Parlamentsrath, der trotz seiner Verwandtschaft mit Madame Campan doch zu den Gegnern der Königin gehörte. „Ja wohl, wenn nur die Oesterreicherin es erlaubte. Aber sie will nicht, daß Frankreich glücklich sei. Wehe über die Königin, alles Unheil kommt uns von ihr!"

9.

Die Eröffnung der Generalstaaten.

Am Morgen des 5. Mai 1789 sollte im Schlosse zu Versailles die feierliche Eröffnungssitzung der Generalstände von Frankreich abgehalten werden.

Den Ständen war eine so frühe Zeit ihres Erscheinens in Versailles angesetzt worden, um die ceremoniellen Formen, mit denen es das Ministerium sehr genau zu nehmen dachte, in recht reichlicher Ausführlichkeit zur Erledigung bringen zu können. Zugleich sollte aber diese Gelegenheit benutzt werden, um den Abgeordneten des dritten Standes von vornherein eine empfindliche Demüthigung zu bereiten.

In der Avenue des Schlosses von Versailles war ein großer und schöner Saal als der geeignetste Raum, um die zwölfhundert Abgeordneten Frankreichs und außerdem eine zahlreiche Zuhörerschaft aufnehmen zu können, aufgefunden und hergerichtet worden. Louis XVI. selbst, der gern baute und Baupläne machte, hatte sich mit den Einrichtungen und Verzierungen dieses Saales auf das Eifrigste beschäftigt.

Es war dem König längere Zeit hindurch eine besondere Angelegenheit gewesen, diesen Raum, in welchem er die Vertreter der Nation sich gegenüber erblicken wollte, auf das Würdigste und Glänzendste für einen solchen Akt der Verständigung und Einigung auszuschmücken. Er hatte selbst die Tapeten und die Vorhänge ausgesuche, durch welche die zu große Helle des Tageslichts gedämpft in den Saal hereinfallen sollte.

Als die Vertreter des dritten Standes hier angelangt waren, sahen sie mit der größten Verwunderung, daß sie sich nicht auf demselben Wege in den Saal begeben durften, wie die gleichzeitig mit ihnen angekommenen Herren, welche als Vertreter des Adels oder der Geistlichkeit erschienen. Während für diese letzteren beiden der Eingang durch die große Hauptthür des Saales bestimmt war, ließ man die Abgeordneten der Gemeinen zuerst durch eine in einer Wagenremise befindliche Hinterthür in einen finsteren und engen Corridor eintreten, in dem sie zusammengepfercht und sich einander drängend auf ihren Einlaß warten mußten.

Es währte aber fast zwei Stunden, ehe sie aus dieser dunkeln Haft, in welcher sie in der unbequemsten Lage hatten verweilen müssen, durch das Zeichen, das der Ober-Ceremonienmeister Marquis de Brézé gegeben, erlöst und in den großen Saal eingelassen wurden.

Glänzendes bot sich jetzt ihrem Auge dar. Der Salle de Menus, welcher für die Aufnahme der Reichsstände eingerichtet worden, bot in seinem Innern zwei Reihen von Säulen jonischer Ordnung dar, die dem großen Saal eine ungewöhnliche Würde und Feierlichkeit verliehen. Der Saal empfing sein Hauptlicht von oben aus dem Oval eines durchbrochenen Plafonds, an dem zugleich ein Zelt von weißem Taffet zur Milderung der Sonnenstrahlen ausgespannt war. Es herrschte dadurch ein eigenthümliches sanftes Dämmerlicht, welches überall eine gleichmäßige Helle verbreitete, und jeden einzelnen Punkt in dem großen Raum mit gleicher Bestimmtheit und Deutlichkeit erkennen ließ. Im Hintergrunde des Saals erblickte man auf einer prächtig geschmückten Estrade und unter einem mit Goldfranzen verzierten Baldachin den Thron, den für die Königin bestimmten Fauteuil und die Tabourets der Prinzessinnen, nebst den für den übrigen Theil der königlichen Familie bestimmten Sesseln. Unterhalb dieser Estrade stand die den Ministern und Staatssecretairen angewiesene Bank. Zur rechten Seite des Thrones hatte man die Bänke für den geistlichen Stand, zur linken die für den Adel aufgestellt, während gerade gegenüber dem Thron die sechshundert Plätze der Abgeordneten des dritten Standes sich erhoben.

Der Marquis de Brézé begann jetzt mit zwei beigegebenen Ceremonienmeistern, den Abgeordneten nach der Reihe ihrer Wahlbezirke ihre Plätze anzuweisen.

Als der Herzog von Orleans in der Mitte der übrigen Deputirten von Crespy heranschritt, erhob sich zuerst von den amphitheatralisch aufgerichteten Zuschauer-Tribünen her ein lebhaftes Beifallsklatschen, welches sich mächtiger wiederholte, und jetzt auch von vielen

Abgeordneten unterstützt wurde, da man bemerkte, wie der Herzog einen Geistlichen, der in der Deputation dieses Wahlkreises bisher hinter ihm gegangen war, zu dem Vortritt nöthigte, und nicht eher abließ, als bis der kugelrunde geistliche Herr in der That vor ihm herschritt.

Inzwischen hätte sich auch die Bank der Minister zu füllen angefangen. Die Minister waren sämmtlich in reichvergoldeten Staatsuniformen erschienen. Nur einen einzigen Herrn unter ihnen erblickte man in einer einfachen, bürgerlichen Kleidung, und in einer so natürlichen Haltung, als wenn es sich um ein Staatsgeschäft oder eine Salon-Unterhaltung, aber keineswegs um eine außerordentliche Feierlichkeit handelte. Sobald man ihn wahrgenommen, erhob sich auf allen Seiten, sowohl in der Versammlung wie auf den Tribünen, eine freudige Bewegung, die endlich in einem allgemeinen Händeklatschen sich entlud.

Dieser Mann, den die Versammlung begrüßte, das war der neue Finanzminister, das war Necker, von dem das französische Volk die Wiederherstellung seines Wohlstandes, seines Credits erhoffte.

Necker gab nur durch ein sinniges Lächeln, das flüchtig auf seinem ernsten, von Gedanken durchfurchten Gesicht emporstieg, zu erkennen, daß er wußte, wem der Kranz einer so großen Popularität in diesem Augenblick gereicht wurde.

Jetzt schritt die Deputation der Provence heran, aus deren Mitte Graf Mirabeau in seiner aufrechten stolzen Haltung sich erhob, um sich auf seinen ihm bestimmten Platz zu begeben. Schon rührten sich leise einige Hände in der Ferne des Saals, um auch für ihn, den in Frankreich schon vielgenannten, das Ungewöhnlichste von sich reden machenden Mann, mit einem Zeichen des Beifalls anzuschlagen. Aber in diesem Augenblick erschien der König, begleitet von der Königin, gefolgt von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses.

Bei seinem Eintreten erhob sich die ganze Versammlung und brach in einen lauten, enthusiastischen Ruf des Beifalls und der Freude aus. Auch der dritte Stand hatte sich, wozu Graf Mirabeau das Signal gegeben, rasch und in eifriger Huldigung erhoben, war aber in dieser aufrecht stehenden Haltung verblieben, ohne das Knie zu beugen, wie es noch das letzte Mal, als alle Reichsstände versammelt gewesen, als unerläßliche Pflicht geübt worden. Nur einer von den Vertretern des dritten Standes, ein junger Mann mit energischem, stolzem Gesicht, mit dunklen, glühenden Augen, hatte, da er die Königin hinter dem Könige eintreten sah, sein Knie gebeugt. Aber die energische und kräftige Hand seines Nachbars hatte sich auf seine Schulter gelegt und ihn rasch emporgezogen.

„Mein Herr Deputirter,“ hatte dieser Nachbar ihm zugeraunt, „es ziemt den Vertretern der Nation, aufrecht zu stehen vor der Monarchie.“

„Es ist wahr, Graf Mirabeau,“ hatte Toulan geantwortet. „Ich beugte mein Knie auch nicht vor der Monarchie, sondern vor der schönen Frau.“

Mirabeau antwortete ihm nicht, sondern wandte seine glänzenden Flammenaugen wieder hinüber nach dem Könige.

Ludwig XVI. erschien heute mit dem großen königlichen Hermelin bekleidet, und trug auf seinem Haupte einen Federhut, dessen Schleife von großen Diamanten strahlte, während der größte Diamant der königlichen Krongüter, der sogenannte Titt, mit seinem weithin schimmernden Glanze den Kopf desselben bildete. Der König schien zuerst von dem Empfang, der ihm zu Theil geworden, innig bewegt und erfreut. Ein Lächeln der Rührung durchflog sein Gesicht. Dann aber, nachdem Alles wieder um ihn her still und bewegungslos geworden, und der König die ernsten, mannhaft strengen Gesichter der Abgeordneten des dritten Standes sich gegenüber erblickte, verwirrte sich seine Haltung, und er erschien einen Augenblick zu zittern.

Die Königin aber blickte ruhig und in stiller Hoheit um sich her. Ihr schönes Auge überschauete langsam und prüfend die Reihen der ernsten Männer, die dem königlichen Paar gegenüber saßen, und haftete einen Moment länger auf Toulan, und es schien, als erkenne sie ihn wieder, als entsinne sie sich des jungen Mannes, der ihr damals vor zwei Jahren die Unglücksbotschaft von der Freisprechung des Cardinals Rohan gebracht. Ein schwermüthiges Lächeln flog einen Augenblick über ihre schöne Züge hin. Ja, sie hatte ihn erkannt, den jungen Mann, der ihr damals bei Frau von Campan den Schwur ewiger Treue geleistet! Und jetzt saß er ihr gegenüber auf den Bänken der Gemeinen, saß mitten unter ihren Feinden, die sie anstarrten mit gehässigen Blicken. So erfüllte er den Schwur, den er ihr damals freiwillig geschworen!

Aber Marie Antoinette wunderte sich nicht mehr; sie hatte in letzter Zeit den Abfall so vieler ihrer Freunde erlebt, sie war von so vielen verlassen worden, die ihr nahe standen, die ihr Dank schuldig waren, daß es sie nicht Wunder nahm, wenn dieser Mann, der sie kaum kannte, der vielleicht nur in jugendlicher Schwärmerei ihr seine Begeisterung gezollt, wenn der es jetzt machte, wie sie Alle, wenn er sich ihren Feinden zugesellte!

Marie Antoinette senkte traurig den Blick nieder. Sie mochte nichts mehr sehen, sie hatte in diesem ernsten und feierlichen Momente einen neuen Schmerz empfangen, einen neuen Verräther gesehen!

Toulan errieth ihre Gedanken in ihren wehmüthigen Mienen, auf ihrer zuckenden Stirn, aber sein Antlitz blieb dennoch heiter und klar.

„Sie wird eines Tages erkennen müssen, daß ich ihr Freund, ihr Getreuer bin,“ sagte er zu sich selber. „An diesem Tage werde ich belohnt werden für den Dolchstoß, den ich eben aus ihren Augen empfangen! Muth,

Toulan, Muth! Richte Dein Haupt auf und sei stark. Der Kampf hat begonnen, Du mußt ihn durchfechten, oder sterben!"

Die Königin aber richtete ihr Haupt nicht wieder empor. Sie sah unendlich rührend aus in ihrer einfachen, schmucklosen Kleidung, in der bescheidenen sanften Haltung, unendlich rührend mit dem bleichen, schönen Gesichte, das sich vergeblich bemühte, nichts zu verrathen von der schmerzlichen Bewegung ihrer Seele!

Jetzt erhob sich der König von seinem Thron, und nahm seinen Federhut ab. Sofort auch richtete Marie Antoinette sich von ihrem Fauteuil auf, um stehend die Rede des Königs zu vernehmen.

„Madame!" sagte der König, sich ihr mit einer leichten Verbeugung zuneigend. „Madame, ich bitte, setzen Sie sich."

„Sire," erwiderte Marie Antoinette ruhig, „erlauben Sie mir zu stehen, denn es ziemt Ihrer Unterthanin nicht sitzen zu bleiben, wenn der König steht."

Ein Gemurmel durchlief die Reihen der Versammlung, ein lautes höhnisches Lachen erschallte von der einen Seite. Marie Antoinette schrak zusammen, als habe eine Natter sie verwundet und mit einem Blitze des Zornes flog ihr Auge hinüber nach der Seite, von woher das Lachen ertönt war, und sie erkannte den Lacher! Es war Philipp von Orleans, der gelacht hatte. Er gab sich auch jetzt nicht die Mühe, sein lachendes Gesicht in ernste Falten zu legen, er schauete mit herausfordernden, trotzigen Blicken hinüber nach der Königin, er sagte es ihr mit diesen Blicken, daß er ihr Todfeind sei, daß er Rache nehmen würde für die Verachtung, welche sie stets dem Wüstling bewiesen, Rache für das Bonmot, mit welchem sie ihn einstmals vor dem ganzen Hofe lächerlich gemacht. Das war damals gewesen, als der Herzog von Orleans, der Verschwender und der Geizige zu gleicher Zeit, die unteren Hallen seines Palais zu Läden hatte einrichten lassen, die er für hohen Miethszins an Kaufleute und Mäkler vergab. Da hatte Marie Antoinette dem Herzog bei seinem nächsten Erscheinen in Versailles gesagt: „Da Sie jetzt Läden halten und Handelsmann geworden sind, wird man Sie wohl nur an den Sonn- und Festtagen, wenn Ihre Läden geschlossen sind, in Versailles sehen!"

Daran dachte Philipp von Orleans in diesem Momente, da er mit hohnlachendem Gesicht die Königin anstarrte, und seine Blicke drohten ihr Rache und Vergeltung!

Aber jetzt begann der König seine Rede, mit der er die Versammlung seiner Reichsstände eröffnen wollte. Die Königin hörte ihm in tiefer Bewegung zu, ein Gefühl unaussprechlicher Bangigkeit erfaßte ihre Seele, und wider ihren Willen füllten sich ihre Augen mit Thränen, die langsam über ihre Augen niederflossen. Als der König am Schlusse seiner Rede sagte, daß er sich den treuesten, den aufrichtigsten Freund des Volkes nenne, daß Frankreich seine ganze Liebe gehöre, da schauete die Königin mit einem sanften, bittenden Ausdruck empor, und ihre Augen schienen es den Deputirten sagen zu wollen: „Auch ich bin eine Freundin des Volkes! Auch ich liebe Frankreich!"

Der König hatte seine Rede beendet, der ein langes und lebhaftes Beifallsklatschen gefolgt war, und indem er sich wieder auf dem Thronsessel niederließ, hatte er auch sein Haupt wieder mit dem brillantfunkelnden Hut bedeckt.

Im selben Augenblicke beeilten sich alle Herren vom Adel, welche sich in der Versammlung befanden, ihre Kopfbedeckungen aufzusetzen. Sofort setzte Graf Mirabeau, der Vertreter des dritten Standes, seinen Hut auf, einige andere Deputirte folgten seinem Beispiele, aber Toulan, den Mirabeau vorher gehindert hatte sein Knie zu beugen, Toulan wollte den stolzen Demokraten jetzt verhindern, sich zu bedecken in Gegenwart der Königin.

„Die Hüte herunter!" rief er mit lauter Stimme, und hier und dort in dem Saale wiederholte man seinen Ruf.

Aber sofort auch ertönte es von anderen Seiten: „Setzt die Hüte auf! Bedeckt Euch!"

Kaum indessen hatte das aufmerksame Ohr des Königs diese unheimlich durcheinander schwirrenden Laute und Rufe vernommen, als er selbst mit einer eiligen Bewegung seinen Hut wieder abnahm, und sofort folgte die ganze Versammlung seinem Beispiele.

Toulan hatte seinen Willen durchgesetzt, die Versammlung blieb unbedeckten Hauptes in Gegenwart der Königin!

Endlich, nach vier langen, qualvollen Stunden war die Ceremonie beendet, und die Königin folgte dem Beispiele des Königs, sie erhob sich von ihrem Sitz, grüßte die Deputirten des Volkes mit einem Neigen des Hauptes und verließ an der Seite des Königs den Saal.

Einige Deputirten riefen: „Es lebe der König!" Aber der Ruf verhallte, ohne Anklang zu finden. Keine einzige Stimme ertönte, um die Königin zu begrüßen. Aber draußen in den Vorhallen des Schlosses, draußen auf dem Schloßplatz, da ertönte ein lautes Rufen und Schreien, da rief das in ungeheueren Massen dicht zusammengedrängte Volk, welches von nah und fern herbeigeströmt war, mit lauten Rufen nach der Königin. Es hatte die Deputirten bei ihrem Eintritt in das Schloß gesehen, es hatte auch den König gesehen, der mit den Geralständen in der St. Ludwigskirche gebetet hatte. Jetzt begehrte das Volk, begehrte die Neugierde der Menge, auch die Königin zu sehen!

Ein Strahl der Freude erglänzte bei diesen Rufen auf dem Angesichte der Königin. Sie hatte solche Rufe lange nicht vernommen! Seit jenem Unglücksjahr 1786, seit dem verlorenen Diamantenprozeß waren diese Rufe immer seltener geworden, waren endlich

ganz verstummt, und zuweilen statt dessen hatte die Königin, wenn sie öffentlich erschien, sich von lautem Zischen, von unwilligem Gemurmel begrüßt gesehen.

„Die Königin! Die Königin!“ tönte es immer noch herüber von dem großen Schloßhof! Marie Antoinette folgte dem Rufe, sie begab sich hinauf in den großen Saal, sie ließ die Flügelthüren, welche auf den Balcon hinausführten, öffnen, trat hinaus und zeigte sich dem Volk, und begrüßte es mit freundlichem Lächeln.

Aber statt der Jubelrufe, die sie erwartet hatte, trat plötzlich da unten in der dichtgedrängten Volksmasse ein unheimliches Schweigen ein. Keine Hand erhob sich, um sie zu begrüßen, kein Mund öffnete sich, um: „Es lebe die Königin!“ zu rufen.

Aber plötzlich rief eine kreischende Frauenstimme: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ und der Ruf fand Beifall, ward hier und dort wiederholt, und plötzlich erschallte es in vielhundertstimmigem Chor über den weiten Platz: „Es lebe der Herzog von Orleans! Es lebe der Freund des Volkes!“

Die Königin, bleich und zitternd, schwankte von dem Balcon zurück, und sank, einer Ohnmacht nahe, in die Arme der Herzogin von Polignac, welche hinter ihr stand. Ihre Augen waren geschlossen, ein krampfhaftes Schluchzen drang aus ihrer Brust hervor.

Durch die geöffneten Thüren des Balcons hörte man noch immer das Volk jauchzen und rufen: „Es lebe der Herzog von Orleans!“

Man trug die Königin, die immer noch mit einer Ohnmacht kämpfte, in ihre Gemächer, man bettete sie auf ihrem Lager, und nur Frau von Campan blieb vor demselben stehen, um Wache zu halten über der Königin, von der man meinte, daß sie eingeschlummert sei.

Tiefe Stille herrschte jetzt in dem Gemache, und diese Stille weckte Marie Antoinette aus ihrer halben Betäubung. Sie öffnete die Augen, sie richtete sich empor, und da sie die Campan sah, welche vor ihrem Bette kniete, schlang sie ihre Arme um den Nacken der Getreuen, und lehnte schluchzend ihr Haupt an ihre Schulter.

„Oh, Campan,“ rief sie mit lauter, schmerzlicher Stimme, „das Unheil ist hereingebrochen, ich bin verloren! Es ist zu Ende mit dem Glück, und bald wird es auch zu Ende sein mit dem Leben! Ich habe heute das Krächzen der Todesraben vernommen! Wir werden niemals wieder glücklich sein, denn das Verderben schwebt über uns, und unser Todesurtheil gesprochen!

10.

Das Erbe des Dauphins.

Seit vier Wochen tagte die National-Versammlung in Versailles, das heißt seit vier Wochen ward die politische Aufregung immer größer, ward der Kampf der Parteien immer schroffer, immer feindseliger. Nur daß diejenige Partei, welche die Königin anfeindete, viel stärker war, als diejenige, welche sie vertheidigte. Oder, um die Wahrheit zu sagen, es gab für Marie Antoinette gar keine Partei, sondern es waren nur noch einige ergebene Freunde, einige treue Anhänger, welche es wagten, den bösen Verleumdungen, den gehässigen Gerüchten zu widersprechen, die von den anderen Parteien, den Parteien des Volkes, der Demokraten, der Orleans, der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses verbreitet wurden. Alle diese vereinten sich, um die „Oesterreicherin“ anzugreifen, um ihr den letzten Schimmer von Liebe und Achtung zu verdunkeln, welcher noch aus früheren glücklichen Tagen in den Augen des Volkes ihr Haupt umstrahlte.

Als Mirabeau in der National-Versammlung den Antrag stellte, es solle die Person des Königs als unverletzlich erklärt werden, da erhob sich von allen diesen vierhundert Vertretern des französischen Volkes nur Ein Mann, um mit lauter Stimme, mit trotzigem Angesicht zu rufen: „Es sollen die Personen des Königs und der Königin für unverletzlich erklärt werden!“

Dieser eine war Toulan, der „Soldat der Königin.“ Aber die Versammlung antwortete auf diesen Antrag nur mit einem lauten Murren, einem verächtlichen Lachen, keine Stimme erhob sich für denselben, Niemand unterstützte diesen letzten Nothschrei für die Königin, und die National-Versammlung decretirte nur dies: „die Person des Königs sei unverletzlich.“

„Das heißt,“ sagte die Königin zu dem Polizei-Minister Brienne, welcher an jedem Morgen der Königin Bericht erstatten mußte über Alles, was in Paris und Versailles geschah, „das heißt, man hat gestern mein Todesurtheil unterzeichnet.“

„Ew. Majestät gehen zu weit,“ rief der Minister entsetzt, „ich meine, dies hat einen ganz andern Sinn, und eine durchaus andere Bedeutung. Die National-Versammlung hat die Unverletzbarkeit der Königin nicht ausgesprochen, weil sie damit hat sagen wollen, daß die Königin nichts mit der Politik zu schaffen habe, und daß es daher ganz unnöthig ist, die Unverletzbarkeit der Königin auszusprechen.“

„Ach,“ seufzte die Königin, „ich wäre glücklich gewesen, wenn ich nicht nöthig gehabt hätte, mich um die abscheuliche Politik zu bekümmern. Es lag sicherlich nicht in meinen Wünschen und auch nicht in meinem Charakter. Aber meine Feinde haben mich dazu gezwungen; sie sind es, welche aus der harmlosen unbefangenen Königin eine Intriguantin gemacht haben.“

„Ach, Madame,“ sagte der Minister erstaunt, „Sie gebrauchen da ein zu hartes Wort. Sie sprechen, als ob Sie zu ihren Feinden gehörten!“

„Nein, ich gebrauche das richtige Wort,“ rief Marie Antoinette schmerzlich. „Meine Feinde haben aus mir eine Intriguantin gemacht. Jede Frau, welche mehr

als ihre Kenntnisse es ihr erlauben, und außerhalb der Grenzen ihrer Pflicht sich in die Politik mischt, ist nichts weiter als eine Intriguantin. Sie sehen wenigstens, daß ich mir selber nicht schmeichle, obwohl es mich betrübt, mir selber einen so schlimmen Titel geben zu müssen. Die Königinnen von Frankreich sind nur glücklich, wenn sie sich um Nichts bekümmern, und sich nur so viel Einfluß bewahren, um das Glück ihrer Freunde machen, und ihre treuen Diener belohnen zu können. Wissen Sie, was mir neulich geschah?" fuhr die Königin mit einem trüben Lächeln fort. „Als ich mich zu der Privat-Berathung des Königs in die Geheimrathssitzung begab, hörte ich, während ich am Oeil de boeuf vorüberging, einen der Musiker so laut, daß ich jedes Wort verstehen mußte, sagen: „Eine Königin, die ihre Pflicht thut, bleibt in ihren Gemächern, und beschäftigt sich mit der Nadel und dem Strickstrumpf." Ich sagte leise in mir selber: „Unglücklicher, Du hast Recht, aber Du kennst nicht meine unselige Lage; ich gebe nur der Nothwendigkeit nach, und mein böses Geschick reißt mich vorwärts!" *

„Ach, Madame," seufzte der Minister, „könnten doch Diejenigen, welche Sie anklagen, welche Sie beschuldigen, sich aus Ehrgeiz und Herrschsucht in die Regierung zu mischen, könnten doch Diejenigen es hören, wie Eure Majestät in so rührenden Worten sich selber beschuldigen."

„Mein Freund," sagte Marie Antoinette mit einem traurigen Lächeln, „wenn sie es hörten, so würden sie sagen, es sei nur eine eingelernte Phrase, mit welcher ich den gerechten Zorn meiner Feinde zu entwaffnen trachte. Es ist vergeblich, mich entschuldigen oder rechtfertigen zu wollen, denn Niemand will Etwas davon wissen. Ich muß schuldig, ich muß eine Verbrecherin sein, damit Diejenigen, welche mich anklagen, recht gehandelt haben, damit sie emporklimmen, indem sie mich herabziehen. Aber sprechen wir nicht mehr davon! Ich kenne meine Zukunft, ich fühle es klar und deutlich in meinem Kopf und in meinem Herzen, ich bin verloren! Aber ich will wenigstens muthig und entschlossen kämpfen bis zum letzten Augenblick, und wenn ich untergehen muß, so will ich wenigstens mit Ehren untergehen, mir selber getreu, und getreu den Gesinnungen und Anschauungen, in denen ich auferzogen bin. Sprechen Sie nur weiter, lassen Sie mich die neuen Libelle und Schmähschriften kennen, welche man gegen mich ausgestreut hat."

Der Minister zog aus seiner Mappe ein ganzes Convolut gedruckter Brochüren und Flugschriften hervor, und breitete sie auf dem kleinen Tische vor der Königin aus.

„So viel auf Einmal," sagte die Königin traurig, indem sie zwischen den Papieren suchte und wählte. „Mein Gott, wie viele Mühe ich doch meinen Feinden mache, und wie sehr sie mich hassen mögen, daß ich ein so zähes Leben habe! Da ist eine Brochüre, betitelt: „Guter Rath an Madame Deficit, so schleunig als möglich Frankreich zu verlassen." Madame Deficit, das bin ich, nicht wahr?"

„Es ist ein Name, Majestät, welchen die Bosheit des Herzogs von Orleans Ihnen beigelegt hat," erwiderte der Minister achselzuckend.

Die Augen der Königin blitzten auf in Zorn, sie öffnete die Lippen zu einem heftigen Wort. Dann aber bezwang sie sich wieder und fuhr fort, die Brochüren, die Pamphlete und Carricaturen zu betrachten. Während sie das that, während sie diese von dem Gifte der Bosheit und des Hasses getränkten Worte las, welche ihre Feinde gegen sie schleuderten, rannen die Thränen langsam über ihre Wangen nieder, und zuweilen drang ein convulsivisches Schluchzen aus ihrer Brust hervor.

Der Minister Brienne hatte Erbarmen mit diesen tiefen klagelosen Schmerzen der Königin, er bat sie inne zu halten in der traurigen Lectüre, er wollte die Schmähschriften und Libelle wieder zusammenpacken, aber Marie Antoinette hielt seine Hand zurück.

„Ich muß Alles wissen, Alles kennen," sagte sie. „Fahren Sie fort, mir Alles zu bringen und mitzutheilen, und lassen Sie sich durch meine Thränen nicht irre machen. Es ist wohl natürlich, daß ich empfindlich bin gegen das Böse, welches man von mir sagt, und gegen die schlechte Meinung, welche ein Volk von mir hegt, das ich liebe, und dessen Liebe zu verdienen ich zu jedem Opfer bereit wäre." *

In diesem Augenblicke ward die Thüre des Cabinets ohne weitere Ceremonie heftig aufgerissen, und die Herzogin von Polignac trat ein.

„Vergebung, Majestät, Vergebung, daß ich zu stören wage, aber—"

„Was ist es," rief die Königin emporspringend. „Sie kommen, mir ein Unglück zu melden, Herzogin! Es betrifft den Dauphin, nicht wahr? Seine Krankheit hat zugenommen?"

„Ja, Majestät, es haben sich Krämpfe eingestellt, und die Aerzte fürchten das Schlimmste!"

„Oh mein Gott, mein Gott," rief die Königin, ihre beiden Arme zum Himmel emporwerfend, „soll denn alles Unglück über mich herein stürmen! Ich werde meinen Sohn verlieren, mein geliebtes Kind! Hier sitze ich, weine erbärmliche Thränen um die Bosheit meiner Feinde, und während dessen ringt mein Kind in Todesschmerzen! Leben Sie wohl, Herr Minister, ich muß zu meinem Kinde!"

Und die Königin, alles Andere vergessend, nur an ihr Kind denkend, an den kranken, sterbenden Dauphin, eilte vorwärts, stürzte durch die Gemächer dahin so ei-

* Der Königin eigene Worte. Siehe: Mémoires de Madame de Campan. II. 32.

* Der Königin eigene Worte. Siehe: Malleville, Histoire de Marie Antoinette. pag. 197.

lenden Laufes, daß die Herzogin von Polignac ihr kaum zu folgen vermochte.

„Ist er todt?“ rief Marie Antoinette den im Vorzimmer des Dauphins befindlichen Dienern und Lakayen entgegen, und wartete doch ihre Antwort nicht ab, sondern stürzte vorwärts, öffnete hastig die Thüre des Krankenzimmers und trat ein.

Da auf dem Bette, unter dem goldgefrangeten Baldachin lag dieser bleiche, unbewegliche Knabe mit den geöffneten, starrenden Augen, mit den schmerzverzogenen, bläulichen Lippen, den verzerrten Mienen, das war ihr Kind, das war der Dauphin von Frankreich!

Um sein Lager standen die Aerzte, der rasch herbeigerufene Priester und die Diener, und blickten traurigen Auges auf das arme leichenblasse Geschöpf hin, das jetzt nichts mehr war als eine arme verwelkte Blume, ein Sohn des Staubes, der zum Staub zurückkehren sollte; blickten traurigen Auges dann auf dieses bleiche, zitternde Weib, das zu dem Lager heranschlich, und das jetzt nichts war, als eine gramerfüllte Mutter, die sich beugen muß unter der Hand des Schicksals, und fühlt, daß sie nicht mehr Macht und Gewalt hat über Leben und Tod, als der geringste ihrer Unterthanen.

Sie neigte sich über das Bett nieder, sie legte ihre Arme sanft um die kleine verschrumpfte Gestalt des armen Kindes, das lange schon traurigem Siechthum verfallen, und dem Tode entgegengeschwankt war, sie bedeckte dieses bleiche erkaltende Antlitz ihres Sohnes mit Küssen, benetzte es mit ihren Thränen.

Und diese Küsse, diese Thränen seiner Mutter weckten das Kind noch einmal aus seiner Erstarrung, riefen es zurück in das Leben. Der Dauphin Ludwig erwachte noch einmal, er schlug die großen Augen auf, und da er über sich das in Thränen gebadete Antlitz seiner Mutter sah, lächelte er und versuchte das Haupt zu erheben, die Hand zu bewegen, um seine geliebte Mutter zu begrüßen. Aber der Tod hatte schon seine eisernen Bande um ihn gelegt, und hielt ihn zurück auf seinem Lager der letzten Erdenschmerzen.

„Leidest Du, mein Kind?“ flüsterte Marie Antoinette, ihn zärtlich küssend. „Hast Du Schmerzen?“

Der Knabe blickte sie zärtlich an. „Ich leide nicht,“ flüsterte er so leise, daß es klang wie das letzte Flüstern eines abgeschiedenen Geistes, „ich leide nur, wenn ich Dich weinen sehe, Mama.“ *)

Marie Antoinette trocknete schnell ihre Thränen, und kniete neben dem Lager nieder, und fand in ihrer Mutterliebe die Kraft, ein Lächeln auf ihren Lippen festzuhalten, damit der Dauphin, dessen Augen unverwandt auf sie gerichtet waren, nicht sehe, daß sie leide.

Tiefe Stille herrschte jetzt in dem weiten Gemache; man hörte nichts als die leise geflüsterten Gebete der Umstehenden, die schweren, langsamen Athemzüge des sterbenden Kindes.

Einmal ward die Thüre leise geöffnet, und eine Männergestalt trat ein, ging leise auf den Fußspitzen zu dem Lager hin, und sank neben Marie Antoinette auf ihre Knie nieder. Es war der König, welcher eben aus dem Staatsrath herbeigerufen war, um seinen Sohn sterben zu sehen.

Jetzt mit lauter Stimme begann der Priester die Sterbegebete, und alle Anwesenden fielen mit leisem Gemurmel in dieselben ein. Nur die Königin vermochte es nicht, ihre Augen waren unverwandt auf den Sohn geheftet, der sie jetzt nicht mehr sah, dessen Auge gebrochen war im letzten Todeskampf.

Nun noch ein letztes Zucken, ein letztes Aufathmen. Dann tönte ein Schrei von Marie Antoinettens Lippen, und ihr Haupt sank nieder auf die Hand des Sohnes, die in ihren Händen ruhte, und die jetzt erstarrt war. Ueber die Wangen des Königs flossen langsam ein paar Thränen nieder, und seine zum Gebete gefaltenen Hände zitterten.

Der Priester hob die Arme empor, und mit lauter, feierlicher Stimme rief er: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Amen!“

„Amen! Amen!“ murmelten alle Anwesenden.

„Amen!“ sagte der König, indem er mit leiser Hand die weitgeöffneten Augen seines Sohnes schloß. „Gott hat Dich zu sich genommen, mein Sohn, weil er Dich vielleicht bewahren wollte vor vielem Leid und Kummer. Gesegnet sei sein Name!“

Die Königin aber neigte sich über das schon erkaltende Angesicht ihres Kindes und küßte seine Lippen. „Lebe wohl, mein Sohn,“ flüsterte sie, „lebe wohl! Ach warum konnte ich nicht mit Dir sterben, nicht mit Dir entfliehen aus dieser elenden, jammervollen Welt.“

Dann, als bereue die Königin die Worte, welche die Mutter geseufzt, erhob sich Marie Antoinette von ihren Knieen, und wandte sich an den Priester, der eben die Leiche des Dauphins mit Weihwasser besprengte.

„Mein Vater,“ sagte sie, „die Kinder armer und mittelloser Eltern, welche am heutigen Tage in Versailles geboren werden, empfangen jedes von mir die Summe von tausend Francs. Ich will, daß der Sterbetag meines Sohnes für die Armen, welche nicht, wie ich, ein Kind verloren, sondern eins erhalten, ein glücklicher sei, und daß die Lippen glücklicherer Mütter den Tag segnen, an welchem mein Sohn starb. Haben Sie die Güte, mir morgen ein Verzeichniß der Neugebornen zu bringen!“

„Kommen Sie, Marie,“ sagte der König, „der Körper unseres Sohnes gehört nicht mehr uns Lebenden, sondern den Gräbern unserer Ahnen in St. Denis, die Seele unseres Sohnes aber gehört Gott! Der Dauphin ist todt! Es lebe der Dauphin! Frau

*) Die eigenen Worte des sterbenden Dauphins. Siehe: Weber, Mémoires. I. Seite 209.

Herzogin von Polignac, führen Sie den Dauphin zu uns in das Cabinet seiner Mutter! Geben Sie mir Ihren Arm, Madame!"

Und mit der stolzen und würdevollen Haltung, welche dem König in großen und bedeutsamen Momenten sehr wohl eigen war, reichte er der Königin den Arm und führte sie aus dem Sterbezimmer und durch die anstoßenden Gemächer in ihr Cabinet.

„Ach mein Freund," rief die Königin, „hier sind wir allein! Hier darf ich weinen um mein armes, verlorenes Kind!"

Und sie schlang ihre beiden Arme um den Hals des Gemahls, und ihr Haupt an seine Brust gelehnt, weinte sie laut. Der König preßte sie fest an sein Herz, und die Thränen, die aus seinen eigenen Augen flossen, fielen in heißen Tropfen nieder auf das Haupt der Königin.

Sie sahen es Beide nicht, wie die Portière drüben leise geöffnet ward, und wie in derselben die Herzogin von Polignac erschien. Als sie aber die königlichen Gatten in inniger Umarmung sah, als sie ihr lautes Weinen hörte, trat sie zurück, neigte sich zu dem kleinen Knaben, welcher neben ihr gestanden, flüsterte ihm ein paar Worte zu, und indem sie ihn sanft vorwärts schob, trat sie zurück und schloß hinter ihm die Portière. Der kleine Knabe blieb einen Moment zaudernd und unschlüssig an der Thüre stehen, und heftete die großen Augen bald auf das Königspaar, bald auf den Strauß von Veilchen und Rosen, den er in seiner Hand hielt. Der kleine Ludwig Carl war von jener sanften rührenden Schönheit, welche Einem Thränen in die Augen treibt und das Herz mit Wehmuth erfüllt, weil man weiß, daß das Leben mit seinen rauhen Winterstürmen kein Mitleid haben wird mit dieser zarten Unschuldsblüthe, und daß das strahlende Engelsangesicht des Kindes dereinst sich doch verwandeln muß in das umdüsterte wettergebräunte, schmerzdurchfurchte Angesicht des Mannes. Anmuthig anzuschauen war die kleine zierliche Gestalt des vierjährigen Knaben, holdselig seine ganze Erscheinung. Stiefelchen von Saffian mit rothen Absätzen bedeckten seine kleinen Füße, weite Pantalons von dunkelblauem Sammet fielen bis über die Kniee nieder, und wurden um die zarte Taille von einer blauseidenen Schärpe zusammengehalten, deren mit Spitzen besetzte Enden an der linken Seite niederfielen. Der Oberkörper war bekleidet mit einer blauen Sammetjacke, aus der über der Brust das mit Spitzen verbrämte gestickte Collet hervorpuffte. Das runde rosige Angesicht mit den purpurrothen Lippen, dem Grübchen im Kinn, den großen himmelblauen, von langen dunkeln Wimpern beschatteten Augen und der hohen breiten Stirn war umrahmt von einer Fülle goldblonden Haares, das in langen schweren Locken bis auf die Schultern und über den Nacken niederfloß. Wie einer jener seligen Engel der raphaelischen Madonnenbilder war dieses Kind anzuschauen, und für einen solchen hätte man ihn halten mögen, wäre nicht auf der linken Seite seines blauen Gewandes der silbergestickte, brillantenfunkelnde Stern gewesen. Der Stern, welcher den Fürsten bezeichnete, war für das holdselige Kind das Siegel der Sterblichkeit, das Siegel, welches das Unheil ihm auf die kleine unschuldsvolle Brust gedrückt.

Einen Moment stand das Kind noch unentschlossen da, und schaute auf die weinenden Eltern hin, dann eilte es rasch vorwärts, und seinen Strauß emporhebend, rief es mit zitternder Stimme: „Mama Königin, ich bringe Dir Blumen aus meinem Garten."

Marie Antoinette hob ihr Haupt empor, und blickte unter Thränen lächelnd zu dem Sohne nieder. Der König ließ die Gemahlin aus seinen Armen, um den Prinzen emporzuheben.

„Marie," sagte er, indem er ihn seiner Gemahlin darreichte, „Marie, siehe da unsern Sohn, siehe da den Dauphin von Frankreich."

Marie Antoinette nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, und blickte lange, mit Thränen in den Augen, und doch lächelnd in das liebliche rosige Angesicht ihres Kindes. Dann neigte sie sich und drückte einen langen zärtlichen Kuß auf seine klare Stirn.

„Gott segne Dich, mein Kind," sagte sie feierlich, „Gott segne Dich, Dauphin von Frankreich. Mögen die Stürme, welche jetzt unseren Horizont umnachten, lange und glücklich vorübergegangen sein, wenn Du dereinst als König den Thron Deiner Väter besteigest. Gott segne und beschütze Dich, Dauphin von Frankreich!"

„Aber Mama," fragte das Kind leise und schüchtern, „warum nennst Du mich heute Dauphin, ich bin ja Dein kleiner Louis, und ich heiße Herzog von der Normandie."

„Mein Sohn," sagte der König feierlich, „Gott hat gewollt, daß Du einen andern Namen und eine andere Bestimmung bekommst. Dein armer kranker Bruder Louis hat uns für immer verlassen. Er ist zu Gott eingegangen, und Du bist jetzt der Dauphin von Frankreich!"

„Und Gott gebe, daß es zu Deinem Glücke ist, mein Sohn," seufzte die Königin.

Der kleine Prinz schüttelte langsam sein Lockenhaupt. „Es ist gewiß nicht zu meinem Glücke," sagte er, „sonst würde Mama Königin nicht weinen."

„Sie weint, mein Kind," seufzte der König, „sie weint, weil Dein Bruder, der bisher Dauphin war, uns verlassen hat."

„Und er kommt niemals zurück?" fragte das Kind lebhaft.

„Nein, Louis, er kommt niemals zurück."

Der Knabe schlang seine beide Aermchen um den Hals der Königin. „Ach," rief er, „wie kann man nur seine liebe Mama Königin verlassen und niemals

wieder kommen. Ich will Dich niemals verlassen, Mama!"

„Ich bitte Gott, daß Du die Wahrheit sprichst," seufzte die Königin, ihn zärtlich an sich drückend. „Ich bitte Gott, daß ich vor Euch Beiden sterbe!"

„Nicht vor mir, oh, nicht vor mir," sagte der König erschauernd. „Ohne Dich, meine Theure, wäre mir das Leben eine Wüste, ohne Dich wäre der König von Frankreich der ärmste Mann seines Landes!"

Sie lächelte ihn traurig an. „Und mit mir wird er vielleicht der unglücklichste sein," flüsterte sie leise wie in sich hinein.

„Niemals unglücklich, Marie, wenn Du bei mir bist, und wenn Du mich liebst," sagte der König innig. „Weine jetzt nicht mehr, wir müssen den Schmerz überwinden, und uns dankbar dessen getrösten, was uns geblieben. Ich sage es noch einmal: der Dauphin ist todt, es lebe der Dauphin!"

„Papa König," sagte der Knabe hastig, „Du sagst, der Dauphin ist todt und hat uns verlassen. Hat er da auch Alles mitgenommen, was ihm gehört?"

„Nein, mein Sohn, er hat Alles zurückgelassen. Du bist jetzt der Dauphin und wirst dereinst König von Frankreich sein, denn Du bist der Erbe Deines Bruders."

„Was heißt das, sein Erbe?" fragte das Kind.

„Das heißt," erwiderte der König, „Dir gehören jetzt die Titel und Würden Deines Bruders."

„Weiter nichts," fragte der Prinz schüchtern. „Ich frage nichts nach seinen Titeln und Würden."

„Du erbst von ihm einen Thron, Du hast jetzt den Titel als Dauphin von Frankreich."

Der Kleine faßte schüchtern die Hand seiner Mutter, und hob seine großen blauen Augen flehend zu ihr empor. „Mama Königin," flüsterte er, „findest Du nicht, daß der Titel Herzog von der Normandie eben so schön klingt, oder wirst Du mich jetzt lieber haben, wenn sie mich Dauphin nennen?"

„Nein, mein Sohn," erwiderte die Königin, „ich werde Dich deshalb nicht lieber haben, und ich wäre sehr glücklich, wenn Du noch der Herzog von der Normandie wärst."

„Dann, Mama," rief der Knabe lebhaft, „dann freue ich mich gar nicht über den Titel, den ich geerbt habe. Aber ich möchte wohl wissen, ob ich noch etwas Anderes von meinem lieben kranken Bruder geerbt habe?"

„Etwas Anderes?" fragte der König erstaunt. „Was willst Du noch sonst begehren, mein Kind?"

Der kleine Prinz schlug die Augen nieder. „Ich mag es nicht sagen, Papa. Aber wenn es wahr ist, daß der Dauphin uns verlassen hat, und nicht wiederkommt, und doch nicht Alles mitgenommen hat, was ihm gehört, so giebt es wohl etwas, das ich so gerne hätte, und welches mich mehr freuen würde, als daß ich jetzt der Dauphin bin."

Der König wandte die Blicke fragend der Königin zu. „Verstehst Du, was er sagen will, Marie?" flüsterte er.

„Ich glaube es zu errathen," sagte Marie Antoinette leise, und sie durchschritt rasch das Zimmer, öffnete die Thüre des Nebengemaches, und flüsterte dem dort befindlichen Pagen einige Worte zu. Dann kehrte sie zu dem Könige zurück, aber indem sie es that, trat ihr Fuß auf das Bouquet, welches den Händen des Prinzen entfallen war, als der König ihn vorher zu sich emporhob.

„Ach meine schönen Veilchen, meine lieben Rosen," rief der Prinz traurig, und sein Gesicht nahm einen weinerlichen Ausdruck an. Aber dann plötzlich raffte er sich zusammen, und zu der Königin aufblickend, sagte er lächelnd: „Mama Königin, ich wollte, Du gingest immer auf Blumen, die ich für Dich gepflanzt und gepflückt habe."

In diesem Augenblick ward die Thür leise geöffnet, ein kleiner schwarzer Hund schlüpfte herein, und sprang wedelnd und winselnd vorwärts, grade zu dem Prinzen hin.

„Moufflet," rief das Kind, indem es auf seine Knie niedersank, „Moufflet!"

Der kleine Hund mit dem langhaarigen, lockigen Pelz setzte seine zarten Vorderpfoten auf die Schultern des Kindes und leckte ihm eifrig und zärtlich das lächelnde, rosige Angesicht.

„Nun, mein Louis," fragte die Königin, „habe ich Dich errathen? War es nicht das Hündchen, welches Du gern gehabt hättest?"

„Mama Königin hat's errathen," rief der Knabe freudig, indem er seine Arme um den Kopf des Hundes schlang. „Gehört Moufflet auch zu meinem Erbe, Papa? Bekomme ich ihn, da mein lieber Bruder ihn zurückgelassen hat?"

„Ja, mein Sohn, der kleine Hund gehört zu Deinem Erbe," erwiderte der König mit einem traurigen Lächeln.

Das Kind jauchzte laut auf, und drückte das Hündchen fester an sein Herz. „Moufflet ist mein," rief er freudestrahlend, „Moufflet ist mein Erbe!"

Die Königin hob langsam ihre von Thränen gerötheten Augen zum Himmel auf. „Oh Kinderunschuld, oh Kinderglück," sagte sie leise, „warum gehen sie nicht mit uns durch das Leben? Warum müssen wir sie unter unsern Füßen zertreten, wie die Veilchen und Rosen meines Sohnes? Ihm fällt ein Königreich als Erbe zu, und er freut sich nur des kleinen Thierchens, das zärtlich seine Hände leckt! Die Liebe ist das schönste Erbe, die Liebe möge bei uns bleiben bis zum Tode!"

11.

König Ludwig der Sechszehnte.

Der vierzehnte Juli war mit seinen furchtbaren Ereignissen über Paris hereingebrochen. Die Revolution hatte zum ersten Male den Krater geöffnet, welcher schon so lange seine unterirdischen Donner hatte ertönen lassen, und von dessen innern Stürmen der Boden von Paris schon so lange erzittert war. Die glühenden Lavaströme der Aufruhrs, der Empörung, des Mordes waren aus ihm hervorgestiegen, hatten ganz Paris überfluthet, und vor ihnen hatte die Besonnenheit, die Vernunft, die Treue selbst die Flucht ergriffen.

Das Volk hatte mit bewaffneter Hand die Bastille erstürmt, den Gouverneur ermordet, und zum Ersten Male war durch die Straßen von Paris der Schreckensruf: „An die Laterne" erschollen, zum Ersten Male hatten die eisernen Arme der Laternenpfähle sich in Galgen verwandelt, an welche man diejenigen aufknüpfte, welche die Volksjustiz für schuldig erklärte.

Bis nach Versailles hin waren indessen die Lavaströme der Revolution noch nicht gefluthet.

In dem Schlosse zu Versailles war am Abend des 14. Juli eine frühe Ruhe und Stille eingetreten, nachdem den ganzen Tag über in den Gemächern des Königs und der Königin die größten Beängstigungen geherrscht und ein Entschluß gegen den andern qualvoll gekämpft hatte.

Marie Antoinette hatte sich frühzeitig in ihre Gemächer zurückgezogen. Auch der König hatte sich zur Ruhe begeben und war auf seinem Lager sogleich in einen tiefen Schlummer versunken. Kaum aber hatte er einige Stunden geruht, als er an seinem Bette etwas rauschen hörte, was offenbar mit der Absicht, ihn zu wecken, geschah. Der König erkannte seinen Kammerdiener, der, mit den Zeichen der größten Unruhe und Bestürzung in seinem Gesicht, den Herzog von Liancourt, Grandmaitre de la garderobe Seiner Majestät, anmeldete, der im Vorzimmer erschienen sei und Zutritt zu dem König in einer dringenden, unaufschiebbaren Angelegenheit begehre.

Ludwig schrak einen Augenblick zusammen und sann nach. Dann aber erhob er sich mit einer raschen und energischen Bewegung von seinem Lager, und befahl dem Kammerdiener, ihn sofort anzukleiden. Nachdem dies mit großer Eile geschehen war, ließ der König den Herzog von Liancourt in das anstoßende Zimmer eintreten, wo er ihn empfangen wollte.

Als der König jetzt in der äußersten Spannung heraustrat, sah er den Herzog, dessen große Ergebenheit für die Person Ludwigs XVI. bekannt war, mit bleichem, verstörtem Gesicht und zitternden Gliedern vor sich stehen.

„Was ist vorgefallen, mein Freund?" fragte der König in athemloser Hast.

„Sire," entgegnete der Herzog von Liancourt mit gedämpfter Stimme, „im Vertrauen auf mein Amt, welches mir den nächsten Zutritt zu Ihrer Majestät gestattet, habe ich es übernommen, eine Kunde zu überbringen, die jetzt so bestätigt eingetroffen, und die so bedeutend und schreckensvoll ist, daß es ein Frevel wäre, das Geschehene noch länger Ihrer Entscheidung entziehen zu wollen."

„Sie sprechen von den Ereignissen in der Hauptstadt?" fragte der König leise zurückbebend.

„Man hat mir gesagt, daß Eure Majestät noch nicht benachrichtigt wären," fuhr der Herzog fort. „Und doch hat sich im Laufe des gestrigen Tages das Entsetzlichste in Paris zugetragen. Das General-Commando der Armee hat es nicht gewagt, Eurer Majestät und Ihrem Cabinet irgend einen Bericht zu erstatten. Daß das aufrührerische Volk mit bewaffneter Hand die Bastille erstürmt und erobert hat, wußte man hier in Versailles gestern bei Anbruch der Nacht. Soeben aber empfange ich einen Courier aus Paris, und diese Nachrichten bewahrheiten sich im schrecklichsten Umfange. Sire, ich hielt mich als getreuer Diener der Krone für verpflichtet, das Schweigen zu brechen, welches Ew. Majestät bisher gehindert hat, klar zu sehen und nach dieser Klarheit zu handeln. In Paris ist nicht nur die Bastille vom Volke gestürmt worden, sondern es haben auch wahrhaft schauderhafte Verbrechen und Mordthaten stattgefunden. Die blutigen Köpfe von Delauney und Flesselles wurden von rasenden Volkshaufen auf Piken durch die Stadt getragen. Ein Theil der Besatzung der Bastille ist jämmerlich niedergemetzelt worden. Mehrere der ehrwürdigen Invaliden, welche die Festung behüten, hat man an den Laternenpfählen aufgehängt gefunden. Auch in den übrigen Regimentern hat der Treubruch einzubringen begonnen. Das kampffertige Volk, welches in den Straßen von Paris lagert, wird auf zweimalhunderttausend Köpfe geschätzt. Man befürchtet noch in dieser Nacht eine Gewalterhebung der ganzen Bevölkerung von Paris!"

Der König hatte aufrechtstehend in einem stummen und trüben Hinbrüten zugehört. Sein Gesicht war bleich geworden, aber seine Miene erschien ganz unbeweglich wie seine Gestalt. „Das ist also eine Revolte!" sagte Ludwig XVI. nach einer Pause, wie aus einem tiefen Nachdenken plötzlich erwachend.

„Nein Sire," erwiderte der Herzog lebhaft, „das ist eine Revolution!"

„Die Königin hat Recht gehabt," sagte der Monarch dann leise zu sich selbst. „Und jetzt würden

schon Meeresströme von Blut nöthig sein, um das herangewachsene Unheil zu bedecken. Aber mein Entschluß ist gefaßt. Es soll das Blut der Franzosen nicht vergossen werden.

„Sire," rief Liancourt mit einer feierlichen Bewegung, „das Heil Frankreichs und der königlichen Familie liegt in diesem Ausspruch Eurer Majestät. Ich darf und muß freimüthig ein in dieser Stunde. Die größte Gefahr ist die, wenn Ew. Majestät den treulosen Rathschlägen Ihrer Minister folgen. Wie segne ich diesen Augenblick, der mir vergönnt, Eurer Majestät allein gegenüber zu stehen, und ausschließlich an Ew. Majestät eigenes Urtheil und an Ihr Herz mich wenden zu dürfen. Sire, der Geist der aufrührerischen Hauptstadt wird reißende und ungeheure Fortschritte machen. Ich beschwöre Sie, erscheinen Sie noch heute in der Nationalversammlung, und sprechen Sie das Wort des Friedens in derselben aus. Ihr Erscheinen wird Wunder thun, es wird die Parteien entwaffnen und unsere Versammlung zur treuesten Bundesgenossin der Krone machen."

Der König sah ihn mit einem langen, durchdringenden Blick an. Das edle, jugendliche Feuer, in welches der würdige Herzog gerathen war, schien für den König etwas Rührendes zu haben. Er reichte ihm die Hand und drückte dieselbe innig in der seinigen. Dann sagte er sanft: „Ihr seid selbst eins der einflußreichsten Mitglieder dieser Nationalversammlung, Herr Herzog. Könnt Ihr mir Euer Wort geben, daß mein persönliches Erscheinen so angesehen werden wird, wie ich im Interesse der Krone und zum Wohle Frankreichs wünschen muß?"

In diesem Augenblick drang der erste Strahl des sonnig aufgehenden Morgens in das Gemach und überstrahlte das erbleichende Kerzenlicht, welches bisher in demselben geherrscht hatte.

„Die Versammlung sehnt sich jeden Tag und jede Stunde nach dem Friedenswort Ew. Majestät," rief Liancourt. „Die Zweifel und Unruhen, in denen die Nationalversammlung täglich mehr zerfällt, sind nicht mehr anders zu lösen, als vor dem gnädigen Angesicht Ew. Majestät. Lassen Sie dasselbe heute noch über die Versammlung aufgehen! Die heutige Morgensitzung, die in einigen Stunden beginnt, dürfte bereits die schlimmsten Wendungen nehmen, Sire, wenn Sie nicht diesen rettenden Schritt thun."

Eben öffnete sich das Gemach, und Monsieur trat, zugleich mit dem Grafen Artois, ein. Beide Brüder des Königs schienen in der heftigsten Bewegung zu sein. Aus ihren Mienen und Gebärden konnte man entnehmen, daß die Nachrichten des Herzogs von Liancourt bereits im Schlosse von Versailles bekannt geworden waren.

Liancourt näherte sich sogleich dem Grafen von Artois, und rief ihm mit dem entschiedensten Tone zu: „Prinz! Ihr Haupt ist von dem Volke in die Acht erklärt! Ich habe mit meinen eigenen Augen den Anschlagzettel gelesen, der diese fürchterliche Proscription ausspricht!"

Der Prinz schrak bei diesen Worten auf das Heftigste zusammen, und blieb betroffen in der Mitte des Gemaches stehen.

„Es ist gut, wenn das Volk so denkt!" sagte er dann, sich fassend. „Ich bin, wie das Volk, für den offenen Krieg. Es will meinen Kopf und mich verlangt nach seinen Köpfen. Warum schießen wir nicht? Eine feste Politik, keine Zugeständnisse an die sogenannte Freiheitsideen; gut bediente Kanonen! Das allein kann uns retten!"

„Seine Majestät der König hat andere Beschlüsse gefaßt!" sagte der Herzog von Liancourt, sich tief gegen den König verneigend, der mit übereinander geschlagenen Armen ruhig dastand.

„Ich bitte meine Brüder, den Grafen von Provence und den Grafen von Artois, mich heute Morgen in die Versammlung der Generalstände zu begleiten!" sagte der König mit einem festen Ton. „Ich will mich dorthin begeben, um der Versammlung die von mir beschlossene Zurückziehung meiner Truppen anzukündigen. Damit werde ich ihr meinen entschiedenen Willen kund thun, sie das Werk ihrer Berathungen in Frieden vollenden zu lassen, denn ich habe keinen höheren Zweck, als durch sie über den Willen der Nation klar zu werden."

Der Graf von Artois trat entsetzt einen Schritt zurück. Auf seinem lebhaften, leichtfertigen Gesicht blitzte der scharfe, satyrische Zug hervor, der dem Charakter des Prinzen besonders eigen war. Anders stellte sich Monsieur da, der nach den Worten des Königs sich demselben rasch genähert hatte, um ihm zustimmend und mit freundlicher Bekräftigung die Hand zu drücken.

In diesem Moment wurde die Thür des Gemachs geöffnet, und die Königin Marie Antoinette, in Begleitung von mehreren Personen, die zu ihrer vertrauten Umgebung gehörten, trat in sichtlicher Aufregung ein.

„Ew. Majestät wissen, was geschehen ist?" fragte sie den König mit bleichem Gesichte und Thränen in den Augen, indem sie ungestüm seine Hand ergriff.

„Es wird Alles wieder gut werden," sagte der König mit sanfter Würde. „Es wird uns das schon helfen, daß wir uns bis jetzt noch nichts vorzuwerfen haben. Mein Entschluß ist, heut selbst in die Nationalversammlung zu gehen, und ihr ein Zeichen meines persönlichen Vertrauens zu geben, indem ich ihr die Zurückziehung meiner Truppen aus Paris und Versailles ankündige."

Die Königin blickte ihren Gemahl mit dem höchsten Erstaunen an. Dann ließ sie wie erstarrt seine Hand

fahren, und stand, das schöne Haupt in ihre Hand gestützt, mit einem tiefen, schmerzlichen Ausdruck da.

„Ew. Majestät stempeln dadurch die Revolution zu einer unwiderruflichen Thatsache," sagte sie dann, indem sie langsam die Augen zu ihm aufschlug. „Und es betrübt mich, Sire, daß Sie noch wieder den Fuß in eine Versammlung setzen wollen, zu deren Mitgliedern so viele abscheuliche und feindselige Menschen gehören, und an welcher der im vorigen Monat gefaßte Beschluß, sie aufzulösen, längst hätte ausgeführt werden müssen!"

„Sollte die Versammlung in der That so viele abscheuliche Mitglieder haben?" fragte der König mit seinem gutmüthigen Lächeln. „Ich sehe aber auch hier zwei höchst liebenswürdige Mitglieder dieser Versammlung vor mir, deren Anblick mir wahrhaft Muth macht, dort einzutreten. Da ist mein alter, treuer Freund, der Herzog von Liancourt, und im Gefolge Eurer Majestät selbst der wackere Graf de la Marck, den ich herzlich willkommen heiße. Nicht wahr, Herr Graf de la Marck, ich darf auf einiges Wohlwollen bei Ihren Collegen in der Nationalversammlung rechnen?" fragte der König mit einem liebenswürdigen Ausdruck.

„Sire," erwiderte der Graf mit seiner vollendeten Hofmannsmanier, „ich kenne in der bunt zusammengewürfelten Versammlnng doch keinen einzigen, der fähig wäre, dem unmittelbaren Wort des Monarchen und der darin gespendeten Gnade sein Herz zu verschließen. Der Adel, auf dessen Seite ich sitze, wird sich dadurch in seiner Treue bestätigt finden, die Geistlichkeit wird Gott danken für die Offenbarung der königlichen Autorität, die den Frieden bringt und der Tiers-Etat wird sich überrascht eingestehen müssen, daß alles Heil nur aus den Händen der Monarchen kommt."

Der König lächelte und nickte dem Grafen freundlich zu. „Mich dünkt," sagte er, „die Zeit naht heran, wo wir uns in die Versammlung begeben werden. Die Königlichen Hoheiten, der Graf Provence und der Graf von Artois, wollen mich begleiten. Ich beauftrage den Herzog von Liancourt, sich vorher in den Saal der Menus zu begeben, und der Versammlung unmittelbar nach der Eröffnung der Sitzung anzuzeigen, daß wir sofort in Person dort erscheinen werden."

Der König entließ darauf sämmtliche Anwesende. Die Königin nahm einen zärtlichen Abschied von ihm, der ihrer ungemein bewegten Stimmung entsprach. Sie hatte ihren königlichen Gemahl noch nie in einer so entschiedenen und zuversichtlichen Haltung gesehen, und fast hätte sich bei seinem Anblick ein neues Vertrauen in ihre bewegte Brust geschlichen. Aber in demselben Augenblick drangen schon wieder alle Zweifel und Sorgen dazwischen, und traurig, mit gesenktem Haupt, begab sich die Königin von dannen.

In der früh eröffneten Sitzung der National-Versammlung hatten inzwischen schon stürmische Verhandlungen über die neuen Schritte, welche man bei dem Monarchen unternehmen wollte, begonnen.

Graf Mirabeau hatte eben in flammenden Worten über das Fest, welches der König den fremden Regimentern gegeben, sein Anathem gesprochen, als der Herzog von Liancourt, der in demselben Augenblick in den Saal getreten war, an die Rednerbühne herantrat, und, sich auf eine Stufe derselben stellend, verkündigte, daß der König im Begriff stehe, sich in die Versammlung herzubegeben.

Das höchste Erstaunen, dem bald darauf die größte Unruhe folgte, drückte sich bei dieser Nachricht auf allen Seiten in der Versammlung aus. Man sprang zuerst von den Plätzen empor und trennte sich in einzelne Gruppen, die dann umherstanden, um sich über dieses unerwartete Ereigniß auszusprechen, und im Voraus zu verständigen. Man berieth in lauten, heftigen Reden darüber, welche Aufnahme man dem König in der National-Versammlung bereiten wolle, als Mirabeau wieder auf die Tribüne sprang und mit seiner, jedes andere Geräusch übertönenden Stimme rief: „Ein düsterer, stiller Respect sei der einzige Empfang, den wir dem Monarchen zollen. In einem Moment des allgemeinen Schmerzes ist das Schweigen die wahre Lection der Könige!" *

Ein mächtig erschallender Bravoruf begleitete diese Aeußerung, die bei allen Parteien der Versammlung den tiefsten Eindruck zu machen schien.

Unter diesem noch nicht beendigten Getöse trat der König, begleitet von Monsieur und dem Grafen von Artois, aber sonst ohne jedes andere Gefolge, in den Saal. Sein Erscheinen wirkte, ohngeachtet aller vorangegangenen Berechnungen und Verabredungen der Parteien, in diesem Augenblicke gleichwohl so hinreißend, daß, sobald man ihn erblickte, viele und oft wiederholte Rufe: „Es lebe der König!" in der Wölbung des Saales wiederhallten.

Der Monarch stand in der Mitte der Versammlung, in einfacher, schlichter Haltung, mit entblößtem Haupte da. Einen Fauteuil, welchen man für ihn auf eine Estrade geschoben, benutzte er nicht, sondern blieb aufrecht stehen, ohne jedes Ceremoniell, indem er mit einer wahrhaft väterlichen Würde und Innigkeit zu reden anhub.

Als er gleich zu Anfang sagte, daß der Chef der Nation, wie er sich nannte, sich mit Vertrauen in die Mitte ihrer Repräsentanten begeben, um ihnen seinen Schmerz über das Vorgefallene zu bezeugen, und sie zur Auffindung von Mitteln für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung aufzufordern, kündigte sich fast auf allen Gesichtern eine befriedigte Stimmung an.

Mit einem leisen, fast demüthigen Wesen ging der

* Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Comte de Mirabeau. Vol. II. 301.

König dann auf die ausgesprengten Verdächtigungen ein, daß die Personen der Abgeordneten nicht sicher wären. Mit dem Tone eines redlichen Bürgers verwies er auf seinen „bekannten Charakter," der es überflüssig mache, einen so frevelhaften Verdacht zu entkräften. „Ach!" rief er aus, „ich bin es ja, der sich Euch anvertraut! Helft mir, unter so schwierigen Umständen das Heil des Staats zu befestigen! Ich erwarte es von der National-Versammlung."

Dann fügte er mit einem Tone der rührendsten Güte hinzu: „Auf die Liebe und Treue meiner Unterthanen zählend, habe ich den Truppen den Befehl ertheilt, sich von Paris und Versailles zu entfernen. Zugleich fordere ich Sie auf, und ermächtige Sie, diese meine Anordnungen der Hauptstadt kund zu thun."

Der König schloß jetzt seine Rede, die, schon von unzähligen Ausrufungen der Freude und des Enthusiasmus unterbrochen, am Schluß mit einem jubelnden Ausbruch der allgemeinsten Begeisterung begleitet wurde. Nachdem der Erzbischof von Brienne mit einigen Worten den Dank der Versammlung ausgedrückt, schickte sich der König an, den Saal zu verlassen. In diesem Augenblick erhoben sich sämmtliche Anwesende, um den Schritten des Königs zu folgen. In schweigender Ordnung gruppirte sich die ganze National-Versammlung zu einem Gefolge des Königs, und begleitete ihn auf die Straße hinaus.

Der König wollte zu Fuß nach dem Schlosse zurückkehren. Hinter ihm schritt die National-Versammlung in bewegten, freudigen Reihen. Die hinreißende Bedeutung des Augenblicks schien selbst die Unwilligsten und Abgeneigtesten überwunden zu haben. Eine unendliche Volksmasse, die vor der Thür des Saales gestanden, und auf den Ausgang des unerhörten Ereignisses geharrt, und die jetzt plötzlich den König in der Mitte der ganzen National-Versammlung einherschreiten sah, schloß sich dem Zuge in jauchzender Entzückung und mit unaussprechlichem Jubelgeschrei an. Die Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Nation!" vermählten sich zu einem wunderbar harmonischen Einklang, der weithin die Luft durchzitterte. Auf der Place d'armes standen die Gardes du Corps, die Schweizer und die französischen Garden schlagfertig aufgestellt. Aber auch sie wurden von dem allgemeinen Freudenrausch ergriffen, als sie jetzt die nie erblickte Prozession sich hinüber bewegen sahen. Die Rufe, welche heut die glückliche Vereinigung des Königs mit seinem Volke feierten, begegneten sich jetzt mit dem schmetternden Klange der Fanfaren und dem Wirbeln der Trommeln und Trompeten, die mächtig und festlich emporrauschten.

Auf dem großen Balcon des Schlosses von Versailles stand die Königin, welche die Rückkehr des Königs erwartete. Die tausendstimmigen Rufe für Ludwig XVI. und die Nation, hatten Marie Antoinette, die in trübem, ahnungsvollem Sinnen und Harren in ihrem Cabinet zurückgeblieben war, auf den Balcon hinausgelockt. Sie hielt den Dauphin in ihren Armen und die kleine Madame an der Hand. Ihre Augen, von denen eben die schweren Schleier unendlicher Traurigkeit gewichen waren, richteten sich jetzt mit einem aufflammenden Ausdruck des Glückes auf die unübersehbare, jauchzende Volksmenge, welche sich den Zugängen und Höfen des Königsschlosses näherte, und an deren Spitze sie mit zärtlicher Freude ihren Gemahl, den König, mit einem Ausdruck von Heiterkeit, wie sie ihn lange an demselben nicht gesehen, erkannte.

Als der König jetzt seiner Gemahlin ansichtig ward, beeilte er sich, den Hut abzunehmen, und freundlich zu ihr empor zu grüßen.

Aber nur wenige von den Deputirten folgten dem königlichen Beispiel und stumm, ohne Gruß, ohne Zurufungen blickten die sie zu der Königin empor.

Marie Antoinette erblaßte und trat mit ihren Kindern von dem Balcon zurück in den Saal.

„Es ist vorbei," sagte sie mit hervorstürzenden Thränen, „vorbei mit allen meinen Hoffnungen. Die Königin von Frankreich ist für immerdar die ärmste und unglücklichste Frau in Frankreich, denn sie wird nicht geliebt, sie wird verachtet!"

Zwei weiche Kinderarme legten sich um ihren Nacken, und mit schmerzzuckendem Angesicht, mit Thränen in den großen blauen Kinderaugen schaute der Dauphin in seiner Mutter bewegtes Antlitz.

„Mama Königin," flüsterte er, sich innig an sie schmiegend, „Mama Königin, ich liebe Dich, und alle Menschen lieben Dich, und mein lieber Bruder im Himmel betet für Dich!"

Die Königin preßte mit einem lauten Schmerzensschrei, der sich wider ihren Willen ihrer gequälten Brust entrang, den Sohn an ihr Herz und bedeckte sein Haupt mit ihren Küssen.

„Liebe mich, mein Sohn, liebe mich," flüsterte sie schluchzend, „und möge Dein Bruder im Himmel für mich beten, daß ich bald erlöst werde von den Qualen, die ich erdulde!"

Aber als man jetzt draußen die Stimme des Königs vernahm, der mit freundlichen Worten seine Begleitung verabschiedete, trocknete Marie Antoinette hastig ihre Thränen, und indem sie den Dauphin aus ihren Armen niederließ, flüsterte sie ihm zu: „Sage dem Papa König nicht, daß ich geweint habe!"

Und in ihrer gewohnten stolzen Haltung, mit einem Lächeln auf den zuckenden Lippen, ging sie dem Gemahl entgegen. —

Als der spätere Abend herandunkelte, sah man mehrere Reisewagen, die stark bepackt und dicht verschlossen waren, geräuschlos und eilig aus den inneren Höfen des Schlosses herausfahren, und die Richtung nach der Landstraße einschlagen.

In diesen Wagen saßen der Graf von Artois, der Herzog von Angoulême und der Herzog von Berry, der Prinz Condé, der Herzog von Bourbon und der Herzog

von Enghien, die sich anschickten, in heimlicher Flucht das Königreich zu verlassen.

Ludwig XVI. war den Beängstigungen seines Bruders, des Grafen von Artois, selbst mit dem Rath entgegengekommen, sich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen, und im Auslande hoffentlich bald eine ruhigere und glücklichere Zeit für seine Rückkehr zu erwarten.

Die übrigen Prinzen, obwohl sie von der Volkswuth nicht so bedroht waren, wie der Graf von Artois, dessen Kopf man in Paris bereits gefordert, hatten sich, mit Ausnahme von Monsieur, in einer nicht zu bewältigenden Bangigkeit dieser Flucht angeschlossen.

Am andern Tage folgten ihnen zunächst die neuen Minister, die, dem Andringen der Nationalversammlung jetzt nachgebend, die Entlassung von ihren Stellen bei dem Könige eingereicht, sich aber dann nicht mehr für sicher in der Nähe der noch von unberechenbaren Stürmen erfüllten Hauptstadt gehalten hatten.

Aber noch ein anderes und für die Königin schmerzlicheres Opfer mußte dem Hasse des Volkes und dem feindlichen Andringen der Nationalversammlung gebracht werden. Marie Antoinette fühlte das, und sie selber hatte den Muth, es auszusprechen: ihre Freunde, die Polignacs, mußten entfernt werden! In all den Brochüren und Libellen, welche man gegen die Königin richtete, und welche Herr von Brienne pflichteifrig ihr überbrachte, war es eine der großen Beschuldigungen, welche man gegen sie schleuderte, daß die Königin ihren Günstlingen ungeheuere Summen von den Einkünften des Staates zugewandt habe, daß die Herzogin Julie, als Gouvernante der Kinder von Frankreich, und ihr Gemahl, der Herzog von Polignac, als Großstallmeister, ein Jahrgehalt von zwei Millionen Francs bezögen, daß die ganze Familie Polignac zusammen beinahe sechs Millionen Francs jährlicher Einnahmen von den Staatseinkünften bezogen hätten.

Marie Antoinette wußte, daß das Volk die Polignacs deshalb haßte, und sie wollte wenigstens ihre Freunde sicher stellen.

In derselben Stunde, in welcher die Brüder des Königs und die Prinzen des königlichen Hauses Versailles verließen, um zu entfliehen vor dem Geiste des Volkes, waren der Herzog und die Herzogin von Polignac zur Königin berufen worden, und Marie Antoinette hatte ihnen mit zitternder Stimme gesagt, daß auch sie fliehen, auch sie in dieser Nacht noch sich entfernen müßten.

Aber die Herzogin sowohl, als ihr Gemahl wiesen die Zumuthung der Königin fast mit Indignation zurück. Die sonst so sanfte ruhige Herzogin Julia zeigte heute zum ersten Male ihrer königlichen Freundin eine glühende Zuneigung, eine rückhaltslose Zärtlichkeit.

„Laß uns bei Dir bleiben, Marie," schluchzte sie, die beiden Arme um den Hals der Königin schlingend. „Stoße mich nicht von Dir. Ich reise nicht fort. Ich will Deine Gefahren theilen, will für Dich sterben, wenn es sein muß!"

Aber Marie Antoinette fand jetzt in ihrer großen Liebe die Kraft, den Bitten der Freunde zu widerstehen, die Kraft, die Thränen zurückzuhalten, welche aus ihrem Herzen emporstiegen, und sich den Armen der Freundin zu entziehen.

„Es muß sein," sagte sie. „Im Namen unserer Freundschaft beschöre ich Dich, Julia, reise sogleich ab, wenn Du nicht willst, daß ich sterben soll vor Angst um Dich! Noch ist es Zeit, Dich und die Deinen der Wuth meiner Feinde zu entziehen! Sie hassen Dich ja nicht um Deiner Selbst willen, und wie wäre es auch möglich, meine Julia zu hassen, es geschieht ja um meinetwillen, und weil sie mich verabscheuen, daß sie auch meine theuerste Freundin verfolgen werden. Gehe also, Julia, Du darfst nicht das Opfer Deiner Anhänglichkeet und Freundschaft für mich sein!"

„Nein, ich bleibe," sagte die Herzogin heftig. „Nichts soll mich von meiner Königin trennen!"

„Herzog," bat die Königin, „so sprechen Sie doch, so sagen Sie doch, daß es nothwendig ist, daß Ihr flieht!"

„Majestät," erwiderte der Herzog ernst, „ich kann nur wiederholen, was Julia gesagt: nichts soll uns von unserer Königin trennen! Haben wir in den Tagen des Glückes die Gnade genossen, in der Nähe der Majestäten sein zu dürfen, so müssen wir es jetzt als die höchste Gunst beanspruchen, auch in den Tagen des Unglücks an Ihrer Seite sein zu dürfen!"

Eben öffnete sich die Thüre und der König trat ein.

„Sire," rief ihm die Königin entgegen, „helfen Sie mir doch, diese edlen Menschen, diese treuen Freunde zu überzeugen, daß sie uns verlassen müssen!"

„Die Königin hat Recht," sagte Ludwig traurig, „Sie müssen sofort abreisen. Unser Unglück zwingt uns, daß wir alle Diejenigen, welche wir lieben und achten, von uns entfernen! Ich habe soeben meinem Bruder Lebewohl gesagt, jetzt sage ich es auch Ihnen! Ich befehle Ihnen, abzureisen! Beklagen Sie uns, aber verlieren Sie keine Minute Zeit. Reisen Sie ab, nehmen Sie Ihre Kinder, Ihre Dienerschaft mit sich. Rechnen Sie zu allen Zeiten auf mich. Wir werden uns in glücklicheren Tagen, nach überstandenen Gefahren wiedersehen, und dann werden Sie Beide Ihre Stellen wieder einnehmen. Leben Sie wohl! Noch einmal, ich befehle Ihnen, abzureisen!" *

* Des Königs eigene Worte. Diese ganze Abschiedsscene ist genau historisch nach den übereinstimmenden Mittheilungen von Montjoie in seiner Histoire de Marie Antoinette. — Campan: Mémoires II. — Weber: Mémoires I.

Und da der König fühlte, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und seine Stimme zitterte, grüßte er die Freunde jetzt mit einem stummen Kopfnicken und entfernte sich eilig.

„Sie haben gehört, was der König befiehlt," sagte Marie Antoinette lebhaft, „Sie werden es nicht wagen, ihm ungehorsam sein zu wollen. Hören Sie nur noch dies: auch ich, die Königin von Frankreich, ich befehle Ihnen, abzureisen, und zwar in dieser Stunde noch!"

Der Herzog verneigte sich tief vor der Königin, die mit bleichen Wangen, aber hochaufgerichtet und stolz, dastand.

„Majestät haben befohlen," sagte er. „Uns ziemt es, zu gehorchen. Wir werden reisen!"

Die Herzogin sank mit einem lauten Schmerzensschrei vor der Königin auf ihre Knie nieder und barg ihr von Thränen umfluthetes Angesicht an der Robe der Königin.

Marie Antoinette regte sich nicht, wagte nicht, zu sprechen, sie wußte, daß mit dem ersten Worte, welches sie sprach, auch der Jammer ihres Herzens mit lautem Schluchzen von ihren Lippen tönen werde, und sie wollte gefaßt bleiben, sie wollte die Freundin nicht sehen lassen, wie schwer ihr das Opfer ward, welches sie ihr darbrachte aus Liebe.

„Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben," flehte die Herzogin, „stoßen Sie mich nicht von sich, Marie, meine Marie!"

Die Königin wandte ihre großen Augen aufwärts, und ihre Blicke flehten zu Gott, ihr Kraft und Stärke zu geben, ihr Standhaftigkeit zu verleihen. Zwei Mal dann versuchte sie zu sprechen, zwei Mal versagte ihr die Stimme, und sie schwieg und rang mit ihrer Qual, und — überwand sie!

„Julia," sagte sie, und nach jedem Worte, welches sie sprach, ward ihre Stimme fester und klangvoller, „Julia, wir müssen uns trennen. Ich würde doppelt unglücklich sein, wenn ich Dich und die Deinen hineinzöge in unser Unglück, es wird in allen Leiden ein Trost für mich sein, Dich gerettet und in Sicherheit zu wissen. Ich sage nicht, wie der König, „in glücklicheren Tagen, nach überstandenen Gefahren werden wir uns wiedersehen," denn ich glaube nicht mehr an glücklichere Tage, wir werden die Gefahren nicht bestehen, sondern in ihnen untergehen. Ich sage: Auf Wiedersehen, wenn nicht hier, so dort oben, in einer besseren Welt! Kein Wort weiter! Ich kann es nicht ertragen! Die Freundin wird Dich ewig beweinen! Die Königin befiehlt Dir, sofort abzureisen! Lebe wohl!"

Sie reichte ihr fest die Hand, sie hatte keinen Blick mehr für die Freundin, die weinend und schluchzend zu ihren Füßen lag, sie grüßte den Herzog nur mit einer Handbewegung, wandte sich hastig um und eilte in das anstoßende Gemach, und weiter dann durch die nächsten Zimmer bis nach ihrem Toilettenzimmer, in welchem Frau von Campan sie erwartete.

„Campan," rief sie mit schmerzlichen Jammertönen, „Campan, es ist geschehen! Ich habe meine Freundin verloren! Ich werde sie niemals wiedersehen! Schließen Sie die Thüre, schieben Sie den Riegel vor, damit sie nicht hieher kommt, ich — ach, ich sterbe!"

Und die Königin sank mit einem tiefen Wehelaut ohnmächtig zusammen.

Um Mitternacht fuhren zwei hochbepackte Wagen aus den inneren Höfen des Schlosses. Es waren die Polignacs, welche in denselben saßen, welche in dieser Nacht Frankreich verließen, um sich nach der Schweiz zu flüchten.

Im ersten Wagen saß die Herzogin Julia von Polignac mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter. Zwei Briefe hielt sie in ihrer Hand. Beide hatte Frau von Campan eben, da die Herzogin in den Wagen stieg, ihr im Namen der Königin überbracht.

Der eine war von der Königin an den Minister Necker gerichtet, welcher sich nach seiner Entlassung nach Basel zurückgezogen hatte. Da die National-Versammlung, die Clubs, das ganze Volk von Paris die Rückberufung Neckers begehrten, und ihn für den einzigen Mann erklärten, welcher die zerrütteten Finanzen wieder herzustellen vermöchte, hatte die Königin selber den Gemahl bewogen, den ihr wiederstrebenden Minister wieder zu seinem Finanzminister zu ernennen. Der Brief der Königin, welchen die Herzogin Julia an Necker überbringen sollte, enthielt seine Rückberufung, welche die Königin selber in schmeichelhaften Worten ihm ankündigte.

Der zweite Brief war ein letztes Abschiedswort der Königin an ihre Freundin Julia, ein letzter Aufschrei ihres Herzens.

„Lebe wohl," lautete er, „lebe wohl, zärtlich geliebte Freundin! Wie fürchterlich dieses Scheidewort ist! Aber es ist nothwendig! Lebe wohl! Ich umarme Dich im Geiste! Lebe wohl!"

12.

Der fünfte Oktober 1789.

Der Morgen dämmerte herauf. Ein windiger Oktobermorgen, der mit dicken Wolken die Sonne umgab, so daß sie erst spät und trübe den Tag und das Licht aufgehen ließ über Paris, als fürchte sie das zu sehen, was sich dort auf den Straßen nnd Plätzen begab. Die Pariser Nationalgarde, von den Alarmzeichen der Trommeln und den Fanfaren der Trompeten und Hörner zusammengerufen, versammelte sich in

dieser grauen Morgenstunde auf den Straßen, denn ein unheimliches Gerücht war schon am Abend vorher durch ganz Paris verbreitet, und Einer hatte es dem Andern zugeflüstert: „Der morgende Tag ist von den Clubs und den Männern der Bewegung zu einem zweiten Acte der Revolution bestimmt. Das Volk wird zu ruhig, es soll zu neuen Thaten angeregt werden."

„Das Volk wird zu ruhig," das war am Abend des vierten Oktober das Losungswort in allen Clubs, und Marat war es gewesen, welcher dieses Losungswort ausgetheilt.

Auf der Tribüne des Clubs der Cordeliers schrie er es mit lauter, kreischender Stimme aus: „Paris ist in Gefahr, die Hände in den Schoß zu legen, um zu beten und einzuschlafen. Man muß es aus diesem Zustande der Lethargie erwecken, sonst kommt die abscheuliche, die tyrannische Monarchie, und ziehet der schlafenden Hauptstadt die Nachtmütze so tief über die Ohren, daß sie ihr wie eine Pechkappe anklebt, und sie sich wieder in die Knechtschaft hineinträumt und schläft. Wir müssen Paris wecken, meine Freunde. Paris darf nicht schlafen!"

Und Paris hatte in dieser Nacht vom vierten auf den fünften Oktober nicht geschlafen, denn die Männer der Bewegung hatten es wach gehalten. Das Losungswort war gewesen: „Die Bäcker dürfen in dieser Nacht nicht backen! Paris muß morgen früh ohne Brod sein, damit es die Augen wieder aufthue und erwache. Die Bäcker dürfen in dieser Nacht nicht backen!"

Alle Clubs hatten dieses Losungswort aufgenommen, und ihre Emissaire hatten es durch ganz Paris verbreitet, es allen Bäckern kund gethan: „Wer morgen früh seinen Laden öffnet, wer seinen Kunden eine andere Antwort gibt als diese: „Es ist in Paris kein Mehl mehr vorhanden. Wir haben kein Brod backen können!" der wird als ein Volksverräther betrachtet, und als solcher bestraft werden! Hütet Euch!"

Die Bäcker hatten von dieser Drohung sich einschüchtern lassen, sie hatten nicht gebacken. Als Paris am Morgen des fünften October erwachte, war es ohne Brod, fehlte dem Volke sein unentbehrlichstes Nahrungsmittel!

Anfangs hatten die Weiber, welche an den Läden der Bäcker diese Schreckensnachricht erhielten, sich schweigend, wie erstarrt vor Entsetzen, zurückgezogen, waren heimgekehrt in ihre Familien, um es ihren Männern, ihren hungernden Kindern zu berichten: „Es giebt heute kein Brod! Die Mehlvorräthe sind zu Ende! Wir müssen verhungern! Wir haben kein Brod mehr!"

Und aus den düstern Kammern der Armen war dieser Weheruf auf die engen und schmutzigen Gassen hinausgetönt, hinaus durch alle Straßen, auf alle Plätze.

„Paris hat kein Brod mehr! Paris muß verhungern!"

Die Weiber, die Kinder schrieen und kreischten es mit grellen Verzweiflungstönen. Die Männer brüllten es mit geballten Fäusten, mit drohender Wuthstimme: „Paris hat kein Brod mehr! Paris muß verhungern!"

„Und wißt Ihr, warum Paris verhungern muß?" kreischte eine Stimme den Leuten entgegen, die sich auf dem Carousselplatz in wilden Massen durcheinander schoben. „Wißt Ihr, wer die Schuld trägt an all' Eurem Elend und Eurer Noth?"

„Sagt es uns, wenn Ihr's wißt!" schrie eine rauhe Männerstimme.

„Ja, ja, sagt es uns," schrieen andere Stimmen. „Wir wollen's wissen!"

„Ich will's Euch sagen," kreischte die Stimme, und man sah jetzt auf einem der Prellsteine, welche den quer über den Platz führenden Fuhrweg bezeichneten, eine kleine, verkrümmte, breitschultrige Männergestalt mit seltsam großem Kopf, mit häßlichem, tückischem Gesicht sich erheben.

„Marat!" riefen einzelne Männer aus den Volksmassen. „Marat!" schrie und jubelte der Schuster Simon, welcher seit den Augusttagen der Freund und Bewunderer Marats geblieben war, und überall an dessen Seite gesehen ward. „Hört, Freunde, hört! Marat will zu uns reden, er will uns sagen, wie es zugeht, daß Paris kein Brod mehr hat, daß wir Alle mitsammen verhungern müssen. Marat will reden!"

„Still! Still!" geboten nun hier und da in den Volksmassen einzelne Männer. „Still," kreischte ein großes riesiges Weib mit trotzigem bärtigem Angesicht, um welches ihr schwarzes Haar in einzelnen wirren Streifen niederhing und hinten unter ihrer weißen Haube in halb aufgelösten Zöpfen hervorschauete. Mit ihren breiten Schultern und ihren stämmigen Armen machte sie sich Bahn durch das Gedränge, und ruderte mit wilder Energie sich dicht heran zu der Stelle, wo Marat auf dem Prellsteine stand, und neben ihm der Schuster Simon, auf dessen breite Schulter sich Marat mit der einen Hand, wie auf das Pult einer Rednerbühne stützte.

„Still," Ihr lieben Leute," schrie das riesige Weib, „Marat, der Volksfreund, will reden! Laßt uns zuhören, denn es wird uns sicherlich zum Nutzen gereichen. Marat ist klug und weise, und Marat liebt das Volk!"

Marat's grüne blitzende Augen hefteten sich jetzt auf das Riesenweib, er zuckte zusammen, als habe ein elektrischer Funken ihn getroffen, und ein wunderbarer Ausdruck von Triumph und Freude blitzte in seinen Augen auf.

„Kommt näher, meine gute Frau," rief er, „laßt mich Eure Hand drücken, und bringt all' den edlen, fleißigen, gutgesinnten Frauen von Paris den Händedruck Marat's, des Patrioten!"

Das Weib trat dicht zu dem Standort Marat's heran, und bot ihm die Hand. Niemand in der Menge

fiel es auf, daß diese Hand, von ungewöhnlicher Zartheit und Weiße, wenig zu passen schien zu dem Anzug einer Gemüseverkäuferin aus den Markthallen, Niemand auch sah es, daß an einem der schlanken Finger dieser schmalen Hand ein Brillant von ungewöhnlicher Größe blitzte.

Nur Marat hatte es gesehen, und indem er die dargereichte Hand des Weibes herzhaft in seiner knochigen Faust drückte, neigte er sich dicht an ihr Ohr und flüsterte: „Monseigneur, nehmen Sie den Brillantring ab, und machen Sie sich nicht allzu bemerkbar, Sie sehen wohl, man könnte Sie erkennen!"

„Mich erkennen?" murmelte das Weib erbleichend. „Ich verstehe Euch nicht, Herr Doktor Marat!"

„Ich aber," flüsterte Marat noch leiser, denn er sah, wie Meister Simons kleine funkelnde Augen mit glühender Neugierde dem Weibe zugewandt waren, „ich aber verstehe den Herrn Herzog Philipp von Orleans sehr wohl! Er will das Volk wecken und antreiben, aber er will dabei nicht seinen Namen und seine Titel compromittiren. Und das mag vor der Hand auch recht gut sein. Aber vor Marat dürft Ihr Euch nicht verleugnen wollen, denn Marat ist Euer guter Freund, und er wird Euer Geheimniß ehren und bewahren."

„Was flüstert Ihr da?" rief der Schuster Simon. „Warum reden Sie nicht, Marat? Sie wollten uns sagen, warum Paris kein Brod mehr hat, und wer die Schuld daran trägt, daß wir Alle verhungern müssen?"

„Ja, ja, das wolltet Ihr uns sagen," schrie man von allen Seiten. „Wir wollen's wissen!"

„Sagt es uns, sprecht, Bruder Marat," schrie das Riesenweib. „Gebt mir nochmal Eure Hand. Laßt sie mich noch einmal drücken, im Namen aller Weiber von Paris!"

Marat reichte mit einem gewährenden Lächeln seine große knochige Hand dem Weibe dar, das sie einen Moment fest mit seinen Händen umfaßte. Dann trat es zurück und verlor sich in der Menge.

An Marat's Hand aber blitzte jetzt der Brillantring, welcher vorher die große weiche Hand des Weibes geschmückt hatte. Er wußte es vielleicht selbst nicht, er achtete nicht darauf, sondern wandte jetzt alle seine Aufmerksamkeit dem Volke zu, das in immer sich verdichtenden Schaaren jetzt den weiten riesigen Platz anfüllte, und mit tausend und aber tausend blitzenden Augen zu ihm hinschaute.

„Ihr wollt wissen, warum Ihr kein Brod habt?" kreischte er. „Ihr fragt, weshalb Ihr verhungern müßt? Nun, meine Brüder, die Antwort darauf ist doch sehr leicht! Der Bäcker von Frankreich hat seine Mehlvorräthe verschlossen, weil die Bäckerfrau es ihm befohlen hat, denn sie haßt das Volk und sie will, daß es verhungern soll! Aber sie will nicht mit Euch verhungern, darum hat sich die Bäckerfrau mit dem Bäcker und dem kleinen Bäckerjungen nach Versailles zurückgezogen, wo sich ihre wohlverschlossenen und von ihren verhätschelten und bezahlten Soldaten bewachten Mehlvorräthe befinden. Was kümmert es sie nun, ob die Pariser verhungern oder elendiglich umkommen! Sie hat Brod im Ueberfluß, denn für seine Bäckerfrau muß der Bäcker immer seine Mehlvorräthe offen halten, und der Bäckerjunge ißt Kuchen, während Eure Kinder verhungern! Ihr müßt also vor allen Dingen darauf bedacht sein, daß der Bäcker, die Bäckerfrau und ihre ganze Brut hierher nach Paris kommen, und in Eurer Mitte leben, dann werdet Ihr sehen, wo sie ihr Mehl aufbewahren, und Ihr werdet sie dann auch wohl zwingen, Euch von ihrem Ueberfluß abzugeben!"

„Ja, wir werden sie dazu zwingen," schrie Meister Simon mit einem rauhen Lachen. „Auf, meine Brüder, auf! Wir müssen den Bäcker und die Bäckerfrau zwingen, uns ihre Mehlvorräthe zu öffnen!"

„Laßt uns nach Versailles gehen!" brüllte das Riesenweib, welches sich inmitten einer Gruppe von Fischweibern postirt hatte, „kommt, meine Freundinnen, laßt uns nach Versailles gehen, wir wollen der Bäckerfrau sagen, daß unsere Kinder kein Brod haben, während sie ihren Bäckerjungen mit Kuchen füttert! Wir wollen von ihr fordern, daß sie unsern Kindern Brod giebt, und wenn sie es uns weigert, so wollen wir sie zwingen, daß sie sammt dem Bäcker und ihrer Brut nach Paris kommt und mit uns verhungert! Kommt, laßt uns nach Versailles gehen!"

„Ja, ja, laßt uns nach Versailles gehen!" heulte und schrie es über den weiten Platz hin, „die Bäckerfrau soll uns Brod geben!"

„Sie hat den Schlüssel zu den Mehlvorräthen," kreischte Marat, „sie ist Schuld daran, daß der Bäcker sie nicht aufthut."

„Sie soll uns den Schlüssel herausgeben!" brüllte das Riesenweib. „Alle Mütter und alle Frauen von Paris müssen nach Versailles gehen zu der Bäckerfrau!"

„Alle Mütter, alle Frauen nach Versailles!" tönte es in tausendfachem Chor über den Platz, und dann weiter durch alle Straßen, und weiter hinein in alle Häuser.

Und alle Mütter und alle Frauen aus dem Volke vernahmen diese donnernden Stimmen, die aus der Luft wie von unsichtbaren Geistern ertönten, die ihnen eine stolze, eine erhebende Mission übertrugen, und sie aufforderten, Paris zu erretten und ihren Kindern Brod zu schaffen.

„Nach Versailles! Nach Versailles! Alle Mütter und Weiber nach Versailles!"

Wer hätte sich diesem Befehl, den Niemand gab, und welcher doch von jedem Ohr vernommen und von jedem Herzen verstanden ward, wer hätte sich ihm entziehen mögen!

Die Männer haben die Bastille erstürmt, die Weiber müssen das Herz der Bäckerfrau in Versailles erstürmen, daß es sich aufthue, und den Kindern der

Armen das Brod gebe, nach welchem sie hungern und schmachten!

„Auf, nach Versailles! Alle Weiber und Mütter!“

Wie die Windesbraut heult es durch die Straßen, und findet überall einen Wiederhall in den empörten, schmerzbeladenen, verzweifelnden und wüthenden Herzen der Weiber, die ihre Kinder hungern sehen und selber Hunger leiden.

„Die Bäckerfrau füttert ihren Bäckerjungen mit Kuchen und wir haben kein Krümchen Brod, unsere armen Kleinen satt zu machen!“

In ganzen Schaaren stürzten die Weiber nach den großen Plätzen, und da sind die Männer der Revolution, da sind Marat, Danton, Santerre, Chaumette, und wie sie alle heißen, die Redner der Clubs; da sind sie, um den wüthenden, begeisterten, rasenden Frauen ihre Rathschläge zu geben und sie anfzustacheln zu festem Beharren!

„Laßt Euch nicht schrecken, nicht irre machen! Zieht nach Versailles, Ihr tapfern Frauen! Rettet Eure Kinder, Eure Männer vom Hungertode! Zwingt die Bäckerfrau, Euch und uns Allen Brod zu geben! Wenn sie sich vor Euch verleugnen läßt, so werdet Ihr das Schloß mit Gewalt erstürmen, es werden schon Männer da sein, welche Euch dabei helfen! Seid nur tapfer und unverzagt, Gott zieht mit den Müttern, welche für ihre Kinder Brod holen, und Eure Männer bewachen Euch!“

Sie waren tapfer und unverzagt, die Weiber und Mütter von Paris. In breiten Strömen wälzten sie sich vorwärts, rissen Alles mit sich fort, was ihnen in den Weg treten wollte, zogen alle Frauen hinein in ihre wirbelnden Reihen. „Nach Versailles! Nach Versailles!“

Vergebens, daß Herr von Bailly, der Bürgermeister von Paris, sich zu den Frauen hinunter begab auf die Straße, daß er sie mit eindringlichen Worten ermahnte, in ihre Familien, zu den Arbeiten zurückzukehren, daß er ihnen versicherte, die Bäcker hätten schon jetzt ihre Läden wieder geöffnet, und es sei ihnen befohlen worden, Brod zu backen. Vergebens, daß der General der Nationalgarde, Herr von Lafayette, mit den Frauen unterhandelte, und ihnen das Nichtige und Vergebliche ihres Thuns darstellte!

Immer und immer wieder tönte aus den dichten Massen der gebieterische Ruf: „Nach Versailles! Wir wollen den Bäcker und die Bäckerfrau nach Paris holen! Nach Versailles!“

Und immer größere Schaaren von Weibern sammelten sich, und immer tobender ward der Ruf: „Nach Versailles!“

Herr von Bailly wandte sich seufzend an den General Lafayette. „Wir müssen sie gewähren lassen, oder Ihr, Herr General, müßt sie mit Gewalt daran hindern!“

„Unmöglich, Herr Bürgermeister! Wie könnte man Gewalt gebrauchen gegen wehrlose Weiber! Keiner meiner Soldaten wird meinem Befehle gehorsamen, denn es sind die Weiber, die Mütter und die Schwestern meiner Soldaten, welche diese Colonne bilden. Sie haben keine anderen Waffen als ihre Zungen, mit denen sie das Herz der Königin erobern wollen! Wie könnten wir nur mit eisernen Waffen sie bekämpfen! Man muß sie ziehen lassen! Aber man muß seine Vorkehrungen treffen, damit der König und die Königin nicht in Gefahr kommen.“

„Das wird um so nöthiger sein, Herr General, als die Weiber sicherlich von bewaffneten Männerschaaren geleitet werden, und der Aufruhr und die Empörung mit ihnen zieht nach dem Königsschloß in Versailles. Eilen Sie, Herr General, eilen Sie, Versailles zu beschützen! Die Colonnen der Weiber setzen sich schon in Bewegung, und wie ich es Ihnen gesagt habe, sie werden von bewaffneten Männern begleitet.“

„Es ist nicht gut, wenn ich meine Soldaten nach Versailles führe,“ sagte Lafayette kopfschüttelnd. „Sie wissen, Herr von Bailly, zu welcher Unklugheit die Leute der Reaction in Versailles das Königspaar verleitet haben. Ganz Paris spricht von nichts Anderem, als von dem Feste, welches der König und die Königin den königlichen Truppen, dem Regiment von Flandern gegeben haben, und welches sie nach Versailles berufen haben! Der König und die Königin mit dem Dauphin sind dabei gegenwärtig gewesen. Man hat die dreifarbige Nationalkokarde mit Füßen getreten und sich mit weißen Bändern geschmückt! Man hat royalistische Lieder gesungen, mit lautem Spott und Hohn von der Nationalgarde gesprochen, und dem König und der Königin geschworen, nur von *ihnen* Befehle annehmen zu wollen! Meine Soldaten sind wüthend und viele meiner Offiziere haben heute schon von mir begehrt, daß wir nach Versailles ziehen müßten, um das aufrührerische Regiment von Flandern gefangen zu nehmen und zu decimiren. Es ist daher gefährlich, diese empörten Nationalgarden nach Versailles zu führen.“

„Und dennoch muß etwas geschehen zum Schutze des Königs,“ seufzte de Bailly, „glauben Sie mir, diese wüthenden Weiberschaaren sind schlimmer und gefährlicher, als alle wüthenden Nationalgarden! Kommen Sie, Herr General, wir wollen uns in das Stadthaus begeben, und den Magistrat und die Obersten der Nationalgarde zusammenrufen, um mit ihnen zu berathen.“

Eine Stunde später wirbelten die Trommeln durch alle Straßen von Paris, denn im Rathhause war der Beschluß gefaßt worden, daß die Nationalgarde von Paris, unter Anführung ihres Generals von Lafayette, sich nach Versailles begeben solle, zum Schutze der königlichen Familie gegen die Angriffe des Volkes, aber zugleich auch zum Schutze der Nationalversammlung gegen die Angriffe der royalistischen Truppen!

Aber lange, bevor die Truppen sich in Bewegung setzten, und nun wirklich ihren Marsch nach Versailles antraten, waren die Weiberschaaren schon dahin aufgebrochen. Soldaten von der Nationalgarde und bewaffnete Männer aus dem Volke geleiteten die Frauen, und hielten unter ihnen eine gewisse militairische Ordnung aufrecht. In zehn verschiedenen Colonnen, deren jede aus mehr denn tausend Weibern bestand, marschirten sie dahin! Jeder Colonne voran schritten einige Nationalgardisten mit geschultertem Gewehr, die ohne Auftrag und Erlaubniß Lafayette's freiwillig die Führung der Frauen übernommen hatten. Zu beiden Seiten der Colonne schritten die bewaffneten Männer aus dem Volke, um den Frauen Muth einzusprechen, wenn sie ermüdeten, zugleich aber auch, um Diejenigen, welche des lange Wanderns oder des ganzen Unternehmens überdrüssig, austreten und nach Paris zurückkehren wollten, wieder in die Reihen zurückzudrängen, und sie zu zwingen, was sie begonnen, nun auch zu Ende zu führen, und weiter zu schreiten auf dem eingeschlagenen Wege des Aufruhrs und der Empörung. „Weiter nach Versailles!"

Noch war an diesem Tage in Versailles Alles ruhig, noch ahnte Niemand die Schrecken, welche dieser Tag bringen sollte! Der König hatte sich mit einigen seiner Cavaliere nach Meudon auf die Jagd begeben. Die Königin war nach Trianon gegangen. Allein! Ganz allein!

Niemand von ihren Freundinnen, ihren Freunden war mehr an ihrer Seite. Sie hatten sie Alle verlassen! Keiner war da, das Unglück der Königin mit ihr zu theilen, wie sie einst das Glück mit ihr getheilt!

Die Herzogin von Polignac, die Prinzessinnen des königlichen Hauses, der fröhliche Bruder des Königs, der Graf von Artois, die Grafen von Coigny, die Herren von Besenval und Lauzun, wo sind sie jetzt Alle, die Freunde, die Anbeter früherer Tage?

Weit, weit fort, in fernen Landen! Geflohen vor dem Unglück, das mit seinen schwarzen Fittigen sich tiefer und tiefer hinabsenkt auf Versailles, und mit seinen unheimlichen Schlagschatten dies Trianon verdüstert, welches einst so heiter und strahlend lächelte!

Still ist jetzt Alles und öde! Die Mühle klappert nicht mehr, das offene Fenster wird vom Winde hin und her bewegt, schlägt klappend zu, springt klappend wieder auf, aber der Müller schaut nicht mehr heraus mit seinem guten, lächelnden Angesicht; der Müller von Trianon ist jetzt wieder der König, und die Lasten und Sorgen seines Königthums haben sein Haupt niedergedrückt und seine Stirn gefurcht.

Auch das Schulhaus ist verödet, und der gelehrte Schulmeister schreibt keine seiner Satyren und Bonmots mehr an die große schwarze Tafel in der Schulstube. Er schreibt jetzt Libelle und Pamphlets, aber sie sind gegen die Königin gerichtet, gegen die einstige Pächterin von Trianon!

Und da ist der Weiher, an dessen Ufern einst die Schafe weideten, wo die in Schäfer und Schäferinnen verwandelte Hofgesellschaft im Grase lagerte, mit heiteren Singspielen sich ergötzte, in Gruppen nach den Gemälden von Matteau, sich selber lebende Bilder schuf, und lauschte auf die Gesänge, welche die Musikbande der vornehmen Hofgesellschaft, hinter den Gebüschen verborgen, ausführte.

Verstummt ist nun Alles, und verklungen! Kein Ton der Freude unterbricht mehr die melancholische Stille der schattigen Gänge des kleinen Waldes, durch welchen Marie Antoinette, die Pächterin von Trianon, gesenkten Hauptes und mit schmerzbeladener Brust dahin wandelt, nur die Erinnerung an die Vergangenheit hallt als Echo vor ihrem inneren Ohre, und läßt die frohen Klänge, welche längst verrauscht sind, in ihm wiedertönen!

Am Weiher ist Alles still und lautlos. Keine Schafheerde mehr am Ufer grasend, keine malerischen Gruppen mehr, keine Lieder! Das Spinnrad schnurrt nicht mehr, die Hand der Königin dreht nicht mehr die Spindel, sie hat gelernt, das Scepter und die Feder zu führen, und Politik zu machen, statt des Leinengewebes!

Die vom Herbst buntgefärbten Baumgruppen spiegeln sich wieder im trüben Wasser des Weihers; einige Trauerweiden hängen ihre schlanken Zweige in das Wasser nieder, und ein paar Schwäne kommen mit stolzgehobenen Hälsen langsam und majestätisch dahergeschwommen. Da sie die Gestalt am Ufer gewahren, bauschen sie ihre Flügel und rudern schneller heran, um die Brocken aufzufischen, welche die weißen Hände der Königin ihnen zu spenden pflegten.

Aber diese Hände haben heute keine Gaben für die vereinsamten, vergessenen Schwäne. All' die holden, lieblichen Gewohnheiten der Vergangenheit sind vergessen, haben aufhören müssen!

Doch die Schwäne haben sie nicht vergessen, sie rudern unruhig hin und her am Rande des Weihers, sie heben nickend ihre schlanken Hälse, und tauchen dann mit den rothen Schnäbeln hinunter in das trübe Gewässer, suchend nach den leckern Bissen, welche nicht vorhanden sind! Als sie sich dann enttäuscht sehen, stoßen sie beide einen lauten Klageton aus, wenden sich, rudern langsam von dannen, den Weiher hinunter, in das Dunkel der Ferne, und lassen immer noch von Zeit zu Zeit ihre klagenden Stimmen vernehmen.

„Sie singen den Schwanengesang meines Glückes," murmelte die Königin, welche mit thränenden Augen den weißen Schwänen nachblickte. „Sie auch wenden sich von mir, und ich bin nun allein, ganz allein!"

Sie hatte es ganz laut gesagt, und ihre klagende Stimme weckte das künstliche Echo, das sonst nur heitere Scherzworte und frohes Lachen zu wiederholen gehabt hatte.

„Allein!" klang es wieder von der Mauer des Thurms von Marlborough, dort jenseits am Ende des

Weihers. „Allein!“ murmelte das von den Schwänen bewegte Wasser. „Allein!“ säuselte es in den Gebüschen.

„Allein!“ schrie es in dem Herzen der Königin, und sie sank nieder in das Gras, bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen und weinte laut.

Da auf einmal rief eine Stimme aus der Ferne: „Die Königin! Wo ist die Königin?“

Marie Antoinette sprang empor, sie trocknete ihre Augen! Es soll Niemand sehen, daß sie geweint hat! Die Thränen gehören nur der Einsamkeit! Aber sie hat selbst keine Einsamkeit mehr!

Die Stimme kommt näher und näher, und Marie Antoinette folgt ihrem Schall. Sie weiß, daß sie neuem Unglück entgegengeht. Man kommt nicht nach Trianon, ihr Freudenbotschaften zu bringen, man kommt, ihr zu sagen, daß das Unheil sie in Versailles erwartet, und daß die Königin ihm Audienz geben soll!

Ein Mann kam eilenden Laufes aus dem Gebüsche, den gewundenen Fußweg daher. Marie Antoinette schauete ihm entgegen mit spähendem, scharfem Auge.

Wer ist er, dieser Herold des Unglücks? Keiner von den Hofbedienten, keiner von den Cavalieren. Er trägt das einfache, schmucklose Kleid eines Bürgers, eines Mannes vom dritten Stande, von diesem Tiers-Etat, welcher der armen Königin so viel Kummer und Trübsal bereitet hat! Wer ist er? Kennt sie ihn?

Er hatte vielleicht in ihrem Antlitz ihre Frage gelesen, denn wie er jetzt athemlos, keuchend zu ihren Füßen niedersank, murmelten seine Lippen: „Vergebung, Majestät, Vergebung, daß ich störe! Ich bin Toulan, Ihr getreuester Diener, und Frau von Campan ist es, die mich sendet.“

„Toulan! Ja wohl, ich erkenne Sie jetzt,“ sagte die Königin hastig. „Sie waren es, welcher mir damals die schlimme Nachricht von der Freisprechung des Cardinals von Rohan brachte, nicht wahr?“

„Es scheint, Majestät, daß das grausame Schicksal mich immer dazu ausersehen hat, meiner erhabenen Königin schlimme Botschaft zu bringen,“ murmelte Toulan. „Auch heute komme ich nur mit solcher.“

„Was ist es?“ fragte die Königin lebhaft. „Ist meinem Gemahl etwas geschehen? Sind meine Kinder bedroht? Sprechen Sie schnell, sagen Sie Nein, oder Ja, lassen Sie mich auf Einmal die ganze Wahrheit erfahren. Ist der König todt? Sind meine Kinder in Gefahr?“

„Nein, Majestät!“

„Nein,“ rief die Königin aufathmend. „Ich danke Ihnen, mein Herr! Sie sehen wohl, daß Sie das Schicksal falsch beschuldigen, denn Sie haben mir soeben eine Freudenbotschaft gebracht! Nochmals, ich danke Ihnen! Denn ich weiß jetzt! Ich entsinne mich! Ich habe Ihnen noch mehr zu danken. Sie waren es, welcher in der National-Versammlung die Stimme erhob und für die Unverletzbarkeit auch der Königin votirte. Es war nicht Ihre Schuld, und, — glauben Sie es mir, auch nicht die meinige, daß Ihre Stimme vereinzelt blieb, daß Niemand sich Ihnen anschloß. Man hat den König für unverletzlich erklärt, aber nicht die Königin. Und jetzt, nicht wahr, jetzt will man mich verletzen. Sagen Sie mir, was ist es? Weshalb sendet meine treue Campan Sie zu mir?“

„Majestät, ich soll Sie beschwören, nach Versailles zu kommen!“

„Was giebt es dort?“

„Noch nichts, Majestät. Aber, — ich war in der Frühe dieses Morgens noch in Paris, und was ich dort gesehen, bestimmte mich, sofort wieder umzukehren, um Eurer Majestät Nachricht zu bringen, um Eure Majestät zu warnen.“

„Was ist denn? Warum zögern Sie? Sprechen Sie frei heraus!“

„Majestät, ganz Paris ist in Bewegung, ganz Paris marschirt nach Versailles.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Marie Antoinette hastig. „Was will Paris? Will es die National-Versammlung bedrohen? Erklären Sie sich doch, denn Sie sehen wohl, ich verstehe Sie nicht.“

„Majestät, das Volk von Paris hungert. Die Bäcker haben nichts gebacken, denn sie behaupten, es sei kein Mehl mehr vorhanden. Die Feinde des Königthums haben die Erregung der Gemüther benutzt, um das Volk, um sogar die Frauen aufzuwiegeln. Das Volk hungert, das Volk kommt nach Versailles, um den König um Brod zu bitten. Zehntausend Weiber sind auf dem Wege nach Versailles, begleitet von bewaffneten Männerschaaren.“

„Lassen Sie uns eilen, mein Herr, ich muß zu meinen Kindern,“ rief die Königin, und mit lebhaften Schritten eilte sie vorwärts. Keinen Blick mehr des Abschieds, kein Lebewohl mehr für die Meierei von Trianon! Und doch ist es das letzte Mal, daß Marie Antoinette dieselbe betritt! Sie wird nicht mehr hierher zurückkehren, sie wendet Trianon für immer den Rücken.

Beflügelten Schrittes geht sie vorwärts; Toulan wagt es nicht, sie anzureden, und sie hat vielleicht seine Gegenwart ganz und gar vergessen. Sie weiß nicht, daß ein Getreuer ihr nahe ist, sie weiß nur, daß ihre Kinder in Versailles sind, und daß sie zu ihnen hin will, um sie zu beschützen, hin auch zu dem König, um mit ihm zu sterben, wenn es sein muß.

Jetzt, da sie nicht mehr fern waren von der großen Allee des Parkes von Versailles, jetzt kam der Graf von Saint-Priest dahergerannt, und seine bestürzten Mienen, sein schreckensbleiches Gesicht bestätigten der Königin die Nachrichten, welche Toulan ihr gebracht.

„Majestät,“ sagte der Graf athemlos, „ich wollte mir erlauben, Ew. Majestät in Trianon aufzusuchen. Es sind schlimme Nachrichten angelangt.“

„Ich weiß es,“ erwiderte die Königin ruhig. „Zehntausend Frauen marschiren nach Versailles. Herr

Toulan hat mich benachrichtigt, und Sie sehen wohl, ich komme, um die Frauen zu empfangen."

Doch auf Einmal blieb sie stehen und wandte sich an Toulan, der hinter ihr herschritt wie der getreue Diener seiner Herrin!

„Mein Herr," sagte sie, „ich danke Ihnen, und ich weiß, daß ich auf Sie rechnen darf. Ich bin gewiß, daß Sie auch heute, wie immer, für unser Wohl bedacht sein, und des Schwures der Treue eingedenk bleiben werden, welchen Sie einst in meine Hand geleistet. Leben Sie wohl! Gehen Sie in die National-Versammlung! Ich gehe in das Schloß, und thun wir Jeder seine Pflicht!"

Sie grüßte Toulan mit einem leisen Neigen ihres Hauptes, einem leuchtenden Dankesblick ihrer schönen Augen, und schritt dann weiter, die große Allee hinauf, dem Schlosse zu.

Alles war in Versailles in Verwirrung und Bewegung. Alles lief durcheinander, Alles hatte den Kopf verloren. Jeder fragte, und Keiner antwortete, denn der Einzige, welcher zu antworten hatte, der König, war nicht da! Er war noch nicht heimgekehrt von der Jagd in Meudon!

Die Königin aber war da, und sie übernahm mit stolzer Ruhe, mit furchtloser Ueberlegung das Amt des Königs. Sie sandte vor allen Dingen den Stallmeister des Königs, den Marquis von Cubières, dem König entgegen, um ihn zur eiligen Heimkehr zu veranlassen. Sie beauftragte den Grafen von Saint-Priest, den Minister des Innern, eine Abtheilung der Garden in das Innere des Schlosses zu legen, sie ermuthigte die verzagten Frauen, sie lächelte ihren Kindern, welche scheu und angstvoll über die Verwirrung, welche sie umgab, sich zu der Königin flüchteten, und sich an sie anklammerten, freundlich zu.

Immer schlimmere Nachrichten kamen indessen in das Schloß. Es waren gleichsam die Sturmvögel, welche dem Orkan voranzogen. Sie meldeten die nahe Ankunft des Volkes von Paris, der Weiber, die jetzt nicht mehr unbewaffnet waren, denen Tausende von Nationalgardisten sich angeschlossen hatten, welche, um dem Zuge der Weiber ein imposanteres und stolzeres Ansehen zu geben, auch zwei Kanonen mit sich gebracht hatten, und mit Messern und Flinten, und Piken und Hacken bewaffnet, wilde Kriegslieder singend, jetzt heran marschirten im Gefolge der Weiber.

Die Königin hörte Alles ohne Schrecken, ohne Furcht an. Sie befahl den Frauen, welche weinend und wehklagend sie umringten, sich in die inneren Gemächer zu begeben, und den Dauphin und Madame zu behüten und zu bewachen, die Thüren hinter sich zu verschließen, und Niemand einzulassen, Niemand, außer ihr.

Mit einem Kusse nahm sie von ihren Kindern Abschied, und hieß sie furchtlos sein und unbekümmert. Sie blickte ihnen nicht nach, als die Frauen sie von dannen führten, sie athmete hoch auf, da die Thüren sich hinter ihnen schlossen.

„Jetzt habe ich Muth, Alles zu ertragen," sagte sie zu Herrn von Saint-Priest. „Meine Kinder sind in Sicherheit! Wenn nur erst der König da wäre!"

In demselben Moment öffnete sich die Thüre und der König trat ein. Marie Antoinette eilte ihm entgegen, warf sich mit einem lauten Freudenruf in seine Arme, und lehnte ihr Haupt, das vorher so muthig und so stolz gehoben war, matt an seine Schulter.

„O Sire, mein theurer Sire, Gott sei Dank, daß Sie da sind. Nun fürchte ich nichts mehr! Sie werden uns nicht untergehen lassen in Schmach und Elend! Sie werden allen diesen Verzagten Muth einflößen, und den Unthätigen sagen, was sie zu thun haben. Sire, Paris marschirt gegen uns, aber mit uns ist Gott und Frankreich! Sie werden die Ehre Frankreichs und Ihrer Krone vertheidigen gegen die Empörer und Rebellen!"

Der König antwortete verlegen, ausweichend. „Man muß zuerst hören, was die Leute wollen," sagte er, „man darf ihnen nicht drohend entgegen treten, man muß erst mit ihnen unterhandeln."

„Sire," rief die Königin entsetzt, „mit den Rebellen unterhandeln heißt ihnen Recht geben, und Sie werden, Sie können das nicht wollen!"

„Ich will mit meinen Ministern berathen," sagte der König, auf die Minister hindeutend, welche, von Herrn von Saint-Priest berufen, eben in das Gemach eintraten.

Aber welche Berathung war dies! Jeder machte Vorschläge, und doch war Jeder rathlos! Niemand wollte es wagen, die Verantwortung des kühnen Handelns auf sich zu nehmen, und doch fühlte Jeder, daß mit jeder Minute die Gefahr sich vergrößerte, daß etwas geschehen müsse. Aber was? Das war die Frage, welche Niemand zu entscheiden wagte, der gegenüber auch der König stumm blieb! Nur die Königin nicht.

„Sire," rief sie mit glühenden Wangen, mit blitzenden Augen, „Sire, Sie haben das Königthum zu retten und zu vertheidigen gegen die Revolution. Der Kampf ist da, und man darf ihm nicht ausweichen. Rufen Sie Ihre Garden, stellen Sie sich an ihre Spitze und erlauben Sie mir, an Ihrer Seite zu bleiben. Wir dürfen uns nicht der Revolution unterwerfen, und wenn wir sie nicht bezwingen können, so darf sie doch nur über unsere Leichen in das Schloß der Könige eintreten. Sire, wir müssen entweder als Könige leben, oder als Könige zu sterben wissen!"

Aber Ludwig beantwortete diesen Aufschrei einer kühnen Frauenseele nur mit Zurückhaltung, mit Schüchternheit. Pläne wurden gemacht und verworfen, man berieth, man deliberirte immer noch, als von der Straße herauf schon das wilde Geheul des Volkes ertönte.

Die Königin hatte sich bleich und doch ruhig aus dem Berathungszimmer in das Nebengemach zurückge-

zogen. Da lehnte sie an der Thür, und horchte auf die Worte der Minister, und auf die ängstlichen Rathschläge der Hofherren, auf die Berichte, welche Neuhinzukommende von den Straßen hereinbrachten.

Das Volk war da, es strömte durch die Straßen von Versailles heran nach dem Schlosse. Die Nationalgarde von Versailles hatte mit den Parisern fraternisirt. Man hatte einzelne Soldaten von der königlichen Garde bedroht und insultirt, sie von ihren Pferden heruntergerissen!

Die Königin hörte das Alles, und hörte dazu die Berathungen des Königs und seiner Minister, welche immer noch nicht zu einem festen Entschlusse kommen konnten, welche schwankten und überlegten, während von der Straße her die fürchterliche Entscheidung immer näher heranrückte.

Schon knallen Flintenschüsse auf dem großen Platze vor dem Schlosse, man hört wildes Geschrei, laute, kreischende Stimmen. Marie Antoinette verließ ihre Stelle an der Thür und eilte an das Fenster, von welchem man einen Ueberblick über den Platz vor dem Schlosse hatte.

Sie sah diese düstere Staubwolke, welche sich dort links aus der Pariser Straße heranwälzte, sie sah die ihnen voraufsprengenden herrenlosen Pferde einzelner Gardes du Corps, welche das Volk getödtet haben mochte. Sie hörte das wüthende Gebrause, welches wie eine vom Sturmwind getriebene Welle immer näher heranrauschte, und sie sah jetzt diese schwarze, unheimliche Welle aus der Pariser Straße sich heranwälzen mit Donnergeheul, mit Wuthgebrüll.

Welch' eine furchtbare Masse! Heulende, kreischende Weiber mit aufgelöstem Haar, mit wüthenden Geberden die nackten Arme gegen das Schloß drohend erhebend, die Augen flammend, der Mund von Verwünschungen überströmend. Wilde Männergestalten mit zerrissenen Blousen, die Aermel über den bestaubten und beschmutzten Armen aufgestreift, mit den Piken, den Messern, den Flinten hinauf drohend nach dem Schloß, dazwischen Nationalgardisten, Arm in Arm mit den Blousenmännern, den Weibern. Zuweilen wüthendes Schreien und Toben, dann gellendes Lachen, oder drohende Ausrufungen!

Näher und näher wälzte sich diese unheimliche Woge des Verderbens heran zu dem Königsschloß. Nun ist sie da! Nun schlagen wüthende Fäuste an die eisernen Gitter vor dem innern Schloßhof, und drohende Stimmen begehren Einlaß, und hundert und hundert Weiber kreischen mit wilden Geberden: „Wir wollen hinein! Wir wollen den Bäcker sprechen! Wir wollen die Gedärme der Königin essen, wenn wir sonst nichts zu essen bekommen!"

Und tausend und tausend Weiberstimmen wiederholen es: „Ja! Wir wollen die Gedärme der Königin, wenn wir sonst nichts zu essen bekommen!"

Marie Antoinette trat von dem Fenster zurück, ihre Miene war ernst und trotzig, ein verächtliches Lächeln umspielte ihre stolz emporgezogene Oberlippe, ihr Haupt war hochgehoben, ihr Gang entschlossen, würdevoll.

Sie begab sich wieder zum König und seinen Ministern. „Sire," sagte sie, „das Volk ist da. Zum Fliehen, wie Sie es wollten, ist es nun zu spät. Es bleibt Ihnen nun nichts mehr übrig, als sich zu vertheidigen, und dem Dauphin, Ihrem Sohne, wenigstens die Krone zu retten, wenn sie von unserm Haupte fällt!"

„Es bleibt uns noch übrig, das Volk zu seiner Pflicht zurückzuführen," erwiderte der König sanft. „Man hat es über uns getäuscht, man hat es aufgeregt. Wir wollen versuchen, es zu versöhnen, und es über uns und unsere väterlichen Absichten aufzuklären."

Die Königin starrte einen Moment wie entsetzt in das sanfte, lächelnde Angesicht des Königs, dann mit einem tiefen Schmerzenslaut, der wie das letzte Stöhnen eines Sterbenden aus ihrer Brust hervorkam, wandte sie sich ab, und schritt dem Prinzen von Luxemburg, dem Capitain der Gardes du Corps, entgegen, der eben in den Saal eintrat.

„Wollen Sie uns melden, daß das Volk das Schloß erobert hat?" rief sie mit einem zornigen, letzten Aufschrei ihrer Seele.

„Madame," erwiderte der Prinz, wenn das geschehen wäre, würde ich nicht lebend hier sein. Nur über meine Leiche wird der Pöbel in dieses Schloß eindringen."

„Ach," murmelte Marie Antoinette in sich hinein, „es giebt noch Männer in Versailles, es sind noch Tapfere da, welche uns vertheidigen!"

„Was bringen Sie, Capitän?" fragte der König, der jetzt herangetreten war.

„Sire, ich komme, mir Ihre Befehle zu holen," erwiderte der Prinz, sich ehrfurchtsvoll verneigend. „Diese Cohorte scheußlicher Megären wird immer wüthender, immer unverschämter. Tausend und tausend Arme rütteln an den Gittern, man feuert wohlgezielte Flintenschüsse auf die Gardes du Corps. Ich ersuche Ew. Majestät, mir Befehle zu ertheilen, um den Angriff der wüthenden Weiber zurückzuweisen!" .

„Welch' eine Idee, Capitän," rief Ludwig achselzuckend. „Befehle zum Kriegsangriff gegen Weiber! Sie scherzen, Prinz.*"

Und der König wandte sich an den Grafen La Marck, der eben in den Saal eingetreten war. „Sie kommen mit einer neuen Nachricht. Was ist es, Graf?"

„Sire, die Weiber verlangen durchaus mit Eurer Majestät zu sprechen, um Ihnen ihre Klagen vorzutragen."

„Ich will sie hören," rief der König lebhaft. „Sagen Sie den Frauen, sie sollen sechs aus ihrer Mitte

* Des Königs eigene Worte. Siehe: Weber: Mémoires Vol. I. pag. 433.

auswählen, und führen Sie dieselben dann in mein Cabinet. Ich begebe mich dorthin."

„Sire, Sie wollen der Revolution Audienz geben," rief Marie Antoinette, indem sie heftig den Arm des Königs festhielt, welcher sich anschickte, den Saal zu verlassen. „Ich beschwöre Sie, mein Gemahl, lassen Sie sich nicht hinreißen von Ihrem großmüthigen Herzen! Lassen Sie die Majestät des Königthums nicht von den wüthenden Händen dieser Furien beschmutzt werden! Bleiben Sie! Oh Sire, wenn meine Bitten, meine Wünsche irgend etwas über Sie vermögen, bleiben Sie! Senden Sie einen Ihrer Minister, um in Ihrem Namen mit den Weibern zu verhandeln. Aber confrontiren Sie nicht die Würde Ihrer Krone mit der Frechheit der Weiber! Sire, diesen Weibern Audienz geben heißt der Revolution Audienz geben! Und von dem Augenblicke an, wo das geschieht, ist die Revolution die Siegerin über das Königthum! Gehen Sie nicht, oh gehen Sie nicht!"

„Ich habe mein Wort gegeben, Marie," erwiderte Ludwig sanft. „Ich habe den Frauen sagen lassen, daß ich sie empfangen wolle, und diese Frauen sollen nicht sagen, daß sie gleich das erste Mal, wo ihr Fuß das Schloß ihres Königs betreten hat, von diesem Könige getäuscht worden sind. Und sehen Sie nur, da kehrt der Graf schon zurück, um mich abzuholen!"

Und der König folgte hastigen Schrittes dem Grafen La Marck, der eben wieder in der Thür des Saales erschienen war.

Sechs Weiber, von wilder Geberde, mit bestaubten schmutzigen Kleidern, das Haar verwirrt unter den runden, weißen Mützen hernieder hängend, waren in dem Kabinette des Königs versammelt, starrten dem Eintretenden entgegen mit wilden trotzigen Augen. Aber sein sanftes mildes Erscheinen, seine leutselige Stimme schien sie zu überraschen, und Louise Chably, die Sprecherin, welche die Weiber sich erwählt hatten, fand nur schüchterne, bescheidene Worte, um dem König das Unglück, die Noth und den Jammer des Volkes zu schildern, um ihn um Abhülfe und Erbarmen anzuflehen.

„Ach, meine Kinder," erwiderte der König seufzend, „glaubt es mir nur, es ist nicht meine Schuld, daß Ihr unglücklich seid, und ich bin noch viel unglücklicher als Ihr. Ich werde den Directoren der Kornmagazine von Corbeil und D'Estampes Ordre ertheilen, alles Korn und Mehl, was sie erübrigen können, herzugeben. Wenn man immer meinen Befehlen gehorcht hätte, stände es besser um uns Alle! Könnte ich Alles selbst thun, darauf achten, daß überall meine Befehle pünktlich ausgeführt werden, so würdet Ihr nicht unglücklich sein, und Ihr würdet wenigstens erkennen müssen, daß Euer König Euch liebt, wie ein Vater seine Kinder, und daß nichts ihm so sehr am Herzen liegt, als Euer Wohl! Geht, meine Kinder, sagt das Euern Freundinnen, sagt ihnen, daß sie der Liebe ihres Königs vertrauen, und friedfertig wieder heimkehren sollen nach Paris!" *

„Es lebe der König! Es lebe unser Vater!" riefen die besänftigten, gerührten Frauen, als sie zitternd mit Thränen in den Augen das Cabinet des Königs verließen, um hinabzugehen und den Weibern drunten zu wiederholen, was der König ihnen gesagt.

Aber dieser Ruf fand keinen Anklang mehr unter den aufgeregten Massen.

„Wir hungern, wir wollen Brod haben," schrieen die Weiber. Wir lassen uns nicht mehr mit Worten abspeisen. Der König soll uns Brod geben, dann werden wir sehen, daß er uns wie ein Vater liebt, dann wollen wir nach Paris zurückkehren. Wenn der Bäcker glaubt, daß er uns mit Worten satt machen kann, mit schönen Redensarten uns heimschicken kann, dann hat er sich geirrt!"

„Wenn er kein Brod hat, soll er uns die Bäckerfrau zu verspeisen geben," brüllte ein Mann mit einer Pike im Arm, einer rothen Mütze auf dem Haupt. „Die Bäckerfrau hat all unser Brod gegessen, es ist nicht mehr als billig, daß wir sie jetzt essen!"

„Die Gedärme der Königin," erneuerte sich der Ruf, „gebt uns die Gedärme der Königin!"

Marie Antoinette hörte diesen Ruf, aber er schien sie nicht zu erschrecken. Mit einer hoheitsvollen, stolzen Bewegung wandte sie den leuchtenden Blick den Ministern, den Cavalieren zu, welche bleich und rathlos um das Königspaar sich versammelt hatten.

„Ich weiß, dies Volk ist von Paris gekommen, um meinen Kopf zu fordern! Ich habe aber von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten, und ich werde ihn mit Standhaftigkeit und Muth erwarten. †

Und standhaft und muthig blieb Marie Antoinette diesen ganzen fürchterlichen Abend, der jetzt mit seinen schwarzen Fittigen sich über Versailles niedersenkte.

Draußen tobte der Aufruhr, sang die Revolution, der Haß, die Wuth der aufgestachelten Menge blutige Lieder, schlichen verhüllte, verkappte Gestalten, die Führer der Revolution unter den Massen umher, feuerten sie an zu neuen Ausbrüchen der Wuth, hetzten den Groll gegen den Bäcker, die Bäckerfrau zu neuen Flammen an. Man zündete Fackeln an, um sich die schwarze Nacht zu erhellen, und das blutrothe Licht schien die Gemüther noch mehr zu entflammen. Wilde Tänze, mit den Fackeln in den Händen, wurden ausgeführt von den Weibern, und die Männer brüllten dazu als Accompagnement die Lieder, welche den König verspotteten und der Königin den Tod droheten.

* Des Königs eigene Worte. Siehe: A. de Beauchesne, Louis XVI. Sa vie, son agonie etc. I. pag. 43.

† Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Gondrecourt. Histoire de Marie Antoinette. pag. 194.

Zuweilen schlugen die Fackeln mit ihrem flackernden Glanz, ihrem Widerschein hinein in die Säle des Königsschlosses, in denen alle Minister, alle Diener des Königs in feiger Muthlosigkeit, in entsetztem Schweigen sich befanden. Aber unter allen diesen Rathgebern des Königs befand sich nur ein Mann — dieser Mann war die Königin Marie Antoinette! Sie allein behielt ihre Standhaftigkeit, ihre Entschlossenheit; sie sprach mit Jedem, hatte für jeden ein freundliches, ermunterndes Wort. Sie ermahnte die Verzagten, sie versuchte zuweilen sogar noch, den König zu festen Entschlüssen anzufeuern, und beklagte sich dennoch nicht, wenn es ihr mißlang.

Einmal leuchtete ihr Antlitz noch auf in Hoffnung und Freude. Das war, als eine Anzahl Deputirten, geführt von Toulan in den Saal eintrat, um dem Königspaar ihre Dienste anzubieten, und um die Erlaubniß zu bitten, in der Umgebung des Königs und der Königin bleiben zu dürfen.

Aber kaum war ihnen diese Bitte gewährt, als die beiden Secretaire des Präsidenten der Nationalversammlung in den Saal eintraten, um im Namen des Präsidenten die Deputirten an ihre Pflicht zu mahnen, sich sofort in den Sitzungssaal zu begeben, in welchem man sich so eben zu einer nächtlichen Sitzung versammelte, um zu berathen, was geschehen solle.

„Sie rufen unsere letzten Freunde von uns ab," murmelte die Königin, „denn sie wollen, daß wir ganz ohne Schutz und Beistand sein sollen!"

Auf einmal ward das Geschrei und Gebrüll unten auf dem Platze noch lauter, noch wüthender. Flintenschüsse ertönten, dazwischen hörte man das Brausen des vieltausendstimmigen Aufruhrs, das auf einmal übertönt ward von dem Donner eines Kanonenschlages. Waffengeklirre, Gerassel heransprengender Pferde ertönte, dann wieder Gewehrschüsse, Geschrei von Verwundeten!

Der König hatte sich zu einer letzten Berathung mit seinem Ministern und einigen Getreuen zurückgezogen. Bei diesem furchtbaren Lärm, diesem Gewehrfeuer, diesem Triumphgeschrei galt sein erster Gedanke der Königin. Er erhob sich hastig und eilte in den Saal.

Niemand war da, der rothe Schein der Fackeln warf von unten herauf grelle Lichter durch den verödeten Saal, und zeichnete hier und da wunderbare Schatten verzerrter Menschengestalten mit erhobenen Armen, mit drohenden Fäusten an die Wand.

Hastig durcheilte der König den so grauenhaft beleuchteten Saal, rief mit lauter Stimme nach der Königin, stürzte in ihr Cabinet, dann in ihr Schlafzimmer — aber auch dort war Marie Antoinette nicht zu finden, gab Niemand Antwort auf den angstvollen Ruf des Königs.

Von draußen nur tönte es immer wilder, immer entsetzlicher, das tobende Geheul, das Fluchen und Schreien.

Der König sprang die kleine Treppe hinauf, welche zu den Gemächern der Kinder von Frankreich führte, hastig nun durch das verödete Vorzimmer, wo die Thür geöffnet war, welche in das Schlafgemach des Dauphins führte.

Und in dieser Thür bleibt Ludwig stehen, und schauet aufathmend auf die Gruppe hin, welche seinem gerührten Auge sich darbietet.

Der Dauphin liegt in seinem Bettchen und schläft mit ruhig lächelndem Angesicht. Vor dem Bette steht Marie Antoinette, hoch aufgerichtet, in stolzer, ruhiger Haltung.

„Marie," sagte der König tief bewegt, „Marie, ich suchte Sie!"

Die Königin wandte langsam das Haupt zu ihm um, und deutete auf den schlummernden Prinzen. „Sire," erwiderte sie ruhig, „ich war auf meinem Posten." *

Ludwig, hingerissen von dieser Majestät der Mutterliebe, eilte zu seiner Gemahlin hin, und schloß sie in seine Arme. „Bleibe bei mir, Marie," sagte er, „verlasse mich nicht. Flöße mir Deinen Muth und Deine Entschlossenheit ein!"

Die Königin seufzte und schüttelte traurig ihr Haupt. Sie hatte kein Wort des Vorwurfs, sie sagte es nicht, daß sie nicht mehr an den Muth, die Entschlossenheit des Königs glaube, daß sie keine Hoffnung mehr habe.

Jetzt öffneten sich die beiden Thüren des Gemaches. Von der einen Seite kamen die Frauen der Königin, und die Gouvernante des Dauphins, von der andern Seite einige Cavaliere des Königs, um ihn abzurufen in den Saal der Audienzen.

Nach dem ersten Schrecken hatte Jeder sich wieder aufgerafft zum Bewußtsein, zur strengen Pflichterfüllung, beeiferten sich Alle, dem König und der Königin unaufgefordert die Schwüre der Treue darzubringen.

Die Cavaliere kamen, um dem Könige zu melden, daß etwas Neues sich begeben habe, und daß dies die Veranlassung des furchtbaren Getöses drunten auf dem Platze gewesen.

Die Nationalgarde von Paris war angelangt, sie hatte mit der Nationalgarde von Versailles, mit dem Volke fraternisirt, sie war von den Weibern mit Jubelgeschrei, von den Männern mit Flintenschüssen begrüßt worden. Dann war der General Lafayette in das Schloß eingetreten, um dem Könige seine Dienste anzubieten, und er ließ jetzt die Majestäten um Audienz ersuchen.

„Kommen Sie, Madame," sagte Ludwig, schnell erheitert, „lassen Sie uns den General empfangen. Sie sehen wohl, es steht nicht so schlimm mit uns, als Sie denken! Wir haben noch treue Diener, welche zu unserm Beistande herbeieilen!"

* Dieses Zwiegespräch, so wie diese ganze Scene ist historisch. Siehe: Beauchesne, Louis XVII. I.

Die Königin erwiderte nichts, sie folgte ruhig und sanft dem Könige in den Saal, in welchem Lafayette, umgeben von den Ministern, den Cavalieren, sich befand, und beim Eintritt des königlichen Paares demselben entgegeneilte zur ehrfurchtsvollen Begrüßung.

„Sire," sagte der General Lafayette mit heiterer Zuversicht, „Sire, ich bin hieher gekommen, um Eure Majestäten und die Nationalversammlung zu schützen gegen alle Diejenigen, welche es wagen wollen, dieselben zu bedrohen!"

„Sind Sie von der Treue und Zuverlässigkeit Ihrer Truppen überzeugt?" fragte die Königin, deren flammende Augen auf dem Antlitz Lafayette's ruhten, als wollte sie auf demselben seine innigsten Gedanken lesen.

Aber diese Augen verwirrten die heitere Ruhe des Generals nicht. „Ich weiß, Madame, daß ich auf die Treue meiner Soldaten zählen darf," erwiderte er ruhig. „Sie sind mir bis in den Tod ergeben, und sie werden, da ich es ihnen befehle, über die Sicherheit des Königs und der Königin wachen, und jede Beleidigung von ihnen abwehren."

Die Königin überhörte das Beleidigende dieser prahlerischen Worte, sie gab sich den Anschein, ihnen Glauben zu schenken. Sie glaubte ihnen zuletzt wirklich, denn Lafayette wiederholte mit so tiefer Ueberzeugung, daß von jetzt an für den König und die königliche Familie nichts mehr zu fürchten, daß alle Gefahr vorüber sei. Die Posten sollten in dieser Nacht von seinen Truppen besetzt werden; die Pariser Nationalgarde sollte die Ruhe und den Frieden in Versailles wieder herstellen, und die Volksmassen überwachen, welche sich auf dem großen Platze vor dem Schlosse gelagert hatten.

Lafayette sagte gut für seine Armee, für die heulenden, brüllenden Weiber, für die fluchenden, rasenden Männer!

Und der König ließ sich beruhigen von diesen Versicherungen des Generals Lafayette, und auch Marie Antoinette that es endlich!

Der König ertheilte den Gardes du Corps Befehl, nach Rambouillet zu marschiren, und nur die diensthuenden Wachen blieben im Schlosse zurück.

Rings um das Schloß bezogen die Soldaten Lafayette's die Posten. Der General machte noch einmal bei ihnen Allen die Runde und dann, als ob man sich in der größten Ruhe und Sicherheit befände, — dann begab sich der General Lafayette in das Palais Noailles, um dort zu übernachten, und in ruhigem Schlafe sich zu erquicken von den Mühen des Tages.

Auch der König hatte sich in seine Gemächer begeben, und die Kammerdiener, welche Sr. Majestät beim Auskleiden behülflich gewesen, hatten das Schlafgemach noch nicht verlassen, als das laute, gleichmäßige Athmen, das hinter den Seidenvorhängen des Bettes hervordrang, ihnen sagte, daß der König bereits in Schlaf gesunken.

Auch die Königin hatte sich zur Ruhe begeben, und indem sie müde und schwer ihr Haupt in die Kissen niedersinken ließ, hatte sie liebreich auch ihre beiden Frauen gebeten, sich gleichfalls niederzulegen.

Stille herrschte nun in dem dunkeln Schlosse zu Versailles. Der König und die Königin schliefen.

Aber durch die öden, dunkeln Säle, welche heute so viel Angst und Schrecken erfüllt hatte, tönte jetzt der Wiederhall der tobenden und brüllenden Stimmen, welche von dem Platze emporschallten, und welche Verwünschungen gegen die Königin ausstießen.

Im Schlosse von Versailles schlief man, aber draußen vor dem Schlosse wachte der Aufruhr, der Haß, und umschlich mit wilden Mordgedanken das Schloß der Könige von Frankreich!

Wie bald, und diese Gedanken sollten zur That werden! Schlafe nur, Marie Antoinette, schlafe! Eine letzte Stunde der Ruhe, der Sicherheit!

Eine letzte Stunde! Noch ehe der Morgen dämmert, wird der Haß Dich wecken, und der Mord seine grausige Stimme erschallen lassen durch die Säle der Könige von Frankreich!

13.

Die Schreckensnacht.

Marie Antoinette schlief! Die furchtbaren Aufregungen des vergangenen Tages und des stürmischen, von so vielen Ereignissen bewegten Abends hatten die Kräfte der Königin erschöpft, und sie war in jenen tiefen traumlosen Schlaf gesunken, den die mitleidige und gnadenvolle Natur zuweilen Denen sendet, welche das Schicksal heimsucht mit großem Leid und schwerem Unheil!

Marie Antoinette schlief. Im Innern des Schlosses herrschte tiefe Ruhe, und von dem Hofe des Schlosses hatte sich Lafayette zurückgezogen, um auch zu schlafen. Dort unten aber auf diesem Hofe wachte die Revolution und spähte hinauf zu den dunklen Mauern und suchte mit den Blicken des Hasses und der Rache nach den Fenstern, hinter welchen die Königin von Frankreich schlief.

Das Königthum hatte in Frankreich seit Jahrhunderten so viel gesündigt, so viel verbrochen, daß die Liebe des Volkes sich endlich in Haß verwandeln mußte. Das Königthum hatte in Frankreich so lange „Wind gesäet," daß es sich jetzt nicht wundern durfte, wenn es Sturm erndten mußte. Die Verbrechen, die Schuld, die Immoralität, welche Ludwig der Vierzehnte, welche der Regent von Orleans, welche Ludwig der Fünfzehnte auf dem Boden Frankreichs gesäet, hatten einen

Abgrund zwischen dem Königthum und dem Volke gegraben, und aus demselben mußte jetzt die Revolution hervorsteigen, um diese Verbrechen, diese Sünden der Vergangenheit zu rächen und zu strafen an der Gegenwart. Denn „die Sünden der Väter sollen gerächt werden an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied."

Marie Antoinette wußte das nicht, sie sah nicht den Abgrund, der zwischen dem Volk und dem Königthum sich aufgethan, ihre Höflinge und Schmeichler hatten ihr denselben mit Blumen überstreuet, und mit den Jubelklängen heiterer Feste hatte man das Wehegeschrei und die Klagetöne des Volkes für sie unhörbar gemacht!

Jetzt aber waren die Blumen hinweggerissen, die Jubelklänge verstummt, und Marie Antoinette sah den Abgrund zwischen dem Königthum und dem Volk, sie hörte die Verwünschungen, das Wuthgebrüll dieser empörten, rasenden Menschen, welche aus demüthigen, gehorsamen Unterthanen sich jetzt in drohende, gewaltthätige Rebellen verwandelt hatten. Sie schauete festen Auges hinunter in den Abgrund, und sie sah die Ungeheuer der Tiefe aus demselben emporsteigen, um sie und ihr ganzes Haus zu verderben; aber sie wollte dennoch nicht zurückweichen, nicht nachgeben. Lieber hinunterstürzen und zerschellt werden, als demüthig und elend aus ihrer Erniedrigung sich einen Steg machen, der sie hinüberführte, um auf der andern Seite, im Lager der Feinde, sich eine Zuflucht zu suchen! Besser zu sterben mit der Krone auf dem Haupt, ehrenvoll und muthig, als zu leben, der Krone beraubt, in Demuth und Unterthänigkeit!

Das dachte Marie Antoinette, als sie nach diesem furchtbaren Tage endlich spät in der Nacht sich zur Ruhe begab, das war ihr Gebet, mit welchem sie niedersank auf ihr Lager.

„Gieb mir die Kraft, mein Gott, als Königin zu sterben, wenn ich nicht mehr als Königin leben kann! Und stärke meinen Gemahl, daß er nicht blos ein guter Mann, sondern auch ein König sei!"

Mit diesem Gebet auf den zitternden Lippen war sie eingeschlafen. Aber als die Campan vorsichtig auf den Zehen zu dem Bette der Königin heranschlich, um neben demselben sich niederzulassen und den Schlaf der Gebieterin zu überwachen, schlug Marie Antoinette noch einmal wieder die Augen auf, und nickte der Getreuen freundlich zu.

„Gehen Sie zu Bette, Campan," sagte sie, „und auch die zweite Kammerfrau soll sich niederlegen. Ihr bedürfet Alle der Ruhe nach diesem schlimmen Tage, und der Schlaf thut so wohl. Gehen Sie, Campan, gute Nacht!"

Frau von Campan mußte wohl gehorchen, und sie schlüpfte leise hinaus in das Vorzimmer, wo die beiden andern Kammerfrauen sich befanden. „Die Königin schläft," flüsterte sie leise, „und sie hat befohlen, daß auch wir uns zur Ruhe begeben. Werden wir es thun?"

Die beiden Damen antworteten nur mit einem Kopfschütteln, einem Achselzucken.

„Ich wußte es wohl, daß wir einig sind," sagte Frau von Campan, ihnen ihre Hände reichend. „Für uns darf es in dieser Nacht keinen Schlaf geben, denn wir müssen die Königin bewachen. Kommen Sie, meine Freundinnen, lassen Sie uns in das Vorzimmer gehen. Wir werden dort Herrn von Varicourt finden, und der wird uns sagen, was sich draußen begiebt."

Leise auf den Zehen, schlichen die drei Frauen, hinaus in die zweite Antichambre, welche nur spärlich und trübe durch ein paar verglimmende Wachskerzen erhellt war, und in ihrer öden Unordnung, mit dem wüsten Durcheinander von verschobenen Stühlen, Divans und Tischen eine traurige Rückerinnerung bot an die wilden Weiberschaaren, welche am vergangenen Tage mit Gewalt in dies Gemach eingedrungen waren, und begehrt hatten, den König zu sprechen. Man hatte ihnen gesagt, daß dies das Vorzimmer der Königin sei, und sie hatten sich entfernt, um sich nach dem Vorzimmer des Königs zu begeben. Aber — sie kannten nun den Weg, der zu den Gemächern der Königin führte, sie wußten nun, daß, wenn man sich nach der linken Seite des Schlosses hinwandte, man sogleich in die von der königlichen Familie bewohnten Gemächer gelange, und daß die Königin die nächstgelegenen Zimmer, gleich hinter dem Saale der Schweizergarde, bewohne.

Daran dachte Frau von Campan, als sie einen trostlosen Blick auf diese Antichambre warf, welche den Schweizersaal begrenzte, und dieser Gedanke erfüllte sie mit Entsetzen.

Und Varicourt war noch nicht da, nichts unterbrach die öde Stille um sie her, als das wüste Geschrei, das Lärmen und Singen da draußen.

„Lassen Sie uns wieder zurücktreten in den Wartesaal," flüsterten ihre Begleiterinnen, „es ist unheimlich hier. Hören Sie nur, wie sie jauchzen und lachen! Oh mein Gott, es ist eine fürchterliche Nacht!"

„Ja, eine fürchterliche Nacht," seufzte Frau von Campan, „und der Tag, welcher ihr folgt, mag noch fürchterlicher sein. Aber wir dürfen den Muth nicht sinken lassen. Alles kommt darauf an, daß wir die Entschlossenheit haben, der Gefahr zu trotzen und unsere Gebieterin zu beschützen. Und sehen Sie, da kommt Herr von Varicourt," fuhr sie lebhaft fort, als eben die Thüre sich leise öffnete, und ein Offizier von der Schweizergarde eiligst hereintrat.

„Nun sagen Sie, mein Freund, was für Nachrichten bringen Sie uns?"

„Schlimme Nachrichten," seufzte Herr von Varicourt. „Die Massen da draußen vergrößern sich mit jedem Augenblick. Von Paris her sind neue Colonnen herbeimarschirt, und nicht blos Leute aus dem Volk, sondern auch die Redner und Aufwiegler der Massen ha-

ben sich eingefunden. Ueberall steht das Volk in Gruppen, und lauscht auf die wüthenden Reden, welche sie zum Königsmord, zur Revolution entflammen. Es ist eine schlimme, entsetzliche Nacht. Der Verrath, der Haß, die Bosheit umschleichen das Schloß, und die Feigheit und der Meineid schlüpfen aus dem Innern des Schlosses zu ihnen heran, und öffnen die Thüre. Viele von den königlichen Soldaten haben jetzt schon mit dem Volke gemeinschaftliche Sache gemacht, und gehen Arm in Arm mit ihnen auf dem Platze umher."

„Und was wollen diese fürchterlichen Menschen?" fragte die Campan. „Warum umlagern sie das Schloß? Was ist ihre Absicht und ihr Ziel?"

Herr von Varicourt neigte traurig sein Haupt, und ein schwerer Seufzer hob seine muthige Mannesbrust. „Sie wollen, was sie niemals erreichen sollen, so lange ich lebe," sagte er dann mit entschlossenem Blick. „Ich habe dem Königspaar Treue geschworen, und werde sie halten bis zum Tode. Mich ruft der Dienst, denn die Stunde der Ablösung naht, und ich beziehe den Posten unten an der großen Treppe, welche hierher führt. Wir werden uns, wenn die Sonne aufgegangen ist, wiedersehen, meine Freundin, oder ich werde gestorben sein. Thun wir aber bis dahin unsere Pflicht. Ich bewache die große Treppe, bewachen Sie das Schlafzimmer der Königin."

„Ja, thun wir unsere Pflicht," erwiderte Frau von Campan, dem Freunde die Hand darreichend. „Bewachen wir Diejenigen, deren Dienste wir uns geweiht, und denen wir Treue geschworen haben. Nicht wahr, meine Freundinnen, Niemand soll in das Gemach der Königin eindringen, so lange wir leben?"

„Niemand," sagten die beiden Frauen mit muthiger Entschlossenheit.

„Und Niemand soll die große Treppe hinaufschreiten, so lange ich lebe," rief Herr von Varicourt. „Adieu jetzt, meine Damen, und horchen Sie wohl auf jedes Geräusch. Wenn meine Stimme Ihnen zuruft: „Es ist Zeit!" so wecken Sie die Königin und retten Sie dieselbe, denn ihr droht alsdann Gefahr! Horch, da schlägt es drei Uhr, das ist die Stunde der Ablösung. Leben Sie wohl!"

Er wandte sich eilig nach der Thür hin, aber neben derselben blieb er stehen, und wandte sich noch einmal um. Sein Blick begegnete dem Auge der Freundin, und Frau von Campan mochte wohl die stumme Bitte dieses Blickes verstanden haben, denn sie eilte rasch zu dem Freunde hin.

„Sie haben mir noch Etwas zu sagen, mein Freund?"

„Ja meine Freundin," flüsterte er leise. „Ich habe eine Ahnung, als ob ich die Schrecken dieser Nacht nicht überleben werde. Ich habe eine Geliebte, eine Braut, Sie wissen es. Wenn ich falle im Dienste des Königs, so nehmen Sie sich ihrer an, trösten Sie meine Cecilie, und sagen Sie ihr, daß ich gestorben bin mit ihrem Namen auf den Lippen! Sagen Sie ihr, sie soll nicht um mich weinen, aber — sie soll mich auch nicht vergessen! Leben Sie wohl!"

Er öffnete rasch die Thür und eilte von dannen. Frau von Campan drückte die Thränen zurück, welche ihre Augen umdüstern wollten, und wandte sich den beiden Frauen zu.

„Jetzt, meine Freundinnen," sagte sie mit stolzer entschlossener Stimme, „jetzt lasset uns wieder zurückkehren in den Wartesaal, und die Thüre der Königin bewachen!"

Sie ging mit festem Schritte voran und die Damen folgten ihr. Geräuschlos traten sie ein in den kleinen Saal, in dem Morgens die Damen des Hofes sich zu versammeln pflegten, welche die Ehre der kleinen Entrées hatten, und dem Aufstehen der Königin beiwohnen durften.

Frau von Campan verschloß hinter ihnen die Thüre, durch welche sie eingetreten waren, zog den Schlüssel ab, und verbarg ihn in ihrer Kleidertasche.

„Es wird Niemand mit unserm Willen hier eintreten," sagte sie. „Jetzt wollen wir uns Stühle vor die Thüre des Schlafzimmers setzen, und uns auf denselben niederlassen. Wir werden dann eine Mauer vor unserer Herrin aufgerichtet haben, eine Mauer, welche unbezwingbarer sein wird, als jede andere, denn es schlagen drei muthige Herzen in ihr."

Sie ließen sich nieder auf den Stühlen, deren hohe Rücklehnen die Thür der Königin berührten, und einander die Hände reichend, begannen sie den Dienst der heiligen Wache!

Still und öde war es um sie her. Keine der drei Frauen mochte dieses Schweigen mit einem Wort, einer Bemerkung unterbrechen. Mit stummen Lippen, mit offenen Augen saßen die drei Wächterinnen da und horchten hinaus in die Nacht. Zuweilen, wenn das Toben und Schreien da draußen lauter und wilder ward, drückten sie einander wohl die Hände und sprachen zu einander mit den Blicken, welche sie sich zuwandten, aber wenn dann das Geräusch wieder zurücksank in das stillere Gemurmel der Meereswogen, dann wandten ihre Augen sich wieder den Fenstern zu und horchten.

Langsam, in furchtbarer Trägheit schlich der Zeiger der großen Uhr drüben auf dem Kamine dahin. Frau von Campan heftete oft den Blick zu ihr hinüber und es war ihr, als müsse die Zeit aufgehört haben vorwärts zu schreiten, denn eine Ewigkeit schien ihr vergangen, als seit Herr von Varicourt von ihr Abschied genommen, und doch hatten die beiden langen spinnenfüßigen Zeiger auf dem Zifferblatte noch nicht die vierte Stunde nach Mitternacht berührt. Aber der Pendel bewegte sich doch in seinen gleichmäßigen, regelrechten Schwingungen, die Zeit ging vorwärts, nur hing an jeder Minute das Entsetzen, der Schrecken ungewisser Gefahr und dehnte sie zu einer Ewigkeit!

Endlich jetzt, langsam, mit ruhiger Gleichmäßigkeit begann die Uhr zu schlagen! Vier Uhr! Und mitten durch den wüsten Lärm hindurch vernahmen die horchenden Frauen das volle Tönen der großen Uhr aus dem Schweizersaal. Vier Uhr! Eine einzige fürchterliche Stunde erst vergangen! Noch drei Stunden, drei Ewigkeiten ehe der Tag anbricht!

Aber horch, welch' neues, welch' fürchterliches Geräusch da draußen. Das ist nicht mehr blos Singen und Jubeln, und Brüllen und Schreien, das ist Kampfesgeheul, das ist das Knattern und Krachen von Gewehrschüssen.

Die drei Frauen erhoben sich, wie von einem Gedanken, einem Herzschlag belebt. Sie schoben die Stühle zurück von der Thür, bereit, sobald die Gefahr näher heranschreite, in das Gemach der Königin einzutreten und sie zu wecken.

Frau von Campan indessen schlüpfte hinüber nach der Thür des Vorzimmers, welche sie vorher verschlossen. Sie legte ihr Ohr an das Schlüsselloch und horchte. Da drinnen war Alles still und ruhig, Niemand befand sich in dem Vorzimmer. Es drohte also keine nahe Gefahr, denn Herrn von Varicourt's Stimme hatte noch nicht den Mahnruf ertönen lassen.

Aber furchtbarer und entsetzlicher ward der Lärmen da draußen. Immer heftiger ward das Knattern des Gewehrfeuers, dazwischen tönten dumpfe Schläge, die gegen die Mauern des Schlosses gerichtet zu sein schienen, klirrendes Geräusch, als ob man das Eisengitter des Vorhofes zerschelle.

„Ich muß wissen, was es giebt," murmelte Frau von Campan, und mit kühner Entschlossenheit schob sie den Schlüssel in das Schloß, drückte die Thür auf, trat in die Antichambre und flog zu dem Fenster hin, von dem man einen freien Ueberblick über den ganzen innern Schloßhof haben konnte.

Ein furchtbarer Anblick bot sich ihr dar! Das Volk hatte das Gitter zerbrochen, es war eingedrungen in den innern Hof; in ungeheueren, schweren Massen wälzte es sich herein. Hier und dort wurden diese Massen erleuchtet von den Fackeln, welche Männer mit rasender Geberde, Weiber mit aufgelöstem Haar, mit wüthenden Mienen mit ihren nackten Armen hoch emporschwangen, und man sah dann Bilder der Nacht und der Hölle, wie die erhitzte Phantasie eines Dante sie nicht fürchterlicher anschauen konnte. Weiber, zu Furien und Baechantinnen entartet, jauchzend und jubelnd in wüthender Mordlust; Männer, wie blutdürstige Tiger anzuschauen, welche in zitternder, freudiger Wuth sich anschickten, auf ihre Beute zu springen und ihr den Todesstoß zu versetzen. Geschwungene Piken und Flinten, die roth aufleuchteten im Schein der Fackeln, geschwungene Arme und drohende Fäuste, mit Dolchen und Messern bewaffnet.

Und Alles das drängte heran an das Schloß, und alle diese erhobenen Fäuste wollten sich in Wurfgeschosse verwandeln, welche diese Mauern zerstörten, die den König und die Königin von dem Volk, die Henker von ihren Opfern trennten!

Auf einmal jetzt erschallte ein furchtbares, donnerndes Triumphgeschrei, das die Fenster erklirren machte und ein grausiges Echo fand hier oben in dem öden Saal; dann aber durch all' diesen Lärmen, dieses Schreien und Brüllen hindurch ertönte ein durchdringendes Wehgeschrei, wie nur der höchste Schmerz, die höchste Noth es menschlichen Lippen zu erpressen vermag.

„Das war ein Todesschrei," murmelte Frau von Campan erbebend und von dem Fenster zurückschwankend. „Sie haben sicher die Schweizergarde ermordet, welche das Thor bewacht, sie werden jetzt in das Schloß eindringen. Oh, mein Gott, mein Gott! Was wird aus Herrn von Varicourt werden? Ich muß wissen, was es giebt!"

Sie flog durch die Antichambre und öffnete die Thüre des Schweizersaales. Er war leer, aber außerhalb desselben hörte man verworrenes Geräusch, schreiende Stimmen, Getrampel wie von hundert und hundert heranschreitenden Menschen. Dieses Geräusch näherte sich mehr und mehr, es stieg immer lauter, immer licher werdend wie aus der Tiefe empor. Und jetzt auf einmal ward die Thür an der entgegengesetzten Seite des Saales, die Thür, welche nach außen führte, geöffnet und Herr von Varicourt, von der wüthenden, brüllenden, heulenden Menschenmenge vorwärts geschoben, erschien in derselben. Aber noch jetzt versuchte er, den vorwärts drängenden Massen Widerstand zu leisten, und mit einer blitzschnellen Bewegung sein Gewehr erhebend und es quer vor die Thür legend, hielt er es dort mit beiden Armen fest und machte aus demselben einen Schlagbaum, welcher die Heranstürzenden mindestens auf eine Minute ferne hielt — so lange mindestens, bis diese beiden Arme, welche das Gewehr hielten, im Tode erschlafften.

Und wie ein Sterbender anzusehen war Herr von Varicourt; seine Uniform zerfetzt und zerhackt, das Antlitz todesbleich und nur an der linken Seite gerötet von dem Blute, das aus einer breiten Stirnwunde niederfloß.

„Es ist Zeit, es ist Zeit," rief er mit lauter, schmetternder Stimme, und als er drüben an der halb geöffneten Thür das entsetzte Antlitz der Freundin gewahrte, flog ein letzter Strahl der Freude über seine Züge.

„Retten Sie die Königin! Man will sie ermorden!" *

Frau von Campan schloß hastig die Thür, schob den großen Riegel vor, sprang dann in wildem Ungestüm durch die Antichambre in den Wartesaal und schloß und

* Herrn von Varicourt's letzte Worte. Siehe Mémoires de Madame de Campan. II. 77.

verriegelte auch hier die Thür. Dann, nachdem sie dieses vollbracht, nachdem sie diese doppelte Mauer zwischen der schlafenden Königin und dem wüthenden Volk aufgerichtet, dann sank sie wie zerbrochen neben der Thür auf ihre Knice nieder und hob ihre gefalteten Hände zum Himmel auf.

„Erbarme Dich seiner Seele, oh Gott, nimm ihn gnädig auf in Deinen Himmel!“ murmelten ihre zitternden Lippen.

„Für wen beten Sie?“ flüsterten die beiden Kammerfrauen, die zu ihr herangeeilt waren. „Wer ist gestorben?“

„Herr von Varicourt,“ seufzte die Campan leise. „Ich hörte seinen Todesschrei, als ich die Thüre der Antichambre verriegelte. Aber wir dürfen jetzt nicht weinen und nicht klagen. Es gilt, die Königin zu retten!“

Und sie sprang von ihren Knieen empor, flog durch das Gemach hin und öffnete die in das Schlafgemach der Königin führende Thür.

In diesem Augenblick vernahm man ein furchtbares Krachen, dann ein lautes Triumphgeschrei von der äußern Antichambre.

„Die Königin! Wir wollen die Gedärme der Königin!“ brüllte und heulte es da draußen.

„Sie haben die Thüre der Antichambre eingeschlagen, sie sind schon in den Wartesalon eingetreten,“ murmelte Frau von Campan. „Es ist keine Zeit zu verlieren, Kommt, meine Freundinnen, kommt!“

Und sie eilte an das Bett der Königin, die noch immer in jenem schweren, erquickungslosen Schlafe lag, welcher die Folge der Erschöpfung und der geistigen Aufregung zu sein pflegt.

„Majestät, oh Majestät, erwachen Sie!“

„Was giebt es, Campan?“ fragte Marie Antoinette, indem sie die Augen aufschlug und sich hastig im Bette aufrichtete. „Warum wecken Sie mich. Was ist geschehen?“

Das furchtbare Getöse da draußen, das Krachen der Thür des kleinen Wartesaals gab Antwort. Die kreischende Stimmen der wüthenden Weiber, welche jetzt nur noch durch eine einzige dünne Thür von der Königin getrennt waren, belehrten sie über Alles, was geschehen.

Marie Antoinette sprang von ihrem Lager hernieder. „Kleidet mich an, rasch, rasch!“

„Unmöglich! Es ist keine Zeit mehr dazu! Hören Ew. Majestät nur, wie sie mit den Gewehrkolben gegen die Thür schlagen. Sie werden sie zerschlagen und dann sind Ew. Majestät verloren!“

„Die Gewänder übergeworfen, ohne sie zu verfestigen! Die nackten Füße in die seidenen Pantoffel! Nun fort! Majestät, fort! Durch die Seitenthüre, durch das Oeil de Boeuf!“

Frau von Campan flog voran, die beiden Kammerfrauen stützten und hielten mit ihren Armen die Königin und ihre losen Gewänder, und so flogen sie vorwärts durch die stillen und öden Gemächer und Corridore nach dem Schlafzimmer des Königs.

Es war leer, Niemand darin!

„Oh Gott, Campan, wo ist der König! Ich will zu ihm! An seiner Seite ist mein Platz! Wo ist der König?“

„Hier bin ich, Marie, hier,“ rief der König, welcher eben eintrat und die angstvolle Frage seiner Gemahlin vernommen hatte. „Ich habe mich beeilt, unsere kostbarsten Krongüter zu retten!“

Er legte den Dauphin, welcher, halb schlummernd noch, an seinem Busen ruhte, in die Arme, welche Marie Antoinette ihm entgegenstreckte, und führte ihr dann die Tochter zu, die von Frau von Tourzel hereingebracht ward.

„Jetzt,“ sagte der König ruhig, „jetzt, da ich meine lieben Schätze hier beisammen und in Sicherheit weiß, jetzt will ich gehen und sehen, was es giebt.“

Aber Marie Antoinette hielt den König, welcher das Zimmer verlassen wollte, angstvoll zurück. „Es giebt Aufruhr, es giebt Verrath und Mord da draußen,“ rief sie. „Möge das Verbrechen wagen, hier einzutreten und uns zu zerschmettern. Aber wir dürfen ihm nicht entgegengehen!“

„Wohlan,“ sagte der König, „bleiben wir hier und erwarten wir, was kommt!“

Und indem er sich an seinen eben eintretenden Kammerdiener wandte, fuhr Ludwig fort: „Man bringe mir meine Chocolade hierher! Ich will die Zeit benutzen, um zu frühstücken, denn mich hungert!“

„Sire, jetzt, Sie wollen jetzt frühstücken?“ fragte die Königin entsetzt.

„Warum nicht?“ erwiderte Ludwig ruhig. „Wenn der Körper gekräftigt ist, sieht man auch mit seinen geistigen Augen alle Dinge ruhiger und gekräftigter an. Sie sollten auch frühstücken, Marie, denn wer weiß, ob wir in den nächsten Stunden Zeit dazu finden werden!“

„Ich! oh ich bedarf keines Frühstücks,“ rief Marie Antoinette, und da sie sah, wie Ludwig eben aus den Händen des wieder eintretenden Kammerdieners die Tasse mit Chocolade entgegennahm und eifrig sich mit dem Genusse derselben beschäftigte, wandte sie sich ab, um die Thräne des Zornes und des Schmerzes zu unterdrücken, welche wider ihren Willen sich in ihre Augen drängte.

„Mama Königin,“ rief der Dauphin, der noch immer in ihren Armen lag, „ich möchte auch dejeuniren. Meine Chocolade, ich will auch meine Chocolade haben!“

Die Königin zwang sich zu lächeln, sie trug das Kind zu seinem Vater hin und ließ es sanft auf des Königs Knie niedergleiten.

„Sire,“ sagte sie, möchte der König von Frankreich seinen Sohn lehren, wie man frühstücken kann, während

draußen die Revolution tobt und mit hochverrätherischen Händen die Thüren des Königsschlosses zersprengt? Campan, kommen Sie hierher, helfen Sie mir meine Toilette in Ordnung bringen, denn ich will mich vorbereiten, der Revolution Audienz zu geben!"

Und sich in eine Ecke des Gemaches zurückziehend, machte die Königin ihre Toilette, zu welcher ihre Frauen glücklicherweise, als sie vorhin mit der Königin hierher eilten, die nöthigen Gegenstände mit sich genommen.

Während die Königin nun Toilette machte, und der König mit seinen Kindern frühstückte, begann nach und nach das Cabinet des Königs sich zu füllen. Alle die getreuen Diener des Königspaares, dann die Minister, und einige von den Deputirten des Adels waren herbeigeeilt, um in der Stunde der Gefahr an der Seite des Königs und der Königin zu sein.

Jeder von ihnen brachte neue Schreckenskunde. Herr von St. Priest erzählt, daß er, in den Schweizersaal eintretend, an der Thür, welche in die Antichambre der Königin führte, Herrn von Varicourt von Wunden bedeckt und sterbend gefunden habe.

Der Herzog von Liancourt hatte gesehen, wie ein fürchterlicher Mensch, riesengroß, mit struppigem Bart, die Aermel seiner Blouse hoch aufgestreift, mit einem breiten Schlächtermesser in der Faust nach der Leiche des treuen Schweizers hingesprungen, um ihm den Kopf vom Rumpfe zu schneiden.

Der Graf von Varennes hatte die Leiche des Schweizer-Offiziers Baron von Deshuttes gesehen, welcher das Gitterthor auf dem Hofe bewachte und den das eindringende Volk ermordet hatte.

Der Marquis von Croissy berichtete von dem Heldenmuthe, mit welchem ein anderer Schweizer, Herr Miomandre von St. Marie, die Verbindungsthüre zwischen den Gemächern des Königspaars vertheidigt und dem Marquis dadurch Zeit geschafft hatte, diese Thüre von innen zu verriegeln und zu verbarrikadiren.

Und während all dieser Erzählungen, und während immer mehr das Cabinet sich anfüllte mit bleichen, verstörten Männern und Frauen, fuhr der König gelassen fort, sein Dejeuner zu verzehren.

Die Königin, welche längst ihre Toilette vollendet hatte, trat jetzt zu ihm und mit leiser, bebender Stimme beschwor sie den Gemahl, jetzt einen Entschluß zu fassen, zu sagen, was geschehen solle, endlich hervorzutreten aus diesem Schweigen und als König zu handeln und zu sprechen!

Ludwig zuckte die Achseln und setzte die auf's Neue gefüllte Tasse, welche er eben zum Munde führen wollte, wieder auf das silberne Tablett. Sofort winkte die Königin den Kammerdiener Hue herbei.

„Monsieur," sagte sie gebieterisch, „tragen Sie diese Dinge hinaus. Der König hat sein Dejeuner beendet."

Ludwig seufzte und folgte mit einem schwermüthigen Blicke dem Kammerdiener, welcher das Dejeuner in die Garderobe trug.

„Jetzt, Sire," murmelte Marie Antoinette, „jetzt zeigen Sie sich als König!"

„Meine Liebe," sagte der König ruhig, „es ist sehr schwer, sich als König zu zeigen, wenn das Volk uns als solchen nicht sehen will! Hören Sie nur das Gebrüll und Geheul und sagen Sie mir' ein wenig, was ich als König thun kann, um diese Wüthenden zum Schweigen zu bringen!"

„Sire, erheben Sie nur Ihre Stimme, gebieten Sie als König, sagen Sie, daß Sie die Verbrechen dieser Nacht rächen werden, nehmen Sie das Schwert in die Hand und vertheidigen Sie den Thron Ihrer Väter, den Thron Ihres Sohnes und Sie sollen sehen, daß die rebellischen Memmen zurückweichen, und daß die Muthlosen, welche uns umgeben, von Ihrem Beispiel angefeuert, mit begeistertem Heldenmuth sich um Sie sammeln werden. Oh Sire, überwinden Sie jetzt nur Ihr edles, sanftes Herz, zeigen Sie sich streng und entschlossen. Haben Sie keine Nachsicht mehr mit den Hochverräthern und Rebellen!"

„Aber so sagen Sie mir nur, was ich thun soll," murmelte der König seufzend.

Marie Antoinette neigte sich dichter an sein Ohr. „Sire," flüsterte sie, „senden Sie sofort Staffetten nach Vincennes und den andern nächstbelegenen Ortschaften. Befehlen Sie den Truppen, hierher zu kommen, ziehen Sie eine Armee zusammen, stellen Sie sich an die Spitze derselben, marschiren Sie auf Paris, erklären Sie der aufrührerischen Hauptstadt den Krieg und Sie werden als Sieger einziehen in Ihre wiedereroberte Stadt. Oh nur jetzt kein Nachgeben, keine Unterwerfung. Gebieten Sie, Sire, sagen Sie mir, daß Sie es wollen, und ich rufe einen meiner Getreuen herbei und gebe ihm Ordre, nach Vincennes zu eilen."

Und indem die Königin in heftiger Bewegung so flüsterte, flog ihr glühender Blick hinüber zu Toulan, der in dem Gedränge Mittel gefunden, hierher zu kommen, und nun, in der Thür des Cabinets stehend, unverwandt nach der Königin hinschauete. Jetzt, da ihr Blick ihn wie ein gebieterischer Ruf traf, machte er sich mit unwiderstehlicher Kraft Bahn durch das Gedränge der Hofherren, der Cavaliere, der Minister, der Damen, und befand sich jetzt dicht hinter der Königin.

„Majestät haben Befehle für mich?" fragte er leise.

Sie blickte in angstvoller Erwartung auf den König hin, sie hoffte auf eine Antwort, einen Befehl. Aber der König blieb stumm: um seiner Gemahlin nicht zu antworten, zog er den Dauphin näher zu sich heran und liebkosete ihn.

„Majestät haben Befehl für mich?" fragte Toulan noch einmal.

Marsch der Fischweiber nach Versailles.

Marie Antoinette wandte ihren von Thränen umdüsterten Blick zu ihm hin und ließ Toulan ihr von Schmerz und Verzweiflung zuckendes Antlitz sehen.

„Nein," murmelte sie, „ich habe nichts zu befehlen, ich habe nur noch zu gehorchen!"

„Lafayette," rief es in diesem Augenblick von dem Corridor her, „der General Lafayette kommt!"

Die Königin ging dem eintretenden General mit hastigen Schritten entgegen.

„Mein Herr," rief sie, „ist dies die Ruhe und Sicherheit, welche Sie uns versprachen, welche Sie mit Ihrem Wort uns verbürgten? Hören Sie das Geschrei da draußen, sehen Sie uns wie Belagerte hier innen, und dann sagen Sie mir, wie sich das mit den Zusicherungen verträgt, welche Sie uns gemacht?"

„Madame, ich bin selber getäuscht worden," erwiederte Lafayette. „Man hatte mir die heiligsten Versprechungen gemacht, man hatte meinen Bitten, meinen Vorstellungen nachgegeben. Es war mir gelungen, zu begütigen, zu beschwichtigen, und ich glaube und hoffte in der That, daß man sich beruhigen wolle, daß —"

„Mein Herr," unterbrach ihn die Königin ungeduldig, „wen verstehen Sie unter diesem „Man," das Sie mit so viel Ehrfurcht betonen? Von wem reden Sie?"

„Madame, ich rede von dem Volk, mit welchem ich unterhandelte und das mir versprochen, sich ruhig zu verhalten und den Schlaf der Majestäten zu ehren."

„Sie reden nicht von dem Volk, sondern von den Rebellen, den Aufrührern," rief Marie Antoinette mit flammenden Augen. „Sie reden von den Hochverräthern, welche das Schloß ihres Königs mit Gewalt erbrechen, von den Mördern, welche zwei unserer Getreuen hingewürgt haben. Mein Herr, von solchen Verbrechern reden Sie mit Hochachtung, mit solchem Gesindel haben Sie verhandelt, statt es von Ihren Soldaten niederhauen zu lassen?"

„Madame," sagte Lafayette erbleichend, „wenn ich das gethan, ja, wenn ich nur versucht hätte, das zu thun, würden Ew. Majestät wohl hier in diesem Gemach keine Zuflucht mehr gefunden haben. Denn der Zorn des Volkes ist wie der Blitz und Sturm des Gewitters, er sprengt Thor und Riegel, und wenn er einmal entfesselt ist, vermag nichts mehr ihn aufzuhalten oder ihm zu widerstehen."

„Oh," rief die Königin mit einem spöttischen, zornigen Lachen, „man sieht es wohl, daß Herr von Lafayette in Amerika auf der hohen Schule der Revolutionen seine Studien gemacht hat. Er spricht von dem Volk mit einer Ehrfurcht, als wäre das eine andere Majestät, vor welcher man sich zu beugen habe."

„Und darin hat Lafayette am Ende wohl Recht," sagte der König, sich erhebend und zu den Beiden heranschreitend. „Hören Sie nur das Gebrüll, Madame, es klingt wie das Wuthgeschrei des Löwen, und Sie wissen wohl, Marie, daß man den Löwen den König der Thiere nennt. Sagen Sie uns, General, was der Löwe will und was sein Gebrüll zu bedeuten hat?"

„Sire, die Feinde der königlichen Familie, die Aufrührer und Revolutionairs, welche in den letzten Stunden aus Paris hierher gekommen, haben das Volk auf's Neue aufgereizt und es mit unsinnigen Verleumdungen aufgehetzt. Sie haben dem Volk eingeredet, daß Ew. Majestät aus allen Militairstationen die Regimenter hierher beordert hätten, daß Sie eine Armee zusammenziehen, sich an die Spitze derselben stellen und mit ihr gegen Paris ziehen wollen."

Der König warf auf seine Gemahlin einen bedeutsamen Blick, welchen diese mit einem stolzen Zurückwerfen ihres Hauptes erwiderte.

„Ich habe vergebens versucht," fuhr Lafayette fort, „den armen, irregeleiteten Menschen das Thörichte, das Unmögliche eines solches Planes begreiflich zu machen."

„Mein Herr," rief Marie Antoinette zornig, „doch würde die Ausführung dieses Planes das Königthum vor der Entehrung und Demüthigung retten!"

„Nur, Madame, ist es gerade die Ausführung, welche unmöglich ist," erwiderte Lafayette, sich leicht verneigend. „Wenn man den Soldaten der fernen Garnisonsplätze Flügel geben und sie hierher fliegen lassen könnte, dann möchte der Plan gut sein, und die Armee könnte dann das bedrängte Königthum retten. Aber da dies leider nicht sein kann, muß man auf andere Hülfsmittel sinnen, denn Ew. Majestät hören wohl, die Gefahr pocht mit wüthenden Fäusten an die Pforte, und man muß sie beschwichtigen, da man sie nicht bewältigen kann!"

„Womit wollen Sie dieselbe beschwichtigen, mein Herr?" fragte Marie Antoinette zürnend.

Lafayette heftete auf sie einen traurigen, schmerzvollen Blick, und wandte sich dann an den König. „Sire," sagte er mit lauter, feierlicher Stimme, „Sire, das Volk, wie gesagt, ist in furchtbarer Exaltation. Die aufrührerischen Reden haben es zur Todesangst und dadurch zur Verzweiflung aufgereizt. Nur mit Mühe ist es mir gelungen, die rasende Menge aus dem Schlosse zu entfernen und die Thore wieder zu schließen. Paris soll eingeäschert werden, das ist der Schreckensruf, welcher alle diese geängsteten Herzen zur Wuth aufreizt, und dem sie unbedingten Glauben schenken!"

„Ich will mich dem Volke zeigen," rief Ludwig, „ich will ihm sagen, daß man es hintergangen hat, ich will ihm mein königliches Wort verpfänden, daß es von Uebelwollenden getäuscht ist, daß ich durchaus keine feindseligen Absichten gegen Paris hege."

General Lafayette schwieg und senkte mit einem schweren Seufzer das Haupt.

„Sie rathen mir nicht, dies zu thun?" fragte der König schüchtern.

„Sire," sagte der General achselzuckend, „das Volk ist jetzt schon in solcher aufgeregten, gereizten Stimmung, daß Worte ihm nicht mehr genügen werden.

Ew. Majestät könnten noch so feierlich versichern, daß Sie durchaus keine feindlichen Absichten gegen Paris hegen, daß Sie die fremden Mächte nicht zu Ihrer Hülfe herbeigerufen, das geängstete Volk würde leider diesen Versicherungen mißtrauen! Denn mitten in seiner Wuth hat es doch das unbestimmte Bewußtsein des Verbrechens, das es begeht, indem es sich auflehnt und empört gegen seinen König, und es fühlt, daß es übermenschlich, daß es göttlich wäre, wenn Ew. Majestät dem Volk sein Verbrechen vergeben wollten, deshalb glaubt es nicht an solche Vergebung."

„Wie gut der General Lafayette die Gedanken dieses aufrührerischen Gesindels, welches er Volk nennt, zu interpretiren versteht," rief die Königin mit einem spöttischen Lachen.

In diesem Augenblick ließ sich von unten herauf ein lautes, donnerndes Geschrei vernehmen, und tausend und aber tausend Stimmen brüllten und schrieen: „Der König! Wir wollen den König sehen! Der König!"

Ludwig's Antlitz leuchtete auf. Mit raschem Schritt trat er zum Fenster, und stieß es auf. Das Volk sah ihn nicht sogleich, aber der König sah. Er sah diesen ungeheuren Riesenplatz vor dem Schloß, der bis dahin nur von den reichen Equipagen des Adels, den demüthigen Fußgängern, den in Gallauniform aufmarschirenden Truppen seine Staffage erhalten, er sah ihn jetzt dicht angefüllt mit einer Menschenmenge, welche Lafayette: das „arme Volk," die Königin: das „aufrührerische Gesindel" genannt hatte, Kopf an Kopf gedrängt, in ungeheuren Massen, wogte dieses schwarze, bewegliche Meer auf und ab, und aus ihm leuchteten hier und dort wuthentbrannte Gesichter, blitzende Augen, geballte Fäuste, nackte Arme, in der Morgensonne funkelnde Piken und Gewehre hervor, während ein ungeheures Getose, wie es aus der Tiefe des vom Sturme aufgepeitschten Meeres hervordringt, die Luft erfüllte.

„Sie haben wohl Recht, Lafayette," sagte der König, welcher mit ruhigem Blicke dieses schwarze Menschenmeer überschauete, „Sie haben wohl Recht, dies ist das Volk, denn es sind wohl zwanzigtausend Menschen hier bei einander und der Himmel behüte mich, daß ich diese vielen Tausende alle für Verbrecher und Gesindel halten möchte. Ich glaube — —"

Ein ungeheures Jubelgeschrei erfüllte jetzt die Luft, die eben noch von dem Donner des Wuthgebrülls erzittert war. Man hatte den König bemerkt, Einer hatte dem Andern dieses offene Fenster gezeigt, hinter welchem der König stand, und nun wandten sich alle Köpfe und alle Blicke diesem Fenster zu, und nun tönte es aus zwanzigtausend Kehlen: „Es lebe der König! Es lebe unser Vater Ludwig!"

Der König wandte sich mit einem stolzen, glücklichen Lächeln zu den Cavalieren und den Ministern, welche hinter ihm standen, während Marie Antoinette sich in die äußerste Ecke des Gemaches zurückgezogen hatte, und dort, ihre beiden Kinder mit ihren Armen umschlingend und an ihren Busen drückend, auf einen Sessel niedergesunken war.

„Was sagten Sie mir denn, meine Herren?" fragte der König. „Wollte man mich nicht glauben machen, daß mein gutes Volk seinen König hasse, und ihm übel wolle? Nun, da ich mich ihm nur zeige, jauchzt es mir entgegen!"

„Nach Paris!" brüllte es jetzt aus den Menschenwogen hervor. „Wir wollen, daß der König nach Paris komme!"

„Was sagen sie? Was wollen sie?" fragte Ludwig, sich an Lafayette wendend, welcher jetzt dicht neben ihm stand.

„Sire, sie rufen Ew. Majestät entgegen, was sie wünschen und begehren! Sie flehen, daß Ew. Majestät sich mit der königlichen Familie nach Paris begebe!"

„Und Sie, General, was sagen Sie?" fragte der König.

„Sire, ich erlaubte mir schon vorher Ew. Majestät zu sagen, daß Worte und Versprechungen nicht mehr genügten, um das wüthende, geängstete Volk zu beruhigen, und ihm die Gewähr zu geben, daß Ew. Majestät keine feindlichen Absichten gegen Paris hegten."

„Aber wenn ich mich nach Paris begebe, und dort meine Residenz aufschlüge, so würde das Volk die Ueberzeugung gewinnen, daß ich nichts Feindliches gegen meine eigene Residenz würde unternehmen lassen. Nicht wahr, das wollen Sie sagen?"

„Ja, Sire, das wollte ich sagen."

„Nach Paris, nach Paris!" donnerte es jetzt wieder von unten herauf. „Der König soll nach Paris kommen!"

Ludwig trat vom Fenster zurück und hinein in den Kreis seiner Minister, die mit bleichen, verstörten Gesichtern ihn umgaben.

„Meine Herren," sagte der König, „Sie sind meine Rathgeber. Wohlan, ertheilen Sie mir jetzt Ihren Rath! Sagen Sie mir jetzt, was ich thun soll, um den Frieden und die Ruhe wieder herzustellen?"

Aber Keiner von ihnen gab Antwort. Verlegen und verwirrt schauten sie zur Erde nieder, und nur der Minister Necker fand nach einer langen Pause den Muth, die Frage des Königs beantworten zu wollen.

„Sire," sagte er, „es ist eine Frage von ungeheurer Tragkraft, welche Ew. Majestät da geruhen uns vorzulegen, und die Beantwortung derselben entscheidet vielleicht über das Schicksal der Monarchie. Da Ew. Majestät aber die Meinung Ihrer Minister vernehmen wollen, so erlaube ich mir, meine Ansicht dahin auszusprechen, daß es wohl das Zweckmäßigste und Gerathenste wäre, wenn Ew. Majestät die Wünsche des Volks erfüllten und sich sofort nach Paris begeben!"

„Ich dachte es wohl," murmelte der König, das Haupt senkend.

„Nach Paris!" rief die Königin, sich aufrichtend. „Es ist unmöglich, es kann nicht Ihr Ernst sein, daß wir uns freiwillig in den Abgrund der Revolution stürzen sollen, um von ihm verschlungen zu werden! Nach Paris!"

„Nach Paris!" tönte es von unten herauf, als hätten die Worte der Königin in den Herzen des Volks ein furchtbares, tausendstimmiges Echo gefunden. „Nach Paris! Der König und die Königin sollen nach Paris kommen!"

„Um niemals wieder von dort fort zu kommen!" rief die Königin unter hervorstürzenden Thränen.

„Sprechen Sie, Lafayette," rief der König. „Was meinen Sie?"

„Sire, ich meine, daß es nur noch ein Mittel giebt, den Frieden wieder herzustellen, und das Volk zu beruhigen, und daß dieses Mittel darin besteht, daß Ew. Majestät sich noch heute mit der königlichen Familie nach Paris begeben."

„Es ist auch meine Ansicht," sagte Ludwig ruhig. „Gehen Sie denn, Lafayette, sagen Sie den Leuten, daß der König und die Königin nebst dem Dauphin und Madame noch heute nach Paris abreisen werden."

Die einfach und gelassen ausgesprochenen Worte des Königs brachten eine sehr verschiedene Wirkung auf diejenigen hervor, welche sich in dem Cabinet des Königs befanden. Man sah da Gesichter aufleuchten in Freude, während andere erbleichten vor Entsetzen; man hörte Seufzer der Entmuthigung und Aufschreie der Freude. Jeder fühlte, daß in diesem Moment über die Zukunft der Königsfamilie entschieden sei, nur sahen die Einen da den Untergang, wo die Andern neue Hoffnung erblickten.

Die Königin allein hatte jetzt eine ernste, entschlossene Miene angenommen; ein edler Stolz leuchtete von ihrer hohen Stirn und mit fast freudigem Ausdruck blickte sie auf den Gemahl hin, der jetzt wenigstens doch sich aufgerafft hatte zu einer That, zu einem bestimmten Entschluß.

„Der König hat gesprochen," sagte sie inmitten der tiefsten Stille, welche jetzt eingetreten war, „uns ziemt es, dem Willen des Königs zu gehorchen und uns zu unterwerfen. Frau von Campan, lassen Sie alle Vorbereitungen zu meiner Abreise treffen und nehmen Sie Bedacht darauf, daß wir wohl längere Zeit in Paris bleiben werden!"

„Nun, Lafayette," fragte der König, da der General noch zögernd vor ihm stand, „warum eilen Sie nicht, dem Volke meinen Willen kund zu thun?"

„Sire," erwiderte Lafayette feierlich, „es giebt Momente, in welchen das Volk nur durch die Stimme Gottes oder seines Königs beruhigt werden kann, und wo jede andere Menschenstimme von dem Donner des Sturmes übertönt wird."

„Sie glauben, dies wäre ein solcher Moment?" fragte der König, „Sie glauben, ich selber müßte dem Volke verkünden, was ich thun will?"

Lafayette verbeugte sich leicht und deutete dann mit der Hand nach dem Fenster, das eben wieder erdröhnte von dem donnernden Rufe: „Der König! Wir wollen den König sehen! Er soll nach Paris kommen! Der König! Der König!

Ludwig horchte eine Zeit lang in gedankenvollem Schweigen auf dieses unterirdische Donnern, das zugleich so voll Majestät und Entsetzen war, dann hob er rasch sein Haupt empor.

„Ich will Ihren Rath befolgen, General," sagte er ruhig. „Ich will dem Volke meinen Entschluß kund thun! Reichen Sie mir Ihre Hand, Madame, begeben wir uns in das Balconzimmer! Und Sie, meine Herren, folgen Sie mir!"

Die Königin nahm ohne ein Wort der Erwiderung die dargereichte Hand ihres Gemahls, und gab die andere dem kleinen Dauphin, der sich schüchtern an sie anklammerte, während ihre Tochter Thereſe ruhig und unbefangen neben ihnen herschritt.

14.

Nach Paris.

Ohne ein Wort zu sagen, mit hastigen Schritten, durcheilte das königliche Paar, gefolgt von den Ministern und Hofleuten, die beiden nächsten Zimmer und trat jetzt ein in das Balconzimmer, das, in der Mitte des Hauptgebäudes belegen, einen weiten Blick über den innern Hof und den Platz vor demselben gewährte.

Der Kammerdiener Hue beeilte sich, auf einen Wink des Königs die großen Flügelthüren zu öffnen und der König, sich von Marie Antoinette mit einem Lächeln beurlaubend, trat hinaus auf den Balcon.

Augenblicklich, als habe der Arm Gottes sich ausgestreckt und diesem tobenden Meere Ruhe geboten, verstummte das Brausen und Wogen; dann, als man den König erkannt hatte, brach ein unermeßlicher Jubel los, rollte, immer sich vergrößernd, immer höher anschwellend, über den weiten Platz dahin, und hinein in die anliegenden Straßen.

„Der König! Es lebe der König!"

Ludwig, bleich vor Erregung, mit Thränen in den Augen, trat vor bis dicht an den Rand des Balkons, und hob, Ruhe gebietend, und zum Zeichen, daß er reden wolle, seine beiden Arme empor.

Man verstand dieses Zeichen und gehorchte den lauten Stimmen, welche hier und da sich aus der tosenden Menge erhoben, und zum Schweigen, zur Ruhe aufforderten.

Dann über den Häuptern der Tausende, die athemlos, mit glühenden Augen emporstarrten, ertönte die laute, kräftige Stimme des Königs.

„Ich will meinem geliebten Volke den Beweis geben," sagte er, „daß man meinem väterlichen Herzen ohne Grund mißtrauet. Ich werde heute mit der Königin und meinen Kindern nach Paris abreisen, und dort meine Residenz aufschlagen. Kehret also nach Paris zurück, meine Kinder, ich folge Euch in einigen Stunden, und komme nach Paris."

Dann, während das Volk in brausendes Freudengeschrei ausbrach und die Arme, die Mützen, die Tücher hoch emporschwenkte, trat Ludwig langsam von dem Balkon zurück in den Saal.

In demselben Moment entstand da unten eine neue Bewegung, ein neues Geschrei. „Die Königin soll sich zeigen! Wir wollen die Königin sehen! Die Königin! Die Königin!"

Und immer dringender, immer gewaltiger und wüthender, in tausendstimmigem Chor donnerte dieser gebieterische Ruf durch die offenen Balkonthüren herein.

Die Königin nahm ihre beiden Kinder bei der Hand und that einige Schritte vorwärts. Aber der König hielt sie zurück.

„Gehen Sie nicht, Marie," sagte er mit zitternder Stimme und ängstlicher Miene. „Nein, gehen Sie nicht! Es ist ein so furchtbarer Anblick, dieses wüthende Gewoge zu seinen Füßen zu sehen, es ist sinnverwirrend! Gehen Sie nicht, Marie!"

Aber das Geschrei da unten hatte sich jetzt in das Toben eines Orkans verwandelt, der die Mauern des Schlosses erzittern machte.

„Sie hören wohl, Sire," sagte Marie Antoinette, „es ist eben so viel Gefahr dabei, nicht gesehen zu werden, als zu sehen. Lassen Sie mich also thun, was Sie gethan haben. Kommt, meine Kinder!"

Und in der Mitte ihrer beiden Kinder trat die Königin entschlossenen Schrittes und hochgehobenen Hauptes hinaus auf den Balkon, gefolgt von dem König, der sich hinter Marie Antoinette aufstellte, als wäre er eine Schildwache, die ihre Sicherheit und ihr Leben zu beschützen habe.

Aber das Erscheinen der ganzen königlichen Familie brachte nicht die Wirkung hervor, welche Ludwig vielleicht gehofft hatte. Das Volk brach nicht in Freudenbezeigungen, in Jubel aus. Es schrie und tobte, es heulte und kreischte: „Die Königin allein! Keine Kinder! Wir wollen die Königin allein! Fort mit den Kindern!"

Vergebens, daß Ludwig jetzt wieder vortrat bis an den Rand des Balkons, vergebens, daß er wieder, Schweigen gebietend, die Arme ausstreckte, daß er endlich seine Stimme erhob und Ruhe gebot. Diese Stimme verhallte unter dem furchtbaren Tosen der rasenden Menge, die mit gehobenen Fäusten, mit Piken und Gewehren zu dem Balkon hinaufzeigte, und deren wüthendes Gebrüll den kleinen Dauphin so sehr entsetzte, daß er in lautes Weinen ausbrach.

Die königliche Familie zog sich zurück, und trat wieder in das Gemach, in welchem sie von den bleichen, zitternden, sprachlosen, weinenden Hofleuten und Dienern empfangen ward.

Aber das Volk da unten beruhigte sich nicht. Es schien, als wolle es sich selber die Ueberzeugung verschaffen, daß sein Wille sogar dem König und der Königin Gesetze geben, und Gehorsam von ihnen fordern könne.

„Die Königin! Wir wollen die Königin sehen!" tönte es fort und fort. „Die Königin soll sich zeigen!"

„Wohlan, es sei!" rief Marie Antoinette mit kühner Entschlossenheit, und mitten durch die Hofleute, welche sie aufhalten, welche sich ihr entgegen stellen wollten, machte sie sich Bahn, drängte den König, der sie mit flehenden Worten beschwor, nicht zu gehen, mit einer ungeduldigen Bewegung zurück, und trat hinaus auf den Balkon. Allein, ohne irgend eine Begleitung, einen Schutz, wie sich die Löwenbändigerin in den Käfig des Löwen stürzt, nur mit dem Blick ihres Auges, mit der gebieterischen Miene ihres Antlitzes das Unthier beherrschend, daß es sich zu ihren Füßen niederschmiegt!

Und der Löwe war gebändigt; sein furchtbares Gebrüll verstummte, und von Staunen, von Bewunderung ergriffen schauten all' diese Tausende mit funkelnden Augen, mit bewegter Miene empor zu dieser Königin, dieser Tochter der Cäsaren, welche da oben die Arme über der Brust in einandergeschlagen, mit ruhiger, stolzer Haltung da stand, und gefaßten Auges hinabschaute in den gährenden und wogenden Abgrund.

Das Volk, hingerissen, überwältigt von dieser Kühnheit, dieser königlichen Ruhe, brach in lautes Beifallsgeschrei, in vieltausendstimmiges Bravo aus, und unter diesem tosenden Brüllen und Schreien zog sich die Königin, mit einem stolzen Lächeln auf den Lippen, wieder von dem Balkon in das Zimmer zurück.

Der Dauphin flog ihr mit offenen Armen entgegen, und umklammerte ihre Knie. „Mama Königin, meine liebe Mama Königin," rief er, „bleibe bei mir, gehe nicht wieder hinaus zu diesen schrecklichen Menschen. Ich fürchte mich vor ihnen! Oh, ich fürchte mich!"

Marie Antoinette hob den Knaben in ihre Arme empor, und drückte mit ihren kalten, bleichen Lippen einen Kuß auf seine Stirn. Einen Augenblick schien es, als fühle sie sich übermannt von dem fürchterlichen Moment, den sie durchlebt, als wollten die Thränen, welche in ihrem Herzen brannten, sich mit überwältigender Macht emporstürzen in ihre Augen. Aber Marie Antoinette überwand diese Schwäche der Frau, denn sie fühlte, daß sie in dieser Stunde nur Königin sein dürfe.

Mit dem Dauphin in ihren Armen, und ihn fest an ihr Herz drückend, schritt sie zu dem König hin, der

sich eben, um seine Gemahlin nicht die Thränen sehen zu lassen, welche sein Antlitz überflutheten, in das anstoßende Gemach zurückgezogen hatte, und an der Thüre desselben lehnte.

„Sire," sagte Marie Antoinette, in dieses Gemach eintretend, und ihm den Dauphin darreichend, „Sire, ich beschwöre Sie, daß Sie in dieser fürchterlichen, qualvollen Stunde mir ein Versprechen leisten wollen."

„Was ist es, Marie?" murmelte der König. „Was wünschen Sie?"

„Sire, bei Allem, was Ihnen und mir theuer ist," fuhr die Königin fort, „bei dem Wohle und Heile Frankreichs, bei dem Ihren, bei dem Wohl und Heile dieses geliebten Kindes, Ihres Nachfolgers, beschwöre ich Sie, mir zu versprechen, daß, wenn wir jemals noch eine ähnliche Schreckensscene durchleben müssen, und Sie die Mittel haben, ihr zu entfliehen, daß Sie sich dann diese Gelegenheit nicht wollen entgehen lassen."*

Der König, von dem edlen, erglüheten, energischen Antlitz der Königin, von der Gewalt ihrer Stimme und ihres Ausdruckes tief ergriffen, der König wandte sich ab. Er wollte sprechen, er vermochte es nicht, die Thränen erstickten ihm die Stimme, und als schäme er sich dieser Schwäche, drängte er die Königin mit dem Dauphin sanft von sich zurück, eilte rasch durch das Gemach und verschwand durch die Thüre auf der entgegengesetzten Seite desselben.

Marie Antoinette schaute mit einem langen, traurigen Blick ihm nach, und wandte sich dann wieder zurück nach dem Balkonzimmer. Ein Schauder durchrieselte ihre Seele, und eine finstere, grausenvolle Ahnung machte ihr Herz für einen Moment erstarren.

Sie erinnerte sich, daß dieses Zimmer, in welchem sie heute so unermeßliche Qualen erduldet, dieses Zimmer, welches noch jetzt durchhallt ward von dem Geschrei des Volkes, das heute zum ersten Male der Königin Befehle ertheilt hatte, sie erinnerte sich, daß dieses Zimmer das Sterbezimmer Ludwigs des Vierzehnten gewesen. † Eine schmerzliche Ahnung sagte ihr, daß dieses Gemach heute das Sterbezimmer des Königthums geworden! Wie ein bleiches, bluttriefendes Todesgespenst ging die Zukunft an ihrem innern Auge vorüber, und mit jener Gedankenschnelle, welche den Momenten der höchsten geistigen Aufregung angehört, vergegenwärtigte sie sich alle die finstern Warnungen, welche das Schicksal ihr gegeben. Sie gedachte der Bilder des Bethlehemitischen Kindermordes, welche die Wände des Zimmers schmückten, in dem sie als Dauphine die erste Nacht auf französischem Boden zugebracht, dann jener furchtbaren Prophezeihung, welche auf ihrem Wege nach Paris der Graf Cagliostro ihr gemacht, des Schaffots, welches er ihr gezeigt; sie gedachte des Orkans, der die Erde erbeben gemacht, die Bäume entwurzelt hatte in der ersten Nacht, welche die Dauphine in Versailles geschlafen. Sie gedachte ferner des furchtbaren Unglücksfalles, welcher am nächsten Tage beim Feuerwerk in Paris vielen hundert Menschen das Leben gekostet. Sie erinnerte sich alsdann jenes Momentes bei der Krönung, wo der König mit der Hand nach der Krone griff, welche der päpstliche Nuntius so eben ihm aufsetzte, und wie er schmerzlich ausrief: „Sie sticht mich." *) Und jetzt schien es ihr eine neue, unheilsvolle Vorbedeutung, daß die heutige Scene des Schreckens sich in dem Sterbezimmer jenes Königs begeben, dem Frankreich seine Größe und seinen Ruhm verdankte.

„Wir sind verloren, verloren," murmelte sie in sich hinein. „Nichts kann uns mehr retten! Das Schaffot ist da!"

Mit einer stummen Handbewegung, einem leisen Neigen ihres Hauptes entließ die Königin die Anwesenden, und kehrte nun in ihre Gemächer zurück, die jetzt von den Soldaten Lafayette's bewacht wurden, und die nichts mehr ahnen ließen von den Scenen des Schreckens, welche vor einigen Stunden erst hier stattgefunden.

Einige Stunden später wurden auf dem großen Platze vor dem Schlosse zwei Kanonen gelöst. Sie verkündeten der Stadt Versailles, daß der König, die Königin und ihre Kinder so eben das stolze Königsschloß, die einsame, unnahbare Residenz in Versailles verlassen, um—niemals dahin zurückzukehren.

Von dem hohen Thurme der Ludwigskirche, in welcher jüngst erst die Eröffnung der Generalstaaten gefeiert worden, schlug die große Glocke eben die erste Stunde nach Mittag an, als der Wagen vor dem großen Schloßportal vorfuhr, in welchem die königliche Familie sich nach Paris begeben sollte. Eine Reihe anderer Wagen bildete den Cortége dieser königlichen Equipage. Diese Wagen waren für die Mitglieder und Deputirten der Generalstaaten bestimmt. Denn sobald die Abreise des Königs nach Paris gemeldet ward, decretirte die National-Versammlung, daß sie sich für unzertrennlich erachte von der Person des Königs, und daß sie demselben daher nach Paris folgen werde. Eine Deputation hatte sich sofort in das Schloß begeben, um dem König dieses Decret mitzutheilen, und war von Ludwig mit freundlichen Dankesworten empfangen worden.

Marie Antoinette aber hatte mit einem verächtlichen Lächeln die Kunde von diesem Beschluß der National-Versammlung empfangen, und ein zorniger Blitz war in ihren Augen aufgeleuchtet.

„Die Herren vom Tiers-Etat haben also ihren

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Beauschêne: Louis XVII. Sa vie, son agonie et sa mort. I. 45.

† Historisch. Siehe: Goncourt: Marie Antoinette. 195.

*) Historisch.

Zweck erreicht," rief sie zürnend. „Sie allein haben diese Revolte veranlaßt, damit die National-Versammlung einen Vorwand hatte, von Versailles fort und nach Paris zu kommen. Nun, sie haben es erreicht! Doch man sage mir nicht, daß die Revolution damit geschlossen ist. Im Gegentheil, die Hydra wird jetzt erst alle ihre Köpfe hervorstrecken, und sie wird uns zerfleischen! Aber gleich viel! Ich will lieber von ihr zerfleischt werden, als mich vor ihr beugen!"

Und mit hochgehobenem Haupt, mit ruhiger Miene hatte Marie Antoinette die große Carosse bestiegen, in welcher die königliche Familie die Reise nach Paris machen sollte. Neben ihr saß der König, zwischen ihnen beiden der Dauphin. Ihnen gegenüber auf dem breiten Rücksitz ihre Tochter Therese, Prinzessin Elisabeth, und Frau von Tourzel, die Gouvernante der Kinder von Frankreich.

Hinter ihnen, in einem langen, unübersehbaren Zuge folgte zuerst ein Artillerie-Train, dann das mit Piken und Gewehren bewaffnete Volk, Männer mit Blut, mit Staub bedeckt, Frauen mit aufgelöstem Haar, mit zerrissenen Kleidern; die meisten von ihnen trunken von Wein, erschöpft von der wüsten Nacht, vom vielen Schreien und Jubeln, und dennoch mit heisern Stimmen unanständige Lieder singend, oder mit höhnenden Worten die Königsfamilie verspottend. Hinter diesen wilden Haufen des Volkes kamen zweihundert Garde du Corps, entwaffnet, ohne Hut und Bandelier, jeder von ihnen geführt von zwei Grenadieren, ihnen folgten, gleichfalls von Grenadieren bewacht, einige Soldaten von der Schweizer-Garde, und vom Regiment Flandern. In der Mitte dieses Zuges rasselten geladene Kanonen einher, neben denen je zwei Soldaten, von Männern aus dem Volke bewacht, dahin schritten. Aber furchtbarer noch, als das Gefolge der königlichen Equipage waren die Herolde, welche ihr voraufmarschirten. Herolde, bestehend aus den tollsten, den wüthendsten dieser Männer und Weiber, ungeduldig den Moment herbeisehnend, um es der Stadt Paris zu verkünden, daß die Revolution in Versailles das Königthum gedemüthigt, daß das Volk gesiegt habe. Die blutigen Trophäen dieses Sieges führten sie mit sich, die Köpfe von Varicourt, Deshuttes, den treuen Schweizern, welche im Dienste ihres Königs gestorben waren. Sie hatten diese beiden Köpfe auf Piken gesteckt, welche zwei Männer aus dem Volke dem Zuge voraustrugen. Zwischen ihnen, mit stolzer, triumphirender Miene schritt eine riesige Männergestalt mit langem, schwarzen Bart, mit nackten, blutbefleckten Armen, mit funkelnden Augen, das Gesicht und die Hände roth von dem Blute, mit welchem er sich gewaschen, in der rechten Hand das Schlachtmesser, welches noch triefte von Blut. Das war Jourdan, welcher sich heute, da er den beiden Schweizergarden den Kopf abgeschnitten, den Namen des „Kopfabhackers" erworben hatte, einen Namen, welchen er während der ganzen Revolutionszeit sich zu bewahren verstand. *

Wie die Sturmvögel, begierig die ersten zu sein, welche Paris den Triumph des Volkes verkündeten, ungeduldig über das langsame Vorwärtsschreiten des Königszuges, eilten diese Herolde des Sieges mit dem blutigen Banner dem Zuge voran gen Paris. In Sèvres machten sie Halt, nicht um zu ruhen, oder den nachfolgenden Zug zu erwarten, sondern um von dem herbeigerufenen Friseur die Köpfe der beiden Schweizer fristren und pudern zu lassen, damit sie, wie Jourdan mit brüllendem Gelächter den jubelnden Schaaren kündete, als feine Cavaliere ihren Einzug halten könnten in die Hauptstadt.

Während so vor ihnen und hinter ihnen wüstes Geschrei, lautes Singen und Lachen ertönte, herrschte im Innern des Wagens, welchen die königliche Familie einnahm, ununterbrochenes Schweigen. Der König hatte sich in die Ecke zurückgelehnt, und hielt die Augen geschlossen, um nicht diese furchtbaren Gestalten zu sehen, welche von Zeit zu Zeit an die Fenster des Wagens herantraten, um mit neugierigen Blicken hineinzustarren, oder mit einem spöttischen Lachen, einem zweideutigen Witzworte die unglückliche Königsfamilie zu verhöhnen.

Die Königin aber saß aufrecht, in stolzer, ernster Haltung da, muthig dem Schreckniß in's Auge schauernd, und mit keinem Zucken ihrer Wimper, mit keinem Seufzer ihrer trocknen bleichen Lippen die Qual verrathend, welche in ihrer Seele brannte.

„Nein, lieber sterben, als diesem triumphirenden „Gesindel" die Freude gönnen, zu sehen, was ich leide! Lieber vor Erschöpfung zusammenbrechen, als mich beklagen."

Keine Klage, kein Seufzer kam über ihre Lippen, und dennoch, — als der Dauphin nach vier Stunden dieser traurigen Fahrt mit bittendem Ausdrucke sich an seine Mutter wandte, als er mit seiner süßen Stimme flehete: „Mama Königin, mich hungert!" — da wich der stolze Ausdruck aus den Zügen der Königin, da rannen zwei große Thränen langsam über ihre Wangen nieder!

Endlich, nach einer Fahrt von acht Stunden, endlich kam der fürchterliche Zug in Paris an. Kein Fenster in den Häusern der Straßen, durch welche der königliche Zug kam, war leer. Staunend und schauernd sahen die Bürger von Paris diesem nie gesehenen seltsamen Schauspiel zu, — der König und die Königin von Frankreich, im Triumph daher geführt von den niedrigsten Leuten aus dem Volk! Ein dumpfes Entsetzen erfaßte diejenigen, welche bis jetzt die Revolution hatten ableugnen wollen, welche vermeinden, daß Alles wieder zurückkehren würde in die alten gewohnten Formen. Jetzt konnte Niemand mehr dieser Hoffnung

* Jourdan, der Kopfabhacker, hatte bis dahin in der königlichen Akademie für Malerei und Skulptur als Modell gedient.

sich hingeben, jetzt mußten auch die Furchtsamsten es eingestehen, die Revolution war da, und man mußte sich gewöhnen, ihr Aug' in Auge zu sehen!

Langsam bewegte der Zug sich vorwärts, langsam den Quai hinunter, der neben dem Tuileriengarten hinführt. Die Spaziergänger, welche in dem Garten sich befanden, eilten auf den Wall empor, welcher damals den Park an den Seiten des Quais begrenzte, um von hier aus dieser furchtbaren Prozession zuzuschauen: wie das entfesselte Volk das gefesselte Königthum dahinschleppte.

Hohn und Schadenfreude sprach aus den meisten Gesichtern dieser Zuschauer, aber manche Gesichter auch erbleichten, zuckten vor Zorn und Schmerz. In den vordern Reihen der Zuschauer standen zwei junge Männer, der Eine im einfachen Civilanzug, der Andere in der Uniform eines Unterlieutenants. Das Gesicht des jungen Offiziers war bleich, aber es leuchtete von seltener Energie, und mit seinem edlen, antiken Profil, seinen flammenden Adleraugen fesselte es jeden Blick, beschäftigte es Jeden, der es anschauete.

Als das heulende, brüllende Volk mit wildem Jauchzen an ihm vorüberzog, wandte der junge Offizier mit dem Ausdruck staunender Entrüstung sich an seinen jungen Begleiter.

„O Gott," rief er, „mein Freund, wie ist dies nur möglich? Hat denn der König keine Kanonen, um diese Canaille zu zerschmettern?" *

„Mein Freund," erwiderte der junge Mann lächelnd, erinnere Dich der Worte unseres erhabenen Dichters Corneille: „Dem König giebt das Volk den Purpurmantel, es nimmt zurück ihn, wenn es ihm gefällt. Der Bettler, nur von Volkes Gnaden König, giebt seinen Purpur an das Volk zurück!"

„Ach," rief der junge Unterlieutenant lächelnd, „was man einmal empfangen, soll man festhalten. Ich wenigstens, wenn ich Einmal von Volkes Gnaden den Purpur empfangen hätte, ich gäbe ihn nicht zurück! Aber komm, mein Freund, laß uns weiter gehen; es ekelt mich diese Canaille zu sehen, welche Du so vornehm das Volk nennst!"

Er faßte heftig den Arm des Freundes, und wandte sich dem einsameren Theil des Tuileriengartens zu.

Dieser junge Unterlieutenant, welcher mit so unwillgem Staunen die Prozession der Revolution an sich vorübergehen sah, und den das Schicksal bestimmt hatte, diese Revolution dereinst zu zerschmettern, dieser junge Unterlieutenant hieß: Napoleon Bonaparte!

Der junge Mann, der ihm zur Seite ging, und den das Schicksal bestimmt hatte, auch eine Revolution zu verbringen, wenn auch nur in der Welt der Coulissen, und die Schauspielkunst auf neue Bahnen zu leiten, der junge Mann hieß: Talma!

* Seine eigenen Worte. Siehe Beauschéne I. 35.

15.

Mama Königin.

„Alles geht vorüber, Alles findet ein Ende, man muß nur den Muth haben, immer dessen eingedenk zu bleiben," sagte Marie Antoinette mit einem sanften Lächeln, als sie am Morgen nach ihrer Ankunft in Paris sich von ihrem Lager erhoben hatte, und in dem improvisirten Wohnzimmer, von ihren Damen bedient, ihre Chocolade trank. „Da sind wir nun installirt in den Tuilerien, und haben geschlafen, während wir doch gestern wohl meinten, wir wären verloren und nur der Tod könne uns noch die Ruhe des Schlafes geben.

„Es war ein fürchterlicher Tag" seufzte Frau von Campan. „Aber Eure Majestät haben ihn als Heldin durchlebt."

„Ach, Campan," sagte die Königin traurig, „ich habe nicht den Ehrgeiz, eine Heldin sein zu wollen, und ich würde dem Schicksal sehr dankbar sein, wenn es mir erlaubte, von jetzt an nur noch die Frau, die Mutter sein, wenn ich nicht mehr die Königin sein darf!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür; der kleine Dauphin, gefolgt von seinem Lehrer, dem Abbé Davout, hüpfte herein und flog mit ausgebreiteten Armen zu Marie Antoinette hin.

„Oh Mama Königin," rief er mit schmeichelnder Stimme, „ich bitte Dich, laß uns wieder in unser schönes Schloß zurückkehren. Hier in diesem großen dunklen Hause ist es abscheulich."

„Still, mein Kind, still," sagte die Königin, den schönen Knaben an sich drückend, „Du mußt das nicht sagen, Du mußt Dich gewöhnen, überall zufrieden zu sein."

„Mama Königin," flüsterte das Kind, sich zärtlich an die Königin schmiegend, „es ist aber doch wahr, es ist abscheulich hier. Doch ich werde es immer nur ganz leise sagen, damit Niemand außer Dir es hört! Aber sage mir, wem gehört denn dieses häßliche Haus, und warum wollen wir darin wohnen, da wir doch ein so schönes Schloß und einen so prächtigen Garten in Versailles haben?"

„Mein Sohn," erwiderte Marie Antoinette seufzend, „dieses Haus gehört Uns, und es ist ein schönes und berühmtes Schloß. Du darfst nicht sagen, daß es Dir mißfallt, denn Dein erhabener Urgroßvater, der große König Ludwig der Vierzehnte, hat in diesem Schloß, welches man die Tuilerien nennt, gewohnt, und hat es berühmt gemacht vor ganz Europa."

„Ach, ich wollte doch, wir wären erst wieder fort von hier," flüsterte der Dauphin Ludwig Carl, indem er seine großen, blauen Augen mit einem langen, furchtsamen Blicke durch das weite öde Gemach schweifen ließ, welches nur spärlich mit einigen altmodischen, verblichenen Meubles eingerichtet war.

„Ich wollte es auch," seufzte Marie Antoinette in sich hinein, aber so leise sie es gesagt, das feine Ohr ihres Kindes hatte es doch verstanden.

„Du wolltest es auch? fragte Ludwig Carl erstaunt. „Bist Du denn nicht mehr Königin, Mama, kannst Du nicht mehr thun, was Du willst, und was Du magst?"

Die Königin, von dieser harmlosen Frage des Dauphins bis in's innerste Herz getroffen, brach in Thränen aus.

„Mein Prinz," sagte Abbé Davout, sich dem Dauphin nähernd, „Sie sehen es wohl, Sie betrüben die Königin, und Ihre Majestät bedarf der Ruhe. Kommen Sie, wir wollen einen Spaziergang machen."

Aber Marie Antoinette legte ihre beiden Arme fest um das Kind, und drückte sein blondes Lockenhaupt sanft an ihre Brust.

„Nein," sagte sie, „nein, er betrübt mich nicht. Lassen Sie mich weinen! Die Thränen thun mir so wohl! Man ist nur unglücklich, wenn man nicht mehr weinen kann, wenn, — aber, was ist das?" unterbrach sich die Königin, indem sie sich hastig von ihrem Fauteuil erhob, „was bedeutet dieser Lärm?"

In der That, man vernahm von der Straße her lautes Schreien und Jubeln, und dazwischen Stimmen der Verwünschung und drohende Rufe.

„Mama," rief der Dauphin, sich ängstlich an die Königin anklammernd, „ist heute denn immer noch gestern?" *

Die Thür ward heftig geöffnet und der König trat ein. „Sire," rief Marie ihm hastig entgegen, „was giebt es? Will man die fürchterlichen Scenen von gestern erneuern?"

„Im Gegentheil, Marie," sagte Ludwig achselzuckend, „man will Diejenigen, welche sie veranlaßt haben, zur Rechenschaft ziehen. Eine Deputation des Gerichtshofes vom Chatelet ist hieher in die Tuilerien gekommen, und begehrt von mir die Autorisation zur Verfolgung der Schuldigen, von Dir einige Auskunft über das, was geschehen. Das Volk hat diese Deputation hierher begleitet, und daher entsteht dieser Lärmen. Ich komme, Sie zu bitten, Marie, daß Sie der Deputation des Chatelet Audienz geben wollen."

„Als ob man uns noch eine Wahl ließe, dergleichen abzuschlagen, Sire," seufzte Marie Antoinette. „Das Volk, welches da draußen heult und schreit, ist jetzt der Huissier Derjenigen, welche uns höhnend fragen, ob wir ihnen Audienz geben wollen. Wir müssen uns unterwerfen!"

Der König zuckte statt aller Antwort nur die Achseln, und öffnete die Thür des Vorzimmers. „Lassen Sie eintreten," befahl er dem harrenden Kammerherrn.

Die beiden Flügelthüren wurden nun geöffnet, und die laute Stimme des Huissiers verkündete: „Die Herren Richter vom Chatelet!"

Langsam, mit ehrfurchtsvoller Miene, gesenkten Hauptes traten die Herren in ihren langen, schwarzen Talaren in das Gemach ein, und blieben alsdann demüthig neben der Thür stehen.

Marie Antoinette war einige Schritte vorgetreten. Keine Spur von Schmerz und Unruhe war mehr in ihrem Angesichte zu lesen. Hochgehoben war ihre Gestalt, stolz und flammend ihr Blick, edel und majestätisch der Ausdruck ihres Angesichtes. Sie war immer noch die Königin, wenn auch nicht umgeben von dem feierlichen Pomp, welchen die Etiquette in Versailles sonst bei den öffentlichen Audienzen daselbst entfaltete. Sie stand nicht auf der von Purpursammet überdeckten obersten Stufe des Thrones, kein goldgestickter, mit der Königskrone geschmückter Baldachin wölbte sich über ihr, kein glänzender, von Brillanten funkelnder Hof umgab sie, nur ihr Gemahl stand neben ihr, und ihr Sohn schmiegte sich an ihre Seite, und sein Lehrer, der Abbé Davout, schüchtern in den Hintergrund gedrückt, machte allein ihr Gefolge aus. Aber Marie Antoinette bedurfte nicht dieses äußern Prunkes, um Königin zu sein, sie war es in ihrer Haltung, in jedem Blick, in jeder Bewegung. Sie ertheilte mit edler Würde der Deputation die Erlaubniß, sich ihr zu nähern und zu ihr zu sprechen. Sie horchte mit ruhiger Aufmerksamkeit auf die Worte des Sprechers, welcher Marie Antoinette im Namen des hohen Gerichtshofes das tiefe Entsetzen aussprach, mit welchem die verbrecherischen Scenen des gestrigen Tages ihn erfüllten. Er bat dann demüthig die Königin, Diejenigen zu nennen, welche ihr vielleicht von den Empörern bekannt wären, damit man sich ihrer bemächtige; aber Marie Antoinette unterbrach ihn mitten in seiner Rede.

„Nein, mein Herr," rief sie, „nein. Niemals werde ich die Angeberin der Unterthanen des Königs sein!" *

Der Sprecher verneigte sich ehrfurchtsvoll. „So bitte ich im Namen des hohen Gerichtshofes vom Chatelet mindestens, daß Ew. Majestät uns befehlen wollen, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, denn ohne solchen Auftrag können wir das Verbrechen nicht verfolgen."

„Und ich will auch nicht, daß Sie irgend Jemand verfolgen," sagte die Königin hoheitsvoll. „Ich habe Alles gesehen, Alles gewußt, und Alles vergessen! Gehen Sie, meine Herren, gehen Sie! Mein Herz kennt keine Rache, es hat Allen Denen vergeben, welche mich gekränkt haben. Gehen Sie!" †

* Die eigenen Worte des Dauphins. Siehe: Beauschêne I.

* Marie Antoinette's eigene Worte. Siehe: Goncourt: Marie Antoinette, p. 196.

† Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Goncourt: Marie Antoinette, p. 197.

Mit einer gebieterischen Bewegung ihrer Hand, einem sanften Neigen ihres Hauptes entließ sie die Deputation, welche sich schweigend zurückzog.

„Marie," sagte der König, die Hand der Gemahlin mit ungewohnter Lebhaftigkeit ergreifend, und sie zärtlich an seine Lippen drückend. „Marie, ich danke Ihnen im Namen aller meiner Unterthanen. Sie haben in dieser Stunde nicht als die Königin, sondern als die Mutter meines Volkes gehandelt."

„Ach, Sire," seufzte Marie Antoinette mit einem traurigen Lächeln, „nur, daß die Kinder nicht an die Liebe ihrer Mutter glauben wollen, nur, daß Ihre Unterthanen mich nicht für ihre Mutter, sondern für ihre Feindin halten."

„Man hat sie irre geleitet," sagte der König. „Uebelwollende haben sie getäuscht, aber ich hoffe, es soll uns gelingen, das Volk von seinem Irrthum zurückzuführen."

„Sire," seufzte Marie Antoinette, „ich hoffe nichts mehr, aber," fügte sie mit festerer Stimme hinzu, „ich fürchte auch nichts mehr. Möge das Aergste über mich hereinbrechen, es soll mich gewaffnet finden."

Eine Seitenthür ward jetzt geöffnet, und Frau von Campan trat ein.

„Majestät," sagte sie, sich tief verneigend, „eine große Zahl der Damen des Faubourg St. Germain sind in dem kleinen Empfangssaal. Sie wünschen Ihrer Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeugen."

„Ich will sie sogleich empfangen," rief Marie Antoinette beinahe freudig. „Ach, sehen Sie nur, mein Gemahl, das Unglück hat auch seine Tröstungen. Diese Damen des Faubourg St. Germain schmollten sonst mit mir, sie konnten es mir nicht vergeben, daß ich eine Oesterreicherin war. Heute fühlen sie doch, daß ich die Königin von Frankreich bin, und daß ich zu ihnen gehöre. Vergebung, Sire, daß ich Sie verlasse!"

Sie eilte beflügelten Schrittes von dannen. Der König schauete ihr mit einem schmerzlichen Ausdrucke nach. „Arme Königin," murmelte er, „wie sehr man sie verkennt, wie boshaft man sie verleumdet. Und ich kann es nicht ändern, und ich muß es geschehen lassen!"

Er sank mit einem tiefen Seufzer, der fast einem Stöhnen glich, auf einen Fauteuil nieder, und vertiefte sich in die grauenvolle Rückerinnerung. Eine sanfte Berührung seiner Hand, die auf der Seitenlehne des Stuhles lag, weckte ihn aus seinem Sinnen. Vor ihm stand der Dauphin, und blickte aus seinen blauen großen Augen ernst und sinnend zu seinem Vater auf.

„Ach, Du bist es, mein kleiner Ludwig Carl," sagte Ludwig, ihm zunickend. „Was willst Du von mir, mein Kind?"

„Papa König," erwiderte der Knabe schüchtern, „ich möchte Dich Etwas fragen, etwas sehr Ernsthaftes."

„Etwas sehr Ernsthaftes?" wiederholte der König. „Nun, was ist es! Laß hören!"

„Sire," sagte der Dauphin mit wichtiger, gedankenvoller Miene, „Sire, Frau von Tourzel hat mir immer gesagt, ich müßte das Volk von Frankreich sehr lieben, und gegen Jedermann sehr freundlich sein, denn das Volk von Frankreich liebe meinen Papa König und meine Mama Königin so sehr, und dafür müßte ich mich dankbar zeigen. Wie kommt es nun, Sire, daß das französische Volk auf einmal so böse gegen Dich ist, und daß es meine Mama gar nicht mehr liebt? Was habt Ihr Beide denn gethan, daß das Volk so in Zorn gerathen ist, da man mir doch gesagt hat, das Volk, das wären die Unterthanen Eurer Majestät, und sie wären Ihnen Gehorsam und Ehrfurcht schuldig? Sie waren aber gestern gar nicht gehorsam, und gar nicht ehrfürchtig, Eure Unterthanen. Wie geht das nun zu, Papa?"

Der König zog den kleinen Prinzen auf sein Knie, und legte seinen Arm um die zarte, schlanke Gestalt des Knaben. „Das will ich Dir erklären, mein Sohn," sagte er, „und höre wohl zu, was ich Dir sage."

„Sire, ich höre wohl zu," rief der Prinz lebhaft. „Ich wenigstens bin ein gehorsamer Unterthan meines Königs, denn der Abbé Davout hat mir gesagt, ich wäre nichts weiter als der Unterthan Eurer Majestät, und ich müßte als Sohn und als Unterthan dem ganzen französischen Volk ein gutes Beispiel geben, wie man seinen König zu lieben und ihm zu gehorchen hat. Ich liebe Dich doch nun sehr, Papa, und ich bin auch gehorsam, so viel ich irgend vermag. Es scheint aber, daß mein gutes Beispiel bei den andern Unterthanen gar nichts geholfen hat. Woher kommt das, Papa König?"

„Mein Sohn," sagte Ludwig, „das kommt daher, daß es böse Menschen giebt, welche dem Volke gesagt haben, ich liebe es nicht. Wir haben große Kriege zu führen gehabt, und Kriege kosten viel Geld. Darum forderte ich von meinem Volk, daß es mir Geld bewillige, wie meine Vorfahren das auch immer gethan haben."

„Mein Gott, Papa," rief der Dauphin, „warum hast Du das gethan! Warum hast Du nicht meine Börse genommen, und davon bezahlt. Du weißt ja, ich bekomme jeden Tag meine Börse ganz gefüllt mit blanken Francsstücken, und — aber freilich," unterbrach er sich selbst, „da wäre nichts übrig geblieben für die armen Kinder, denen ich immer auf meinem Spaziergang austheile. Ach, und es giebt so viele arme Kinder, ach, so viele, daß meine Börse jeden Tag leer ist, wenn ich von meinem Spaziergang heimkehre, und doch gebe ich jedem Kinde nur ein einziges armes Francstück. Dein Volk hat also Geld, Papa, mehr Geld wie Du selber?"

„Mein Kind, die Könige empfangen Alles, was sie haben, von den Völkern, aber sie geben dafür auch

Alles, was sie haben, den Völkern. Der König ist der von Gott eingesetzte Herr und Gebieter seines Volkes, welches ihm dafür Ehrfurcht und Gehorsam schuldig ist, und seinem König Abgaben zahlen muß. Wenn der also Geld braucht, so ist er berechtigt, es von seinen Unterthanen zu fordern, indem er ihnen Abgaben, oder wie man sagt, Steuern auferlegt. Verstehst Du mich?"

„Ja wohl, Papa," rief das Kind, welches mit großen Augen, mit athemloser Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Ich verstehe Alles sehr wohl. Aber es gefällt mir nicht. Mir scheint, wenn man König ist, muß Einem Alles gehören, und der König muß alles Geld haben, damit er es seinen Unterthanen geben kann. Sie müssen ihn bitten, und er nicht sie."

„In früheren, glücklicheren Zeiten war es auch so," seufzte der König. „Aber manche Könige haben ihre Macht und ihre Gewalt gemißbraucht, und darum hat man sie beschränkt, und der König darf kein Geld mehr ausgeben, ohne daß das Volk damit einverstanden ist."

„Hast Du denn jetzt Geld ausgegeben, Papa, ohne das Volk zu fragen? Kam es deshalb gestern nach Versailles, und war so böse, oh, so sehr böse? Denn diese bösen Leute, das war doch das Volk, nicht wahr?"

„Nein, mein Sohn," erwiderte Ludwig, „ich hoffe, das war nicht das Volk. Auch darf das Volk nicht so in Massen zu mir kommen, sondern es muß durch seine Vertreter zu mir reden. Die Vertreter des Volks habe ich aber selber zu mir berufen, das sind die General-Staaten, die ich in Versailles versammelt hatte. Ich forderte von Ihnen Geld für die Ausgaben, welche ich für das Volk zu machen habe, sie aber forderten von mir Dinge, die ich nicht gewähren konnte, weder für mich, noch für Dich, mein Sohn, der Du einst mein Nachfolger sein wirst. Da sind nun böse Menschen hergekommen, und haben das Volk aufgeregt, und haben ihm eingeredet, ich liebe das Volk nicht mehr, ich wollte meinen Unterthanen Böses zufügen. Und die armen Leute haben geglaubt, was ihnen die schlechten Rathgeber und Verleumder vorgelogen, und haben sich von ihnen verleiten lassen, sich gegen mich zu empören. Aber es wird jetzt Alles wieder gut werden, und meine Unterthanen werden jetzt einsehen, daß ich sie liebe, und bereit bin, Alles mit ihnen zu theilen. Deshalb bin ich nach Paris gekommen, um hier in der Mitte meines Volkes zu wohnen. Es ist freilich nicht so schön, als in Versailles, unsere Gemächer sind nicht so prächtig und bequem, und es fehlen uns auch die schönen Gärten, in denen wir so glücklich waren. Aber wir müssen uns doch darein finden, und es gern zu ertragen suchen. Wir müssen daran denken, daß es doch in Paris Niemand besser hat, als wir, und daß die Pariser doch nun erkennen müssen, wie herzlich ihr König sie liebt, da er sein schönes Versailles aufgegeben und verlassen hatte, um in ihrer Mitte zu wohnen, und alle Noth, und alle Unbequemlichkeit mit ihnen zu theilen."

„Papa König," rief der Knabe mit leuchtenden Augen, „ich habe jetzt Alles verstanden, und ich schäme mich recht, daß ich vorher gemurrt habe. Ich verspreche Ihnen, Sire," fuhr er mit ernsthafter Miene fort, indem er wie betheuernd seine Hand auf seine Brust legte, „ja, Sire, ich verspreche Ihnen auch, daß ich mir Mühe geben will, dem Volke mit einem guten Beispiel voranzugehen, und recht freundlich und artig zu sein. Ich werde mich niemals mehr beklagen darüber, daß wir hier in Paris wohnen, und ich werde mir Mühe geben hier auch recht vergnügt und zufrieden zu sein." —

Und der Dauphin hielt Wort! Er gab sich Mühe, zufrieden zu sein, er gedachte mit keinem Worte mehr des frühern schönen Lebens in Versailles, sprach niemals mehr davon, sondern schien es ganz und gar vergessen zu haben, daß er jemals anders wo gewesen, als hier in dem großen, öden Schlosse, hier in den düstern Sälen mit den verblichenen Tapeten, den ernsten, feierlichen Meubles, deren goldene Einfassungen trübe, deren Polster hart geworden waren, hier in diesem Garten, von dem ein kleiner, abgeschlossener Theil allein für die Spaziergänge der königlichen Familie übrig blieb, und wo durch das eiserne Gitter, welches es umgab, so oft drohende Worte herein gerufen wurden und zornige, gehässige Gesichter sichtbar wurden!

Eines Tages, als der Dauphin solche Zurufe vernahm und solche Gesichter hinter den Gittern erblickte, schrak er zusammen, und sich zitternd an seine Mutter anklammernd bat er mit ängstlicher Stimme, sie wollten den Garten verlassen und in das Schloß zurückkehren. Aber Marie Antoinette führte den weinenden, zitternden Knaben weiter hinein in den Garten, statt ihm seinen Wunsch zu erfüllen. In dem kleinen Pavillon, welcher an der Ecke des Gartens auf der Seite des Quais sich erhob, ließ sie sich nieder, und den Knaben in ihre Arme emporhebend, setzte sie ihn vor sich auf den Marmortisch, trocknete mit ihrem Tuch seine weinenden Augen und bat ihn mit zärtlichen Worten, nicht mehr zu weinen, nicht mehr sich zu ängstigen.

„Wenn Du weinst, mein Kind," sagte sie endlich traurig, da der Dauphin immer noch seine Thränen nicht bewältigen konnte, „wenn Du weinst, so habe ich gar keinen Muth mehr, und es wird auf einmal Alles so dunkel und trübe um mich, als ob die Sonne untergegangen wäre. Wenn Du weinst, so möchte ich gleich mit Dir weinen, und siehst Du, mein Sohn, es ziemt sich doch nicht für eine Königin, daß sie weint. Die bösen Leute, welche uns gern Herzeleid zufügen möchten, die haben ihre Freude daran, wenn sie uns weinen sehen, und darum müssen wir viel zu stolz sein, um sie sehen zu lassen, was wir leiden. Für mich bin ich es auch, aber wenn ich Dich leiden sehe, mein Liebling, da

schwindet alle meine Kraft und Stärke. Weißt Du wohl, wie wir neulich von Versailles hierher fuhren, mein Sohn? Wie die bösen Menschen, welche uns umgaben, mich verhöhnten und beschimpften? Ich blieb kalt und ruhig, aber ich weinte, als Du, mein Kind, über Hunger klagtest."

„Mama," rief das Kind mit blitzenden Augen, „Mama, ich werde niemals mehr klagen und die bösen Menschen sollen niemals mehr die Freude haben, Dich weinen zu sehen."

„Den guten Menschen aber, mein Kind, den guten Menschen mußt Du immer recht freundlich begegnen und Dich recht zuvorkommend gegen sie bezeigen."

„Ich will es thun," erwiderte der Dauphin gedankenvoll. „Aber, Mama Königin, sage mir doch, welches die guten Menschen sind?"

„Nimm an, mein Louis, daß alle Menschen gut sind," sagte Marie Antoinette seufzend, „und sei ihnen daher Allen freundlich. Wenn sie Deine Güte und Freundlichkeit dann verschmähen und von sich stoßen, so ist das nicht Deine Schuld und der liebe Gott und Deine Eltern werden dann doch zufrieden mit Dir sein."

„Mama," rief der Prinz und es flog wie ein Schatten über sein reines, von Kindlichkeit und Schönheit strahlendes Angesicht hin, „Mama, ich kann es aber nicht annehmen, daß alle Menschen gut sind. Wie sie immer so schalten und schimpften und böse Worte uns in den Wagen hineinriefen, und Dich, meine liebe Mama Königin, so wüthend anschrieen, da waren die Menschen doch nicht gut, und ich könnte nimmermehr freundlich gegen diese Menschen sein, wenn sie wieder kämen."

„Sie werden nicht wieder kommen, mein Louis, nein, wir wollen es hoffen, daß die bösen Menschen nicht wieder kommen, und daß diejenigen, welche uns hier aufsuchen, gute Menschen sind. Deshalb sei gegen Alle recht freundlich und zuvorkommend, damit sie Dich recht lieb gewinnen und erkennen, daß ihr zukünftiger König schon als Kind recht artig und höflich ist.

„Gut," rief der Knabe lebhaft, „ich werde artig und höflich gegen Jedermann sein, damit Du mit mir zufrieden bist. Ja, blos darum werde ich es thun."

Marie Antoinette drückte den lieblichen Knaben fest an sich und küßte seine purpurrothen Lippen. —

Ein Huissier trat ein und meldete den General Lafayette und Herrn von Bailly, den Maire von Paris.

„Mama Königin," murmelte der Prinz, als die beiden Herren auf die Erlaubniß der Königin eintraten, „Mama Königin, das ist der General der damals in Versailles war. Ich kann nicht freundlich gegen ihn sein, denn er gehört zu den bösen Menschen!"

„Still, mein Kind, still," flüsterte die Königin, „um Gott, laß das niemals von Andern hören. Nein, nein, der General Lafayette gehört nicht zu unsern Feinden, er ist nicht böse, er meint es gut mit uns! Sei freundlich, recht freundlich, mein Kind!"

Und Marie Antoinette nahm ihren Sohn an die Hand und schritt mit einem Lächeln auf der Lippe den beiden Herren entgegen, um sie nach der Ursache ihres Erscheinens zu dieser ungewohnten Stunde und an diesem Ort zu fragen.

„Madame," sagte General Lafayette, „ich komme um Ew. Majestät zu ersuchen, ob Sie nicht die Gnade haben wollen, mir die Stunden anzugeben, in welchen Sie den Park und den Garten besuchen möchten, damit ich darnach meine Vorkehrungen treffe."

„Das heißt, Herr General," rief die Königin, „es soll nicht mehr von meinem freien Willen abhängen, wann und zu welcher Zeit ich in den Park gehen will, sondern es soll mir nur in gewissen Stunden erlaubt sein, wie es den Gefangenen zu gewissen Stunden erlaubt ist, ihre Spaziergänge zu machen?"

„Ich bitte um Vergebung, Madame," sagte der General ehrerbietig, „Ew. Majestät wollen gnädigst bedenken, daß mir die Ruhe und Sicherheit Ihrer erhabenen Person über Alles heilig ist, und daß ich es für meine erste Pflicht erachte, Sie vor jeder Beleidigung und jeder Unannehmlichkeit zu beschützen!"

„Dahin also ist es gekommen," rief Marie Antoinette zürnend. „Die Königin von Frankreich muß beschützt werden vor Beleidigungen und Unannehmlichkeiten! Sie darf nicht einmal mehr zu jeder Zeit in ihren Park hinabgehen, weil sie fürchten muß, daß, wenn der General Lafayette nicht besondere Vorkehrungen getroffen hat, das Volk sie beleidigen und insultiren wird. Aber, wenn dem so ist, mein Herr, warum schließt man alsdann nicht die Thore des Parks? Er ist königliches Eigenthum, und es wird doch dem Könige wohl erlaubt sein, sich sein Privateigenthum vor der Brutalität des Pöbels zu schützen. Ich werde selber dafür sorgen, Herr General, daß ich vor Beleidigungen geschützt bin und zu jeder Zeit, wenn es mir beliebt, in den Park und in die innern Gärten hinabgehen kann. Ich werde Se. Majestät den König bitten, daß er die Gitterthore des Parks und auch die Promenade am Quai schließen läßt. Damit wird Alles gesagt sein und wir werden mindestens dadurch die Freiheit gewinnen, zu jeder Zeit spazieren gehen zu können, ohne vorher den Herrn General Lafayette davon zu benachrichtigen."

„Madame, ich vermuthete, daß Sie mir das erwidern würden," sagte Lafayette traurig, „und ich habe deshalb den Herrn von Bailly ersucht, mich zu Ew. Majestät zu begleiten, damit er mit mir Sie anflehen möchte, gnädigst von solcher Gewaltmaßregel abzustehen und das leider schon überdies so erbitterte Volk nicht noch mehr aufzureizen."

„Sie sind also auch der Meinung, mein Herr?" fragte Marie Antoinette, sich an den Herrn von Bailly

wendend. „Sie werden es auch als eine Gewaltmaßregel bezeichnen, wenn der König von seinem Hausrecht Gebrauch macht und diejenigen aus seinem Eigenthum fern hält, welche ihn belästigen?"

„Ew. Majestät, es steht dem Könige leider nicht ganz frei, von diesem Hausrecht, wie Ew. Majestät es nennen, Gebrauch zu machen."

„Sie wollen doch nicht sagen, mein Herr, daß wenn es dem Könige beliebt, keine überlästigen Fremden in den Park der Tuilerien eintreten zu lassen, er dann nicht das Recht haben sollte, die Thore zu schließen?"

„Madame, ich muß mir allerdings erlauben, das zu sagen," erwiderte Herr von Bailly sich leicht verneigend. „König Heinrich der Vierte hat den Parisern für ewige Zeiten das Privilegium verliehen, daß der Park der Tuilerien ihnen immer unverschlossen sei und sie ihn zu ihren Spaziergängen benutzen sollten. Das Schloß der Tuilerien war, wie Ew. Majestät bekannt ist, ursprünglich von der Königin Katharina von Medicis nach dem Tode ihres Gemahls gebauet und zu ihrem königlichen Wittwensitze bestimmt. Es gingen damals im Volk allerlei Sagen um von gar unheimlichen Dingen, welche sich im Park der Tuilerien befinden sollten. Man erzählte von Laboratorien, in denen die Königin Katharina von Medicis ihre Gifte braue, von einem Pavillon, in welchem sich eine Marterkammer befinde, von unterirdischen Zellen für die lebendig Begrabenen, und alle diese Schauergeschichten machten, daß Niemand, sobald die Sonne untergegangen, es wagte, sich diesem Orte der Schrecknisse zu nahen. Als aber die Königin Katharina Paris verlassen hatte, und Heinrich der Vierte als König im Louvre residirte, ließ er den gefürchteten Tuileriengarten mit allen seinen Schrecknissen den Parisern öffnen und machte aus dem Garten der Königin einen Garten für das Volk, damit der Fluch, welcher auf ihm gelastet, sich in Segen verwandele!"

„Und jetzt meinen Sie, Herr Maire, würde es heißen, den Segen wieder in Fluch verwandeln, wenn wir die Pforten, welche Heinrich der Vierte geöffnet, wieder zuschließen wollten?"

„Ich fürchte es, Madame, und wage es daher, zu bitten, daß man dem Volke den Eintritt in den Tuileriengarten nicht entziehen und ihm seinen Genuß nicht verkümmern wolle."

„Nicht dem Volke, nur uns soll der Genuß verkümmert werden," rief Marie Antoinette schmerzlich. „Diejenigen haben wohl Recht, welche das Volk jetzt den eigentlichen König von Frankreich nennen, aber sie vergessen, daß dieser neue König nur durch Verrath, durch Rebellion und Mord den Thron usurpirt hat, und daß der Zorn Gottes und die Gerechtigkeit der Menschen ihn eines Tages wieder hinunterschleudern wird in den Staub zu unsern Füßen. Auf diesen Tag hoffe ich, und bis dahin will ich in Geduld und mit unerschütterlichem Muth ertragrn, was das Geschick mir auferlegt. Die Bosheit und Brutalität der Menschen soll mich wenigstens nicht einschüchtern, und ich will mich nicht aus Furcht zu einer Gefangenen erniedrigen, welche unter dem Schutze des Herrn von Lafayette, des Volksgenerals, ihre nach Stunden bestimmten Spaziergänge macht."

„Majestät," rief Lafayette erbleichend, „Majestät —"

„Was beliebt?" unterbrach ihn die Königin mit einer stolzen Bewegung ihres Hauptes. „Sie waren doch Cavalier und kannten die Sitten und Gebräuche unseres Hofes, bevor Sie nach Amerika gingen. Sollten die dortigen republikanischen Unsitten Ihnen so sehr das Gedächtniß gestört haben, daß Sie jetzt nicht einmal wissen, daß es unerlaubt ist, in Gegenwart der Königin zu sprechen, ohne von ihr gefragt oder dazu aufgefordert zu werden?"

„Herr General," rief in diesem Augenblicke der Dauphin mit lauter und hastiger Stimme, indem er rasch sich Lafayette näherte, und ihm seine kleine Hand entgegenstreckte, „Herr General, ich möchte Sie gern begrüßen. Meine Mama Königin hat mir gesagt, daß ich gegen alle Diejenigen, welche gut gegen uns sind und uns lieben, freundlich sein soll, und als Sie vorhin mit dem Herrn von Bailly eintraten, da hat meine Mama zu mir gesagt, der General Lafayette gehört nicht zu unsern Feinden, er meint es gut mit uns. Erlauben Sie also, daß ich Sie freundlich begrüße, und Ihnen die Hand reiche!"

Und indem der Dauphin das sagte, und dem General freundlich zulächelte, hob er mit einem flehenden Ausdruck einen Moment seine großen blauen Augen zu dem Antlitz der Königin empor.

Lafayette nahm die dargereichte Hand des Prinzen und eine tiefe Rührung flog auf einmal über das vorher so erzürnte Antlitz des Generals hin. Wie von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen, beugte er auf einmal vor diesem Kinde, dessen Antlitz strahlte von Unschuld, Liebe und Güte, seine Knie, und drückte die kleine Hand, welche in der seinen ruhte, an seine Lippen.

„Mein Prinz," sagte er tief bewegt, „Sie haben eben mit eines Engels Zunge zu mir gesprochen, und ich schwöre es Ihnen und Ihrer erhabenen königlichen Mutter, daß ich diesen Moment nie vergessen, daß ich seiner eingedenk bleiben will, so lange ich lebe! Der Kuß, welchen ich auf die Hand meines zukünftigen Königs gedrückt habe, war zugleich das Siegel für ein feierliches Gelöbniß, das Siegel für den Eid unwandelbarer Treue und Ergebenheit, welche ich meinem Könige der Gegenwart und Zukunft, welche ich der ganzen königlichen Familie weihen will, und an der mich nichts soll wankend machen, nichts, selbst nicht der Zorn und die Ungnade meiner erhabenen Königin! Dauphin von Frankreich, Sie haben heute sich einen Soldaten für Ihren Thron geworben, der bereit ist, für Sie und Ihr Haus seinen letzten Tropfen Blut hinzugeben, und auf

dessen Treue und Ergebenheit Sie fortan zählen können!"

Mit Thränen in den Augen, das edle tapfere Antlitz zuckend in Rührung, blickte Lafayette zu dem Kinde empor, das, die Wangen von tiefer Gluth übergossen, mit einem lieblichen, verlegenen Lächeln, mit großen, sinnenden Kinderaugen den starken Mann anschauete, der so demüthig und ergeben zu seinen Füßen lag. Hinter ihm stand Herr von Bailly, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet, voll feierlicher Andacht lauschend auf die Worte des Generals, in dessen starken und festen Händen die Geschicke der Monarchie ruhten, und welcher in dieser Zeit in Frankreich der mächtigste und angesehenste Mann war, weil die Nationalgarde von Paris ihm noch gehorsam war und seinen Befehlen folgte.

Neben dem Dauphin stand die Königin in ihrer aufrechten stolzen Haltung, aber auf ihrem Antlitz war eine merkwürdige Wandlung vorgegangen. Der Ausdruck von Zorn und Verachtung, welchen es vorhin gezeigt, war jetzt ganz aus demselben geschwunden, die Wolke, welche auf ihrer hohen Stirn gelagert, war entschwebt, und sie zeigte sich jetzt wieder rein und klar. Die großen graublauen Augen, welche vorher so zornige Blitze geschossen, erglänzten jetzt in einem milden Feuer, und um ihre purpurrothen Lippen schwebte einen Moment jenes schöne, anmuthige Lächeln, welches in ihren glücklichen Tagen die Günstlinge der Königin zu so vielen Lobgedichten begeistert hatte, und das ihre Feinde ihr so oft zum Vorwurf gemacht hatten.

Jetzt, als der General schwieg, trat Stille ein, jene beredte feierliche Stille, welche solchen Momenten angehört, in denen der Genius der Weltgeschichte an den Menschen vorüberrauscht, und, mit seinen Flügeln sie berührend, ihnen die Zunge lähmt und das Auge des Geistes ihnen öffnet, daß sie hineinschauen in die Zukunft und mit ahnungsvollem Erbeben die Geheimnisse wie einen Blitz vor sich aufleuchten sehen.

Ein solcher weltgeschichtlicher Moment war dieser, da Lafayette zu den Füßen des Dauphins von Frankreich der königlichen Monarchie ewige Treue schwur, in Gegenwart des unglücklichen Maire von Paris, welcher bald mit seinem eigenen Blute seine Treue besiegen sollte, in Gegenwart der Königin, deren Herrlichkeit sich bald in ein Martyrium verwandeln sollte.

Der Moment rauschte vorüber, und Marie Antoinette neigte sich nun mit ihrem holdseligen Lächeln zu Lafayette nieder.

„Stehen Sie auf, General!" sagte sie sanft und freundlich, „Gott hat Ihren Schwur gehört, und ich nehme ihn an im Namen der französischen Monarchie, im Namen meines Gemahls, meines Sohnes und meiner selbst. Ich werde desselben eingedenk bleiben und hoffe, daß auch Sie es thun werden. Ich bitte Sie auch," fuhr sie mit leiser Stimme fort, indem ein tiefes Erröthen über ihre bleichen Wangen hinfuhr, „ich bitte Sie auch, mir zu vergeben, wenn ich vorher ungerecht war und Ihnen Vorwürfe machte. Ich habe so viele traurige und entsetzensvolle Tage durchlebt, daß es wohl zu verzeihen ist, wenn meine Nerven agitirt und leicht gereizt sind. Ich werde es wohl noch lernen, auch die schlimmen Tage mit Ruhe hinzunehmen, und mein Haupt geduldig zu beugen unter das Joch, welches meine Feinde mir auferlegen! Aber noch fühle ich die Schmach, und die stolzen Gewohnheiten meines Lebens und meiner Geburt sträuben sich dagegen. Aber warten Sie, und ich werde mich schon gewöhnen."

Sie neigte während sie so sprach, sich zu dem Dauphin nieder und küßte sein goldenes Haar. Aber eine Thräne fiel dabei aus ihren Augen nieder auf die Stirne ihres Sohnes, und glänzte auf seiner Stirn wie ein vom Himmel niedergefallener Stern. Marie Antoinette sah es nicht, wußte es nicht, daß die Thräne, welche sie hatte verbergen wollen, jetzt auf der Stirn ihres Sohnes leuchtete, auf dieser Stirne, welche niemals ein anderes Diadem tragen sollte, als jenes, welches die Thränen der Liebe ihm auf das unschuldige Haupt gesetzt!

„Der Himmel wolle verhüten, daß Ew. Majestät jemals an eine Schmach sich zu gewöhnen hätten," rief Lafayette tief bewegt. „Ich hoffe, wir haben die schlimmsten Tage erlebt, und nach den Ungewittern und Stürmen wird jetzt wieder für uns Alle Sonnenschein und heiteres Wetter folgen. Das Volk wird mit Beschämung und Reue auf die wilden und rasenden Scenen zurückblicken, zu denen es von Aufwieglern und Unruhstiftern sich aufreizen ließ, es wird in Liebe und Gehorsam sich wieder vor dem Königspaare beugen, das mit so edlem Vertrauen und so vieler Hingabe sich ihm zugeneigt, und seine schöne Zurückgezogenheit in Versailles verlassen hat, um die Wünsche des Volkes zu erfüllen, und hierher nach Paris zu kommen. Haben Ew. Majestät nur die Gnade, den Herrn Bürgermeister von Paris zu fragen, der wird Ihnen sagen, Madame, wie tief gerührt alle guten Bürger von Paris von dem Edelmuthe sind, mit welchem Ew. Majestät es abgelehnt haben, eine Untersuchung über die unglückliche Schreckensnacht von Versailles einzuleiten, und die Unruhstifter zur Rechenschaft zu ziehen."

„Ist es wahr, Herr von Bailly?" fragte die Königin lebhaft. „Hat man meinem Entschluß gebilligt? Habe ich noch Freunde unter den Bewohnern von Paris?"

„Majestät," erwiderte Herr von Bailly, sich tief verneigend, „alle guten Bürger von Paris haben mit tiefer Andacht und Rührung den edelmüthigen Entschluß Ew. Majestät vernommen, und allen edlen und treuen Herzen sind die schönen und königlichen Worte unauslöschlich eingegraben, welche Ew. Majestät den Richtern des Chatelet gesagt: „Habe Alles gehört, Alles gesehen, und Alles vergessen!" Mit Thränen der Rührung, mit heiliger Freude wiederholt man sich dieselben

in ganz Paris, sie sind das Losungswort für alle Gutgesinnten und Getreuen geworden, das Evangelium der Liebe und des Verzeihens für alle Frauen, der Treue und Ergebenheit für alle Männer! Man hat jetzt gesehen und erkannt, daß den Thron von Frankreich nicht blos die Schönheit und die Güte einnahm, sondern auch die Vergebung und die Milde, und daß Ew. Majestät mit Recht den Titel der allerheiligsten Königin führen. Diese neun Worte, welche Ew. Majestät gesprochen, sind das heilige Banner für alle Ihre Getreuen, und sie werden machen, daß die goldenen Tage wiederkehren, wie sie einst über Paris leuchteten, als die Dauphine von Frankreich ihren Einzug in Paris hielt, als ganz Paris ihr zujauchzte, und man zu der zukünftigen Königin Marie Antoinette mit Wahrheit sagen konnte: „Da sind hunderttausend Liebhaber Ihrer Person."

Die Königin war nicht mehr im Stande, ihre tiefe Erregung zu bemeistern. Sie, welche wohl den Muth hatte, ihren Feinden und Angreifern eine stolze und trotzige Miene zu zeigen, aber welcher die ungewohnten Worte der Ergebenheit und Begeisterung mit einer Wolke der Wehmuth jetzt diese stolze und hohe Stirn umdüsterten, die Königin stieß einen leisen Schrei aus, ein heftiges Schluchzen drang aus ihrer Brust hervor, und in hellen Strömen stürzten die lange zurückgehaltenen Thränen aus ihren Augen hervor. Sie legte, erschreckt und beschämt zugleich, ihre beiden Hände vor ihr Angesicht, aber die Thränen quollen doch zwischen den weißen, schlanken Fingern hindurch, und ließen sich nicht bemeistern. Sie waren so lange hinter diesen glühenden stolzen Augenliedern zurückgedrängt worden, jetzt, da sie wider den Willen der Königin sich Bahn brachen, jetzt ergoß sich die Thränenfluth mit doppelter Gewalt und Innigkeit.

Aber nur einen Moment ließ die stolze und muthige Königin sich von der sanften und gerührten Frau beherrschen, dann raffte sie sich wieder empor und trocknete ihre Thränen, und richtete ihr Haupt wieder auf.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen," sagte sie aufathmend, „Sie haben mir wohl gethan, und diese Thränen waren seit langer Zeit die ersten, welche nicht der Schmerz oder der Zorn mir erpreßt, die ersten, welche beinahe der Freude angehörten. Wer weiß, ob ich jemals wieder solche Thränen weinen werde! Und wer weiß," fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, „ob ich diese Thränen nicht mehr Ihrem Wunsche, mir wohl zu thun, als der Wahrheit und Wirklichkeit verdanke! Ich entsinne mich jetzt. Sie sagen, alle guten Bürger von Paris wiederholen meine Worte, alle gutgesinnten sind zufrieden mit meinem Entschluß. Aber ach, ich fürchte, die Zahl derselben ist sehr gering, und die goldenen Tage der Vergangenheit werden nicht wieder zurückkehren! Und ist nicht Ihr heutiges Erscheinen hier ein Beweis davon? Sind Sie nicht gekommen, weil das Volk mich beleidigt und verspottet, und weil Sie es für nöthig erachteten, mich gegen dasselbe zu umgeben mit Ihrem Schutz, der jetzt mächtiger ist, als der Purpur des Königs und die Lilien des Thrones von Frankreich?"

„Madame, man muß aber dem irregeleiteten Volke Zeit lassen, daß es wieder zurückkehren kann auf den rechten Weg," sagte Lafayette fast bittend. Man muß mit ihm umgehen wie mit trotzigen, unartigen Kindern, die man besser mit sanftem Zuspruch und anscheinender Nachgiebigkeit, als mit Ernst und Strenge zum Gehorsam und zur Ergebenheit zurückführt. Deshalb wagte ich es, Ew. Majestät zu bitten, daß Sie vorläufig die Gnade haben möchten, mir die Bewachung Ihrer geheiligten Person anzuvertrauen, und damit ich meinem Amte genügen könnte, mir huldvoll die Stunde bestimmen, in welcher Ew. Majestät Ihre Spaziergänge hier im Park und in den Gärten machen wollen, um danach meine Vorkehrungen zu treffen."

„Um aus Ihren Nationalgardisten ein Spalier zu bilden, in dessen Mitte die Königin von Frankreich von dem Haß des Volkes nicht gesehen werden, und hinter welchem sie gesichert sein könnte gegen die Angriffe ihrer Feinde," rief Marie Antoinette. „Nein, mein Herr, ich kann diesen Vorschlag nicht annehmen! Man soll wenigstens sehen, daß ich nicht feig bin, und daß ich mich nicht vor denen verberge, welche kommen, mich anzugreifen!"

„Majestät, ich beschwöre Sie," rief Herr von Bailly bewegt, „thun Sie es aus Mitleid mit uns, mit allen Ihren getreuen Dienern, welche für die Sicherheit und Ruhe Ew. Majestät zittern, welche Sie glücklich machen, wenn Sie Herrn von Lafayette erlauben wollen, die Brutalität des Volkes von Ihnen ferne zu halten, und Ihre Spaziergänge zu überwachen."

„Genug, meine Herren," sagte Marie Antoinette ungeduldig. „Sie kennen jetzt meinen unwiderruflichen Entschluß, und es ist nicht nöthig, noch weiter darüber zu sprechen. Ich will mich dem Volke nicht verbergen, und ich stelle mich ihm gegenüber allein unter den Schutz Gottes. Von ihm behütet, und bewaffnet mit dem reinen Bewußtsein, daß ich den Haß und die Feindschaft, mit welcher man mich verfolgt, nicht verdient habe, will ich den Unterthanen des Königs stets furchtlos, mit unverhülltem Haupte gegenübertreten, und nur Gott und das Schicksal soll richten zwischen mir und ihnen! Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihren Eifer und Ihre Vorsorglichkeit, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Ihnen das niemals vergessen werde. Jetzt aber leben Sie wohl, meine Herren! Es wird kalt, und ich möchte in das Schloß zurückkehren."

„Wollen Ew. Majestät nicht die Gnade haben, uns zu gestatten, daß wir Beide uns unter Ihr Gefolge

mischen, und Ew. Majestät bis zum Schlosse das Geleit geben," bat Herr von Lafayette.

„Ich bin hierher gekommen, nur von zwei Lakayen begleitet, welche außen vor dem Pavillon warten," sagte die Königin. „Sie wissen ja, daß ich die Hofetiquette abgeschafft habe, welche die Königin sonst sogar auf ihren Spaziergängen begleitete, und ihr nicht einmal den freien Genuß der Natur erlaubte. Meine Feinde rechnen mir ja auch dies zum Verbrechen an, und finden es unziemlich, daß die Königin ohne ihr glänzendes Hofgefolge wie ein gewöhnliches Menschenkind spaziren geht. Ich meine aber, das Volk dürfte mir darüber nicht zürnen, und es sollte daran erkennen, daß ich nicht so stolz und unnahbar bin, als man es glauben machen möchte. Leben Sie also wohl, meine Herren!"

Sie grüßte mit der Hand nach der Thüre hin, und entließ mit einem anmuthigen Neigen ihres Hauptes die beiden Herren, welche sich mit trauriger Miene zurückzogen und den Pavillon verließen.

„Komm' nun, mein Sohn," sagte die Königin, „wir wollen in das Schloß zurückkehren."

„Aber auf demselben Wege, auf welchem wir gekommen sind, nicht wahr, Mama Königin?" fragte der Dauphin, indem er die dargereichte Hand der Königin ergriff, und an seine Lippen drückte.

„Du wirst nicht wieder weinen, wenn die Leute schreien und lachen?" fragte Marie Antoinette. „Du wirst Dich nicht mehr fürchten?"

„Nein, ich werde mich nicht mehr fürchten. Oh, Du sollst schon mit mir zufrieden sein, Mama Königin. Ich habe mir Alles, was Du zu den beiden Herren gesagt hast, ganz genau gemerkt und es freut mich sehr, daß Du dem Herrn von Lafayette nicht erlaubt hast, hinter uns herzugehen. Die Leute hätten sonst geglaubt, wir fürchteten uns, und sie sollen jetzt sehen, daß wir das durchaus nicht thun."

„So komm, mein Kind, laß uns gehen," sagte Marie Antoinette, indem sie mit dem Sohn an der Hand sich anschickte, den Pavillon zu verlassen.

Aber auf der Schwelle desselben blieb der Dauphin stehen und schaute flehend zu seiner Mutter empor.

„Ich möchte Dich um etwas bitten, Mama Königin!"

„Nun, was ist es, mein kleiner Louis? Was wünschest Du?"

„Ich möchte, daß Du mir erlaubtest, daß ich allein gehe, Mama, sonst glauben die Leute doch, daß ich mich fürchte und mich von Dir führen lasse. Und ich will es doch machen wie der Ritter Bayard, von welchem mir der Herr Abbé heute erzählt hat. Ich will sans peur et sans reproche sein, wie Bayard."

„Nun wohl, Herr Ritter," sagte Marie Antoinette lächelnd, „so gehen Sie denn allein und frei an meiner Seite."

„Nein, Maman, wenn Du erlaubst, so gehe ich vor Dir her. Die Ritter gehen immer vor ihren Damen her, damit sie jede Gefahr, welche ihnen in den Weg tritt, abwehren können. Und ich bin Dein Ritter, Mama Königin, und ich will es sein, so lange wir leben! Also Du erlaubst es, meine königliche Dame?"

„Ich erlaube es! Gehe also voran, mein Ritter Louis Carl. Wir nehmen zurück denselben Weg, auf welchem wir gekommen!"

Der Dauphin sprang behende über den kleinen Platz vor dem Pavillon dahin und die Allee hinunter, welche zu dem Arkadengang an der Seite des Quais führte.

Vor der kleinen Treppe, welche zu diesem Gange hinaufführte, blieb er indessen stehen und wandte sein liebliches Köpfchen zurück nach der Königin, welche, gefolgt von den beiden Lakayen, langsam und ruhig heranschritt.

„Nun, mein Herr Ritter Bayard," fragte die Königin lächelnd, „warum zauderst Du?"

„Ich erwarte nur Ew. Majestät," erwiderte das Kind ernst. „Von hier an beginnt mein Ritterdienst, denn von hier fängt die Gefahr an."

„Es ist wahr," sagte die Königin, indem sie lauschend an dem Fuße der Treppe stehen blieb und auf das laute Getöse horchte, welches jetzt sich vernehmbar machte. „Man sollte meinen, ein Sturm habe das Weltmeer aufgepeitscht, so heult und donnert das! Aber Du weißt, mein Sohn, auch die Stürme liegen in der Hand Gottes, und er beschützet auch Diejenigen, welche unter denselben hingehen. Daran gedenke, mein Kind, und fürchte Dich nicht!"

„Oh, ich fürchte mich gar nicht," rief der Knabe, indem er behende wie eine Gazelle die Stufen hinaufsprang.

Die Königin beeilte ein Wenig ihren Schritt und schien ihre ganze Aufmerksamkeit nur dem Knaben zugewandt zu haben, der mit so heiterer Unbekümmertheit vor ihr herging, und schien gar nichts zu hören, was sonst um sie her vorging. Und doch stand hinter diesem Gitter, welches den Arkadengang auf der linken Seite nach dem Quai hin begrenzte, das Volk in dichten Massen, Kopf an Kopf gedrängt, und alle diese blitzenden Augen, und alle diese von Leidenschaft flammenden Augen waren durch das Eisengitter auf die Königin hingewendet und Worte des Hasses, der Verwünschungen, der wilden Drohungen verfolgten die Königin auf jedem Schritt, den sie vorwärts that.

„Seht, Ihr Leute, seht," schrie ein Weib mit aufgelöstem Haar, das in einzelnen Streifen unter ihrer runden weißen Mütze hervorquoll und über ihr rothes, zorniges Gesicht niederhing, „seht, das ist die Bäckerin, und der Affe, der vor ihr hervorspringt, das ist der Bäckerjunge. Sie können sich putzen und lustig sein, denn ihnen geht's gut, und sie essen Kuchen, während wir hungern müssen. Aber wartet nur, wartet! Es wird schon anders kommen und wir werden noch die Zeit erleben, wo die Bäckerfrau ebenso gut hungern muß, als wir. Aber wenn wir dann Brod haben,

dann wollen wir ihr auch nichts geben, nein gewiß, dann wollen wir ihr auch nichts geben!"

„Nein gewiß, dann wollen wir ihr auch nichts geben," brüllte und schrie und lachte und heulte die Menge. Und Alles drängte näher heran an das Gitter, und nackte Arme und geballte Fäuste streckten sich durch die Eisenstäbe und drohten der Königin, und schwenkten sich gegen den Dauphin, welcher seiner Mutter voranschritt.

„Wird er es ertragen? Wird mein armer Knabe nicht wieder vor Schrecken und Angst weinen?" Das war der einzige Gedanke der Königin, während sie unter dem wüthenden Gebrüll der Menge dahinschritt. Auf den Knaben allein waren ihre Blicke gerichtet, und nicht ein einziges Mal wandte sie dieselben nach dem Gitter, hinter welchem das Volk wie eine Schaar wilder Löwen brüllte und stampfte.

Auf einmal stockte der Athem der Königin und ihr Herz stand still vor Entsetzen. Sie sah, wie grade an der Stelle, wo der Gang, indem er eine Wendung machte und von dem Gitter abführte, ganz nahe an demselben vorüberführte, sie sah, wie ein Mann seinen nackten Arm so weit als möglich durch das Gitter zwängte, und ihn gerade über die Hälfte des Weges hinüberstreckte, als wär's ein Schlagbaum, der das Vorüberschreiten hemmen sollte.

Die Augen der Königin, welche diesen furchtbaren, muskelkräftigen Arm gesehen, wandten sich jetzt in tiefer Seelenangst wieder dem Dauphin zu. Sie sah, wie er zaudernd einen Moment seinen raschen Gang hemmte, stehen blieb, dann langsam vorwärts schritt.

Die Königin beeilte ihren Schritt, um rascher vorwärts zu kommen und an der Seite des Dauphins zu sein, bevor er das Hinderniß, welches in so drohender Weise sich ihm entgegenstellte, erreicht haben würde. Das Volk außerhalb des Gitters, welches das Manoeuvre dieses Mannes sah, der jetzt immer weiter sich vorlehnend schon seine Schulter durch das Gitter gezwängt und die beiden Eisenstäbe desselben gebogen hatte, das Volk verstummte auf ein Mal in seinem Gebrüll, und dem furchtbaren Getöse folgte jetzt eine athemlose, ängstliche Stille, wie sie zuweilen mitten in einem Gewitter eintritt, wenn der grollende Sturm zu einem neuen furchtbaren Donner seinen Athem anhält.

Jedermann fühlte, das die Berührung dieses drohenden Armes und des heranhüpfenden Kindes gleich wie die Berührung des Stahles und des Steines aus sich heraus den Funken entzünden könne, welcher ein neues Feuer der Revolution zur Folge haben würde.

Dieses Gefühl machte die Menge verstummen, dieses selbe Gefühl machte die Königin ihre Schritte beschleunigen, so daß sie dicht neben dem Dauphin war, bevor dieser noch den furchtbaren beweglichen Schlagbaum erreicht hatte.

„Komm her, mein Sohn," sagte die Königin, „gieb mir Deine Hand!"

Aber bevor sie noch Zeit hatte, die Hand des kleinen Prinzen zu fassen, sprang dieser vorwärts und stand jetzt dicht vor dem vorgestreckten mächtigen Arme.

„Mein Gott, was wird er thun," murmelte die Königin in sich hinein. In demselben Augenblick ertönte von der Menge hinter dem Gitter ein lautes, mächtiges Bravo, und tausend Stimmen nahmen es auf, und tausend Stimmen riefen: „Bravo! Bravo!"

Der Dauphin hatte seine kleine weiße Hand ausgestreckt und hatte sie auf die braune, zusammengeballte Faust, die sich ihm entgegenstreckte, gelegt, und nickte dem Manne zu, welcher ihn so grimmig anblickte.

„Guten Tag, mein Herr," sagte er mit lauter Stimme, „guten Tag!"

Und er schloß jetzt seine kleine Hand um die Hand des Mannes und schüttelte diese ein Wenig wie zur freundlichen Begrüßung.

„Kleiner Knirps," brüllte der Mann, „was unterstehst Du Dich, wie kannst Du Deine kleinen Krallen auf die Tatzen des Löwen legen?"

„Mein Herr," sagte das Kind lächelnd, „ich dachte, Sie streckten Ihre Hand aus, um sie mir darzureichen, und da habe ich Ihnen meine Hand gegeben und sage: guten Tag, mein Herr!"

„Und wenn ich wollte, so würde ich Dir diese Hand in meiner Faust wie in einem Schraubstock zermalmen," schrie der Mann, indem er die Hand festhielt.

„Das wirst Du aber nicht thun," schrieen hundert und hundert Stimmen aus der Menge. „Nein, Simon, Du wirst dem Kinde nichts zu Leide thun."

„Wer von Euch könnte mich hindern, wenn ich's wollte?" fragte der Mann mit einem lauten Lachen. „Seht hier, ich halte die Hand des zukünftigen Königs von Frankreich in meiner Faust, und ich kann sie zerbrechen, wenn ich will, und kann machen, daß sie niemals das Scepter emporheben kann über Frankreich. Der kleine Affe meinte, er wollte meine Hand fassen, und mich zurückdrängen, und nun hat meine Hand ihn gefaßt, und hält ihn fest. Das merke Dir, mein Bursche, die Zeit ist vorüber, wo die Könige uns packten und zermalmten, jetzt packen wir sie, und halten sie fest, und lassen sie nicht von der Stelle, wenn wir nicht wollen."

„Mein Herr," rief die Königin, indem sie mit einer gebieterischen Bewegung ihrer Hand die beiden Lakayen zurückwies, welche herbei eilten und den Dauphin aus der Faust des Mannes befreien wollten, „mein Herr, ich bitte Sie, Ihre Hand zurückzuziehen, und uns nicht an der Fortsetzung unseres Spaziergangs zu hindern."

„Ach, sind Sie auch da, Frau Bäckerin," rief der Mann mit einem grinsenden Lachen. „Begegnen wir uns wieder einmal, und heften sich die Augen unserer allerschönsten Frau Königin einmal wieder auf das

Der König verspricht nach Paris zurückzukehren.

schmutzige erbärmliche Angesicht einer solchen armseligen Creatur, wie in Euren himmlischen Augen der Schuster Simon ist?"

„Sie sind der Schuster Simon?" fragte Marie Antoinette. „Es ist wahr, ich entsinne mich jetzt, ich habe Sie schon einmal gesprochen. Es war damals, als ich den Prinzen hier zum ersten Male nach Notre-Dame brachte, damit Gott ihn segne, und das Volk ihn begrüße. Sie standen damals an meinem Wagen, Monsieur."

„Ja, es ist wahr," sagte Simon, sichtbar geschmeichelt. „Sie haben wenigstens ein gut Gedächtniß, Frau Königin. Aber Sie hätten sich dann auch das merken sollen, was ich Ihnen schon damals sagte: ich bin kein Monsieur, sondern nur ein armer Schuster, der im Schweiße seines Angesichts sich sein elendes Stück Brot verdient, während Ihr in Herrlichkeit und Freude einherstolzirt, und dem lieben Gott den Tag abstehlt. Damals hielt ich die Hand Eurer Tochter auch so in meiner Faust, und sie schrie vor Angst, bloß weil ein armer Kerl sie berührte."

„Ich aber, Meister Simon, sehen Sie wohl, ich schreie nicht," sagte der Dauphin lächelnd. „Ich weiß, daß Sie mir nichts zu Leide thun wollen, und ich bitte Sie, daß Sie so gut sein wollen, Ihren Arm jetzt fortzunehmen, damit meine Mama Königin vorüberschreiten kann."

„Wenn ich aber nun das nicht thun will, um was Sie mich bitten?" fragte der Schuster trotzig. „Wenn ich es nun darauf ankommen ließe, daß Ihre Mama Königin es mir beföhle, und vielleicht Ihre Soldaten herbeiriefe, um ihnen zu befehlen, auf das abscheuliche Volk zu schießen?"

„Sie wissen, Meister Simon, daß ich keinen solchen Befehl gebe, und ihn niemals gegeben habe," sagte die Königin lebhaft. „Der König und ich, wir lieben unser Volk und niemals würden wir unsern Soldaten Befehl geben, auf dasselbe zu schießen."

„Weil Sie nicht sicher wären, Madame, ob die Soldaten auch Ihre Befehle respectiren würden," lachte Simon. „Seit wir die Schweizer fortgejagt haben, giebt es keine Soldaten mehr, die sich so ohne Weiteres für ihren König und ihre Königin zerreißen ließen, und Sie wissen recht gut, daß wenn die Soldaten die ersten Schüsse auf uns gethan, das Volk nachher die Soldaten zerreißen würde. Ja, ja, die schönen Tage von Versailles sind jetzt vorbei, hier in Paris müssen Sie sich schon bequemen, zu bitten, statt zu befehlen, und der Arm eines einzigen Mannes aus dem Volke genügt jetzt, um die Königin und den Dauphin von Frankreich aufzuhalten."

„Sie irren sich, mein Herr," sagte die Königin, deren stolzes Herz nicht länger diesen Zwang und diese Demüthigung ertragen konnte, „die Königin von Frankreich und ihr Sohn werden nicht durch Sie auf ihrem Wege aufgehalten."

Und mit einer raschen Bewegung faßte sie den Dauphin, stieß zu gleicher Zeit die Faust des Schusters zurück, hob den Knaben blitzschnell empor, und schritt, noch ehe Simon Zeit hatte, den Arm wieder auszustrecken, vorüber.

Das Volk, von dieser energischen und muthigen Selbsthülfe der Königin entzückt, das Volk, welches gebrüllt haben würde vor Wuth, wenn die Königin durch ihre Lakayen den Schuster hätte zurückdrängen lassen, brüllte und jubelte jetzt vor Bewunderung, vor Freude über die stolze und hochherzige Frau, welche die Kühnheit hatte, mit eigener Hand den Angreifer zurückzustoßen, und sich frei zu machen. Man applaudirte, man lachte, man schrie aus tausend und tausend Kehlen: „Es lebe die Königin! Es lebe der Dauphin!" und dieses Geschrei und dieses Applaudiren zuckte wie ein Lauffeuer die ganze Linie hinunter bei all' den Zuschauern, welche hinter dem Gitter den Quai entlang standen, und aller Augen folgten der hohen und stolzen Gestalt der Königin, welche jetzt weiter schritt.

Nur die Augen des Schusters Simon folgten ihr mit tückischem, boshaftem Ausdruck, und seine geballte Faust drohte hinter der Königin her.

„Sie soll es mir entgelten," murrte er mit einem wüthenden Fluch. „Sie hat heute meine Hand zurückgestoßen, aber es wird schon ein Tag kommen, wo sie meine Hand auf ihrem Nacken fühlt und wo ich die Hand des kleinen Burschen so zusammendrücken will, daß er Ach und Weh schreien soll! Ich glaub's jetzt, was Marat mir so oft gesagt hat, die Zeit der Rache ist gekommen und wir müssen das Königthum ausreißen und unter unsere Füße treten, damit das Volk zur Regierung komme! Ich will auch meinen Theil daran haben, ich will helfen auszureißen, und unter die Füße zu treten! Ich hasse die hochnasige schöne Oesterreicherin, die sich was Besseres dünkt, als meine Frau, und wenn die goldene Zeit gekommen ist, von welcher Marat sagt, daß sie kommen muß, die goldene Zeit, wo das Volk der Herr und der König der Knecht ist, dann soll die Marie Antoinette meine Magd, und ihr Bube mein Laufbursche werden, und dann soll sein Buckel die Bekanntschaft machen mit meinem Schusterriemen!"

Und während Meister Simon grollend das zu sich selber sagte, machte er mit seinen mächtigen Ellenbogen sich Bahn durch das Gedränge, und schlüpfte an dem Gitter entlang, um mit seinen bösen, stechenden Blicken so lange als möglich der hohen Gestalt der Königin folgen zu können, welche jetzt, den Dauphin an der Hand führend, mit rascheren Schritten den Arkadengang hinabschritt. Am Ende desselben befand sich das Gitter, welches in den kleinen, für die königliche Familie reservirten Privatgarten führte. Durch die nur angelegte eiserne Pforte, die mit dem Wappen der Königin von Frankreich geschmückt war, trat Marie Antoinette nun ein in dieses Asyl, das man dem Königthum noch vor dem Eindringen des Volkes gerettet hatte, und sie ath-

mete erleichtert auf, als sie sah, wie einer der Lakayen die Pforte schloß, als sie hörte, wie der Schlüssel sich pfeifend im Schlosse drehte.

Einen Moment blieb sie stehen, sich zu erholen, denn sie fühlte jetzt, daß ihre Füße zitterten, daß sie kaum die Kraft hatte, weiter zu gehen. Es wäre ihr eine Erleichterung gewesen, wenn sie jetzt hätte auf ihre Kniee niedersinken, wenn sie mindestens all ihren Jammer und ihre Qual zu Gott hätte emporschreien können. Aber da waren die Lakayen, welche hinter ihr herschritten, da war ihr kleiner Sohn, welcher mit seinen großen traurigen Augen sie anblickte, und da war dieses furchtbare Getöse, das wie Meereswogen von dem Quai herüberbrauste.

Die Königin durfte nicht klagen, nicht zusammensinken, sie mußte ihrem Sohn ein heiteres Gesicht, ihren Dienern eine stolze Stirne zeigen! Nur Gott durfte in ihr Herz schauen, und die Thränen sehen, welche wie glühende Kohlen darin brannten. Und inmitten ihrer tiefen Traurigkeit hatte sie doch ein Gefühl des Triumphes, der stolzen Genugthuung! Sie hatte sich ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit bewahrt, sie war nicht die Gefangene Lafayette's geworden! Nein, die Königin von Frankreich hatte sich nicht unter den Schutz des Volks-Generals gestellt, ihm nicht das Recht gegeben, sie mit seinen verhaßten National-Gardisten zu bewachen und diesen zu sagen: „Um die und die Stunde geht die Königin von Frankreich spazieren, und damit sie ihre Erholung haben kann, wollen wir sie so lange schützen gegen die Wuth des Volkes!"

Nein, sie hatte sich selber geschützt, sie war immer noch die Königin geblieben, die freie Königin, und sie hatte über das Volk einen Sieg errungen, indem sie ihm zeigte, daß sie es nicht fürchtete.

„Mama," rief der Dauphin, sie in ihren schmerzlichen und stolzen Gedanken unterbrechend, „Mama, da kommt der König, da kommt mein Papa! Oh, der wird sich freuen, wenn er hört, daß ich so muthig gewesen bin!"

Die Königin beugte sich rasch zu ihm nieder, und küßte den Dauphin. „Ja wahrlich, mein Ritter Bayard, sagte sie, „Du hast Deinem großen Vorbild Ehre gemacht, und bist wirklich der kleine Chevalier sans peur et sans reproche gewesen. Aber, mein Kind, der wahrhaft Tapfere rühmt sich nicht seiner Heldenthaten, und begehrt nicht, daß Andere ihn deshalb bewundern sollen, sondern er schweigt und überläßt es Anderen, davon zu erzählen!"

„Mama, ich werde auch schweigen," rief der Knabe mit aufblitzenden Augen. „Oh, Du sollst sehen, daß ich schweigen kann und mich gar nicht rühmen will!"

Der König war indessen, gefolgt von einigen Cavalieren und Dienern, mit ungewohnter Lebhaftigkeit herangeschritten, und in der Ungeduld, seine Gemahlin bald zu erreichen, hatte er die Beete gar nicht respectirt, sondern war über die verdorrenden letzten Herbstblumen mit vernichtendem Fuße dahin gegangen.

„Da sind Sie endlich, Marie," sagte er, da er ihr jetzt nahe genug war. „Ich wollte Ihnen eben entgegen gehen, um Sie aus dem Park hierher zu führen. Sie blieben überaus lange, und ich habe mich um Sie geängstigt."

„Weshalb geängstigt, Sire?" fragte die Königin. „Was konnte mir denn hier in unserem Garten für Gefahr drohen?"

„Suchen Sie nicht mir Etwas zu verbergen, Marie," sagte Ludwig seufzend, „ich weiß doch schon Alles! Der Haß des Volkes gönnt uns selbst nicht mehr den Genuß der freien Luft! Lafayette und Bailly waren bei mir, nachdem sie von Ihnen entlassen worden. Sie haben mir gesagt, daß Sie ihren vereinten Bitten kein Gehör haben geben, und dem General Lafayette nicht das Recht haben zugestehen wollen, Sie mit seinem Schutz und seiner Ehrerbietung zu bewachen auf Ihren Spaziergängen."

„Ich hoffe, Ew. Majestät sind mit mir zufrieden, und Sie geben mir Recht," sagte Marie Antoinette hastig. „Sie fühlen wie ich, daß es eine neue Niederlage und Demüthigung für uns wäre, wenn wir sogar unsern Aufenthalt in der Natur von dem Volks-General controlliren ließen, und wenn für uns sogar die Luft nicht mehr die freie Luft wäre!"

„Ich habe nur daran gedacht, daß Sie auf solchen unbehüteten Spaziergängen von Gefahr bedroht sind," erwiderte der König etwas verlegen. „Lafayette hat mir das mit so düstern und abschreckenden Farben geschildert und ich habe so sehr erkannt, daß er die Wahrheit sprach, daß ich vor allen Dingen nur an Ihre Sicherheit denken konnte, und keinen andern Gesichtspunkt haben konnte, als Sie vor den Angriffen Ihrer Feinde, und vor der Wuth der Parteien gesichert zu sehen. Ich habe deshalb Herrn von Lafayette's Vorschlag genehmigt, und ihm gestattet, daß er Eure Majestät auf Ihren Spaziergängen behüte."

„Aber Sie haben keine bestimmten Stunden für meine Spaziergänge festgesetzt? Nicht wahr, Sire, das haben Sie nicht gethan?"

„Ich habe das allerdings gethan," sagte der König sanft. „Ich kenne ja Ihre Gewohnheiten, und weiß, daß Sie immer im Herbst und Winter zwischen zwölf und zwei Uhr, im Sommer in den Nachmittagsstunden von fünf bis sieben Uhr Ihre Spaziergänge zu machen pflegen. Ich habe Herrn von Lafayette also diese Zeit bestimmt."

Die Königin seufzte tief auf. „Sire," sagte sie leise, „Sie ziehen selber die Ketten unserer Gefangenschaft immer enger und enger zusammen. Heute beschränken Sie selber unsere Freiheit auf zwei armselige Stunden, Sie werden dadurch die Veranlassung geben, daß Andere das fortsetzen, was Sie begonnen. Wir werden von nun an zwei Stunden noch unter dem

Rückkehr des Königs nach Paris.

Schutze des Herrn von Lafayette spazieren gehen, aber es wird eine Zeit kommen, wo auch dieser Schutz nicht mehr ausreicht und uns keine Sicherheit mehr gewährt. Denn das Königthum, welches sich schwach und abhängig zeigt, und nicht aus sich selber mehr seine Stärke schöpft, das Königthum, welches von Andern seine Krone sich festhalten läßt, gesteht dadurch zu, daß seine Krone schwankt, und daß es zu schwach ist, die Bürde derselben zu tragen! Oh, Sire, ich wollte lieber, Sie hätten mich auf einem unbewachten Spaziergange von der Wuth des Volkes zerreißen lassen, als daß Sie mir nur von Herrn von Lafayette bewachte Spaziergänge noch gestatten wollen!"

„Sie sehen Alles zu schwarz und zu traurig," rief der König. „Es wird Alles wieder gut werden, wenn wir uns nur klug und besonnen den Umständen fügen, und durch rechtzeitiges Nachgeben und Unterwerfen den Haß versöhnen, und die Feindschaft zum Schweigen bringen!"

Die Königin antwortete nicht; sie neigte sich zu dem Dauphin nieder, und indem sie einen Kuß auf seine Locken drückte, flüsterte sie: „Jetzt kannst Du Alles erzählen, mein Louis. Es ist nicht mehr nöthig, Etwas zu verschweigen, denn das Schweigen wäre umsonst! Erzähle also von Deinen Heldenthaten, mein Sohn!"

„Von Heldenthaten ist die Rede?" fragte der König, dessen feines Ohr die Worte der Königin vernommen hatte.

„Ja wohl, von Heldenthaten, Sire," erwiderte Marie Antoinette. „Aber es ist uns gegangen wie dem Don Quixote. Wir glaubten für unsere Ehre und unsern Thron zu kämpfen, und müssen jetzt erkennen, daß wir nur gegen Windmühlen gekämpft haben! Ich bitte Sie nun, Sire, den Herrn von Lafayette zu benachrichtigen, daß er seine National-Gardisten um meinetwegen nicht hierher zu bemühen nöthig hat! Ich werde nicht mehr spazieren gehen!"

Und die Königin hielt Wort! Sie ging in diesem Winter niemals mehr hinunter in die Gärten und den Park der Tuilerien. Sie gab Herrn von Lafayette keine Gelegenheit, sie zu behüten und zu bewachen! Aber sie erreichte dadurch wenigstens dasselbe, was Lafayette durch seine Nationalgarde hatte erreichen wollen, sie hielt die Volksmasse fern von den Tuilerien. Anfangs umstanden wohl noch dichte Haufen Tag für Tag die Gitter des Parkes und des königlichen Gartens, aber da sie sahen, daß Marie Antoinette niemals mehr vor ihren neugierigen und boshaften Blicken sich darstellte, ward man es überdrüssig, sie zu erwarten, und zog sich aus der Nähe der Tuilerien zurück, — aber nur, um in die Clubs zu gehen und den wüthenden Reden zuzuhören, welche Marat, Santerre und andere Redner der wüthenden Republikaner dort wie vergiftete Pfeile gegen die Königin schleuderten, nur um in die National-Versammlung zu gehen und dort Mirabeau und Robespierre, Danton, Chenier, Pétion und wie sie alle heißen mochten, die berufenen Vertreter der Nation, ihre donnernden Philippiken gegen das Königthum von Gottes Gnaden richten zu hören, das nun dem Volke nur noch als ein Königthum von Gottes Zorn gezeigt werden sollte!

16.

In St. Cloud.

Der Winter war überstanden, ein trauriger, düsterer Winter für die königliche Familie, für Marie Antoinette in's Besondere! Vorbei mit allen Festen, allen Zerstreuungen, all' den unschuldigen und harmlosen Freuden, welche sonst das Leben einer Frau, einer Königin zu schmücken pflegen!

Marie Antoinette ist nicht mehr eine Königin, welche gebietet, welche um sich her eine Schaar ehrerbietiger Höflinge sieht, die mit eifriger Beflissenheit horchen auf jedes Wort, das von ihren Lippen fällt. Marie Antoinette ist eine ernste, einsame Frau, welche viel arbeitet, viel denkt, viele Pläne entwirft zur Rettung des Königthums und des Thrones, und all' diese Pläne scheitern sieht an der Unentschiedenheit, der Schwäche ihres Gemahls!

Fern ab von der Königin liegen die glücklichen Zeiten, wo jeder Tag neue Feste, neue Zerstreuungen brachte, wo das Leuchten der Sonne an einem Sommertage die Königin glücklich machte, weil es ihr einen köstlichen Abend, eine jener liebreizenden Idyllen von Trianon versprach. Die Brüder des Königs, der Schulmeister und der Maire von Trianon, hatten Frankreich verlassen, und jenseits des Rheins in Coblenz sich niedergelassen, die Polignacs waren nach England geflüchtet. Auch die Prinzessin Lamballe war auf den Wunsch der Königin gegangen, um mit Pitt zu unterhandeln, um den allmächtigen Minister Georgs des Dritten zu beschwören, daß er dem bedrängten französischen Königthum einen materiellen und wirksameren Beistand leisten wolle, als nur mit den Worten des Zorns und der Empörung, welche er im Parlamente gegen die aufrührerische und rebellische französische Nation schleuderte. Die Grafen von Besenval und Coigny, der Marquis von Lauzun, der Baron d'Athemar, alle die bevorzugten Freunde der Sommertage von Trianon, der Winter von Versailles, Alle, Alle waren gegangen! Nach Coblenz hatten sie sich geflüchtet an den Hof der französischen Prinzen. Von dort aus spannen sie ihre Intriguen, suchten in Europa zum Krieg aufzuhetzen gegen Frankreich, von dort aus schleuderten sie ihre Brandfackeln hinein in Frankreich, die Brandfackeln der Verleumdung gegen die Königin Marie Antoinette, die Oesterreicherin! Sie allein, sie sollte

die Schuld tragen an all' dem Unheil, der Zerrüttung Frankreichs, sie sollte das Königthum der Mißachtung, der Verachtung Preis gegeben haben. Auf ihr Haupt der Fluch, die Last all' der Fehler und Sünden, welche der französische Hof seit einem Jahrhundert begangen hatte! Ein Opferlamm muß da sein, das man der Revolution, welche nach Blut, nach Rache dürstet, in die von Dolchen und Speeren blitzenden Arme wirft, und Marie Antoinette soll dies Opfer sein! An ihr, an der Königin von Frankreich, mögen die haßerglühten Gemüther sich kühlen, an ihr mögen sie vergelten, was ihre Vorgänger Böses gethan! Es ist Vieles verbrochen worden, und die französische Nation hat wohl ein Recht zu zürnen, sich mit Wuthgebrüll zu erheben, wie sich der lange gezähmte Löwe, von der eisernen Ruthe seines Wärters allzusehr gepeinigt, endlich aufrichtet in all' seiner Kraft, seiner Wildheit, und mit wüthender Lust den Peiniger zerreißt, von dem er so lange, so viel geduldet!

Das französische Volk ist aufgestanden, der ergrimmte Löwe schüttelt seine Mähnen, und will Rache nehmen an seinen Peinigern, an Denen, welche er so lange seine Herren, seine Gebieter genannt.

Man muß dem Löwen, um ihn zu besänftigen, eine Beute zuwerfen, man muß ihm, welcher hungert nach Rache, welcher dürstet nach Blut, man muß ihm ein Menschenopfer darbringen, und ihn versöhnen!

Marie Antoinette soll das Opfer sein für den hungrigen Löwen, ihr Blut soll fließen für die Sünden der Bourbonen! Auf sie muß man all' den Zorn, die Empörung, die Wuth des Volkes concentriren! Sie muß die Schuld tragen an all' dem Elend, der Noth Frankreichs! Sie muß den Hunger nach Rache stillen, damit, wenn der Löwe gesättigt ist, man ihn wieder weich machen kann und geduldig, ihn wieder reumüthig in die Fesseln legen kann, welche er in seiner Wuth zwar zerrissen hat, denen er aber, wenn die Wuth verraucht ist, sich doch wieder fügen muß!"

Die Königin! Die Königin trägt an Allem Schuld! Marie Antoinette hat das Königthum in Mißkredit gebracht, die Oesterreicherin hat den Haß der französischen Nation auf sich geladen, und sie soll ihn entgelten, sie allein!

Schmähschriften und Libelle werden in Coblenz von den einstigen Freunden, den einstigen Cavalieren der Königin geschmiedet, werden wie vergiftete Pfeile nach Frankreich entsendet, um auf das Haupt der Königin gerichtet zu werden, um zuerst ihre Ehre, ihren Ruf zu tödten, um sie dem Hohn, der Verachtung Preis zu geben!

Wenn der Löwe an Marie Antoinette seine Wuth gestillt, seinen Haß gekühlt hat, dann wird er wieder reumüthig seinem Könige sich beugen, dann ist es Zeit für die königlichen Prinzen, wieder nach Frankreich, nach dem geliebten Paris zurückzukehren!

Der Graf von Provence ist der unerbittliche Feind der Königin, er kann es ihr niemals vergeben, daß sie das Herz des Königs, ihres Gemahls, sich erobert, und seinem weisen, klugen Bruder gar keinen Einfluß gelassen hat. Der Graf von Provence ist ehrgeizig, und er ist klug. Er sieht, daß der Abgrund vor dem Throne der Lilien geöffnet ist, und daß er sich nicht wieder schließen wird! Man muß ihn daher auszufüllen suchen! Eine Versöhnung zwischen dem Königthum und der Nation wird auf natürlichem Wege nicht mehr möglich sein, man muß es also auf künstliche Weise versuchen! Ludwig der Sechszehnte wird nicht mehr zu retten sein, und Marie Antoinette soll es nicht sein! Mögen sie Beide den Abgrund ausfüllen, der zwischen dem Throne der Lilien und dem französischen Volke gähnt! Mögen sie ihn ausfüllen, dann wird der Weg gebahnt sein für den Grafen von Provence, den Nachfolger seines Bruders!

Der Graf von Artois war einst der Freund der Königin, der Einzige der königlichen Familie, welcher ihr wohl wollte, und sie zuweilen vertheidigte gegen den Haß der königlichen Tanten und Schwägerinnen und des klugen Bruders. Aber seit er in Coblenz lebte, war auch der Graf von Artois der erbitterte Feind Marie Antoinettens geworden. Man hatte es ihn von allen Seiten so viel hören lassen, daß die Königin durch ihren Leichtsinn, ihre Verschwendung, ihre Intriguen allein Alles verschuldet, daß sie allein die Revolution veranlaßt habe, bis er es endlich glaubte, und sich zornig gegen die königliche Frau wandte, deren schlimmstes Verbrechen in den Augen des Prinzen darin bestand, daß sie die Veranlassung zu dem unfreiwilligen Exil der Prinzen nach Coblenz gegeben!

Und Marie Antoinette kannte alle diese Intriguen, welche in Coblenz von den Prinzen gegen sie geschmiedet wurden, wußte von all' den Verleumdungen, welche von dort aus in Umlauf gesetzt wurden, las diese Libelle und Pamphlets, welche der Sturmwind der Revolution von dem verdorrenden Baume der Monarchie wie welke vergilbte Herbstblätter abschüttelte, und sie durch ganz Frankreich hinwehte, damit sie überall aufgefunden und gelesen würden.

„Sie werden mich tödten," seufzte sie oft, wenn sie diese in Haß getränkten, mit Blut geschriebenen Pamphlets gelesen hatte, „ja, sie werden mich tödten, aber sie werden mit mir auch den König und die Monarchie tödten! Die Revolution wird triumphiren über uns Alle, wird uns Alle hinunter schleudern in das Grab."

Aber sie wollte doch noch versuchen, die Revolution zu bezwingen und die Monarchie wieder aufzurichten aus ihrer Erniedrigung. Kaiser Joseph der Zweite, der Bruder der Königin, hatte einst von sich gesagt: „Ich bin Royalist, weil es mein Metier so mit sich bringt." Marie Antoinette aber war Royalistin, nicht weil es ihr Metier so mit sich brachte, sie war Royalistin aus Ueberzeugung, Royalistin mit ihrem Gemüth,

mit ihrem Verstand, aus ihrem innersten Wesen heraus. Und darum wollte sie die Monarchie vertheidigen, und darum wollte sie kämpfen gegen die Revolution, bis sie dieselbe entweder bezwänge oder von ihr verschlungen würde.

All ihr Bemühen, ihre zärtliche Sorge war nur darauf gerichtet, den König zu entflammen mit demselben Muth, der sie belebte, ihn zu begeistern mit dem Feuer, das in ihrer Seele loderte! Aber ach, Ludwig der Sechszehnte war wohl ein guter Mann, ein zärtlicher Familienvater, aber er war kein König! Er hatte wohl den Wunsch, die Monarchie wieder aufzurichten, aber es fehlte ihm dazu die Energie, der starke Wille. Statt die Revolution zu bezwingen mit zornigem Muthe, suchte er sie zu versöhnen durch sanftes Nachgeben, durch mildes Entgegenkommen, statt ihr zu opponiren, unterwarf er sich ihr!

Aber Marie Antoinette konnte und wollte doch nicht die Hoffnung aufgeben! Da der König nicht handelte, wollte sie für ihn handeln, da er nicht politisirte, wollte sie es für ihn thun! Mit glühendem Eifer stürzte sie sich in die Geschäfte, in die Politik, verhandelte täglich viele Stunden lang mit den Ministern, den Anhängern des Hofes, correspondirte nach dem Auslande, mit ihrem Bruder, dem Kaiser Leopold, ihrer Schwester, der Königin Karoline von Neapel, schrieb ihnen in einer nur von ihnen zu lösenden Chiffre-Sprache, und sandte durch geheime Agenten, welche von den Getreuen ihr zugeführt wurden, diese Zuschriften an die Verwandten, um von ihnen Beistand und Hülfe für die Monarchie zu erflehen.

In ernster Thätigkeit, in unerquicklicher Sorge und Geschäftigkeit gingen der Königin nun die Tage dahin. Sie sang nicht mehr, sie lachte nicht mehr. Die Toilette hatte für sie keinen Reiz mehr, sie hatte keine Conferenzen mehr mit Mademoiselle Bertin, ihrer Putzmacherin; ihr Friseur, Herr Léonard, hatte nicht mehr nöthig, sein Genie anzustrengen, um für das schöne blonde Haar der Königin neue Coiffuren zu erfinden; ein einfaches dunkles Gewand, das war die Toilette der Königin, ein Spitzenfichu, eine Feder ihr ganzer Kopfputz.

Einst wohl hatte sie sich ihrer Schönheit gefreut und zu den Schmeicheleien gelächelt, welche ihr Spiegel ihr sagte, wenn er ihr eigenes Bild zurückwarf. Jetzt schaute sie mit Gleichgültigkeit auf ihr mattes, bleiches Gesicht mit den scharfen, ernsten Zügen, und es erweckte ihr kein Bedauern, wenn der Spiegel ihr sagte, daß die Königin von Frankreich, trotz ihrer sechsunddreißig Jahre, doch schon eine alte Frau sei, daß die Rosen auf ihren Wangen verblüht, daß die Sorgen des Lebens auf ihrem Niveau die Linien und Striche gezogen, welche das Alter noch nicht darauf hatte verzeichnen können. Sie trauerte aber nicht über ihre verblühte Schönheit, sie sah vielmehr mit Genugthuung auf diese Matrone von sechsunddreißig Jahren, welcher jene fürchterliche Nacht des fünften Oktober das schöne blonde Haar gebleicht. Sie ließ ihr Bild malen, um es der treuesten ihrer Freundinnen, der Prinzessin von Lamballe, nach London zu senden, und mit eigener Hand schrieb sie darunter die Worte: „Ihre Leiden haben ihre Haare gebleicht."

Und doch gab es in diesem Leben voll Sorgen, voll Arbeit, voll Schmerz und Demüthigung, in diesen düstern Tagen voll Kummer und Resignation einzelne Sonnenstrahlen, einzelne Momente des Glückes.

Es war ein Sonnenstrahl, als dieser traurige erste Winter in den Tuilerien vorüber war, als die General-Staaten der königlichen Familie erlaubten, sich nach St. Cloud zu begeben, und dort den Sommer zu verleben. Freilich war es eine neue Demüthigung, daß es für den König einer Erlaubniß bedurfte, um in *seinem* Sommerschlosse Saint Cloud zu wohnen, aber die General-Staaten nannten sich ja die Stützen des Thrones, und man mußte sich also wohl daran gewöhnen, daß der König, welcher auf diesem schwankenden Throne saß, sehr abhängig war von seinen Stützen.

In St. Cloud gab es mindestens ein wenig Freiheit, ein wenig Einsamkeit und Stille. Die Vögel sangen in den Gebüschen, die Sonne durchleuchtete die weiten Säle des Schlosses, in welchen die wenigen Getreuen sich um die Königin versammelten, die hier doch mindestens einen Schimmer vergangener Herrlichkeit auf ihrer Stirne glänzen fühlte. Sie war in St. Cloud doch immer wieder die Königin, sie hielt da ihren Hof. Aber wie anders war doch dieser, als der Hof früherer Zeiten!

Kein frohes Lachen, kein heiteres Singen mehr in diesen hallenden Sälen, keine lieblichen Frauen im leichten, lustigen Sommerputz schweben da durch die blumenduftenden Säle, Herr von Adhemar sitzt nicht mehr am Spinet und singt mit seiner herrlichen Stimme die schönen Arien aus der Gretry'schen Oper: „Richard Löwenherz," in welchen das Königthum seine Apotheose gefeiert, und in welcher der Sänger Garat ganz Paris zum höchsten Taumel des Entzückens hingerissen hat! Ganz Paris nicht allein, sondern auch ganz Versailles, und in Versailles den königlichen Hof!

Ludwig der Sechszehnte selbst war entzückt gewesen von der Arie, welche Garat mit seiner weichen, herrlichen Tenorstimme so bezaubernd gesungen: „Oh Richard, oh mon roi," von dieser Arie, welche dem König selbst einst im Theater einen Triumph verschaffte. Denn als Garat mit seiner vollen Stimme diese Arie begann und dabei Antlitz und Blick nach der Loge richtete, in welcher die königliche Familie saß, da hatte das Publikum sich begeistert, hingerissen, von seinen Sitzen erhoben, und alle diese hundert und hundert Gesichter hatten sich dem Könige zugewandt und alle diese Stimmen hatten sich vereint zu dem lauten, jubelnden Gesang: „Oh Richard, oh mon roi."

Ludwig der Sechszehnte fühlte sich dem muthigen

Sänger dankbar, welcher in jener so sturmbewegten Zeit doch den Muth gehabt, dem König öffentlich seine Huldigung darzubringen und er hatte es daher der Bitte der Königin gewährt, daß Garat zu den Privat-Conzerten der Königin noch Versailles geladen ward, daß Garat sodann der Königin Unterricht in der Gesangskunst geben durfte.

Marie Antoinette dachte an diese glücklichen Tage der Vergangenheit jetzt in diesem stillen, lautlosen Musiksaal, wo die Instrumente still und schweigend an den Wänden standen, und keine Hände mehr da waren, ihnen die heiteren Melodien von ehemals zu entlocken.

„Ich wollte, ich hätte niemals mit Garat Duette gesungen," murmelte die Königin leise für sich. „Der König hatte es mir erlaubt, aber ich hätte es dennoch nicht thun sollen. Eine Königin hat nicht das Recht, unbefangen, heiter und glücklich zu sein. Eine Königin darf selbst die Künste nur für sich allein und in der Stille ihrer Gemächer üben. Ich wollte, ich hätte nicht mit Garat gesungen." *

Sie sank nieder vor dem Spinet und öffnete es. Ihre Finger glitten leise über die Tasten hin, und zum ersten Male nach langen Monaten des Schweigens hallte der Saal wieder von den Tönen der Musik.

Aber ach, es war keine heitere Musik, welche die Finger der Königin den Tasten entlockten, es waren nur Schmerzenstöne, nur Wehmuthsklagen, und doch erinnerten auch diese sie an glückliche Zeiten, an diese goldenen, gesegneten Zeiten, als die Königin von Frankreich noch die Beschützerin der Künste sein durfte, als sie ihren frühern Lehrer, den großen Maëstro und Ritter Gluck in Versailles empfangen, als sie mit ihrem Hofe Partei genommen hatte für den deutschen Maëstro Gluck gegen den italienischen Maëstro Lully, als ganz Paris sich getheilt hatte in zwei Feldlager, in die Gluckisten und Lullysten, welche mit wüthender Feindschaft sich bekämpften. Glückliches Paris! Damals hatten die Interessen der Kunst nur die Gemüther beschäftigt und der Kampf der Meinungen war damals nur mit der Feder geführt worden! Der Königin und ihrem mächtigen Einflusse hatte Gluck es zu verdanken gehabt, daß man seine Oper Alceste zur Aufführung brachte, aber die Lullysten hatten bei der ersten Aufführung doch den Sieg davon getragen und die Alceste hatte Fiasco gemacht. Außer sich, der Verzweiflung nahe, hatte Gluck das Opernhaus verlassen und war hinaus gestürmt auf die dunkle Straße. Ein Freund war ihm gefolgt und hielt den Enteilenden auf und sprach zu ihm voll zärtlicher Ergebenheit. Aber Gluck unterbrach ihn mit wildem Ungestüm: „Oh, mein Freund," rief er schmerzlich, indem er sich an des Freundes Brust warf, „Alceste ist gefallen." Und der Freund drückte ihn zärtlich an sich und erwiderte: „Ja, Alceste ist gefallen! Sie ist vom Himmel hernieder gefallen."

Daran dachte die Königin, als sie jetzt vor dem Spinet saß, dachte daran, wie bewegt Meister Gluck gewesen, als er ihr diese Antwort des Freundes erzählte, dachte daran, daß dieser Freund Herr von Adhemar gewesen.

Sie hatte ihm damals zum Dank für das glückliche Wort ihre Hand zum Kusse dargereicht, und Adhemar hatte knieend seine Lippen auf diese Hand gedrückt. Und das war derselbe Baron Adhemar, welcher jetzt den Prinzen in Coblenz half, die Libelle zu schmieden gegen die Königin, der wesentlich der Verfasser war jenes schändlichen Libells, welches die Gesangstunden der Königin persiflirte, und die Duette geißelte, die sie mit Garat gesungen!

Leise glitten die Finger der Königin über die Tasten hin, leise flossen über ihre bleichen, eingefallenen Wangen zwei große Thränen nieder, Thränen, welche sie dem Andenken der Menschen weinte, Thränen voll Bitterkeit und Weh! Aber nein, nein, sie wollte nicht weinen, sie schüttelte die Thränen aus ihren Augen fort, ihre Finger berührten mit kräftigerem Drucke die Tasten! „Fort, fort, ihr Erinnerungen an den Undank, an die Treulosigkeit! Der Kunst sollen die Gedanken sich zuwenden im Musiksaal, und Gluck und Alceste gehört diese Stunde der Erinnerung!"

Mächtiger berührte die Königin die Tasten und begann die erhabene Liebesklage der Alceste. Unwillkürlich öffneten sich ihre Lippen, und mit lauter, voller Stimme sang die Königin mit dem tiefen, leidenschaftlichen Ausdrucke des Schmerzes: "Oh, crudel, non posso in vere, tu lo sui, senza dite!"

Bei dem ersten Tone dieser schönen Stimme hatte die Thür im Hintergrunde des Saals, welche in den Garten führte, sich leise geöffnet, und der blonde Lockenkopf des Dauphins schaute herein. Hinter ihm sah man Frau von Tourzel und Madame Elisabeth, die gleich dem Prinzen in athemlosem Schweigen dem Gesange der Königin zuhörten.

Dann, als sie geendet, als die Stimme Marie Antoinetten's in einem schmerzlichen Seufzer erlosch, dann flog der Dauphin mit ausgebreiteten Armen durch den Saal zu seiner Mutter hin.

„Mama Königin," rief er freudestrahlend, „Du singst wieder? Ich dachte, meine liebe Mama Königin hätte das Singen verlernt. Aber nun hatte sie wieder gesungen, und nun sind wir Alle wieder glücklich!"

Marie Antoinette schloß den Knaben in ihre Arme und widersprach ihm nicht, und nickte lächelnd den beiden Damen zu, welche sich jetzt näherten und um Entschuldigung baten, daß sie den dringenden Bitten des Dauphins nachgegeben und es gewagt hätten, ohne Erlaubniß hier einzutreten.

„Oh, meine Mama, meine liebe Mama Königin," flehte und schmeichelte der Dauphin, indem er die Hände

* Der Königin eigene Worte. Siehe: Mémoires de Madame Campan, II.

Marie Antoinetten's mit seinen Küssen bedeckte. „Ich bin heute sehr fleißig gewesen; der Herr Abbé war mit mir zufrieden und hat mich gelobt, weil ich gut geschrieben und auch gut gerechnet habe. Willst Du mir nun eine Belohnung dafür schenken, Mama Königin?"

„Was für eine Belohnung wünschest Du, mein Kind?" fragte Marie Antoinette lächelnd.

„Sage erst, daß Du sie mir bewilligen willst."

„Nun ja, ich bewillige sie Dir, mein kleiner Louis, jetzt sage, was es ist."

„Mama Königin, ich bitte Dich, daß Du mir, Deinem kleinen Louis, ein Lied singst, und daß Du dann," fuhr er fort, indem er den beiden andern Damen zunickte, „daß Du dann meinen Freundinnen erlaubst, zuzuhören."

„Es sei, ich will für Dich singen, mein Kind," erwiderte Marie Antoinette, „und unsere lieben Freundinnen sollen zuhören."

Das Antlitz des Knaben strahlte auf in Freuden; mit eiliger Geschäftigkeit rollte er sich einen Fauteuil dicht zu dem Clavier heran, und nahm dann mit ganz ernsthafter Miene in demselben Platz.

Madame Elisabeth setzte sich neben ihn auf ein Tabouret, und hinter dem Stuhle des Dauphins lehnte Frau von Tourzel.

„Nun singe, Mama, nun singe," bat der Dauphin.

Marie Antoinette nickte und begann zu präludiren, und wie sie ihre Augen jetzt auf die Gruppe ihrer Zuhörer richtete, leuchteten sie auf in Freude, und wandten sich dann mit einem tiefen Dankesblick zu Gott empor.

Einsam und traurig hatte sie noch vor einigen Minuten sich gefühlt; der abwesenden Freunde hatte sie gedacht in bitterm Schmerz, und jetzt, als wolle das Schicksal sie mahnen an das Glück, welches ihr noch geblieben, jetzt sandte es ihr den Sohn und die Schwägerin, welche Beide mit so glühender Zärtlichkeit an ihr hingen, und die sanfte und liebevolle Frau von Tourzel, von der Marie Antoinette wohl wußte, daß sie ihr treu sei und sie niemals verrathen und verlassen werde.

Die Schmeichler und Höflinge, die Hofdamen und Cavaliere sind nicht mehr hier in dem Musiksaal, ihre entzückten Lobsprüche begleiten nicht mehr den Gesang der Königin, aber aus dem Lehnstuhl, auf welchem einst die Herzogin von Polignac so oft gesessen, aus diesem Lehnstuhl schauet jetzt das lieblich blonde Köpfchen ihres Sohnes sie an, und sein freudestrahlendes Gesicht spricht beredter zu ihr, als die Schmeicheleien der Freunde. Auf dem Tabouret, das jetzt ihre Schwägerin, Madame Elisabeth, einnimmt, hat so oft der Herr von Dillon gesessen, der schöne Dillon, und seine glühenden, bewundernden Blicke haben oft vielleicht wider seinen Willen der Königin mehr gesagt, als die Frau, die Königin verstehen durfte, ihr Herz war erbebt in süßem Schmerz und geheimnißvoller Lust unter diesen Blicken! Wie rein und unschuldig dieses Antlitz ist, welches sie jetzt von dorther anschaut, eines Engels Antlitz, der Gott im Herzen und auf der Stirne trägt!

„Bete für mich, bete, daß Gott mich trinken lasse aus dem Lethe, damit ich Alles vergesse, was gewesen! Bete, daß ich zufrieden bin mit dem, was mir geblieben, und mein Herz beuge in Demuth und Geduld!"

Das dachte die Königin, als sie nun zu singen begann, nicht eine ihrer großen Arien, welche sie bei Garat studirt, und denen die Hofgesellschaft applaudirte, sondern jene lieblichen kleinen Chansons voll Empfindung und Melodie, die nicht zur Bewunderung hinreißen, aber das Herz mit sanfter Freude und zarter Rührung erfüllen.

Mit angehaltenem Athem, die großen Augen unverwandt auf Marie Antoinette gerichtet, hörte anfangs der Dauphin zu, allein allmälig senkten sich seine Augen nieder, und unbeweglich, mit ernster Miene, saß das Kind in seinem Lehnstuhle da.

Marie Antoinette sah es, und begann jetzt eins jener Wiegenlieder des „Freundes der Kinder" zu singen, welche Berquin gedichtet und Gretry so reizend componirt hatte.

Wie still, wie lautlos war's im Musiksaal, wie voll und rührend klang die Stimme der Königin, als sie jetzt den Schlußvers sang:

O schlafe, mein Kind, schlafe nun ein,
Dein Schreien zerreißt mir das Herz,
Oh schlafe! Dein trauriges Mütterlein
Genug hat's am eigenen Schmerz! *

Still war's noch immer im Musiksaal, als die letzten Worte verhallt waren; unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen, saß der Dauphin noch da, als die traurige, bewegte Stimme der Königin schon längst verstummt war.

„Ach, seht einmal," rief Madame Elisabeth lächelnd, „ich glaube, unser Louis ist eingeschlafen."

Aber das Kind hob jetzt rasch sein Haupt empor und schaute die junge lächelnde Prinzessin mit zürnenden Blicken an.

„Ach, meine liebe Tante," rief er mit vorwurfsvollem Ton, „wie könnte man wohl schlafen, wenn Mama Königin singt!" †

Marie Antoinette zog das Kind in ihre Arme und ihr Angesicht strahlte vor Wonne. Niemals bei den feurigsten Lobsprüchen ihres Hofes hatte die Königin eine so freudige Genugthuung empfunden, als bei diesen Worten des blondgelockten Kindes, das seine Arme um ihren Nacken schlang, und sich zärtlich an sie schmiegte.

Die Königin von Frankreich ist immer noch eine

* Dors mon enfant, clos ta paupière,
Tes cris me déchirent le coeur;
Dors, mon enfant, ta pauvre mère
A bien assez de sa douleur.

† Die eigenen Worte des Dauphins. Siehe: Beauschêne I. p. 27.

reiche, beneidenswerthe Frau, denn sie hat Kinder, welche sie lieben, die Königin von Frankreich darf nicht verzagt und muthlos in die Zukunft schauen, denn die Zukunft gehört ihrem Sohne! Der Thron, welcher jetzt so schwankend und unsicher ist, ihm soll er dereinst gehören, dem Liebling ihres Herzens, und darum muß seine Mutter mit all' ihrer Kraft, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln kämpfen für den Thron, für den Dauphin von Frankreich, damit ihm das Erbe seiner Väter erhalten bleibe, damit sein Thron der Zukunft nicht hinabstürze in den Abgrund, welchen die Revolution aufgethan hat.

Nein, der Dauphin Louis Carl soll nicht dereinst seiner Eltern mit vorwurfsvollem Herzen gedenken, er soll nicht klagen dürfen, daß sie durch ihre Muth- und Energielosigkeit ihm das geheiligte Erbe seiner Väter gefährdet oder gar haben verloren gehen lassen.

Nein, die Königin Marie Antoinette darf nicht verzagen, nicht muthlos werden, selbst dann nicht, wenn ihr Gemahl, der König von Frankreich, verzagt, wenn er bereit ist, sein geheiligtes Haupt demüthig zu beugen unter das Joch der Revolution, welches die Helden und Redner der Erwählten der Nation im Namen Frankreichs ihm auf die Stirne drücken wollen!

Doppelt dann tritt die Pflicht an sie heran, thätig zu sein, zu handeln, zu wirken, muthig das Haupt aufrecht zu halten, das spähende Auge nach allen Seiten hin zu richten und zu schauen, ob nicht irgendwo eine Hülfe, eine Rettung sich zeige!

Nicht von Außen darf sie kommen, nicht von den fremden Monarchen, nicht von den geflüchteten Prinzen! Die heranmarschirenden fremden Armeen würden den König, welcher sie herbeigerufen, seinem Volke gegenüber, zu einem Verräther stempeln, und während sie die Grenzen Frankreichs überschritten, würde die Wuth des Volkes das Königspaar vernichtet haben, welches zu retten die Fremden heranmarschirten.

Nur von denen, welche die Gefahr heraufbeschworen, konnte auch die Hülfe kommen! Die Häupter der Revolution, welche ihre drohende Stimme gegen das Königspaar erhoben, die mußte man gewinnen, daß sie für dasselbe sprächen!

Und wer war mächtiger, war angesehener von all' diesen Häuptern der Revolution, von allen Rednern der National-Versammlung, als der Graf Mirabeau!

Wenn er die Rednerbühne der National-Versammlung bestieg, so verstummte Alles, so lauschten selbst seine Gegner mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit auf seine Worte, welche durch ganz Frankreich ein hallendes Echo fanden; wenn er sprach, wenn von seinen Lippen der Donner seiner Reden wie ein Gewitter des empörten Genius der Freiheit erschallte, so flammten dazu die Blitze in seinen Augen, und sein Haupt war anzuschauen wie das Haupt eines Löwen, der mit dem Schütteln seiner Mähnen und der Gewalt seines Zornes Alles niederschmettert, das sich ihm in den Weg zu stellen wagt. Und das französische Volk liebt diesen Löwen, es lauscht in andächtigem Schweigen auf das Donnern seiner Rede, und der Thron erzitterte vor derselben! Und das sanguinische Volk jauchzte dem Löwen entgegen, so oft es ihn anschaute, es vergötterte den Grafen Mirabeau, der mit seiner machtvollen, von Spitzen-Manschetten umrahmten Hand seiner eigenen Kaste die Worte ins Antlitz geschlagen: „Sie haben nichts weiter gethan, als sich die Mühe gegeben, geboren zu werden!"

Das Volk liebt diesen Aristokraten, der von seiner Familie, seinen Standesgenossen verabscheut wird, diesen Grafen, den der Adel haßte, weil der dritte Stand ihn liebte!

17.

Mirabeau.

„Man muß den Grafen Mirabeau gewinnen," wagte eines Tages der Graf de la Marck zu Marie Antoinette zu sagen: der Graf Mirabeau ist jetzt der mächtigste Mann in Frankreich, und er allein ist im Stande, die Nation wieder zu dem Throne zurückzuführen."

„Er ist es, welcher die Hauptschuld daran trägt, daß die Nation sich von dem Throne entfernt hat," rief die Königin erglühend. „Niemals wird man dem abtrünnigen Grafen verzeihen! Niemals kann sich der König so weit herablassen, diesem Renegaten zu vergeben, der sich freventlich zu der neuen Religion der Freiheit bekennt, und den Glauben seiner Väter verleugnet."

„Majestät," seufzte der Graf de la Marck traurig, „Majestät, in der Hand dieses Renegaten ruht vielleicht die Zukunft Ihres Sohnes!"

Die Königin erbebte und der stolze Ausdruck ihrer Züge sänftigte sich.

„Die Zukunft meines Sohnes," murmelte sie. „Was wollen Sie damit sagen? Was hat der Graf Mirabeau mit dem Dauphin zu schaffen? Uns nur verfolgt sein Zorn, uns nur verfolgt sein Haß! Ich gebe es zu, daß er in der Gegenwart mächtig ist, aber über die Zukunft hat er doch keine Macht; ich hoffe vielmehr, daß die Zukunft uns an ihm rächen wird für das, was Mirabeau in der Gegenwart Böses thut."

„Was hilft es aber, Madame, wenn die Rache zuletzt ihn ereilt," fragte der Graf de la Marck traurig. „Der Tempel, welcher Simson erschlug, bauete sich sich nicht dadurch wieder auf, daß Simson selber von seinen Trümmern begraben ward, er blieb doch Staub und Schutt, und seine Herrlichkeit war vernichtet. Oh, ich beschwöre Ew. Majestät, hören Sie nicht auf die Stimme Ihres gerechten Zornes, sondern nur auf die

Stimme der Klugheit. Ueberwinden Sie Ihr edles, königliches Herz; suchen Ew. Majestät zu versöhnen, statt zu strafen!"

„Was verlangen Sie von mir?" fragte Marie Antoinette staunend. „Was soll ich thun?"

„Ew. Majestät soll den Löwen bändigen," flüsterte der Graf. „Ew. Majestät sollen die Gnade haben, den Feind Mirabeau in den ergebenen, hülfreichen Freund Mirabeau zu verwandeln!"

„Unmöglich, es ist unmöglich!" rief die Königin entsetzt. „Ich kann mich nicht so herabwürdigen, ich kann dieses Ungeheuer, welches die Schuld trägt an den Greueln der Oktobertage, niemals freundlich ansehen. Ich kann von diesem Manne, der seinen Ruhm aus seinen Verbrechen geschöpft hat, von diesem Manne, der ein treuloser Sohn, ein treuloser Gatte, ein treuloser Liebhaber, ein treuloser Aristokrat und ein treuloser Royalist ist, ich kann niemals mit andern Worten, als mit Worten des Abscheues, der Verachtung, des Entsetzens von ihm sprechen! Nein, lieber sterben, als von Mirabeau Hülfe annehmen! Wissen Sie es nicht, Graf, daß er mich, seine Königin, mit seiner Feindschaft, seiner Geringschätzung beehrt? Ist es nicht Mirabeau gewesen, der in den Generalstaaten es durchzusetzen wußte, daß man nur sagte: „Die Person des Königs ist unverletzlich!" und nicht hinzufügte: „und die der Königin?" Ist es nicht Mirabeau da gewesen, der einst, als meine Freunde ihn zur Mäßigung ermahnten, da sie ihn baten, seine Worte über die Königin von Frankreich zu mildern, aus Gnaden einwilligte und achselzuckend sagte: „Nun, so mag sie denn leben!" Ist es nicht Mirabeau, welcher die Oktobertage verschuldet hat, nicht Mirabeau, welcher öffentlich gesagt hat: „Der König und die Königin sind verloren, das Volk haßt sie so sehr, daß es noch ihre Leichname schlagen wird?" *

„Ew. Majestät, das hat Mirabeau gesagt, aber nicht als eine Drohung, sondern mit Bedauern, mit tiefer Angst und sorgendem Mitgefühl!"

„Mitgefühl!" wiederholte die Königin. „Mirabeau der uns haßt!"

„Nein, Majestät, Mirabeau der seine Königin verehrt, der bereit ist, sein Leben für sie und für die Monarchie einzusetzen, wenn Ew. Majestät ihm vergeben, wenn Sie ihn annehmen wollen zu dem Vertheidiger des Thrones!"

Die Königin erbebte und blickte staunend. erschreckt in das erregte Angesicht des Grafen de la Marck. „Sie sprechen doch von Mirabeau, dem Volkstribun," fragte sie, „von Mirabeau, dem begeisterten Redner der Nationalversammlung?"

„Ich spreche von dem Grafen Mirabeau, welcher gestern noch der Feind des Thrones war, und heute sein eifriger Vertheidiger sein wird, wenn Ew. Majestät es nur wollen, wenn Ew. Majestät nur ein gnädiges Wort an ihn richten."

„Es ist unmöglich, unmöglich!" murmelte die Königin.

Herr von La Marck fuhr fort: „Es ist, seit er Ew. Majestät öfter gesehen, seit er Gelegenheit gehabt, Ihren stolzen Muth, Ihre erhabene Resignation zu bewundern, in dem Innern Mirabeau's eine Veränderung vorgegangen. Er ist gebändigt, wie der Löwe gebändigt ist, wenn das leuchtende Auge eines Reinen dem seinen begegnet. Er möchte wieder gut machen, er möchte versöhnen! Er schreibt, er spricht von seiner erhabenen Königin mit Bewunderung, mit Enthusiasmus, er glüht vor Sehnsucht und Verlangen, zu den Füßen Ew. Majestät seine Sünden abzuschwören und Ihre Vergebung zu erhalten."

„Weiß der König davon?" fragte Marie Antoinette. „Hat man es Sr. Majestät gesagt?"

„Ich würde es mir nicht erlaubt haben, mit Ew. Majestät von diesen Dingen zu sprechen, wenn der König mich nicht dazu autorisirt hätte," erwiderte der Graf de la Marck, sich verneigend. „Se. Majestät erkennt es als eine Pflicht der Nothwendigkeit, Mirabeau für den Thron zu gewinnen, und er hofft dabei auf die Mitwirkung seiner erhabenen Gemahlin."

Marie Antoinette schüttelte traurig ihr Haupt. „Ich werde mit Sr. Majestät darüber reden," seufzte sie, „aber nur der äußersten Nothwendigkeit werde ich mich fügen, das sage ich Ihnen im Voraus!"

Aber die äußerste Nothwendigkeit war da, und als Marie Antoinette das erkannt hatte, hielt sie Wort und fügte sich ihr, und beauftragte den Grafen de la Marck, seinem Freunde Mirabeau zu sagen, daß sie ihm eine Audienz ertheilen wolle.

Doch damit diese Audienz nutzbringend sein konnte, mußte sie vor allen Dingen von einem tiefen Geheimniß umgeben sein. Niemand durfte ahnen, daß Mirabeau der Volkstribun, der angebetete Held der Revolution, Mirabeau welcher die National-Versammlung, welcher Paris beherrschte, an den die Freiesten der Freien als an ihren Apostel und Erlöser glaubten, der mit der Kraft seiner Beredsamkeit die Gemüther von hundert und aberhunderttausend Menschen regierte, Niemand durfte ahnen, daß der Lenker der Revolution jetzt der ergebene Anhänger der Monarchie, der bezahlte Diener seines Königs werden wollte.

Zwei Dinge hatte Mirabeau sich ausbedungen, als der Graf de la Marck im Namen des Königs ihn für den Hof anzuwerben suchte: eine Audienz bei der Königin und die Bezahlung seiner Schulden, nebst einer monatlichen Rente von hundert Louisd'or.

„Ich bin bezahlt, aber nicht gekauft," sagte Mirabeau, als er die erste Rente empfing. „Die eine meiner Bedingungen ist nur erfüllt, aber was wird aus meiner zweiten?"

* Der Königin eigene Worte. Siehe: Goncourt: Marie Antoinette, 205.

„Sie bestehen also noch immer darauf, bei der Königin eine Audienz zu haben?“ fragte La Marck.

„Ja, mein Freund, ich bestehe darauf,“ rief Mirabeau mit flammenden Augen. „Wenn ich für diese Monarchie kämpfen und sprechen soll, so muß ich Hochachtung vor ihr empfinden, wenn ich an die Möglichkeit glauben soll, sie wieder aufzurichten, so muß ich an ihre Lebensfähigkeit glauben, so muß ich sehen, daß ich es mit einem tapfern, entschlossenen, edlen Manne zu thun habe. Der eigentliche und wirkliche König aber hier, das ist Marie Antoinette, und nur ein Mann ist in der ganzen Umgebung Ludwigs des Sechszehnten, das ist seine Gemahlin. Ich muß sie sprechen, um zu hören und zu sehen, ob sie es werth ist, daß ich für sie mein Leben, meine Ehre, meine Popularität wage. Wenn sie wirklich die Heldin ist, für welche ich sie halte, so werden wir Beide vereint die Monarchie retten und den Thron Ludwigs des Sechszehnten, dessen König Marie Antoinette ist! Der Moment wird bald gekommen sein, wo man versuchen muß, was eine Frau und ein Kind zu Pferde für eine Wirkung üben, und ob die Tochter Maria Theresia's mit dem Dauphin im Arm nicht die Herzen der Franzosen ebenso zu begeistern vermag, wie ihre große Mutter einst die Ungarn begeisterte.“ *

„Sie glauben also wirklich die Gefahr so groß,“ fragte La Marck, „daß man zu den äußersten heroischen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß?“

Mirabeau faßte mit einer heftigen Bewegung seinen Arm und ein Ausdruck von feierlichem Ernst war in seinem Löwengesicht.

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte er, „und ich füge hinzu: die Gefahr ist so groß, daß, wenn man nicht bald und auf heroische Art ihr entgegentritt, sie nicht mehr zu überwinden sein wird. Es giebt für die Königin keine andere Sicherheit, als durch die Wiederherstellung der königlichen Autorität. Ich glaube von ihr, daß sie kein Leben begehrt, ohne ihre Krone, und ich bin ganz gewiß, daß, um ihr Leben zu erhalten, sie vor allen Dingen ihre Krone erhalten muß. Und dazu will ich ihr helfen und ihr beistehen: Und dazu muß ich die Königin selber sprechen und eine Audienz bei ihr haben.“ †

Und Mirabeau, der Triumphator der Revolution, hatte seine Audienz bei Marie Antoinette, dem sterbenden Fechter der Monarchie.

Am 3. Juli 1790 fand in dem Park von St. Cloud diese Zusammenkunft der Königin und Mirabeau's statt. Geheimniß und Schweigen umgab sie, und mit der äußersten Vorsicht hatte man alle Mittel angewandt, um Niemandem, außer den wenigen Vertrauten, das ahnen zu lassen, was sich auf diesem abgelegenen, von hohem Gebüsch umgebenen Rasenplatz von St. Cloud begab.

Eine Bank von weißem Marmor, welche hohes Oleander- und Taxusgebüsch umgab, stand an der Seite dieses Rasenplatzes. Sie war der Thronsessel, auf welchem Marie Antoinette die Huldigung ihres neuen Ritters empfangen sollte.

Mirabeau hatte sich schon am Tage vorher von Paris nach dem Landgute seiner Nichte, der Marquise von Aragan, begeben. Dort brachte er die Nacht zu und vor dort ging er am nächsten Morgen zu Fuß, begleitet von seinem Neffen, Herrn von Saillant, nach dem Park von St. Cloud.

An der hintern Pforte des Parkes, welchen man für den geheimnißvollen Besuch hatte öffnen lassen, verabschiedete Mirabeau seinen Begleiter und reichte ihm seine Hand dar.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, und seine Stimme, welche so oft mit ihrem Donner die Fenster des Sitzungssaales erbeben gemacht, war jetzt weich und zitternd, „ich weiß nicht, welche fürchterliche Ahnung mich auf einmal beschleicht, und welche seltsame Geister da auf einmal in mir flüstern und klagen: Kehre um, Mirabeau, kehre um! Tritt nicht über die Schwelle dieser Thüre, denn Du trittst damit in Dein offenes Grab!“

„Folgen Sie dieser Stimme, mein Oheim, noch ist es Zeit,“ bat Herr von Saillant. „Mir ergeht es wie Ihnen! Auch ich habe ein banges, angstvolles Gefühl!“

„Sollte man mir hier Schlingen gelegt haben?“ murmelte Mirabeau gedankenvoll vor sich hin. „Sie sind zu Allem fähig, diese entarteten Bourbonen! Wer weiß, ob sie mich nicht hieher geladen, um mich gefangen zu nehmen, und mich, den sie für ihren gefährlichsten Feind halten, in irgend einem ihrer Oublietten, ihrer unterirdischen Gefängnisse, zu begraben.“ „Mein Freund,“ fuhr er hastig fort, „erwarte mich hier, und wenn ich in zwei, drei Stunden nicht zurückkehre, dann eile nach Paris, dann begieb Dich in die National-Versammlung und künde ihnen dort an, daß Mirabeau, gerührt von dem Angstrufe der Königin, sich nach St. Cloud begeben habe, und daß man ihn dort gefangen halte.“

„Ich werde es thun, mein Oheim,“ sagte der Marquis, „aber ich glaube nicht an solches Wagniß und auch nicht an solchen Verrath der Königin oder ihres Gemahls. Sie wissen es Beide, daß sie ohne Mirabeau sicher verloren sind, und daß nur Er vielleicht noch im Stande ist, sie zu retten. Ich fürchte ganz etwas Anderes.“

„Und was fürchtest Du denn?“

„Ich fürchte Ihre Feinde in der National-Versammlung,“ sagte Herr von Saillant leise und beinahe ängstlich. „Ich fürchte diese enragirten Republikaner, welche Ihnen mißtrauen, seit sie neulich auf der Tri-

* Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Marie Antoinette et sa famille. Par M. de Lescure, p. 478.

† Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Comte de la Marck; Mirabeau. Vol. III. p. 80.

büne für das Königthum und die Monarchie das Wort genommen, seit Sie sogar gewagt haben, die Königin persönlich gegen die wüthenden und gemeinen Angriffe zu vertheidigen, welche Marat in seinem Journal "Ami du peuple" gegen Marie Antoinette geschleudert."

„Es ist wahr," sagte Mirabeau lächelnd, „sie mißtrauen mir seitdem, diese enragirten Republikaner, und man sagte mir, daß Pétion, dieser Republikaner von Stahl und Eisen, sich am Schlusse meiner Rede an Danton, welcher neben ihm saß, gewendet und gesagt habe: „Dieser Mirabeau ist eine Gefahr für die Freiheit, denn es fließt in den Adern des Volkstribunen noch allzuviel von dem Blute des Grafen." Danton hat ihm darauf lachend erwidert: „In diesem Falle muß man dem Volkstribunen das gräfliche Blut abzapfen, damit er von seiner reactionären Krankheit curirt werde oder daran sterbe!"

„Und als man Marat gesagt, mein Oheim, daß Sie mit Entrüstung und Verachtung von seinen Angriffen auf die Königin gesprochen, da hat er drohend die Faust erhoben und geschrieen: „Mirabeau ist ein Verräther, der unsere junge Freiheit an die Monarchie verkaufen möchte. Aber es wird ihm ergehen, wie dem Judas, welcher den Heiland verkaufte. Er wird es mit seinem eigenen Tode büßen, denn wenn wir ihn auf einer Verrätherei ertappen, werden wir für ihn das thun, was Judas für sich selber that. Dieser Mirabeau Judas möge sich also in Acht nehmen."

„Und nun meinst Du, daß diese widerlich, kleine Kröte Marat mich aufhängen wird?" fragte Mirabeau mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ich meine, daß sie Ihnen nachspüren," flüsterte Herr von Saillant. „Ich meine, daß ich gestern Abend in der Nähe unserer Villa zweien vermummten Männern begegnete, von denen ich schwören möchte, daß sie Marat und Pétion waren, und daß ich auf unserm Wege hierher zwei Mal, als ich mich umblickte, dieselben vermummten Gestalten gesehen habe, welche uns folgten."

„Mögen sie es," sagte Mirabeau, sich höher aufrichtend und mit stolzen Blicken um sich schauend. „Der Löwe fürchtet das widrige Insect nicht, das ihn umschwirrt, er schüttelt es fort mit seiner machtvollen Mähne, oder zerdrückt es mit einem einzigen Griff seiner Tatze. So fürchtet auch Mirabeau solche Insecten wie Marat und Pétion nicht, sie mögen sich vielmehr vor ihm hüten! Ich werde sie unter meine Füße treten, das ist Alles! Und jetzt, mein theurer Neffe, lebe wohl, und erwarte mich hier!"

Er nickte dem Marquis freundlich zu und überschritt die Schwelle und trat ein in den Park, von dessen Eingangspforte der Zorn des Volkes jetzt längst schon die Inschrift: "De par la Reine" entfernt hatte, und welcher nur noch durch den Willen der Nation dem König verblieben war.

Mirabeau eilte leichten Schrittes, bewegter Seele die Allee hinauf, und wieder war es ihm, als flüsterten bange Stimmen in seinem Innern: „Kehre um, Mirabeau, kehre um, denn mit jedem Schritte vorwärts steigst Du tiefer hinunter in Dein Grab." Mirabeau blieb stehen und trocknete sich mit dem Batist-Taschentuch den kalten Schweiß ab, der in dicken Tropfen auf seiner Stirne stand.

„Es ist eine Thorheit," sagte er, „eine rechte Thorheit. Wahrhaftig, ich bin empfindsam wie ein junges Mädchen, welches seinem ersten Rendezvous entgegen geht. Schäme Dich, Mirabeau, und sei ein Mann!"

Er schüttelte sein Haupt, als wolle er die schlimmen Ahnungen von demselben verscheuchen, und eilte rascher vorwärts, dem Grafen de la Marck entgegen, der von dort an der Biegung der Allee erschien.

„Die Königin ist schon hier und sie erwartet Sie, Mirabeau," sagte der Marquis mit einem leisen Vorwurf in seiner Stimme.

Mirabeau zuckte nur die Achseln, ohne zu antworten, und schritt rascher vorwärts. Jetzt öffnete sich vor ihnen ein kleiner, von hohem Gebüsch umgebener Rasenplatz, und auf der Bank drüben auf der andern Seite des Platzes diese Frau in dem weißen, schlichten Gewande, den Strohhut am Arm, das Haar mit einer schwarzen Spitze verhüllt, — diese Frau, das war die Königin Marie Antoinette.

Mirabeau blieb stehen und seine großen, glühenden Augen hefteten sich lange auf sie, und als er sich dann seinem Freunde zuwandte, war sein Gesicht blaß und tiefbewegt.

„Mein Freund," murmelte er, „ich weiß nicht, mir ist seltsam zu Muthe! Ich habe nicht geweint seit dem Tage, an welchem mein Vater mich aus dem Hause unserer Väter fortjagte und mir seinen Fluch nachdonnerte, aber indem ich jene Frau dort anschaue, möchte ich weinen, und ein unaussprechliches Mitleid erfaßt meine Seele!"

Auch die Königin hatte ihn gesehen, auch sie war erblaßt, und in sich erbebend wandte sie sich an den König, welcher, halb von dem Gebüsch verborgen, hinter ihr stand.

„Da ist der fürchterliche Mann," sagte Marie Antoinette zitternd. „Mein Gott, ein Schauer des Entsetzens rieselt durch alle meine Adern, und wenn ich dies Ungeheuer nur ansehe, habe ich ein Gefühl, als müßte ich krank werden vor Abscheu." *

„Muth, meine theure Marie, Muth," flüsterte der König. „Bedenken Sie, daß das Wohl unserer Zukunft, unserer Kinder von dieser Unterredung vielleicht abhängt. Sehen Sie, er schreitet schon heran. Empfangen Sie ihn gut, Marie. Ich ziehe mich zurück, denn Sie sollen allein die Ehre dieses Tages haben,

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Madame de Campan, II.

und die Monarchie hat in Ihnen ihre schönste Vertreterin."

„Aber bleiben Sie wenigstens so nahe, Sire, daß Sie mich hören können, wenn ich um Hülfe rufe," murmelte Marie Antoinette.

Der König lächelte. „Fürchten Sie nichts, Marie," sagte er, „glauben Sie nur, daß für Mirabeau die Gefahr größer ist, als für Sie. Nicht Uns, sondern ihn wird man einen Verbrecher nennen, wenn es bekannt wird, daß Mirabeau hier zu Uns gekommen. Ich ziehe mich zurück, denn da ist Mirabeau."

Und der König trat zurück in das Dickicht, während Mirabeau jetzt mit einer tiefen Verneigung unfern von der Königin stehen blieb.

Marie Antoinette erhob sich von ihrem Marmorsitze. Sie war in diesem Augenblicke nicht die Königin, welche Audienz ertheilt, sondern die beängstigte Frau, welche einer Gefahr entgegen schreitet und sie mit Höflichkeit und mit Lächeln besänftigen möchte.

„Treten Sie näher, Herr Graf," sagte Marie Antoinette, immer noch stehend. Aber während er dann sich ihr näherte, sank die Königin langsam wieder auf ihren Sitz nieder, und hob mit einem fast schüchternen Blick ihre Augen zu Mirabeau auf, der ihr jetzt nicht mehr ganz wie ein Ungeheuer erschien, denn seine Miene war bewegt und seine Augen, die man ihr als so furchtbar geschildert, hatten einen sanften, ehrerbietigen Ausdruck.

„Herr Graf," sagte die Königin, und ihre Stimme zitterte ein wenig, „Herr Graf, wenn ich mich einem gewöhnlichen Feinde gegenüber befände, einem Manne, welcher den Untergang der Monarchie erstrebte, ohne einzusehen, von welchem Nutzen sie für ein großes Volk ist, so würde ich in diesem Moment einen sehr ungeeigneten und nutzlosen Schritt thun. Aber wenn man mit einem Mirabeau spricht, so steht man außer den gewöhnlichen Berechnungen der Klugheit, und trägt ihm mit der Bewunderung zugleich die Hoffnung auf seine Hülfe entgegen." *

„Madame," rief Mirabeau bewegt, „ich bin nicht hierher gekommen als Ihr Feind, sondern als Ihr ergebener Diener, der bereit ist, sein Leben freudig hinzugeben, wenn er der Monarchie und seinem Vaterlande dadurch nützen kann."

„Sie glauben also auch, daß es eine Lebens-, oder wenn Sie wollen eine Todesfrage ist, die zwischen dem französischen Volk und der Monarchie zur Entscheidung kommen soll?" fragte die Königin traurig.

„Ja, ich bin davon überzeugt," erwiderte Mirabeau. „Aber ich hoffe noch, daß wir die Frage zu Gunsten der Monarchie beantworten können, vorausgesetzt, daß man zur rechten Zeit die rechten Mittel anwendet."

„Und welches sind nach Ihrer Ansicht die rechten Mittel, Herr Graf?"

Mirabeau lächelte und blickte staunend und überrascht in das edle Angesicht der Königin, welche mit so ruhiger Gelassenheit in eine kurze Frage zusammenfaßte, was seit Jahren die größten Denker und Politiker um eine Antwort verlegen machte.

„Wollen Ew. Majestät mir gnädigst verzeihen, wenn ich um die Erlaubniß bitte, bevor ich antworte, an meine Erhabene Königin gleichfalls eine Frage richten zu dürfen?"

„Fragen Sie, Herr Graf," erwiderte Marie Antoinette mit einem anmuthigen Neigen ihres Hauptes.

„Nun, Madame, dies ist meine Frage: beabsichtigen und erstreben Ew. Majestät die Wiederherstellung des alten Regiments, und halten Sie es für möglich, den Wagen der Weltgeschichte und der Politik rückwärts zu rollen?"

„Sie haben in Ihrer Frage sogleich die Antwort gegeben," seufzte Marie Antoinette traurig. „Es ist unmöglich, aus den Trümmern dasselbe Gebäude wieder herzustellen. Man muß sich schon begnügen, wenn man aus dem Tempel ein Haus sich aufrichten kann, in welchem es sich leidlich wohnen läßt."

„Ach, Majestät," rief Mirabeau begeistert, „diese Antwort ist wie der erste Sonnenblick, welcher die schweren Gewitterwolken durchbricht! Man ahnt den neuen Tag und man begrüßt ihn mit Entzücken! Nachdem ich diese herrliche Antwort Ew. Majestät empfangen, blicke ich getrost auf und die Gewitterwolken erschrecken mich nun nicht mehr, denn ich weiß, daß sie vorüber gehen werden. Das heißt, wenn wir die rechten Mittel anwenden."

„Und ich wiederhole nun meine Frage, Herr Graf, welches sind nach Ihrer Ansicht die rechten Mittel?"

„Vor allen Dingen zuerst die Erkenntniß, was Noth thut," erwiderte Mirabeau, „und dann der freudige und redliche Wille, das zu thun, was man als nothwendig erkannt hat."

„So sagen Sie mir, was das ist, was Noth thut?"

Mirabeau verneigte sich und dann begann er zu sprechen, ihr in seiner klaren, scharfen Weise, die zugleich so voll Energie war, die Lage Frankreichs, die Stellung der verschiedenen politischen Parteien gegen einander und gegen den Hof und den Thron auseinander zu setzen. In einzelnen, scharfen, Zügen charakterisirte er ihr die Chefs der politischen Clubs, die Führer der Parteien in der National-Versammlung und sprach von den gefährlichen Zielen, welche die Demagogen, die Männer der äußersten Linken, anstrebten. Er sprach voll zarter Schonung das Wort Republikaner nicht aus, aber er ließ es die Königin verstehen, daß der Umsturz der Monarchie, des Thrones, die Vernichtung und Aus-

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Marie Antoinette et sa famille. Par M. de Lescure. S. 484.

der königlichen Familie der letzte Zielpunkt aller Bestrebungen dieser wüthenden Redner und Führer der äußersten Linken sei.

Die Königin hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit und doch mit würdevoller Fassung zugehört, und das ernste, gedankenvolle Anblicken ihrer großen Augen hatte Mirabeau immer mehr durchglüht und begeistert, daß seine Rede wie ein Feuerstrom von seinen Lippen floß, und ihn selber entflammte und mit neuer Hoffnung erfüllte.

„Es wird noch Alles gut werden," rief er zum Schluß, „es wird uns gelingen, die unterirdischen Mächte, welche den Thron Ew. Majestät untergraben wollen, zu bekämpfen, die unheilsvollen Werkzeuge der Zerstörung den Händen Ihrer Feinde zu entwinden. Ich werde dazu all' meine Kraft, all' meine Beredtsamkeit anwenden. Ich werde mich den Unternehmungen der Demagogen entgegensetzen, ich werde als ihr offener Gegner auftreten und mit Eifer der Monarchie dienen, indem ich mich solcher Mittel und Hülfsquellen bediene, welche der allgemeinen Aufregung der Gemüther angemessen sind, sie nicht beängstigen und erschrecken, als wolle man ihnen die Freiheit und die Selbstregierung verkürzen, und doch das Ansehen und die Macht der Monarchie wieder anstreben."

„Sie sind also mit ehrlichem und aufrichtigem Herzen der Unsere?" fragte Marie Antoinette fast bittend. „Sie wollen uns dienen und beistehen mit Ihrem Rath und Ihrer Hülfe?"

Mirabeau begegnete ihren fragenden, forschenden und angstvollen Blicken mit einem strahlenden Lächeln, einem edlen und zuversichtlichen Ausdruck seines Angesichts.

„Madame," sagte er mit seiner schönen, klangvollen Stimme, „Madame, ich habe die monarchischen Prinzipien vertheidigt, als ich von dem Hofe nur seine Schwäche sah, als ich, da ich weder die Seele, noch die Gedanken der Tochter Maria Theresia's kannte, noch nicht wußte, daß ich auf solche erhabene Vermittlerin rechnen durfte. Ich habe gekämpft für die Rechte des Thrones, als man mir nur mißtraute, als die verleumderische Bosheit jeden meiner Schritte verdächtigte, und für einen Hinterhalt erklärte. Ich habe der Monarchie gedient, selbst damals, als ich wußte, daß ich von meinem zwar gerechten, aber getäuschten Könige weder Wohlthaten, noch Belohnungen empfangen würde. Was werde ich jetzt thun, da das Vertrauen meinen Muth belebt, da die Dankbarkeit aus meinen Prinzipien meine Pflichten gemacht hat? — Ich werde sein und bleiben, was ich immer gewesen bin: der Vertheidiger der Monarchie, *welche aber durch Gesetze geregelt ist*, der Apostel der Freiheit, welche durch die Monarchie garantirt ist." *

„Ich glaube Ihnen, Herr Graf," rief Marie Antoinette bewegt, „Sie werden uns mit Treue und Eifer dienen, und mit Ihrer Hülfe kann noch Alles gut werden. Ich verspreche Ihnen, daß wir Ihren Rathschlägen folgen, und in Uebereinstimmung mit Ihnen handeln wollen. Sie werden sich mit dem Könige selbst in Verbindung setzen, Sie werden mit ihm das Nöthige verabreden und ihm rathen, was zunächst zu seinem Wohle und zum Wohle des Volkes nothwendig ist."

„Madame," sagte Mirabeau, „ich wage, dies schon jetzt Ihnen zu sagen. Das Nothwendigste ist, daß der königliche Hof auf einige Zeit Paris verlasse!"

„Daß wir fliehen?" fragte Marie Antoinette hastig.

„Nicht fliehen, aber sich entfernen," erwiderte Mirabeau. „Das aufgereizte Volk bedroht die Monarchie, darum muß sich das bedrohte Königthum so lange verbergen und unsichtbar machen, bis das Volk wieder zum Gefühle seiner Pflicht und Ergebenheit zurückgekehrt ist. Darum sage ich nicht, der königliche Hof muß fliehen, sondern ich sage nur, er muß Paris verlassen, denn Paris ist der Heerd der Revolution! Der königliche Hof muß so schnell als möglich sich zurückziehen bis an die Grenzen Frankreichs! Dort muß er eine Armee unter dem Befehl irgend eines treuen Generals um sich versammeln, und mit dieser Armee gegen die aufrührerische Hauptstadt marschiren, zu welcher ich Ihnen die Wege ebnen, die Thore öffnen werde!"

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, ich danke Ihnen!" rief Marie Antoinette, indem sie aufstand. „Jetzt zweifle ich nicht mehr an der Zukunft, denn meine Gedanken sind sich mit denen des größten Staatsmannes begegnet! Auch ich bin überzeugt, daß der königliche Hof Paris verlassen, daß er sich zurückziehen muß, um neuen Demüthigungen zu entgehen, und daß er nur im Glanze seiner Macht, mit einer Armee zurückkehren darf, um den Rebellen Furcht einzujagen, und den Zaghaften, den Getreuen Muth einzuflößen! Oh, Sie werden das Alles dem Könige sagen, Sie werden ihm die Entfernung von Paris als ein Rettungsmittel nicht bloß für die Monarchie, sondern auch für das Volk zeigen! Ihre Worte werden den edelsten, den besten der Monarchen überzeugen, er wird Ihren Rathschlägen folgen, und Dank Ihnen, werden wir nicht allein, sondern wird die Monarchie gerettet sein! Gehen Sie nun an das Werk, Herr Graf! Seien Sie für uns thätig, wenden Sie Ihren unermeßlichen Einfluß auf die Gemüther zum Wohl Ihres Königs und Ihrer Königin an, und seien Sie überzeugt, daß wir Ihnen, so lange wir leben, dankbar sein werden! Leben Sie wohl, und seien Sie eingedenk, daß meine Blicke allen Ihren Schritten folgen, und meine Ohren hören werden auf jedes Wort, welches Mirabeau in der National-Versammlung spricht. Leben Sie wohl!"

* Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Comte de Mirabeau. III. 290.

Mirabeau verbeugte sich ehrfurchtsvoll. „Madame," sagte er, „wenn Ihre erhabene Mutter einen Ihrer Unterthanen der Ehre würdigte, ihm eine Audienz zu ertheilen, entließ sie ihn nie, ohne dem Beglückten zu erlauben, daß er der Kaiserin ehrfurchtsvoll die Hand küsse."

„Es ist wahr," erwiderte Marie Antoinette mit einem sanften Lächeln, „und hierin wenigstens kann ich dem Beispiele meiner großen Mutter folgen!"

Und mit einer unnachahmlichen Grazie reichte die Königin ihm ihre Hand dar. Mirabeau, entzückt, außer sich über so viel Anmuth, so viel Huld, Mirabeau ließ sich auf ein Knie nieder und preßte seine Lippen auf die schlanke, weiße Hand der Königin.

„Madame," rief er begeistert, „dieser Kuß rettet die Monarchie!" *

„Wenn Sie die Wahrheit gesprochen haben, mein Herr," seufzte die Königin, indem sie sich erhob und mit einem sanften Neigen ihres Hauptes Mirabeau entließ.

Mit begeistertem Angesicht, mit strahlenden Blicken kehrte Mirabeau zu seinem Neffen zurück, der ihn an der Ausgangspforte des Parkes erwartete.

„Oh, mein Freund," sagte er hochathmend, indem er seine Hand auf die Schulter des Herrn von Saillant legte, „mein Freund, was habe ich gehört und gesehen! Sie ist sehr groß, sehr edel und sehr unglücklich, Victor! Aber," rief er dann mit lauter, begeisterter Stimme, „aber ich werde sie retten, ja gewiß, ich werde sie retten!" †

Es war Mirabeau Ernst mit seinem Vorhaben, und nicht, weil er bezahlt war, sondern weil er gewonnen, entzückt war von der edlen Erscheinung der Königin, ward er von nun an ein eifriger Vertheidiger der Monarchie, ein beredter Anwalt für Marie Antoinette insbesondere. Aber er konnte das hereinbrechende Meer der Revolution nicht mehr aufhalten, er konnte nur, indem er sich demselben entgegenstellte, von den tobenden Wogen dieses Meeres verschlungen werden.

Mirabeau wußte es wohl, er machte sich kein Hehl aus der Gefahr seiner Lage. An dem Tage, da er in der National-Versammlung vor der Abstimmung das Wort ergriff, um die Monarchie zu vertheidigen, um das königliche Vorrecht zu sichern, über Krieg und Frieden zu bestimmen, an dem Tage entschied er sich zum ersten Male öffentlich für den König, und erregte damit einen Sturm der Empörung und des Abscheues in der National-Versammlung. Dennoch gab er tapfer und muthig seine Stimme für den König und seine Vorrechte ab; doch indem er es that, rief er: „Ich weiß wohl, daß es nur ein Schritt ist vom Capitol bis zum Tarpejischen Felsen!"

Schritt für Schritt! Und bald sollte Mirabeau diesen Schritt thun! Pétion hatte nicht umsonst Mirabeau als den gefährlichsten Feind der Republik bezeichnet, Marat hatte nicht vergeblich gesagt, daß man entweder Mirabeau das aristokratische Blut aus den Adern abzapfen, oder ihn sich verbluten lassen müsse! Nicht ungestraft durfte Mirabeau den wüthenden Parteien entgegentreten, und ihnen den Fehdehandschuh in's Angesicht schleudern, indem er ihnen sagte: „Er würde die Monarchie vertheidigen gegen alle Angriffe, von welcher Seite und aus welchem Theile des Königsreiches sie auch kommen möchten."

Die Führer der republikanischen Parteien wußten sehr wohl die Macht Mirabeau's zu schätzen, wußten, daß Mirabeau allein im Stande wäre, die Fragmente der Krone, die er geholfen hatte zu zerbrechen, jetzt vielleicht noch wieder zusammenzukitten!

Um ihn daran zu verhindern, mußte man ihn unter diesen Fragmenten begraben!

Bald nach seiner Zusammenkunft mit der Königin, nach seiner Abstimmung für die Vorrechte des Königs, begann Mirabeau zu kränkeln. Seine Feinde sagten, es sei nur in Folge der Anstrengungen, in Folge einer Erkältung, welche er sich dadurch zugezogen, daß er mitten in einer Rede, welche er in der National-Versammlung gehalten, ein kaltes Glas Wasser getrunken, um seine erhitzten Lungen zu kühlen.

Seine Freunde flüsterten von tödtlichem Gifte, welches man in dieses Glas Wasser gemischt, um des gefährlichen und machtvollen Gegners sich zu entledigen.

Mirabeau selber glaubte es, und die immer größere Erschlaffung seiner Glieder, die Schmerzen, welche in seinen Eingeweiden wühlten, schienen ihm die sichern Anzeichen des Giftes, welches seine Feinde ihm gereicht.

Der Löwe, welcher sich zu den Füßen des Thrones hatte niederlegen wollen, um ihn zu behüten, der Löwe war bald nichts weiter als ein armer kranker Mann, dessen Stimme erlosch, dessen Kraft gebrochen war! Eine Zeitlang suchte er noch anzukämpfen gegen das Uebel, das in seinem Körper raſete, aber eines Tages mitten in einer Rede, welche er zur Vertheidigung der Königin hielt, sank Mirabeau ohnmächtig zusammen, und man trug ihn bewußtlos von der Rednerbühne hernieder und nach seiner Wohnung.

Nach langem Bemühen seines Arztes, des berühmten Cabanis, schlug Mirabeau die Augen wieder auf. Das Bewußtsein war ihm wiedergekehrt, aber damit auch die Gewißheit seines nahen Todes.

„Ich sterbe," sagte er leise. „Ich trage in meinem Herzen den Trauerflor der Monarchie. Die wüthenden Parteimänner wollen ihn daraus hervorzerren, um ihn

* Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Mémoires de Mirabeau. IV. 208.

† Marie Antoinette et sa famille. 480.

zu vertheilen und an ihrer Stirn zu befestigen. Daraus folgt, daß sie mein Herz zerbrechen müssen, und sie haben es gethan!" *

Ja, sie hatten es zerbrochen, dieses große, starke Herz, in welchem der Trauerflor der Monarchie ruhte! Anfangs hoffte sein Arzt, hofften seine Freunde noch, daß es möglich sein könne, die Krankheit zu bekämpfen. Aber Mirabeau gab sich nicht mehr solcher Täuschung hin, er fühlte, daß diese Schmerzen, welche seinen Körper durchraseten, nur mit dem Tode endigen könnten!

Nach einer besonders qualvollen und schmerzensreichen Nacht ließ Mirabeau in der Frühe des Morgens seinen Arzt Cabanis und seinen Freund, den Grafen de la Marck, an sein Lager rufen und reichte ihnen seine beiden Hände dar. „Meine Freunde," sagte er mit sanfter Stimme und mit ruhigem Angesicht, „meine Freunde, ich werde heute sterben. Wenn man dahin gekommen ist, so bleibt Einem nur noch eins zu thun übrig: sich zu parfümiren, zu schmücken, und sich mit Blumen zu umgeben, damit man auf angenehme Weise in diesen letzten Schlaf verfällt, aus welchem man nicht wieder erwachen soll. Auf also, ruft meine Diener! Man soll mich rasiren, mich ankleiden und schmücken. Man soll die Fenster öffnen, daß die warme Luft hereinströme und dann soll man mir Blumen bringen. Ich will sterben unterm Sonnenschein und unter Blumen." †

Die Freunde wagten es nicht, den letzten Wünschen Mirabeau's zu widersprechen. Der Gladiator wollte seine Toilette machen und sich schmücken, um in der Arena des Lebens als ruhmvoller Held zu fallen, und noch im Sterben die Bewunderung und das Beifallsgeschrei des Publikums zu erwecken.

Ganz Paris war bei diesem letzten Gange das Publikum für den Gladiator, ganz Paris hatte in diesen Tagen des letzten Kampfes nur den Einen Gedanken: wie steht es mit Mirabeau? Wird er den grimmigen Feind, wird er den Tod besiegen, daß er vor ihm zurückweichen muß, oder wird er ihm als Beute fallen?

Diese Frage stand auf allen Gesichtern, wiederhallte in allen Häusern, in allen Herzen. Jedermann wollte die Antwort darauf aus dem stillen Hause mit den verhangenen Fenstern erhalten, welches Mirabeau bewohnte. Alle Straßen, welche dahin führten, waren während der letzten drei Tage, welche dem Tode Mirabeau's vorangingen, von einer dichtgedrängten Menschenmasse erfüllt, kein Wagen durfte durch die nahegelegenen Straßen fahren, um Mirabeau nicht zu beunruhigen. Die Theater waren geschlossen, und ohne Verabredung und Besprechung hielten auch die Kaufleute ihre Läden zu, wie an den großen Feier- oder Trauertagen der Nation.

Am frühen Morgen des vierten Tages aber, bevor noch das Leben auf den Straßen von Paris begonnen und die Häuser geöffnet hatte, vernahm man plötzlich von den Straßen her einen Ruf, welcher hineindrang in die stillen Häuser, in die bewegten Herzen.

Dieser Ruf lautete: „Blumen! Bringt Blumen! Mirabeau will Blumen haben! Bringt Mirabeau blühende Rosen und duftende Veilchen! Mirabeau will unter Blumen sterben!"

Dieser Ruf weckte am 2. April 1791 das schlafende Paris, unn wie er durch die Straßen hallte, öffneten sich die Fenster, thaten die Häuser sich auf, sah man von allen Seiten her Hunderte, Tausende von Menschen herbei eilen, mit großen Blumensträußen, mit ganzen Körben voll Blumen belastet. Aus den fröstelnden, kalten Frühlingstagen schien man auf einmal in den warmen, blumenduftenden Sommer versetzt, alle Treibhäuser, alle Zimmer hatten sich geleert von ihren Blumen und Gewächsen, um dem sterbenden Volkstribun einen letzten Sommertag zu bereiten. Sein ganzes Haus glich nun einem Sommertempel voll Blumen und Wohlgerüchen. Blumen auf dem Vorflur, blumengeschmückt die Treppe und der Vorsaal, mit Blumen ganz überschüttet der Salon, und da in der Mitte dieses Salons auf der Chaise longue lag Mirabeau, sorgfältig gekleidet, frisirt und gepudert wie zum königlichen Feste. Die herrlichsten Blumen, die schönsten exotischen Pflanzen umstanden sein Lager und neigten ihre farbenstrahlenden Blüthendolden nieder auf den bleichen, in Todesschmerzen zuckenden Gladitor, der doch die Kraft fand, ein Lächeln auf seinen Lippen festzuhalten, der mit einem letzten Liebesblick Abschied nahm von seinen weinenden Freunden, Abschied dann von den Blumen, von dem Sonnenlicht!

„Der Sterbende grüßt Euch!"

Das stand noch auf seiner hohen Stirn, auf seinen lächelnden Lippen, als der Gladiator gefallen war, als der Tod ihn besiegt hatte!

Aber der Tag seines Todes war doch der Tag eines letzten Triumphes gewesen, und die Blumen, welche ganz Paris ihm sandte, waren für Mirabeau die Scheidegrüße der Liebe, der Bewunderung!

Vier Mal täglich hatte der König sich nach dem Befinden Mirabeau's erkundigen lassen, und als am Mittag des zweiten April der Graf de la Marck ihm die Todesnachricht brachte, erblaßte der König. „Ueber uns waltet ein Unstern," sagte er traurig, „jetzt stellt auch der Tod sich auf die Seite unserer Feinde!"

Auch Marie Antoinette war tief bewegt von der Todesbotschaft. „Er wollte uns retten," rief sie, „und darum mußte er sterben! Die Last war zu schwer, die Säule ist unter ihr zerbrochen, der Tempel wird ihr nachstürzen und wird uns unter seinem Schutt begraben, wenn wir nicht eilen, uns zu retten! Mirabeau's Vermächtniß war sein Rath zur eiligen und heimlichen Flucht! Wir müssen diesen Rath befolgen, wir müs-

* Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Mémoires sur Mirabeau. Vol. IV. p. 296.

† Ibid.

sen uns aus Paris entfernen. Möge der Geist Mirabeau's das Herz des Königs erleuchten, daß er endlich einwilligt, daß er endlich das thut, was Noth ist, daß er einwilligt, Paris zu verlassen!"

18.

Revolution im Theater.

Ganz Paris war heute in Bewegung, in Schrecken und Aufruhr! Die Furien der Revolution, die Weiber der Hallen durchrasten heute, am 20. Juni 1791, wieder die Straßen und ließen ihr wüthendes Geschrei, ihre schrecklichen Verwünschungen gegen den König, gegen die Oesterreicherin vernehmen, und kreischten mit wildem Geheul ihre schmutzigen Lieder gegen Madame Veto, gegen la chienne d'Autriche.

Rings um die Tuilerien standen in ungeheuren Schaaren die Corps der Nationalgarde aufgestellt in ernster, drohender Haltung, mit Mühe nur das Volk zurückhaltend, welches den ganzen weiten Platz vor den Tuilerien erfüllte und kaum mit äußerster Gewalt verhindert werden konnte, diesen dichten Cordon von National-Gardisten zu durchbrechen, welche die Straße, die nach den Tuilerien führt, zu beiden Seiten besetzt hielten, um wenigstens in der Mitte einen Weg frei zu halten.

Einen Weg für den König, die Königin und die königliche Familie, welche heute wieder in Paris eintreffen sollten! Lafayette war auf Befehl der National-Versammlung mit einigen Regimentern hinausgezogen nach Varennes, um die königliche Familie wieder zurückzuführen nach Paris.

Tausende und aber Tausende hatten sich ihm nachgestürzt, um diese Heimkehr der Monarchie zu schauen, um Theil zu nehmen an ihrem Leichenbegängniß!

Denn ein Leichenbegängniß der Monarchie war es, welches man da feierte, und dieser große schwerfällige Wagen, von Soldaten, vom heulenden, höhnenden, spottenden Volke umgeben, dieser große Wagen, welcher jetzt unter dem Donnern der Kanonen, unter dem Geläute der Glocken von allen Thürmen von Paris, die Straße entlang fuhr, nach den Tuilerien hin, das war der Leichenwagen der Monarchie.

Der König, die Königin, die königlichen Kinder, die Schwester des Königs, Frau von Tourzel, und die beiden Deputirten, welche die National-Versammlung nach Varennes entsendet hatte, um die königliche Familie zu geleiten, die beiden Deputirten Pétion und Barnave befanden sich in diesem Wagen.

Sie hatten den Rath des sterbenden Mirabeau befolgen und sich retten wollen vor der Revolution!

Das war das Verbrechen dieses Königs und dieser Königin, welche man jetzt im Triumph zurückführte nach den Tuilerien, dem Schlosse der Könige, welches von jetzt an nur ein königliches Gefängniß sein sollte.

Dreifarbige Fahnen wehten von allen Dächern, aus allen Fenstern; Plakate waren überall angebracht, auf denen mit riesengroßen Buchstaben zu lesen war: „Wer dem König applaudirt, wird gepeitscht, wer ihn beschimpft, wird aufgehangen."

Sie hatten entfliehen wollen, diese Unglücklichen, welche man jetzt im Triumphe zurückführte von Varennes, wo man sie erkannt und angehalten hatte.

Jetzt kehrten sie zurück, nicht mehr die Beherrscher, sondern die Gefangenen der französischen Nation! Denn die National-Versammlung hatte ein Decret erlassen, dessen erster Artikel besagte: „Der König ist einstweilen von den Functionen des Königthums suspendirt," dessen zweiter und dritter Artikel festsetzten, „daß, sobald der König und seine Familie in die Tuilerien zurückgekehrt sein würden, ihm, sowie der Königin und dem Dauphin provisorisch eine Wache beigegeben werden sollte, welche, unter Befehl des kommandirenden Generals der National-Garde von Paris, über die Sicherheit der einzelnen Mitglieder der königlichen Familie wachen und für ihr Verbleiben einstehen sollte."

Der König und die Königin kehrten als Gefangene heim nach Paris, Lafayette war ihr Kerkermeister. Der Beherrscher von Frankreich, der vielköpfige König der französischen Nation, war die National-Versammlung.

Traurige, entsetzensvolle Tage der Demüthigung, der Resignation, der Gefahren und Beängstigungen folgten nun für die königliche Familie, für die Gefangenen der Tuilerien, welche Tag und Nacht von spähenden Augen überwacht wurden, deren Thüren immer geöffnet sein mußten, damit die wachthabenden Offiziere ungehindert hineinschauen konnten in diese Zimmer, in welchen die Gefangenen der französischen Nation ihre Tage verlebten.

In der ersten Woche nach der traurigen Heimkehr schien der Muth der Königin gebrochen, ihre Energie für immer gelähmt. Sie hoffte nicht mehr, sie fürchtete nicht mehr, sie entwarf keine neuen Pläne zur Rettung, sie arbeitete nicht und schrieb nicht. Sie saß nur still und traurig ganze Stunden lang da, und vor ihrem Auge zogen die furchtbaren Bilder der jüngst verlebten Vergangenheit in qualvoller Klarheit vorüber und ängstigten noch in der Erinnerung ihren Geist und ihr Gemüth! Sie rief sich die Aufregung und Angst jenes Tages zurück, welcher der Flucht vorherging. Sie sah sich, wie sie mit zitternden Händen die Kleider einer ihrer Kammerfrauen anlegte, wie sie dann den Dauphin in Mädchenkleidern verhüllte, sie hörte, wie der Knabe mit frohem Lachen sie fragte: „Wollen wir Theater spielen, Mama Königin?"—Dann sah sie sich auf der Straße allein, ohne Schutz und Begleitung des Wagens harrend, der hier anhalten sollte, um sie aufzu-

nehmen, wie er an einer andern Stelle schon den König mit den beiden Kindern aufgenommen hatte. Nun rief sie sich die Fahrt zurück in der dunklen Nacht, die Hitze in dem engen schwerfälligen Wagen, dann den furchtbaren Schrecken, als plötzlich nach zwölfstündiger Fahrt der Wagen brach, wie sie nun Alle ausstiegen, den Hügel zu Fuß hinaufgingen zu dem Dorf, das vor ihnen lag, und in welchem sie die Ausbesserung des Wagens erwarteten. Dann die Weiterfahrt, die Verzögerung in Varennes, die Stimme, welche rief: Sie sind erkannt! Nun das Sturmläuten, den Generalmarsch, die Qual der folgenden Stunden, und endlich jenen letzten Moment der Hoffnung, wo sie in der Kammer des Krämers Sauce, neben dem Bett stehend, auf welchem ihr kleiner Sohn schlief, die Frau des Krämers beschwor, den König zu retten, indem sie ihm ein Versteck anwies. Dann hörte sie vor ihren Ohren wieder die Frau, welche mit harter Stimme ihr antwortete: „Madame, es kann nicht sein. Ich liebe auch meinen Mann, und ich habe auch Kinder! Mein Mann aber wäre verloren, wenn ich den Ihren rettete!" Dann hörte sie das Sturmläuten, den Generalmarsch, sah die Ankunft der Pariser Regimenter, die Deputirten, welche die National-Versammlung abschickte, um die königlichen Flüchtlinge zurückzugeleiten nach Paris! Dann eingeengt in dem Wagen mit den Deputirten, umbraust von dem höhnenden Volk, die Rückfahrt!

Ein Schauder durchrieselte, wenn sie daran dachte, die Gestalt der unglücklichen Königin, und die Thränen entströmten ihren Augen.

Aber allgemach gewann doch die Königin ihre Haltung, ihren Muth wieder, und gerade die täglichen Demüthigungen und Quälereien, welche man ihr bereitete, weckten in ihr den muthigen Trotz des Widerstandes.

Der König und die Königin waren nach ihrer Rückkunft von Varennes die Gefangenen ihres Volkes, und die Tuilerien waren das Gefängniß, in welchem das Volk mit nie ermattender Grausamkeit seine königlichen Gefangenen bewachte.

Die Hauptleute von den Bataillonen der Nationalgarde wechselten sich ab in dem Gefangenwärterdienst bei dem Königspaar. Sie hatten den strengen Befehl, die königliche Familie unablässig zu beobachten, sie nicht einen Moment allein zu lassen. Selbst das Schlafzimmer der Königin durfte dem Späherauge ihrer Wächter nicht entzogen werden, die Thür nach dem daneben befindlichen Salon mußte immer offen sein, und in diesem Salon befand sich der wachehaltende Offizier der Nationalgarde. Selbst in der Nacht, während die Königin in ihrem Bett lag, blieb diese Thür offen, und der Offizier, auf einem Lehnstuhl gerade der Thür gegenübersitzend, hielt seine Augen auf das Bett gerichtet, in welchem die Königin zu schlafen versuchte und mit ihrem Gram und ihren Schmerzen rang die sie zu stolz war, ihren Peinigern zu zeigen. Nur zu einer Bitte hatte sich die Königin herabgelassen, sie hatte gebeten, daß man mindestens, während sie am Morgen aufstände und sich ankleidete, die Thüren ihres Schlafzimmers schließen möchte, und man war so großmüthig gewesen, dieser Bitte zu willfahren. *

Aber die Königin Marie Antoinette war allen diesen Demüthigungen, diesen Enttäuschungen und Qualen gegenüber, dennoch immer voll Hoffnung auf eine Aenderung ihres Geschickes. Ihre stolze Seele war noch immer nicht gebrochen, der Glaube an den Sieg des Königthums von Gottes Gnaden belebte noch immer ihr Herz mit einem letzten Hoffnungsstrahl und ließ sie sich aufrechthalten inmitten ihres Unglücks. Sie wollte noch immer mit ihren Feinden ringen um die Liebe dieses Volkes, von dem sie hoffte, daß es, von den Jacobinern und Aufwieglern irre geleitet, endlich seinen Irrthum erkennen, endlich die Stimme seines Königs, seiner Königin beachten und zurückkehren würde in Liebe und Reue. Und für diesen großen Tag der Wiederkehr der erneuerten Liebe des Volkes wollte Marie Antoinette sich aufrecht erhalten, sie wollte suchen ihn herbeizuführen, das Volk mit seinem Königshause zu versöhnen. Deshalb wollte sie dem Volke beweisen, daß sie keine Furcht vor ihm hege, daß sie vertrauensvoll in seine Mitte sich begeben könne, um es zu grüßen mit ihrem Lächeln, der ganzen Huld ihrer frühern Tage. Noch einmal wollte sie versuchen, ihre frühere Popularität wiederzugewinnen, die Liebe, welche das Volk ihr so oft entgegen gejauchzt, wieder in den erkalteten Herzen wach zu rufen. Sie fand die Kraft in sich, die Thränen nicht nach außen, sondern nur nach innen in ihr Herz hineinfließen zu lassen, die Pein ihrer Seele unter einem Lächeln zu verschleiern, und so äußerlich ruhig und heiter wollte sie sich wieder öffentlich im Theater, auf Spazierfahrten dem Volke zeigen.

Man gab heute in der großen Oper Glucks „Alceste," die Lieblingsoper der Königin, die Oper, in der sie vor wenigen Jahren noch einen so glänzenden Triumph gefeiert, in der das Publikum das: "Chantons, célébrons notre reine," welches der Chor auf der Bühne gesungen hatte, unter lautem Jauchzen noch ein Mal begehrte, und stehend, die Angesichter der königlichen Loge zugewandt, ihre Stimmen mit denen der Bühnensänger mischend, im lauten Jubelchor wiederholt hatte: "Chantons, célébrons notre reine."

„Ich will es versuchen, ob das Publikum sich jenes Abends noch erinnert," sagte Marie Antoinette mit einem schwachen Lächeln zu dem Fräulein von Bugois, der einzigen Hofdame, welcher man vergönnt hatte, bei ihr zu bleiben. „Ich will heute Abend in die Oper gehen, das Publikum soll wenigstens sehen, daß ich mich vertrauensvoll in seine Mitte begebe, daß ich mich nicht geändert habe, wie sehr man sich auch gegen mich geändert hat."

* Histoire de Marie Antoinette. Par Edmond et Jules de Goncourt, p. 261.

Fräulein von Bugois schaute mit tiefer Traurigkeit in das bleiche Antlitz der Königin, welche dem Publikum zeigen wollte, „daß sie sich nicht geändert hatte" und auf deren sonst so schönem und heiterem Antlitz der Gram seine unauslöschlichen Schriftzüge eingeätzt und die Schönheit derselben fast zerstört hatte. Tief gerührt wandte die Hofdame sich ab, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche wider ihren Willen ihren Augen entströmten.

Aber Marie Antoinette hatte sie doch gesehen. Mit einem schmerzlichen Lächeln legte sie ihre Hand auf die Schulter der Hofdame.

„Ach," sagte sie milde, „verbergen Sie Ihre Thränen nicht; Sie sind viel glücklicher als ich, Sie dürfen Thränen vergießen: die meinen fließen seit zwei Jahren in der Stille, und ich muß sie hinunterschlukken." *

„Aber ich will heute Abend nicht weinen," fuhr sie mit dem Anschein der Heiterkeit fort, „ich will den Parisern wenigstens gefaßt gegenübertreten! O, ich will mehr thun, ich will versuchen, ihnen zu lächeln. Sie hassen mich jetzt, aber vielleicht erinnern sie sich dann, daß sie früher mich sehr geliebt haben. Es lebt ein Zug von Großmuth in dem Volke, und mein Vertrauen rührt es vielleicht. Schnell, lassen Sie mich Toilette machen. Ich will schön sein, ich will mich schmücken für die Pariser. Mein Gott, es werden doch nicht blos meine Feinde das Theater besuchen, es werden sich auch von meinen Freunden viele dort befinden, und diese mindestens werden sich freuen, mich zu sehen. Schnell, Mademoiselle, gehen wir an die Toilette."

Und mit einer Lebhaftigkeit und einem Eifer, der in ihrer traurigen, bedrohten Lage etwas Rührendes hatte, begab Marie Antoinette sich an ihre Toilette, um sich zu schmücken für das Publikum, für die guten Pariser.

Die Nachricht, Marie Antoinette werde heute Abend in der Oper erscheinen, hatte sich schnell durch ganz Paris verbreitet, der wachthabende Offizier von der Nationalgarde hatte es bei seiner Ablösung einigen Nationalgardisten, einigen Conventionsmitgliedern mitgetheilt, und diese wiederum hatten die Kunde weiter verbreitet durch alle Schichten der Gesellschaft.

Es war daher sehr natürlich, daß lange schon vor dem Beginn des Theaters das große Opernhaus in allen seinen Plätzen gefüllt war, daß ein lebhaftes, leidenschaftlich erregtes Publikum, das Parquet, die Logen, das Parterre erfüllte. Die Freunde und Anhänger der Königin waren gekommen, um Marie Antoinette einen lang entbehrten Triumph zu bereiten, ihre Feinde — und die beklagenswerthe Königin hatte jetzt deren in überwiegender Zahl — ihre Feinde um Marie Antoinette all ihren Haß, ihre Bosheit, ihren Spott, in das Antlitz zu schleudern.

* Marie Antoinette's eigene Worte. Siehe: Goncourt, p. 264.

Und diese Feinde der Königin hatten überall in dem großen Hause sich Plätze gesucht. Sie saßen selbst in den Logen ersten Ranges, auf diesen sammetnen Polsterstühlen, welche sonst ausschließlich von den enthusiastischen Verehrern des Königshofes, von den Damen und Herren der Aristokratie eingenommen wurden. Aber jetzt wagte es die Aristokratie nicht mehr, sich öffentlich zu zeigen. Die meisten derselben, vor allen Dingen alle Freunde der Königin, waren geflohen, waren den Feinden und Verfolgern der Königin gewichen, und in den Logen, welche sie einst eingenommen, saßen jetzt die hervorragendsten Mitglieder der National-Versammlung oder die Hauptredner der Clubs und der Jacobiner-Versammlungen.

Nach jener Loge dort drüben, in welcher man sonst gewohnt gewesen, die Prinzessin von Lamballe zu erblicken, richteten sich heute wieder und immer wieder die Blicke des Publikums hin. Marie Antoinette hatte auch diese letzte ihrer Freundinnen hingeben müssen, sie hatte die Prinzessin nach London gesandt, um dort mit dem Minister Pitt Unterhandlungen zu pflegen. Statt des schönen, blondgelockten Hauptes der Prinzessin sah man da heute den Kopf eines Mannes, der mit beiden Armen sich breit auf die sammetne Brüstung der Loge auflehnend, mit unheimlich leuchtenden Blicken hinunterstarrte in die wogenden Massen des Parterres. Dieser Mann war Marat, der einstige Stallarzt des Grafen von Artois, jetzt der größte und furchtbarste Redner der wilden Jacobiner.

Auch er war gekommen, um die verhaßte Wölfin, wie er die Königin jüngst in seinem Blatte, "Ami du peuple" genannt, zu sehen, um ihr eine öffentliche Niederlage zu bereiten. Während er in der glänzenden Loge der Prinzessin Lamballe sich blähete, saßen seine Freunde und Vertraute, der Brauer Santerre und der Schuster Simon im Parterre, oftmals emporschauend zu Marat, auf das verabredete Zeichen harrend, welches das Signal sein sollte zu der großen Demonstration.

Endlich jetzt war die Zeit, in welcher die Oper regelmäßig beginnen mußte, gekommen, und obwohl die Königin in ihrer Loge noch nicht erschienen war, wagte der Dirigent des Orchesters es doch nicht, das Publikum auch nur einige Minuten auf den Anfang warten zu lassen. Er trat an seinen Platz, hob den Taktstock und gab das Zeichen. Die Ouverture begann, und im Parquet und Parterre, wie in den Logen trat jetzt Schweigen ein. Jedermann schien nur zu horchen auf die Musik voll Anmuth und Majestät zugleich, nur Ohren zu haben für die grandiosen Rhythmen, mit denen Meister Gluck seine „Alceste" eingeleitet hat.

Plötzlich entstand ein dumpfes Geräusch im Parquet, im Parterre, in den Logen, alle Köpfe, die eben noch der Bühne zugekehrt gewesen, wandten sich rückwärts nach der großen königlichen Loge hin, Niemand achtete mehr auf die Musik, Niemand hörte es, daß die

Ouverture beendet, daß der Vorhang emporgerauscht war.

Mitten durch das Schmettern der Trompeten, der Geigen und Klarinetten hatte das Publikum das leise Geräusch der sich öffnenden Thüren, der eintretenden Offiziere vernommen, und dieses Geräusch hatte die Lieblingsmusik der Pariser vergessen gemacht.

Jetzt erschien in der offenen Logenthür eine weibliche Gestalt.

Die Königin, gefolgt von Fräulein von Bugois, war jetzt langsam durch die große Loge vorwärts geschritten bis an die Brüstung derselben. Alle Augen waren auf sie gerichtet, Alle Blicke bohrten sich spähend in ihr bleiches, edles Angesicht.

Marie Antoinette fühlte es und ein Lächeln flog wie die Abendröthe eines erlöschenden Tages über ihr Antlitz hin. Mit diesem Lächeln und einem verschämten Erröthen neigte Marie Antoinette sich vor und grüßte das Publikum.

Ein lautes, unermeßliches Beifallsgeklatsche erschallte ringsum in dem weiten Saal. Im Parquet, in den Logen hatten sich Hunderte von Zuschauern erhoben, und sie grüßten die Königin mit lautem, jubelndem "Vive la reine!" und klatschten wie freudige Kinder immer wieder in die Hände und schauten zu der Königin hin mit leuchtenden, freudestrahlenden Blicken.

„O, mein Glaube hat mich nicht getäuscht," flüsterte Marie Antoinette, sich zu ihrer Begleiterin hinneigend. „Die guten Pariser lieben mich noch, sie erinnern sich gleich mir vergangener Zeiten, und die alte Treue erwacht in ihnen."

Und abermals neigte sie sich dankend links und rechts, und abermals brach das Haus in lautes Beifallsgeklatsche aus.

Ein einziger zorniger Blick von Marats kleinen, unter buschigen Brauen hervorstechenden Augen traf das Gesicht der Königin.

„Warte nur," sagte Marat, indem er sich von seinem Sitz erhob und seine Blicke auf das Parterre richtete.

Dort stand der Riese Santerre und unsern von ihm der Schuster Simon in der Mitte einer Schaar wildblickender, trotziger Kerle, welche alle auf ihre beiden Anführer und Herren schauten, während diese ihre Augen emporgerichtet hatten auf die Loge Marats.

Die Blicke Marats begegneten sich mit denen seiner beiden Freunde. Ein höhnischer, wilder Ausdruck flog über Marats aschfarbenes, schmutziges Gesicht hin und er nickte leise mehrmals mit dem Kopfe.

Santerre und Simon nickten ihm gleichfalls zu, und sich dann ihrer Umgebung zuwendend, erhoben Beide wie zum verabredeten Zeichen die rechte Hand.

Plötzlich jetzt ward das Beifallsgeklatsche übertönt von lautem Pfeifen und Heulen, von höhnischem Gelächter und wilden Verwünschungen.

„Der Bürgerkrieg ist in Aktion getreten," sagte Marat, sich vergnügt die Hände reibend.

Die Royalisten fuhren fort zu applaudiren und zu rufen: "Vive la reine!" Die Gegner suchten sie mit ihrem Zischen und Pfeifen zum Schweigen zu bringen. Marats Antlitz leuchtete vor Bosheit und Schadenfreude. Er erhob den Blick zu einer der Logen des zweiten Ranges und nickte den Männern, welche sich in derselben befanden, grinsend zu.

Sofort begannen sie zu rufen: „Der Chor! Der Chor! Er soll uns singen: Chantons, célébrons, notre reine!"

„Sehr gut," murmelte Marat. „Ich bin ein guter Royalist, denn ich habe den guten Leuten den Ruf eingeübt."

„Singt, singt," riefen die Männer nach der Bühne hin. „Singt den Chor: Chantons, célébrons notre reine!"

Und in den Logenreihen, im Parquet, überall wiederholte sich jetzt der Ruf: „Singet den Chor: Chantons, célébrons notre reine!"

„Nein," brüllte Santerre, nein, man soll das nicht singen!"

„Nein," schrie Simon, „wir wollen das Affenlied nicht hören!"

Und Hunderte von Männern im Parterre und in den oberen Logenreihen riefen ihnen nach: „Nein, wir wollen das Affenlied nicht hören!"

„Die Sachen gehen vortrefflich," sagte Marat, vergnügt mit der Zunge schnalzend, „ich halte meine Leute wie an einem Bindfaden und lasse sie gestikuliren und ihre Sprünge machen, wie der verborgene Mann im Puppentheater es mit seinen Figuren thut."

Der Lärm dauerte fort, die Royalisten wollten nicht verstummen mit ihrem Beifallsgeklatsche, mit ihrem Begehr nach dem Chor: Chantons, célébrons notre reine! Die Feinde der Königin hörten nicht auf zu zischen und zu schreien: „Wir wollen nichts von der Königin wissen, wir wollen das Affenlied nicht hören!"

„O mein Gott, ich wollte, ich wäre nicht hierher gekommen," murmelte die Königin mit thränenden Augen, indem sie auf den Fauteuil niedersank und ihr Taschentuch an ihre Augen drückte.

Vielleicht war es, weil die wirklichen Royalisten diese Bewegung der Königin sahen und aus Mitleid mit ihr den Streit aufgeben wollten, vielleicht auch hatte Marat den falschen Royalisten ein Zeichen gegeben, daß es jetzt genug sei des Schreiens und des Tobens. Der Ruf vive la reine, das Begehren nach dem Chorgesang verstummte plötzlich, das Applaudiren hörte auf, und da die Gegenpartei keinen Widerstand mehr fand, blieb ihr nichts mehr übrig, als gleichfalls zu verstummen.

„Das erste kleine Scharmützel ist vorüber," sagte Marat, indem er seinen struppigen Kopf an die Lehne des sammetnen Fauteuils zurücklegte. „Jetzt wollen wir ein wenig auf die Musik hören und uns die schönen Theaterdamen anschauen."

In der That, die Oper hatte jetzt begonnen, der Dirigent des Orchesters hatte den Moment der eingetretenen Ruhe benutzt und den Musikern wie den Sängern auf der Bühne ein Zeichen gegeben, rasch und ohne Zaudern zu beginnen und mit glücklicher Fassung und Geistesgegenwart waren Alle seiner Aufforderung gefolgt.

Das Publikum, müde vielleicht des Schreiens und Brüllens, verhielt sich schweigend und schien seine Aufmerksamkeit jetzt ganz und gar nur der Bühne, der fortschreitenden Handlung und der großartigen Musik zugewandt zu haben.

Marie Antoinette athmete auf, ihre bleichen Wangen begannen sich wieder zu röthen, ihre Augen wurden wieder hell und klar, und mit einem unaussprechlichen Behagen gleichsam ausruhend von den schweren Kämpfen und Disharmonien ihrer gequälten Existenz lauschte sie auf die herrlichen Melodien, auf die erhabene Musik ihres Jugendlehrers, des großen Meisters Gluck. Zurückgelehnt in ihrem Fauteuil, ließ sie die Musik sich in Seele und Herz eindringen, und die Erinnerung an vergangene Tage ward wieder lebendig in ihr. Sie träumte sich wieder zurück in die Tage ihrer Kindheit, sie sah sich wieder in Schönbrunn, sah Meister Gluck eintreten in das blaue Musikzimmer, in welchem sie mit ihren Schwestern ihn erwartete. Sie sah das glückstrahlende Antlitz ihrer Mutter, der großen Maria Theresia, welche in das Musikzimmer kam, um Meister Gluck einen Beweis ihrer hohen Achtung zu geben und ihm persönlich zu verkünden, daß Marie Antoinette jetzt die Braut des Dauphins von Frankreich sei, daß sie bald ihrem Lehrer Lebewohl sagen werde, um ihrer neuen, glänzenden Bestimmung entgegen zu gehen.

Ein grollendes Gemurmel im Publikum weckte die Königin aus ihren Träumen, sie richtete sich wieder empor und neigte sich vorwärts, um zu sehen, was es gäbe.

Ihr Blick, der sich zuerst auf die Bühne wandte, sah da den Sänger Clairval, welcher eben mit seiner wundervollen, weichen und zugleich vollen Stimme seine große Arie zu singen begann, jene Arie, in welcher der Freund die schmerzbeladene, weinende Königin Alceste zu trösten kommt und die Weinende aufzurichten sucht mit Versicherungen der Liebe ihrer Getreuen.

Der Sänger Clairval war jetzt in seiner Arie bis zu jener berühmten Stelle gekommen, bei welcher Marie Antoinette vor einem halben Jahre einen letzten glänzenden Triumph gefeiert hatte. Diese Stelle hieß:

Reine infortunée, ah! que ton coeur
Ne soit plus navré de douleur!
Il vous reste encoro des amis!

Aber kaum hatte Clairval die erste Strophe begonnen, als die donnernde Stimme Santerre's rief: „Nichts da, wir wollen die Arie nicht hören!"

„Nein, wir wollen die Arie nicht hören!" riefen hundert und aber hundert Stimmen.

„Armer Meister Gluck," murmelte Marie Antoinette mit Thränen in den Augen, „weil sie mich hassen, wollen sie selbst Deine Musik nicht mehr hören!"

„Singt, singt!" schrien hundert und hundert Stimmen von allen Plätzen des Hauses.

„Nein, singt nicht!" brüllten die Anderen, „wir wollen die Arie nicht hören!"

Und plötzlich das Geheul und Gebrüll der Streitenden übertönend, hörte man eine laute, gellende Stimme, welche rief: „Ich verbiete dem Sänger Clairval, jemals wieder diese Arie zu singen. Ich verbiete ihm das im Namen des Volkes!"

Es war Marat, welcher diese Worte gesprochen, welcher auf dem Fauteuil der Prinzessin von Lamballe stehend, die langen Arme hoch erhoben, drohend nach der Bühne ausgestreckt, jetzt sein von Bosheit und wildem Grimm leuchtendes Antlitz nach der Königin hinwandte.

Marie Antoinette, welche ganz entsetzt ihr Haupt nach der Richtung hingewandt hatte, von welcher die Stimme ertönte, begegnete mit ihren forschenden Blicken den Augen Marats, welche mit einem höhnenden, grimmigen Ausdruck sie betrachteten.

Sie zuckte zusammen und fuhr wie im tödtlichen Schrecken mit der Hand nach ihrem Herzen. „O mein Gott," murmelte sie, „das ist kein Mensch, das ist der Dämon des Bösen, der sich da erhoben hat, auf dem Sessel meiner lieben, sanften Lamballe. Ach, der gute Genius ist verschwunden, und der Dämon nimmt seine Stelle ein, der Dämon, welcher uns Alle verderben wird."

„Es lebe Marat!" brüllte Santerre mit seinen Genossen. „Es lebe Marat, der große Volksfreund, der wahre Patriot!"

Marat nickte nach allen Seiten hin, sprang dann von dem Lehnstuhl nieder, und streckte sich behaglich auf denselben aus.

Clairval war mitten in seiner Arie verstummt, bleich, verwirrt, bebend vor tödtlichem Schrecken war er zurückgetreten, und der Dirigent hatte mit leise geflüstertem Befehl dem Orchester und den Sängern die Weisung gegeben, die folgende Nummer zu beginnen.

Die Oper nahm also ihren Fortgang und wieder schien das Publikum sich einige Scenen lang der Musik und dem Genusse des Hörens hinzugeben. Aber bald, in einer der folgenden Scenen, sollte diese kurze Ruhe wieder gestört werden. Die Sängerin, Madame Dugazont, eine eifrige Royalistin, wollte der Königin einen kleinen Triumph bereiten, sie wollte ihr zeigen, daß, wenn auch Clairval hatte verstummen müssen, dennoch die Liebe und Verehrung der Dugazont noch lebe und bereit sei, sich ihr zu verkünden.

Von Alceste, ihrer Herrin, singend, hatte die Dugazont in ihrer Rolle als Dienerin der Alceste die Worte

zu singen: "Ah, comme j'aime la reine, comme j'aime ma maitresse !"

Sie trat bis dicht an die Lampen vor und die Blicke der Königlichen Loge zugewandt, sich tief und ehrfurchtsvoll verneigend, sang die Dugazont jetzt die Worte: "comme j'aime la reine, comme j'aime ma maitresse !"

Und nun, als sei dies das Stichwort des beginnenden Kampfes gewesen, brach ein furchtbarer Lärm, ein rasendes Toben im ganzen Hause los. Anfangs hörte man nichts als verworrenes Geschrei, ein lautes Brüllen, als Zischen und Applaudiren im wüsten Durcheinander. Zuweilen nur übertönten einzelne Stimmen das entsetzliche Chaos.

„Wir wollen keine Königin!" riefen die Einen. „Wir wollen keine Herrin!" brüllten die Andern, und dazwischen hörte man den begeisterten Ruf: „Es lebe die Königin! Es lebe unsere Herrin!"

„Hei!" rief Marat voll Freuden, seine kleine knöcherne Gestalt in entsetzlichen Verrenkungen hin- und herwinkend, „hei, ist das ein Höllenjubel! Meister Satan selber muß seine Lust daran haben."

Immer entsetzlicher, immer wilder ward das Geschrei der kämpfenden Parteien. Schon sah man die wuthentflammten Gesichter der Streitenden sich gegen einander kehren, schon sah man hier und da eine geballte Faust sich erheben, um den schreienden Nachbar der Gegenpartei mit Gewalt zum Schweigen zu bringen.

Die Königin, an allen Gliedern zitternd, hatte ihr Haupt halb ohnmächtig auf ihre Brust gesenkt, um Niemand die Thränen sehen zu lassen, welche aus ihren Augen über ihre todtenbleichen Wangen niederrannen.

„O, mein Gott, mein Gott," flüsterte sie, „wir sind verloren, rettungslos verloren, denn nicht blos unsere Feinde schaden uns, und führen uns in's Verderben, sondern mehr noch unsere Freunde. Warum mußte diese Frau sich an mich wenden, zu mir ihre Worte richten. Sie wollte mir einen Triumph bereiten und sie hat mir doch nur Schmach und Demüthigung bereitet!" Plötzlich zuckte Marie Antoinette zusammen und erhob ihr Haupt. Sie hatte wieder diese scharfe, höhnende Stimme gehört, welche vorhin schon ihr Herz wie ein schneidendes Schwert verwundet hatte, die Stimme dieses bösen Dämons, der jetzt statt des guten Genius auf dem Lehnsessel der Prinzessin Lamballe saß.

Diese Stimme rief: „Das Volk von Paris hat Recht! Wir wollen keine Königin! Und vor allen Dingen keine Herrin! Denn nur Sclaven erkennen Herren über sich an. Wenn die Dugazont noch einmal zu singen wagt: Ich liebe meine Königin, meine Herrin! so wird man sie strafen, wie man die Sclaven zu strafen pflegt, d. h. man wird sie auspeitschen!"

„Bravo! Marat! Bravo!" heulte Santerre mit seiner wilden Rotte. „Bravo, Marat! Bravo!" schrieen seine Freunde in den Logen. „Ja man wird sie auspeitschen."

Marat nickte nach allen Seiten hin und jetzt wandte er seine, vor höhnischer Bosheit leuchtenden Augen wiederum nach der königlichen Loge hin und erhob drohend seine geballten Fäuste gegen sie.

„Aber man wird nicht allein die Sängerin auspeitschen!" rief er mit noch mehr erhöhter, noch schärfer gellender Stimme, „nein, man wird nicht allein die Sängerin auspeitschen, sondern größere Strafe noch haben Diejenigen verdient, welche zu solchen Dingen aufreizen! Wenn die Oesterreicherin noch einmal daher kommt, um hier mit einem Märtyrer-Angesicht den mitleidigen Seelen die Köpfe zu verdrehen, wenn sie sich einfallen läßt, uns mit ihren Thränen und ihrem Gesicht bestechen zu wollen, so werden wir sie bedienen, wie sie es verdient, so werden wir mit der Peitsche in ihre Loge gehen." *

Die Königin fuhr aus ihrem Lehnstuhl empor wie eine gereizte Löwin und trat bis dicht an die Brüstung der Loge. Hoch aufgerichtet mit flammenden Zornesblitzen, mit hochgerötheten Wangen stand sie da, die echte Tochter der Cäsaren, die muthvolle Tochter Marie Theresiens, und schon hatte sie die Lippen geöffnet, um zu sprechen, um mit ihrem Zorn den Verbrecher zu strafen, als eine andere Stimme ertönte und Marat Antwort gab.

Diese Stimme rief: „Schweig, Marat, schweig. Wer ein Weib, sei sie eine Königin oder Bettlerin, zu schmähen und zu beleidigen wagt, der entehrt sich selber, der entehrt seine Mutter, seine Gattin, seine Tochter. Ich rufe Euch Alle, ich rufe das ganze Publikum zum Beistand an gegen ein wehrloses Weib, das Marat tödtlich zu beleidigen wagt. Ihr Alle habt Mütter, habt Gattinnen oder Bräute und werdet einst Töchter haben. Vertheidigt die Ehre des Weibes! Duldet es nicht, daß man es in Eurer Gegenwart beschimpft. Marat hat ein Weib beleidigt, wir sind ihr Genugthuung schuldig. Stimmt mit mir ein in den Ruf: Es lebe die Königin! Es lebe Marie Antoinette!"

Und das Publikum, hingerissen von der Begeisterung dieses jungen, schönen Mannes, der da oben in der Loge sich erhoben hatte und dessen schlanke, stolze Gestalt alle Andern überragte, das Publikum brach in den einstimmigen, begeisterten Jubelruf aus: „Es lebe die Königin, es lebe Marie Antoinette!"

Marat, bebend vor Wuth, das Angesicht von einer grünlichen Blässe überzogen, sank in seinen Stuhl zurück. „Ich wußte es wohl, daß Barnave ein Verräther ist," murmelte er. „Ich werde dieses Moments gedenken, und Barnave soll mir eines Tages mit seinem Kopf dafür büßen!"

„Barnave, es ist Barnave," flüsterte die Königin

* Goncourt: Histoire de Marie Antoinette. p. 265.

in sich hinein. „Er hat mich abermals aus großer Gefahr gerettet, denn ich war im Begriff, mich von meinem Zorne hinreißen zu lassen und dem Ungeheuer da drüben zu antworten, wie er es verdient."

„Es lebe die Königin! Es lebe Marie Antoinette!" rief und jubelte das Publikum.

Marie Antoinette neigte sich vorwärts und grüßte nach allen Seiten hin das Publikum mit einem traurigen Lächeln. Aber nicht einen Blick wandte sie hinüber nach der Loge, in welcher Barnave saß, nicht ein Lächeln dankte ihm für den erwiesenen Dienst. Denn die Königin wußte schon, daß ihre Gunst Denen, welchen sie zu Theil ward, nur Unglück brächte, daß der, welchem sie ein Lächeln schenkte, von dem Volke geächtet werde.

Das Publikum rief noch immer jubelnd ihren Namen. Aber die Königin fühlte sich erschöpft, todesmatt, und von der Brüstung der Loge zurücktretend, winkte sie ihrer Hofdame.

„Kommen Sie," flüsterte sie, „lassen Sie uns gehen, während das Publikum noch ruft: Es lebe Marie Antoinette! Wer weiß, ob sie nicht nach einer Minute schon wieder rufen: Fort mit der Königin! Wir wollen keine Königin!—Es thut meinem Ohre so wehe, das zu hören. Lassen Sie uns also gehen!"

Und während das Publikum noch jubelte, verließ Marie Antoinette die Loge und trat hinaus auf den Corridor, gefolgt von Fräulein Bugois und den beiden wachthabenden Offizieren der Nationalgarde.

Aber der Corridor, welchen die Königin zu passiren hatte, die Treppe, welche sie hinunterschreiten mußte, um zu ihrem Wagen zu gelangen, beide waren heute von einer zahlreichen, dichtgedrängten Menge eingenommen. Mit Sturmesschnelle hatte sich die doppelte Kunde durch Paris verbreitet, die Königin werde heute Abend die Oper besuchen und es werde sich etwas Außerordentliches während ihrer Anwesenheit begeben.

Die Royalisten waren daher herbeigeeilt, um die Königin zu begrüßen, um wenigstens auf ihrem Wege sie anschauen zu können. Die Neugierigen, die Müßigen, die feindlich Gesinnten waren gekommen, um zu sehen, was es geben werde, und zu schreien, was die Mehrheit schreien werde. Das große Opernhaus hatte daher nicht die Hälfte derjenigen, welche heute der Vorstellung beiwohnen wollten, in seinen inneren Räumen aufnehmen können, und alle die Zurückgewiesenen hatten sich daher auf der Treppe und dem Corridor aufgestellt oder vor der Ausgangsthür Posto gefaßt. Und es war natürlich, daß diejenigen, welche vor der Thür standen, durch ihr bloßes Dasein die Neugierde der Vorübergehenden erregten, daß auch diese stehen blieben, um zu sehen, was es gäbe, daß auch sie vorwärts drängten nach der Treppe hin, um Alles zu sehen, Alles zu hören.

Aber der Bürgerkrieg, welcher im Innern des Saales gewüthet, setzte auch seine Kämpfe da außen fort; dieselben Rufe, welche da drinnen erschallt waren, ertönten auch auf dem Wege der Königin. Nur langsam konnte sie vorwärts schreiten, immer dichter drängte sich die Menge an sie heran, immer lauter, immer gewaltiger umtobten Marie Antoinette die verschiedenen Schlachtrufe der Parteien: „Es lebe die Königin! Es lebe die National-Versammlung! Nieder mit der Königin!"

Marie Antoinette schien weder den einen noch den andern dieser Rufe zu hören. Stolz gehobenen Hauptes, mit ruhiger, ernster Miene schritt sie vorwärts, unbekümmert um das Gedränge, welches der eine der sie geleitenden Nationalgardisten jetzt nur noch mit Gewalt, mit Drohungen öffnen konnte, um der Königin einen Durchgang zu verschaffen.

Und endlich war der schwere Leidensweg beendet, endlich hatte sie ihren Wagen erreicht und konnte ausruhen auf seinen Polstern und konnte sich unbewacht von Späherblicken ihrem Schmerz, ihren Thränen hingeben. Aber ach, auch dieser Trost dauerte nur kurze Zeit! Der Wagen hielt schon wieder an. Die Tuilerien, dieses traurige, schweigsame Gefängniß der Königsfamilie, war schon erreicht und Marie Antoinette trocknete schnell ihre Thränen und zwang sich ruhig zu scheinen.

„Weinen Sie nicht mehr, Bugois," flüsterte sie; „wir wollen unsern Feinden nicht den Triumph gönnen, daß sie uns Thränen erpreßt haben. Suchen Sie heiter zu sein und erzählen Sie Niemandem von der Schmach des heutigen Abends!"

Der Wagenschlag ward geöffnet, die Königin stieg aus und umgeben von Nationalgarden und Offizieren kehrte sie in ihre Gemächer zurück.

Niemand hieß sie in den Gemächern willkommen, Niemand empfing sie, wie es einer Königin geziemt. Nur einige der Hofbeamten standen in dem Vorsaal, aber Marie Antoinette hatte keinen Blick für sie. Man hatte sie, welche jetzt eine constitutionelle Königin darstellen sollte, genöthigt, ihre treuen Diener und Hausbeamte zu entlassen, man hatte ihren Haushalt erneuert und sie wußte wohl, daß diese neuen Diener und Hausbeamten ebenso viele Feinde ihrer Person, ebenso viele Anhänger und Späher der Nationalversammlung waren. Die Königin schritt daher ohne Gruß an ihnen vorüber und trat in ihr Wohnzimmer ein.

Aber auch hier war sie nicht allein. Die Thür des Vorsaals blieb geöffnet und dort saß der Offizier der Nationalgarde, dessen Aufgabe es heute war, sie zu bewachen.

Marie Antoinette hatte nicht einmal mehr das Recht allein zu sein mit ihrem Schmerz, auch nicht einmal mehr das Recht, allein zu sein mit ihrem Gemahl. Der kleine Corridor, welcher von den Zimmern der Königin in die Gemächer des Königs führte, war immer geschlossen und eine Wache stand auf demselben. Diese Wache trat, wenn der König zu seiner

Gemahlin kam, mit ihm ein, und blieb, jedes Wort, welches die Gatten mit einander sprachen, belauschend, an der Thür stehen, bis der König sich wieder entfernte. Auf diese Weise hatte man die beiden Eingänge zu den Gemächern der Königin immer bewacht, denn vor dem einen Eingang saß der diensthabende Offizier der National-Versammlung und vor der Thüre des anderen stand ein Nationalgardist als Wache.

Mit einem tiefen Seufzer trat die Königin jetzt in ihr Schlafzimmer ein. Der Offizier saß schon vor der offenen Thür des anstoßenden Saales und blickte mit ernster, kalter Miene in das Zimmer hinein. Einen Moment flog ein Ausdruck des Unwillens über das Antlitz der Königin hin, und ihre Lippen zuckten, als wollte sie ein zorniges Wort sprechen. Aber sie unterdrückte es und trat hinter den großen Schirm, um sich von ihren beiden Kammerfrauen entkleiden zu lassen und sich ihr Negligée anzulegen.

Dann entließ sie die Frauen, und wieder hinter dem Schirm hervortretend, sagte sie laut genug, um von dem Offizier verstanden zu werden: „Ich bin müde, ich will schlafen gehen!"

Sofort erhob sich der Offizier und sich an zwei Nationalgardisten wendend, welche an der Thür des Vorsaales standen, sagte er, „Die Königin begiebt sich zu Bett, die Wache auf dem schwarzen Corridor kann also abziehen. Die National-Versammlung hat befohlen, der Nationalgarde den Dienst zu erleichtern und jede unnöthige Wache einzuziehen. So lange die Königin in ihrem Bette liegt, genügen immer zwei Augen, um sie zu bewachen, und sie werden sie, bei Gott, gut bewachen!"

Die Soldaten verließen den Vorsaal, und der Offizier schritt wieder nach dem Eingang des Schlafzimmers hin. Aber er nahm nicht auf dem Fauteuil vor demselben Platz, sondern schritt gerade hinein in das Zimmer der Königin.

Marie Antoinette erbebte und streckte den Arm aus nach der Klingel, die neben ihr auf dem Tisch stand.

„Still, um Gotteswillen still!" flüsterte der Offizier. „Machen Euer Majestät kein Geräusch. Sehen Sie mich an."

Und vor der Königin niederknieend, hob er das Haupt mit einem flehenden Ausdruck zu ihr empor. „Ich bin Toulan," flüsterte er, „der treue Knecht meiner Königin. Wollen Euer Majestät die Gnade haben, sich meiner zu erinnern. Hier ist ein Brief von meiner Gönnerin, Madame Campan, die für mich gut sagt. Wollen Euer Majestät lesen?"

Die Königin überflog das Papier rasch mit den Augen und wandte sich mit einem sanften Lächeln zu dem Offizier hin, der noch immer vor ihr kniete und ihr inmitten ihrer Erniedrigung und ihres Unglücks die Huldigung der Majestät darbrachte.

„Stehen Sie auf, mein Herr!" sagte sie milde. „Das Königthum liegt im Staube und meine Krone ist so sehr zerschmettert, daß es nicht mehr der Mühe lohnt, vor ihr zu knieen."

„Madame, ich sehe zwei Kronen auf Ihrem edlen Haupte," flüsterte Toulan, „die Krone der Königin und die Krone des Unglücks. Diesen beiden Kronen weihe ich meinen Dienst und meine Treue und bin bereit in diesem Dienst zu sterben. Ich vermag freilich nur wenig für Ew. Majestät zu thun, aber dies Wenige werde ich getreulich thun. Ich habe es, Dank meinem wüthenden Königshaß, meinem rasenden Jacobinerthum dahin gebracht, daß man mich auf die Liste der wachehaltenden Offiziere gestellt hat, und werde daher jede Woche ein Mal die Wache vor dem Schlafzimmer Ew. Majestät haben."

„Und Sie wollen mir den Dienst erzeigen, Ihren Lehnstuhl so zu setzen, daß ich Sie nicht sehe, daß ich während der Nacht nicht ewig gequält werde von dem Gefühl bewacht zu werden?" fragte die Königin in bittendem Ton.

„Nein Majestät," sagte Toulan gerührt, „ich werde auf meinem Lehnstuhl bleiben, aber Ew. Majestät werden es vielleicht vorziehen, die Nacht zum Tage zu machen und aufzubleiben; da Sie in dieser Nacht ungestört sein können."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Marie Antoinette freudig.

„Ich will damit sagen, daß Ew. Majestät den König während des Tages, wie ich weiß, niemals ohne Zeugen sprechen können, daß Ew. Majestät daher, wenn Sie vertraulich mit Sr. Majestät sprechen wollen, die Nacht zu Hülfe nehmen müssen. Ew. Majestät haben gehört, daß die Wache während der Nacht von dem Corridor zurückgezogen ist, und es steht Ew. Majestät frei, Ihr Gemach zu verlassen und sich in das Zimmer des Königs zu begeben."

Ein Strahl der Freude flog über das Antlitz der Königin hin. „Ich danke Ihnen, mein Herr! Ich danke Ihnen heute als Frau, vielleicht werde ich Ihnen noch einmal wieder danken können als Königin. Ich nehme Ihr großmüthiges Anerbieten an. Ja, ich mache die Nacht zum Tage und Dank Ihnen, werde ich einige Stunden ungestörten Zusammenseins mit meinem Gemahl, mit meinen Kindern haben können. Und Sie sagen, daß Sie öfter hier sein werden?"

„Ja, Majestät, ich werde alle Woche einmal zu den Befehlen Ew. Majestät stehen?"

„O, ich bin nicht mehr gewohnt, zu befehlen," sagte Marie Antoinette schmerzlich. „Sie sehen es wohl, die Königin von Frankreich ist machtlos, aber sie ist nicht ganz unglücklich, denn sie hat noch Freunde. Sie gehören zu diesen Freunden, mein Herr, und damit wir Beide eine Erinnerung an diesen Tag haben, werde ich Sie immer meinen Getreuen nennen."

Nein, die Königin ist nicht ganz unglücklich. Sie hat Freunde, welche bereit sind, mit ihr zu leiden, mit

ihr, wenn es sein soll, zu sterben! Die Polignacs sind gegangen, aber die Prinzessin Lamballe, welche die Königin nach London geschickt hatte, um mit dem Minister Pitt zu unterhandeln, die Prinzessin Lamballe ist, trotz der Warnungen, der Bitten der Königin zurückgekehrt. Marie Antoinette hatte, da sie erfuhr, daß die Prinzessin sich anschickte, von England abzureisen, an sie geschrieben: „Kommen Sie nicht in einem so kritischen Moment zurück. Sie würden zu viel über uns weinen müssen. Wie gut Sie sind, und welch eine wahre Freundin, das fühle ich, glauben Sie es mir. Aber ich verbiete Ihnen mit all' meiner Freundschaft, hierher zu kommen. Glauben Sie, daß meine zärtliche Freundschaft für Sie nur mit dem Tode enden wird."

Die Warnung der königlichen Freundin hatte indessen die Prinzessin Lamballe nicht abgehalten, das zu thun, was ihr die Freundschaft gebot. Sie war nach Frankreich zurückgekehrt, und Marie Antoinette hatte nun wenigstens den Trost, eine zärtliche Freundin an ihrer Seite zu haben!

Nein, die Königin war nicht ganz unglücklich! Sie hatte außer ihrer Freundin noch ihre Kinder, die holde, lieblich aufblühende Tochter und den Dauphin, den Stolz und die Freude ihres Herzens!

Der Dauphin ahnte noch nichts von den Leiden und dem Unglück, das sie bedrohete. Gleich den Blumen, welche üppig und kräftig auf Gräbern aufwachsen und erblühen, so wuchs und erblühte auch der holdselige Knabe in den Tuilerien, welche jetzt doch nichts weiter mehr waren, als das Grab der einstigen königlichen Herrlichkeit.

Aber der Dauphin war wie der Sonnenstrahl in diesem düstern, traurigen Schlosse und Marie Antoinette's Antlitz erheiterte sich, wenn sie auf den Sohn blickte, der sie anschaute mit so zärtlichen, leuchtenden Augen. Sie lernte an dem frischen heitern Lachen ihres Lieblings selber wieder lächeln und froh erscheinen.

Allgemach, nachdem der erste Zorn des Volkes sich abgekühlt hatte, waren die Ketten, mit welchem man sie einengte, minder strenge und lästig geworden. Die königliche Familie durfte wenigstens wieder die dumpfen, heißen Zimmer verlassen, durfte hinunter gehen in den Garten, wenn auch begleitet und bewacht von Nationalgarden. Sie durfte wieder die Thüren ihrer Gemächer schließen, wenn auch vor denselben Nationalgardisten mit geschultertem Gewehr standen.

Es gab sogar noch einige Wochen und sogar Monate in diesem Jahre 1791, wo es schien, als wollten die aufgeregten Gemüther sich beruhigen, als könne das Königthum noch einmal wieder zu einigem Ansehen kommen. Der König hatte von der Nationalversammlung gewissermaßen seine Vergebung erhalten, indem er die Constitution annahm und beschwor, welche die National-Versammlung geschaffen hatte, und welche freilich den König jeder Gewalt und jeder Macht beraubte, und ihn nur noch als einen Gliedermann bestehen ließ, der nach dem Willen der Constitution und National-Versammlung allein sich bewegen konnte.

Allein der König hatte, um mit seinem Volke Frieden zu machen, auch dieses Opfer noch gebracht, er hatte diese Constitution beschworen. Das Volk schien ihm dafür dankbar zu sein, schien zurückkehren zu wollen zu freundlicherer Gesinnung. Es belästigte die Königin nicht mehr mit höhnenden Zurufen, wenn sie im Tuileriengarten oder im Bois de Boulogne sich zeigte, und es ward sogar Mode, von dem Dauphin zu sprechen, den kleinen Prinzen als ein Wunder von Lieblichkeit und Schönheit zu preisen, und nach den Tuilerien zu gehen, um den Dauphin in seinem Garten arbeiten zu sehen.

Dieser Garten des Dauphins befand sich ganz in der unmittelbaren Nähe des Schlosses, am Ende der Terrasse an der Wasserseite, er war rings umgeben von einem hohen Drahtgitter, und dicht daneben stand der kleine Pavillon, welchen der Abbé Davout, der Lehrer des Dauphins, bewohnte. Der Dauphin hatte in Versailles einen eigenen kleinen Garten gehabt, in dem er selber arbeitete, pflanzte und grub, und aus dessen Blumen er jeden Morgen ein Bouquet pflückte, um es mit freudestrahlendem Angesicht seiner Mama Königin zu bringen.

Für diesen oft so schmerzlich vermißten Garten von Versailles sollte dieser kleine Garten auf der Terrasse ein Ersatz sein. Das Kind war entzückt darüber, und jeden Morgen, wenn seine Unterrichtsstunden beendet waren, begab sich der Dauphin, strahlend vor Entzücken, in sein kleines Parterre, um dort zu graben, zu begießen, und seine Blumen zu pflegen. Der Garten ist seitdem vielfach verändert worden, er ist vergrößert, erneuert, mit höherem Gitter versehen, aber es ist doch immer noch derselbe Garten des Dauphins Carl Ludwig, den später Napoleon dem kleinen König von Rom, Carl der Zehnte dem Herzog von Bordeaux, und Louis Philipp dem Grafen von Paris gab. Wie viel Erinnerung heften sich an dieses Fleckchen Erde, das von seinen jungen Eigenthümern immer so bald verlassen ward. Der Eine ist kaum zehn Jahr alt im Gefängniß gestorben, der Andere noch jünger von dem Ungewitter fortgeweht in die Fremde und hat nur gelebt, um den Namen seines Vaters zu erfahren und seinen Degen zu betrachten, bevor er starb. Der Dritte und der Vierte sind wie die beiden Ersten vom Sturmwind fortgeschleudert und ziehen noch heute ihren Mantel des Exils auf den Wegen von Oesterreich und England hinter sich her. Und wie viel haben diese Kinder, so beklagenswerth sie selber, Klagen und Thränen vergießen müssen über das Schicksal ihrer Väter. Der Eine ist auf dem Schaffot gestorben, von dem Messer eines Meuchelmörders der Andere, ein Dritter von einem Fall nieder geschmettert auf dem Pflaster der Landstraße, und endlich der größte von ihnen Allen

ward wie Prometheus an einen Felsen geschmiedet und langsam an seinen Erinnerungen zu Tode gemartert.

Dieser kleine Garten auf der Wasserterrasse des Tuilerienparks, welcher heute ein Stückchen Weltgeschichte bedeutet, war damals das Eldorado des kleinen Dauphin von Frankreich und ihn dort zu beobachten, hinter dem Gitter zu stehen, sehnsüchtig harrend auf den Moment, wo ein Blick seiner blauen Augen sie grüßte, das war das Entzückende der Pariser, die, seitdem der König die Constitution beschworen, für einige Tage und Monate wieder begeisterte Royalisten geworden waren.

Wenn der Prinz sich in seinen kleinen Garten begab, ward er gewöhnlich begleitet von einem Detachement der Nationalgarde, die den Dienst in den Tuilerien hatte, und der kleine Dauphin, der jetzt schon Unterricht im Gebrauch der Waffen erhielt, trug gewöhnlich selbst die Uniform der Nationalgarde. Die Pariser waren entzückt von diesem kleinen Nationalgardisten von sechs Jahren. An allen Kaufläden hing sein Bild aus, ward gemalt auf Fächern, Nadeln und Ringen, und es gehörte unter den vornehmsten Damen des Faubourg St. Germain wie unter den Weibern der Halle zum guten Ton, sich mit dem Bildniß des Dauphins zu schmücken. Wie strahlte seine Stirne, wie glänzte sein Auge, wenn er, gefolgt von seiner Escorte, auf die er stolz war, sich in seinen Garten begab. Wenn das Gefolge nicht sehr zahlreich war, lud der Prinz es ein, mit ihm einzutreten. Eines Tages, als alle Nationalgardisten beim Dienst sich zu der Ehre gedrängt hatten, den Prinzen zu begleiten, waren daher Viele genöthigt, außerhalb des Gartens stehen zu bleiben.

„Verzeihen Sie, meine Herren," sagte der Dauphin, „es ist sehr ärgerlich, daß mein Garten so klein ist, denn dies beraubt mich des Vergnügens, Sie Alle empfangen zu können." Dann beeilte er sich, Jedem, der sich dem Gitter näherte, Blumen darzureichen und freute sich des freudigen Dankes.

Die Begeisterung für den Dauphin war so groß, daß die Knaben von Paris die Erwachsenen um die Ehre beneideten, bei ihm den Dienst verrichten zu können, daß sie sich sehnten, Soldaten zu werden, um das Gefolge des Dauphins bilden zu dürfen. Es entstand ein kleines Regiment von Knaben, das sich den Namen Regiment des Dauphins gab. Die Bürger von Paris beeilten sich, ihre jungen Söhne diesem Regiment einzuverleiben und die Ausstattung und Ausrüstung derselben zu bezahlen. Als dies kleine Regiment von Miniatur-Grenadieren formirt und einexercirt war, begab es mit Bewilligung des Königs sich nach den Tuilerien, um vor dem Dauphin zu manöveriren. Der Prinz war entzückt von seinem kleinen Regiment, und er lud die Offiziere desselben ein, ihn nach seinem Garten zu begleiten, damit sie seine Blumen, seine schönsten Schätze sehen könnten. „Würden Sie uns wohl die Freude machen, der Anführer unseres Regiments zu sein?" fragte ihn einer von den Knaben.

„Oh, gewiß, antwortete der Dauphin. „Ich liebe sehr die Granaten (grenadiers) in meinem Garten, aber ich würde doch noch lieber an der Spitze dieser Grenadiere stehen!"

„Dann aber ist es vorbei mit den Blumen und Bouquets für Eure Mama!" rief einer der Knaben.

„Oh," sagte der Dauphin lächelnd, das wird mich nicht verhindern, für meine Blumen Sorge zu tragen. Viele dieser Herren haben, wie sie mir gesagt haben, auch kleine Gärten. Nun wohl, sie werden dem Beispiel ihres Hauptmannes folgen und die Königin lieben, und Mama wird dann täglich ganze Regimenter Bouquets bekommen."

Die Mehrzahl dieses kleinen Regiments bestand Anfangs aus Kindern der vornehmen Gesellschaft und es war daher natürlich, daß sie, eingeübt in die Formen derselben, für ihren jungen Hauptmann einige Aufmerksamkeit hatten. Aber es ward ihnen ausdrücklich untersagt, in irgend Etwas Nachgiebigkeit zu zeigen gegen ihren Kameraden. „Denn," sagte der König, „ich will wohl, daß er Gefährten habe, um seinen Ehrgeiz anzuregen, aber ich will nicht, daß er Schmeichler habe, die suchen, ihm zu Willen zu leben." Bald vermehrte sich die Zahl der kleinen Soldaten, denn jede Familie geizte nach der Ehre, ihre Söhne in das Regiment „Royal Dauphin" aufgenommen zu sehen, und ließ sie in die Colonnen desselben einschreiben. Das Volk aber drängte sich immer in Massen herbei, wenn das Regiment Royal Dauphin seine Uebungen und Exercitien auf der Place de la Caroussel aufführte. Sie waren die Miniatur-Ausführung der französischen Garden mit den dreieckigen Hüten und den weißen Aufschlägen und es konnte nichts Reizenderes geben, als dieses Regiment der blühenden Knaben in den zierlichen Uniformen zu sehen, und den kleinen Chef, den Dauphin, der mit freudestrahlenden Augen und lächelnden Lippen sein Regiment betrachtete!

Das Entzücken und die Begeisterung der kleinen Soldaten vom Regiment Royal Dauphin für ihren kleinen Chef war aber so groß, daß sie sich sehnten, ihm einen Beweis ihrer Liebe zu geben. Eines Tages kamen die Offiziere des Regiments in die Tuilerien und baten den König um Erlaubniß, ihrem Chef im Namen des ganzen Regiments Royal Dauphin ein Geschenk überreichen zu dürfen.

Der König gewährte es ihnen gern und er führte selbst die kleinen Offiziere in den Empfangssaal, in welchem der Dauphin an der Seite der Königin sich befand.

Der Dauphin eilte den Offizieren freudig entgegen. „Willkommen, meine Kameraden, willkommen," rief er, ihnen seine Hände darreichend. „Meine Mama Königin sagt, daß Ihr mir etwas bringen wollt, was Freude machen wird. Aber es macht mir schon Freude, Euch zu sehen, und es braucht nichts weiter!"

„Capitain, aber Sie wollen doch unser Geschenk nicht verschmähen?"

„Oh, sicherlich nicht, denn der Papa König sagt, daß es einem Capitain nicht verboten ist, von seinem Regiment ein Ehrengeschenk anzunehmen! Was ist es denn?"

„Capitain, wir bringen Ihnen ein Dominospiel," sagte der kleine Offizier Palloy, welcher an der Spitze der Deputation stand. „Ein Dominospiel, das ganz und gar angefertigt ist aus den Trümmern der Bastille."

Und indem er den aus schwarzem Marmor mit Goldbeschlägen angefertigten Kasten aus seiner Umhüllung emporhob, reichte er denselben dem Dauphin dar, und recitirte mit feierlicher Miene folgendes Quatrain:

Von jenem düstern Kerker, Frankreichs Schrecken,
Siehst Du die Trümmer hier als Spielzeug an,
Sie sollen Dir ein heiteres Lächeln wecken,
Und zeigen, was das Volk in Macht und Liebe kann.

(De ces affreux cachots, la terreur des Français,
Vous voyez les débris transformés en hochets;
Puissent-ils, en servant aux jeux de votre enfance,
Du peuple vous prouver l'amour et la puissance.) *

Armer kleiner Dauphin! Selbst indem man ihm huldigen wollte, drohte man ihm, und das Geschenk, welches die Liebe dem königlichen Kinde darbrachte, war doch zugleich ein Geschenk der Revolution, welche damit den warnenden Finger aufhob und auf die Vergangenheit hindeutete, in welcher der Haß des Volkes jenen „finstern Kerker" zerstörte, der das Werkzeug der königlichen Macht gewesen!

Der Dauphin in seiner Kindlichkeit und Unschuld empfand nichts von dem Stachel, der, unbewußt den Gebern selber, in diesem Geschenk enthalten war. Er freute sich mit kindlicher Unbefangenheit der schönen Gabe, und ließ sich mit heiterer Theilnahme die Bedeutung des Spiels erklären. Alle diese Steine waren angefertigt aus der Kamineinfassung von schwarzem Marmor in dem Empfangssaal des Herrn von Delaunay, des Gouverneurs der Bastille, der von dem Volk von Paris ermordet ward. Auf der Rückseite jedes dieser Steine war ein goldener Buchstabe eingegraben, und wenn man diese Steine richtig aneinander reihte, bildeten sie die Inschrift: Vive le roi! Vive la reine et M. le Dauphin! Der Marmor des Kastens war geformt aus der Marmorplatte des Altars in der Kapelle der Bastille. In der Mitte befand sich jetzt ein goldenes Reliefbildniß.

„Das ist mein Papa König," rief der Dauphin freudig, indem er auf das Bild hindeutete.

„Ja wohl," sagte Palloy, der Anführer der kleinen Truppe. „Jeder von uns trägt ihn in seinem Herzen. Gleich dem König werden Sie für das Glück Aller leben, und gleich ihm werden Sie der Abgott Frankreichs sein! Wir, die französischen Soldaten und Bürger der Zukunft, wir bringen Ihnen, dem Feldherrn und Könige der Zukunft unsere Huldigung dar, als die zukünftigen Stützen unseres Thrones, der Ihnen bestimmt ist und den die Weisheit Ihres Vaters unter die unerschütterliche Macht der Gesetze gestellt hat. Die Gabe, welche wir Ihnen darbringen, ist nur gering, aber Jeder von uns fügt die seines Herzens hinzu." *

„Und ich gebe Ihnen Allen dafür mein Herz," rief der Dauphin, freudig erregt, „und ich werde mich recht sehr bemühen, artig zu sein, und gut zu lernen, damit ich zur Belohnung mit meinem schönen Dominospiel mich amüsiren darf."

Und indem der Dauphin seine großen blauen Augen mit einem zärtlichen Blick zu der Königin, welche neben ihm stand, empor hob, faßte er ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

„Meine liebe Mama Königin," schmeichelte er, „nicht wahr, wenn ich einmal recht artig und fleißig gewesen bin, dann spielen wir Beide mit meinem Domino?"

Ein schwermüthiges Lächeln umspielte die Lippen der Königin, und Niemand sah den scheuen, entsetzten Blick, welchen sie auf diesen Kasten heftete, der für sie nur das Denkmal eines fürchterlichen Tages war.

„Ja, mein Kind," sagte sie sanft, „wir wollen mit Deinem Domino spielen, und wir werden oft damit spielen, denn Du wirst gewiß oft fleißig und artig sein!"

Sie gewann es über sich, mit freundlichen Worten den Knaben zu danken für dieses Geschenk, welches sie dem Dauphin dargebracht, freundlich und gelassen zu erscheinen, bis die Deputation, begleitet von dem König und dem Dauphin, sich entfernt hatte. Dann aber, als sie hinausgegangen waren, dann erstarb das Lächeln auf ihren Lippen, und mit einem Ausdruck tiefen Entsetzens deutete sie auf den Kasten hin.

„Bringt ihn fort, oh, bringt ihn fort," rief sie der Frau von Tourzel zu. „Es ist eine furchtbare Mahnung an die Vergangenheit, eine entsetzliche Prophezeihung für die Zukunft. Die Steine der Bastille, welche das Volk zerstört hat, liegen in diesem Kasten! Und dieser Kasten sieht er nicht aus wie ein Sarkophag? Und dieser Sarkophag trägt das Bildniß des Königs! Oh, Jammer und Schmach über uns Unglückselige, welchen die Gaben der Liebe selbst von den Erinnerungen des Hasses verdüstert werden, und denen keine Freude ohne bittere Wermuthstropfen zu Theil wird. Die Revolution sendet uns ihre Sturmvögel und wir sollen sie für Tauben halten, die uns Oelblätter bringen. Glaubt mir, ich schaue in die Zukunft, und ich sehe die Sündfluth, welche uns Alle verschlingen wird!"

* Beauschêne: Louis XVII. Sa vie, son agonie etc. IV., pag. 325.

* Die eigenen Worte des kleinen Offiziers. Siehe ebendaselbst.

19.

Der 20. Juni und der 10. August 1792.

Marie Antoinette hatte wohl Recht gehabt! Die Revolution schickte ihre Sturmvögel aus gegen die Tuilerien. Sie schlugen mit ihren mächtigen Flügeln aus gegen die Fenster des Königsschlosses, sie zerkratzten und zerbrachen mit ihren Fängen die Blumen und Gesträuche des Tuileriengartens, daß die königliche Familie nicht mehr wagte, denselben zu betreten. Aber noch waren sie wenigstens nicht eingedrungen in das königliche Schloß, und im Innern ihrer Gemächer, bewacht von den National-Gardisten, war die Königin mindestens noch sicher vor den Insulten des Volkes.

Nein, auch dort nicht mehr, denn die Sturmvögel der Revolution schlugen gegen die Fenster, und diese Fenster mußten doch zuweilen geöffnet werden, um ein wenig Sonnenglanz, ein wenig frische Luft einzulassen. Lange schon hatte Marie Antoinette ihre Spaziergänge im Tuileriengarten aufgegeben, denn das Volk, welches hinter dem Gitter des Parkes stand, hatte sie mit Worten, mit Geberden, mit Zurufungen so vielfach beleidigt, daß sie es vorgezogen, diesen Spaziergängen für immer zu entsagen. Auch der König hatte, um den Beleidigungen des Pöbels zu entgehen, seine Spaziergänge aufgegeben, und bald war es dahin gekommen, daß man auch nicht mehr wagen durfte, den Dauphin in seinen kleinen Garten gehen zu lassen. Marat, Santerre, Danton und Robespierre, die großen Führer der Massen, hatten durch ihre Drohungen gegen die Royalisten, durch ihr Aufhetzen des Volkes dafür gesorgt, daß Niemand mehr wagte, sich dem Gärtchen des Prinzen zu nahen, um ihn zu begrüßen, und dem Sohne der Könige seine Ehrfurcht zu bezeugen. Das kleine Regiment Royal Dauphin hatte, um dem Hohn und Spott, dem Haß und der Verfolgung zu entgehen, sich nach wenigen Monaten schon wieder auflösen müssen, und um das Gitter, welches den Garten des Dauphins umgab, standen jetzt nur die Abgesandten der Revolutionsmänner, um den Dauphin, wenn er erschien, zu verhöhnen, und ihm wilde Verwünschungen gegen den König und die Königin zuzurufen.

Eines Tages, da ein wilder Haufe Weiber hinter dem Gitter stand, und wüthende Schimpfworte gegen die Königin ausstieß, konnte der arme Dauphin seinen Schmerz, seine Empörung nicht unterdrücken. Mit glühenden Wangen, mit blitzenden Augen wandte er sich gegen die tobenden, kreischenden Weiber.

„Ihr lügt, oh, Ihr lügt," rief er mit zorniger Stimme. „Meine Mama Königin ist keine schlechte Frau, sie haßt das Volk nicht! Meine Mama Königin ist so gut, ach so gut, daß —"

Thränen erstickten seine Stimme und flossen in hellen Bächen über seine Wangen nieder. Gleichsam beschämt über diesen Beweis seiner Schwäche stürzte der Dauphin aus seinem Garten fort, und eilte so rasch dem Schlosse zu, daß der Abbé Davout ihm kaum zu folgen vermochte. Weinend und schluchzend ging der Dauphin durch den Corridor hin, aber als sie die breite Treppe hinaufgegangen waren, und sich nun den Zimmern näherten, welche die Königin bewohnte, blieb der Dauphin stehen, unterdrückte sein Schluchzen, und trocknete hastig seine Augen.

„Ich will nicht mehr weinen," sagte er, „es würde Maman ängstigen. Ich bitte, Herr Abbé, sagen Sie Maman nichts, ich will mich auch bemühen, ganz fröhlich zu sein; denn das hat meine Mama Königin sehr gern. Zuweilen, wenn sie traurig ist und geweint hat, gebe ich mir den Anschein, als hätte ich es nicht bemerkt, und bin lustig und lache, und singe, und springe, und dann, Herr Abbé, wird das schöne Gesicht meiner Mama bald viel weniger traurig, und zuweilen hat sie zuletzt ein bischen gelächelt. Also will ich auch heute wieder recht lustig sein, und sie nichts merken lassen! Man sieht es doch nicht, daß ich geweint habe?"

„Nein, mein Prinz, man sieht es nicht," erwiderte der Abbé, indem er mit tiefer Rührung in die großen blauen Augen schaute, welche der Dauphin mit einem fragenden Blick zu ihm aufschlug.

„Nun, so wollen wir ein wenig zu meiner Mama Königin gehen," rief der Dauphin, und er sprang vorwärts und öffnete lachend die Thür, die zu den innern Gemächern führte, und fragte, halb hinter der Portière verborgen, mit schäkerndem Ton um Erlaubniß, bei Ihrer Majestät eintreten zu dürfen.

Marie Antoinette hieß ihn freudig willkommen, und öffnete ihm ihre Arme. Der Dauphin umschlang sie und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Augen und auf ihre Lippen.

„Du bist ja heute außerordentlich zärtlich, mein kleiner Louis Charles," sagte die Königin lächelnd. „Woher kommt das?"

„Das kommt daher, Mama," sagte das Kind, „daß ich Dir heute nichts Anderes zu geben habe, als meine Küsse. Nicht eine einzige Blume. Sie sind alle vertrocknet in meinem Garten, und er gefällt mir gar nicht mehr, und ich mag ihn gar nicht mehr leiden, denn es sind keine Bouquets mehr zu pflücken für meine liebe Mama Königin! Mama, da hast Du mein Bouquet!"

Und er küßte und herzte die Königin auf's Neue, und machte, daß ihre Augen aufglänzten, und ein Lächeln ihre Lippen umspielte.

„Nun komm, mein Kind," sagte Marie Antoinette, „Du siehst wohl, der Herr Abbé wartet, und ich glaube, es ist Zeit, die Unterrichtsstunden zu beginnen. Was haben wir heute zuerst für eine Stunde?"

„Wir haben zuerst Grammatik, Majestät," erwiderte der Abbé, indem er die Bücher zurecht legte auf den kleinen Tisch, an welchem der Dauphin immer seine Unterrichtsstunden im Beisein der Königin empfing.

„Grammatik," rief der Dauphin. „Ich wollte, es wäre Geschichtsstunde, die liebe ich. Aber die Grammatikstunde, die verabscheue ich!"

„Das kommt daher, daß Sie darin häufig Fehler machen, Prinz," sagte der Abbé. „Die Grammatik ist freilich sehr schwer."

Das Kind erröthete. „Oh, es ist nicht deshalb," rief er. „Ich fürchte mich nicht vor der Grammatik, weil sie schwer ist, sondern blos, weil sie langweilig ist."

„Und ich wette, daß Sie deshalb auch vergessen haben, was wir in der vorigen Stunde durchgenommen. Wir sprachen von den drei Comparativen. Aber Sie werden dieselben nicht mehr wissen."

„Sie irren sich, Herr Abbé," sagte der Dauphin lächelnd. „Zum Beweise hören Sie. Wenn ich sage: „mein Abbé ist ein guter Abbé," so ist das der Positiv. Wenn ich sage: „mein Abbé ist besser als ein anderer Abbé," so ist das der Comparativ. Und," fuhr er fort, indem er seine Augen mit dem Ausdruck inniger Zärtlichkeit der Königin zuwandte, „und der Superlativ ist, wenn ich sage: „Meine Mama ist die geliebteste und die beste von allen Maman's." *

Die Königin zog den Knaben an ihr Herz, und indem sie ihn küßte, fielen ihre Thränen nieder auf sein blondes Lockenhaar.

Am andern Tage, zur Zeit seines gewöhnlichen Spazierganges, trat die Königin in das Gemach des Dauphins ein, um ihn zu begrüßen, bevor er in den Garten hinabginge.

„Mama, ich bitte um Erlaubniß, hier bleiben zu können," sagte der Dauphin. „Mein Garten gefällt mir nicht mehr."

„Warum nicht, mein Sohn?" fragte Marie Antoinette. „Ist Dir etwas geschehen?"

„Ja, Mama," sagte der Dauphin, „ja, mir ist etwas geschehen. Es stehen immer so viel böse Leute um das Gitter, und sehen mich mit so bösen Augen an, daß ich mich vor ihnen fürchte, und sprechen so häßliche Dinge und schimpfen und schelten so sehr!"

„Schimpfen und schelten auf Deine Mutter, nicht wahr, mein Kind?"

„Oh nein, meine liebe Mama," rief der Knabe eifrig, „sie schelten nicht auf Dich! Wie sollten sie auch, Du bist ja so gut! Sie schimpfen und schelten auf mich, und lachen mich aus, und sagen, ich sei ein dummer Junge, ein Bäckerjunge, der es doch nicht verstände, ein Brot zu machen, und nennen mich einen Affen! Das ärgert mich, und thut mir weh, und wenn ich dann anfange zu weinen, so schäme ich mich über mich selber, denn ich weiß wohl, daß es sehr dumm ist vor den Menschen, die uns Böses anthun wollen, zu weinen. Aber ich bin noch so ein armer, kleiner Junge, und meine Thränen sind viel mächtiger als ich. Deshalb bitte ich Dich, Mama Königin, erlaube, daß ich nicht mehr in den Garten hinabgehe. Moufflet und ich, wir spielen viel lieber hier oben in meinem Zimmer. Komm' her, Moufflet, mache Dein Compliment vor der Königin, und salutire wie ein ordentlicher Grenadier."

Und er faßte lachend den kleinen Hund bei den Vorderpfoten, richtete ihn auf, und vor ihm auf den Knieen liegend hob er drohend und gebietend die Hand auf gegen Moufflet, der mit höchst ehrbarer Miene aufrecht saß und die Vorderpfoten niederhängen ließ.

Die Königin blickte freundlichst nieder auf die liebliche Gruppe, und lachte laut auf, als der Dauphin, immer dem Hunde drohend, daß er ruhig sitzen bleiben solle, sich jetzt erhob, auf den Zehen zu dem Tisch hinflog, eine spitze Mütze von Papier holte, die er vorher angefertigt, und mit rothen Streifen bemalt hatte, und sie dem kleinen Hunde auf den Kopf setzte, indem er ausrief: „Mein Herr Jacobiner, hübsch ehrbar! Salutiren Sie vor Ihrer Majestät der Königin!" —

Seit diesem Tage ging der Dauphin nicht mehr hinunter in seinen Garten, und der Tuilerienpark war jetzt das ausschließliche Eigenthum des Volkes, das mit wildem Ungestüm von demselben Besitz nahm.

Die Lieder der Revolution, die wilden Verwünschungen des Königshasses, das rauhe Lachen und Brüllen des Pöbels, das waren die Sturmvögel, welche jetzt an die Fenster der königlichen Gemächer schlugen.

Marie Antoinette hatte nun in ihren Leiden nur noch eine Zerstreuung, das war die schriftliche Unterhaltung mit ihren fernen Freunden, mit der Herzogin von Polignac vor allen Dingen. Zuweilen bot sich auch eine glückliche Gelegenheit dar, um irgend einem Ergebenen, einem Fremden, der sich bei Hofe vorstellen ließ, auf dessen Treue man rechnen durfte, einen Brief zur Besorgung zu übergeben, und Marie Antoinette hatte dann mindestens die traurige Genugthuung, der Freundin klagen zu können, was sie litt, ohne fürchten zu müssen, daß diese Klage von ihren Feinden und ihren Aufsehern gelesen werde, wie dies bei allen Briefen geschah, welche mit der Post abgesandt wurden.

Einer dieser Briefe an die Herzogin von Polignac, den die Geschichte aufbewahrt hat, giebt ein treues und bewegtes Bild von den Leiden und Schmerzen der Königin. Er lautet in der Uebersetzung:

„Ich kann dem Vergnügen nicht widerstehen, Sie zu umarmen, mein liebes Herz, aber es kann nur eilig geschehen, denn die Gelegenheit, welche sich darbietet, ist plötzlich; aber sie ist sicher und sie wird dies Wort mit einem großen, für Sie bestimmten Packet befördern.

* Die eigenen Worte des Dauphins. Siehe: Beauschêne: Louis XVII. Vol. I. pag. 133.

Wir werden wie Verbrecher bewacht, und dieser Zwang ist in Wahrheit furchtbar schwer zu ertragen! Unaufhörlich für die Seinigen fürchten zu müssen, sich nicht einem Fenster nähern zu können, ohne von Insulten überschüttet zu werden, die armen Kinder nicht mehr an die Luft führen zu können, ohne diese lieben Unschuldigen Beschimpfungen auszusetzen, welch eine Lage ist das, mein theures Herz! Und wenn man wenigstens nur seinen eigenen Kummer hätte, aber auch für den König zittern zu müssen, für Alles, was Einem das Liebste auf der Welt ist, für die anwesenden Freunde, das ist eine zu schwer erträgliche Last. Aber, ich habe es Ihnen schon gesagt, Ihr Andern, Ihr richtet mich auf. Adieu, mein theures Herz, hoffen wir auf Gott, der in unsere Gewissen sieht, und der weiß, ob wir nicht beseelt sind von der wahrhaftigsten Liebe für dieses Land. Ich umarme Sie. Marie Antoinette." „Nachschrift: Der König tritt eben ein, und will ein Wort hinzufügen."

„Ich will Ihnen nur sagen, Frau Herzogin, daß Sie hier nicht vergessen sind, daß man hier bedauert, so wenig Briefe von Ihnen zu erhalten, und daß, ob nah oder fern, Sie und die Ihrigen immer geliebt sind. Louis."*

„Nicht mehr am Fenster sich zeigen zu können, ohne von Insulten überschüttet zu werden," klagte die Königin in diesem Briefe! Ach, selbst bis in die Tiefe ihres Gemaches folgten ihr diese Insulten! Selbst wenn sie sich bis in den Hintergrund zurückzog, vernahm sie die Beschimpfungen, die mit donnernder Stimme unter ihren Fenstern ausgeschrieen wurden, vernahm sie, wie man dem höhnenden und lachenden Volk die Libelle anpries, welche man verkaufte als „das Leben Marie Antoinette's," wie man aus demselben mit jubelnder Stimme die schändlichen Beschuldigungen verlas, die eine giftige Feder gegen sie ausgespritzt.

Zuweilen übermannte sie der Zorn, und ihre Augen blitzten auf, ihre Gestalt richtete sich empor, und die Märtyrerin verwandelte sich einen Moment wieder in die stolze, gebietende Königin.

„Ich will dies nicht ertragen," rief sie, indem sie mit großen Schritten auf- und abging. „Ich will zu ihnen sprechen, sie sollen mich nicht beschimpfen, ohne meine Rechtfertigung zu vernehmen. Ja, ich will hinunter gehen, und mit diesen Leuten reden, welche mich eine Fremde, eine Ausländerin nennen. Ich will ihnen sagen: Franzosen, man hat die Grausamkeit gehabt, Euch zu sagen, daß ich Frankreich nicht liebe, ich, die Mutter eines Dauphins, ich —" †

Aber dann auf einmal erlosch ihre Stimme in Thränen, und sie flüchtete in das äußerste Ende des Gemaches, fiel schluchzend auf ihre Knie und hielt ihre beiden Hände vor ihre Ohren, um nur nicht die furchtbaren Beschimpfungen zu vernehmen, welche von unten her zu ihren Fenstern herauf schlugen.

So unter täglich sich erneuernden Qualen gingen die Monate dahin. Die Königin hoffte Nichts mehr! Sie hatte Alles aufgegeben, selbst die Hoffnung auf ein ehrenvolles Ende, auf einen Tod, wie er Königen ziemt, stolz und würdig, unter den Trümmern des Palastes, den der Zorn des empörten Volkes zerschmettert. Sie wußte, daß der König sich nicht aufschwingen würde zu dem Muthe solchen Todes, daß seine Schwäche sich allen Demüthigungen beugen, seine Gutmüthigkeit allen strengen Maßregeln, die vielleicht noch Hülfe bringen könnten, widerstehen würde. Sie hatte vergeblich versucht ihm einzuflößen von ihrem Muth und ihrer Entschlossenheit. Ludwig war ein guter Mensch, aber ein schlechter König, er war nicht dazu geschaffen, um zu herrschen und zu regieren, sondern nur, um auf sein Haupt die Sünden seiner Väter zu nehmen, um als Opfer zu fallen für die Verbrechen, welche seine Vorfahren begangen, und durch welche sie den Zorn des Volkes heraufbeschworen als die ewig waltende göttliche Nemesis.

Das fühlte, das wußte die Königin, und dieses Wissen legte sich wie ein Trauerschleier über ihr ganzes Denken und Sein, und erfüllte sie zuweilen mit dumpfer Resignation, zuweilen mit zornigem Schmerz.

„Ich bin es zufrieden, daß wir die Opfer sein müssen," rief sie händeringend, aber ich kann's nicht ertragen, zu denken, daß auch meine Kinder gestraft werden sollen für das, was sie nicht verbrochen haben!"

Dieser Gedanke an ihre Kinder, das war die Säule, an welcher die Königin sich immer wieder aufrichtete, wenn die Qual des täglichen Lebens sie zu Boden schleuderte! Sie wollte, sie mußte leben für ihre Kinder! Sie mußte, so lange noch ein Athemzug in ihr war, alle ihre Kräfte darauf verwenden, mindestens für ihren Sohn, für den Dauphin, diese Krone zu erhalten, unter deren Last sein Vater zusammenbrach! Nichts mehr wollte sie für sich, Alles nur für ihren Sohn!

Es gab noch treue Freunde, welche die Königin retten wollten. Heimliche Botschaft kam zu ihr, daß Alles zu ihrer Flucht vorbereitet sei. Gegen sie zumeist war ja die Volkswuth gerichtet, ihr Leben zuerst war ja bedroht. Zwei Mal schon hatte man den Versuch gemacht, die Königin zu ermorden, und gegen sie richteten sich alle die wüthenden Beschuldigungen des Volkes. Deshalb wollten die Freunde vor allen Dingen die Königin retten! Alles war vorbereitet zu ihrer Flucht, überall erwarteten sie Freunde, treu ergebene Diener, welche sie sicher durch Frankreich geleiten sollten bis zur Grenze, wo die Abgesandten des Kaisers Franz, ihres Neffen, sie erwarteten. Der Plan war mit größter Umsicht angelegt, es fehlte nichts, als die Einwilligung der Königin, um ihn zur Ausführung zu brin-

* Beauschêne: Louis XVII. Vol. I., pag. 143.

† Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Campan, Mémoires II.

gen und die Königin vor dem sicheren Verderben zu retten.

Aber Marie Antoinette verweigerte ihre Zustimmung.

„An meinem eigenen Leben ist mir nichts gelegen," sagte sie. „Ich weiß, daß ich sterben muß, und bin gefaßt darauf. Wenn der König und meine Kinder nicht mit mir fliehen können, dann bleibe auch ich, denn mein Platz ist an der Seite meines Gemahls und meiner Kinder!"

Zuletzt fand der König selbst, befeuert von dem Muthe, der Energie seiner Gemahlin, noch einmal die Kraft, sich aufzulehnen gegen die Decrete und Machtsprüche der gesetzgebenden Versammlung. Sie hatte zwei neue Decrete erlassen, sie hatte erstens die Deportation aller Priester aus den Grenzen Frankreichs beschlossen, und zweitens die Bildung eines Lagers von zwanzigtausend Mann an der Rheingrenze und die Achtserklärung aller Emigrirten, das Aussprechen der Todesstrafe über alle Diejenigen, welche im Auslande weilten, und mit den Waffen in der Hand gegen ihr eigenes Vaterland zum Kampfe heranziehen möchten.

Diesen beiden Decreten verweigerte Ludwig seine Sanction, gegen diese beiden Decrete legte er am zwanzigsten Juni 1792 sein Veto ein.

Das Volk, welches draußen vor den Pforten der National-Versammlung in ungeheuren Massen lagerte, und unter denen die Emissaire der Revolution thätig gewesen, das Volk empfing die Nachricht von dem Veto des Königs mit einem ungeheuren Wuthgeschrei. Die Sturmvögel der Revolution flogen durch die Straßen, und riefen es in alle Häuser hinein: Das Vaterland ist in Gefahr! Der König hat sich mit dem Auslande verbündet! Die Oesterreicherin will die Armeen Oesterreichs gegen Frankreich rufen, und darum hat der König sein Veto einlegen müssen gegen das Decret, welches die Vaterlandsverräther verurtheilt. Fluch über die Oesterreicherin! Fluch über Herrn Veto! Nieder mit Madame Veto! Das ist heute für die Männer der Revolution die Parole: Fluch über Herrn Veto! Nieder mit Madame Veto!

Die Parole rollte wie ein Donner durch alle Straßen, in alle Häuser hinein, und während die Gutgesinnten in der Stille ihrer verschlossenen Gemächer den König preisen, daß er den Muth gehabt, die Priester und die Emigrirten zu beschützen, brüllen die Uebelgesinnten ihre Flüche, ihre Verwünschungen laut durch alle Straßen aus, und rufen den Pöbel auf zur Rache gegen Herrn und Madame Veto!

Niemand wehrte ihm! Die National-Versammlung ließ Alles ruhig geschehen, sie wartete mit vollkommener Gelassenheit, was der gerechte „Zorn des Volkes" zu thun beschlossen habe.

Ungeheure Massen heulenden, schreienden Volkes wälzten sich am Nachmittage des zwanzigsten Juni zu den Tuilerien heran, in denen nichts zur Vertheidigung des Schlosses geschehen war, wo nicht einmal die großen Thore von Nationalgardisten an diesem Tage bewacht waren. Der König befahl daher, daß man die großen Thore öffnen, und das Volk ungehindert einlassen solle.

In einer Viertelstunde waren alle Treppen, alle Corridore, alle Gemächer von der brüllenden heulenden Volksmenge eingenommen; nur das Zimmer des Königs war verschlossen, und in diesem Zimmer, umgeben von einigen Getreuen, befand sich die königliche Familie. Der König sanft und ruhig, wie immer, die Königin, bleich entschlossen, ohne Klage, Madame Elisabeth mit gefalteten Händen, betend, die beiden Kinder eng an einander gedrückt, leise weinend und doch ihr Schluchzen unterdrückend, weil die Königin mit leisem Schmeichelwort ihnen geboten, sich still zu verhalten.

Eine kleine Anzahl getreuer Diener füllte den Hintergrund des Gemaches und horchte mit angehaltenem Athem auf die Axtschläge, mit welchen die wüthende Menge die Thüren erbrach und auf das immer näher sich heranwälzende Geheul der Wüthenden.

Endlich war eine Abtheilung der Nationalgarde im Schlosse angelangt, zu spät, um das Volk daraus zu vertreiben, aber vielleicht doch noch früh genug, um die königliche Familie zu beschützen.

Die Thüre des königlichen Gemaches ward für den zweiten Commandanten der Nationalgarde, Herrn Acloque, geöffnet. Er stürzte herein, und vor dem Könige niederknieend, beschwor er ihn mit Thränen in den Augen, sich dem Volk zu zeigen, durch seine Gegenwart die Wüthenden zu beruhigen.

Bei diesem Anblick vermochten die beiden Kinder ihre Angst, ihr Entsetzen nicht mehr zu unterdrücken. Der Dauphin brach in lautes Klagen und Weinen aus, er klammerte sich in Todesangst an das Kleid seiner Mutter, er bat sie mit Jammertönen, ihn fortzuführen, mit ihm in sein Zimmer zu gehen!

Marie Antoinette neigte sich zu ihm auf ihre Knie nieder, schloß in einer Umarmung den jammernden Knaben, die still weinende Tochter an ihr Herz, und flüsterte ihnen Worte des Trostes, der Beruhigung in's Ohr.

Während die Mutter ihre Kinder tröstete, hatte Ludwig, dem Flehen Acloque's nachgebend, das Zimmer verlassen, um sich dem Volke zu zeigen. Madame Elisabeth, seine Schwester, war ihm gefolgt, über den Corridor nach dem großen Saal, mitten hinein in das wüthende Menschengedränge, welches den angrenzenden Saal anfüllte, das bald sie von dem König trennte, der weiter vorschritt in den Saal hinein.

Gestoßen, gezerrt von allen Seiten, konnte Madame Elisabeth dem König nicht folgen und war jetzt allein in dem Gedränge, nur begleitet von ihrem Stallmeister, Herrn Saint Pardoux. Bewaffnete Männer drängten sich um die Prinzessin, wüthendes Geschrei umgab sie.

„Seht da, die Oesterreicherin!" — Und sofort richteten sich alle Piken, alle Gewehre gegen die Prinzessin.

„Um Gotteswillen," schreit Herr von Saint Pardour, „was wollt Ihr thun! Dies ist nicht die Königin!"

„Warum enttäuschen Sie sie?" fragte Madame Elisabeth. „Ihr Irrthum konnte die Königin retten?"

Und indem sie eins dieser Bajonette, welches sich gegen ihre Brust richtete, zurück stieß, sagte sie sanft: „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr. Sie könnten Jemand verwunden, und ich bin überzeugt, daß es Ihnen leid thun würde."

Dann schritt sie vorwärts durch die Reihen dieser Leute, die, von Ehrfurcht ergriffen, ihr einen Weg frei ließen zu dem König hin. Er stand in der Mitte des Saals, umringt von einer Schaar, die ihn mit wilden Verwünschungen bedrohte. Einer von diesen Wüthenden drängte sich, während die Anderen schrieen, man müsse die ganze königliche Familie erwürgen, dicht zu dem König heran mit einer Flasche und einem Glase und indem er das Glas füllte, reichte er es dem König dar, und befahl ihm zu trinken auf das Wohl der Nation.

Der König nahm ruhig das Glas. „Die Nation muß wissen, daß ich sie liebe," sagte er, „denn ich habe ihr viele Opfer gebracht. Aus Herzensgrund trinke ich auf ihre Gesundheit!"

Und trotz der warnenden Zurufe seiner Getreuen, setzte er das Glas an seine Lippen und leerte es.

Die Menge brüllte laut auf vor Entzücken, und dieses Gebrüll ward von außen erwidert durch das Geschrei des blutgierigen Pöbels: „Wann werdet Ihr uns die Köpfe des Königs und der Königin herunter schmeißen?"

Der Königin war es indessen gelungen, den weinenden Dauphin zu beruhigen. Sie richtete sich auf, und da sie sah, daß der König hinausgegangen war, stürzte auch sie der Ausgangsthüre zu.

Ihre Getreuen versperren ihr den Weg; sie erinnern sie daran, daß sie nicht blos Königin, daß sie auch Mutter ist, sie beschwören sie mit Thränen, der Klugheit Gehör zu geben, nicht vergeblich sich in Gefahr zu begeben, und dadurch die Gefahr des Königs noch zu vermehren.

„Niemand soll mich verhindern, zu thun, was meine Pflicht ist," ruft die Königin. „Gebt die Thür frei."

Aber die Getreuen lassen sich nicht zurückdrängen, sie trotzen selbst dem Zorn der Königin. Durch eine andre Thür kommen jetzt einige Nationalgardisten und beruhigen Marie Antoinette, indem sie versichern, daß das Leben des Königs nicht bedroht ist.

Inzwischen nähert sich das Toben und Schreien mehr und mehr, Todesgeschrei und Wuthgebrüll tönt vom Saale der Garden daher, die Thüren werden aufgerissen und das Volk wälzt sich in ungeheuern Massen, wie die vom Sturm gepeitschten Wogen des brüllenden Meeres heran. Die Nationalgardisten rollen einen Tisch vor die Königin und ihre Kinder, und stellen sich zu ihrer Vertheidigung zu beiden Seiten auf.

Nur ein Stück Holz trennt die Königin von den Feinden, welche ihre Waffen auf sie zücken. Aber Marie Antoinette hat jetzt ihre ganze Ruhe und Haltung wieder angenommen. Sie steht aufrecht, zu ihrer Rechten ihre Tochter, die sich entsetzt an ihre Mutter schmiegt: zu ihrer Linken der Dauphin, welcher mit weitgeöffneten Augen und erstaunter Miene das hereinstürzende Volk anstarrt. Hinter der Königin die Prinzessinnen von Lamballe, von Tarente und Frau von Tourzel.

Ein Mensch mit aufgelöstem Haar, mit offener Weste hielt der Königin eine Handvoll Ruthen entgegen, welche die Aufschrift trugen: „Für Marie Antoinette." Ein anderer zeigte ihr eine Guillotine, der dritte einen Galgen mit der Inschrift: „Zittere, Tyrannin, Deine Stunde ist gekommen." Ein anderer hält ihr auf der Spitze einer Pike ein bluttriefendes Menschenherz entgegen und schreit: „So sollen sie alle bluten, die Herzen der Tyrannen und der Aristokraten."

Die Königin senkt ihr Auge nicht nieder, ihr fester Blick ruht auf den Schreienden und Heulenden, aber als dieser Mensch mit dem blutenden Herzen sich ihr nähert, da zuckt ihre Wimper, und eine Todesblässe bedeckt ihre Wangen, denn sie hat ihn erkannt, den Schuster Simon, und eine fürchterliche Ahnung sagt ihr, daß dieser Mann, der wie der Dämon des Hasses nur immer dann vor ihr erscheint, wenn ihr Leben bedroht ist, für sie ein Unglück und eine Gefahr sein wird auch für kommende Zeiten.

Aus der Ferne wälzt sich jetzt das Geschrei heran: „Es lebe Santerre! Es lebe das Faubourg Saint-Antoine! Es leben die Sans-Culottes!"

Und an der Spitze einer Schaar halbnackter Kerle stürzte der Brauer Santerre herein in der phantastischen Kleidung eines Räubers der Abruzzen, mit dem Dolch und den Pistolen im Gürtel, den breitgeränderten Hut mit den rothen Federn schief auf das braune Haar gesetzt, das wie eine Löwenmähne zu beiden Seiten seines wilden Gesichts niederfällt.

Die Königin hebt den Dauphin empor, und setzt ihn vor sich auf den Tisch und flüstert ihm leise zu: „er solle nicht weinen, sich nicht ängstigen," und das Kind lächelt und küßt die Hände seiner Mutter!

Jetzt stürzt ein trunkenes Weib zu dem Tisch heran, wirft eine rothe Mütze auf denselben und befiehlt der Königin mit einer Todesdrohung, die Mütze aufzusetzen.

Marie Antoinette schlingt ihre beiden Arme um den Dauphin, küßt sein blondes Haar, und wendet sich ruhig an den General von Wittgenhofen, der neben ihr steht.

„Setzen Sie mir die Mütze auf," sagte sie, und die Weiber brüllen vor Vergnügen, während der General, bleich vor Wuth, zitternd vor Schmerz, dem Befehle der Königin gehorcht und ihr die rothe Mütze auf das Haar setzt, welches der Kummer in einer Nacht ergraut hat.

Aber nach einer Minute nimmt General von Wittgenhofen die rothe Mütze wieder von dem Haupt Marie Antoinette's und legt sie auf den Tisch.

Von allen Seiten tönt der gebieterische Schrei: „Die rothe Mütze für den Dauphin! Die Tricolore für den kleinen Veto!"

Und die Weiber rissen ihre dreifarbigen Bänder von den Mützen und warfen sie auf den Tisch.

„Wenn Du die Nation liebst," schrieen die Weiber der Königin zu, „so setze Deinem Sohn die rothe Mütze auf."

Die Königin winkt der Frau von Tourzel, und sie bekleidet den Dauphin mit der rothen Mütze, und schmückt mit den Bändern seinen Hals und seine Arme.

Das Kind versteht nicht, ob das ein Scherz ist, oder eine Beleidigung, und schaut mit erstauntem Lächeln darein.

Santerre lehnt sich über den Tisch und schaut lachend auf die wunderliche Gruppe hin. Als aber das stolze und doch sanfte Antlitz der Königin ihm so nahe ist, als er die Schweißtropfen sieht, die unter der wollenen Mütze über die Stirn des Dauphins niederrollen, da empfindet sogar Er Mitleid, und sich aufrichtend, vielleicht um den Blicken der Königin zu entgehen, ruft er mit rauhem Tone: „Nehmt doch dem Kinde die Mütze ab! Seht Ihr denn nicht, daß es schwitzt!"

Die Königin dankte ihm mit einem milden Blick und nahm selbst die Mütze von dem Haupte des armen Kindes.

Jetzt drängte eine Schaar wüthender Weiber sich zu dem Tische heran und sie drohten der Königin mit ihren Fäusten, und stießen wilde Verwünschungen gegen sie aus.

„Seht nur, wie stolz und verächtlich diese Oesterreicherin uns ansieht," schrie ein junges Weib, das in der vordersten Reihe stand. „Sie möchte uns mit ihren Augen zerschmettern, denn sie haßt uns!"

Marie Antoinette wandte sich freundlich ihnen zu. „Warum sollte ich Euch hassen?" fragte sie mit sanfter Stimme. „Ihr haßt mich also, Ihr! Habe ich Euch denn jemals etwas zu Leide gethan?"

„Mir nicht," erwiderte das junge Weib, „mir nicht, aber der Nation!"

„Armes Kind," erwiderte die Königin sanft, „man hat es Euch gesagt, und Ihr habt es geglaubt. Welchen Nutzen könnte ich wohl davon haben, der Nation etwas Leides zuzufügen? Ihr nennt mich die Oesterreicherin? Aber ich bin ja die Frau des Königs von Frankreich, die Mutter des Dauphins; ich bin Französin mit allen meinen Gefühlen als Gattin und Mutter. Niemals werde ich das Land, in welchem ich geboren bin, wiedersehen, und nur in und durch Frankreich kann ich glücklich oder unglücklich sein. Als Ihr mich noch liebtet, da war ich glücklich!" *

Sie hatte das mit weicher, rührender Stimme, mit Thränen in den Augen gesagt, und während sie sprach, war plötzlich der Lärm verstummt, waren die Frauen der Revolution plötzlich in weiche, mitfühlende Weiber verwandelt.

Thränen entstürzten den Augen des jungen Weibes, das vorher so wüthend zu der Königin gesprochen. „Vergebt mir," sagte sie weinend, „ich kannte Euch nicht; ich sehe jetzt wohl, daß Sie nicht böse sind."

„Nein, sie ist nicht böse," schrie Santerre, mit beiden Fäusten auf den Tisch schlagend, „aber die bösen Leute haben sie verführt."

Und zum zweiten Male schlug er mit wüthenden Fäusten auf den Tisch. Marie Antoinette bebte leise in sich zusammen und hob mit einer raschen Bewegung den Dauphin von dem Tisch und stellte ihn an ihre Seite.

„Ach, Madame," rief Santerre lächelnd, „fürchten Sie sich doch nicht. Man will Ihnen ja nichts Böses thun! Aber denken Sie daran, daß man Sie mißbraucht, und daß es gefährlich ist, das Volk zu täuschen. Ich sage Ihnen das im Namen des Volkes. Im Uebrigen brauchen Sie sich nicht zu fürchten."

„Ich fürchte mich auch nicht," sagte Marie Antoinette ruhig. „Man fürchtet sich auch niemals, wenn man unter tapferen Leuten ist!"

Und mit einer anmuthigen Bewegung reichte sie ihre Hände den Nationalgardisten dar, welche neben dem Tische standen.

Ein lauter Jubel, ein allgemeines Beifallsgeschrei folgten den Worten der Königin, die Nationalgardisten stürzten sich über die Hände der Königin und bedeckten sie mit ihren Küssen, selbst die Weiber waren gerührt und ergriffen.

„Wie muthig die Oesterreicherin ist," schrie die Eine.

„Wie schön der Prinz ist," rief die Andere.

Und Alle drängten sich herzu, um den Dauphin näher zu betrachten, um von ihm ein Lächeln, einen Blick zu erhaschen.

Die großen Augen Santerre's waren unverwandt der Königin zugewandt, und mit beiden Armen sich auf den Tisch stützend, neigte er sich zu ihr herüber, bis sein Mund dicht an ihrem Ohr war.

„Madame," flüsterte er, „Sie haben sehr ungeschickte Freunde, ich kenne Leute, die Ihnen besser dienen würden, die—"

Aber, als bereue er diese Regung der Theilnahme, hielt er inne, sprang zurück von dem Tisch, und befahl

* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Beauschêne I. p. 106.

mit donnernder Stimme allen Anwesenden, abzumarschiren und das Schloß zu verlassen.

Sie folgten dem Befehl, sie ordneten sich auf das Commando Santerre's und zogen in soldatischer Haltung an dem Tisch vorüber, hinter welchem die Königin mit ihren Kindern und ihren Getreuen stand.

Ein seltsamer Zug, eine seltsame Armee! Bestehend aus Männern mit Piken, Hacken und Schaufeln bewaffnet, aus Weibern mit Messern und Scheeren in den hochgeschwungenen Händen, und alle die wilden, lachenden, höhnenden oder theilnahmsvollen Gesichter der Königin zugewandt, die ruhigen Auges, sanften Blickes, die Grüße der Vorüberziehenden mit freundlichem Kopfnicken erwidert.

Inzwischen war endlich die lange verzögerte Hülfe auch für den König herbeigekommen; die National-Gardisten hatten das wüthende Volk beschwichtigt und den großen Empfangssaal besetzt, in welchem Ludwig sich befand. Der Maire von Paris, Pétion, war endlich selbst herbeigekommen, und mit lautem Jubel von der Menge begrüßt, die hinter den Nationalgardisten den ganzen Raum des Saales einnahm, näherte er sich dem König.

„Sire," sagte er, „ich habe eben erst erfahren, was hier vorgeht."

„Das wundert mich," erwiederte der König mit einem vorwurfsvollen Blick, „der Maire von Paris sollte wohl früher von diesem Tumult gehört haben, der jetzt schon drei Stunden dauert."

„Aber jetzt ist er zu Ende, Sire, denn ich bin da," rief Pétion mit stolzer Miene. „Sie haben jetzt nichts mehr zu fürchten, Sire!"

„Zu fürchten," wiederholte Ludwig mit einem stolzen Achselzucken. „Wenn der Mensch ein ruhiges Gewissen hat, fürchtet er sich nicht. Fühlt einmal," fuhr er fort, indem er die Hand des Grenadiers nahm, welcher an seiner Seite stand, „legt Eure Hand auf mein Herz, und sagt diesem Manne, ob es schneller schlägt." *

Pétion wandte sich jetzt an das Volk und ermahnte es, sich zu entfernen. „Bürger und Bürgerinnen," sagte er, „Ihr habt den Tag heute früh mit Würde und Weisheit begonnen, Ihr habt bewiesen, daß Ihr frei seid. Beendet jetzt den Tag, wie Ihr ihn begonnen. Gehet friedlich auseinander, macht es wie ich, kehrt heim in Eure Häuser und gehet zu Bette!"

* Die eigenen Worte des Königs. Der Grenadier, dessen Hand der König nahm, hieß Lalanne. Er ward später im zweiten Jahre der „einigen und untheilbaren Republik" zum Tode durch die Guillotine verurtheilt, weil, wie es in dem Todesurtheil hieß, er am 20. Juni 1792 sich als gemeiner Diener der Tyrannei erwiesen habe, indem er sich zu andern Bürgern verrühmte, daß Capet seine Hand genommen, sie auf sein Herz gelegt und gesagt hätte: „Fühle, mein Freund, ob es schneller schlägt." Siehe: Hue: Dernières années de Louis XVI. p. 180.

Die Menge, geschmeichelt von Pétion's Lobeserhebungen, fing an, sich zurückzuziehen, und die National-Gardisten geleiteten den König in das große Raths-Cabinet, wo eine Deputation der National-Versammlung erschien, um den König zu begrüßen.

„Wo ist die Königin, wo sind die Kinder," rief der König, indem er erschöpft, todesmatt auf einen Stuhl niedersank.

Seine Cavaliere eilten fort, sie zu holen, und bald trat die Königin mit ihren Kindern ein. Mit ausgebreiteten Armen eilte Marie Antoinette zu dem Gemahl hin, und lange hielten sich Beide innig umschlungen.

„Papa König," rief der Dauphin, „gieb mir auch einen Kuß! Ich habe es verdient, denn ich bin tapfer gewesen und habe nicht geweint, als die Leute mir die rothe Mütze aufgesetzt haben."

Der König neigte sich zu dem Kinde nieder und küßte sein goldenes Haar, und drückte dann die Tochter, die sich zärtlich an ihn schmiegte, an sein Herz.

Die Deputirten umstanden mit neugierigen Blicken die Gruppe der königlichen Familie, der es nicht einmal vergönnt war, nach so herzerschütternder, so furchtbarer Todesgefahr sich ohne Zeugen wieder zu umarmen und Gott zu danken für ihre Rettung.

„Gestehen Sie, Madame," sagte einer der Deputirten, sich in vertraulichem Tone an Marie Antoinette wendend, „gestehen Sie, daß Sie große Angst ausgestanden haben."

„Nein, Monsieur," erwiderte die Königin, „ich habe mich nicht geängstigt; aber ich habe schmerzlich gelitten, weil ich von dem König getrennt war in einem Moment, da sein Leben bedroht war. Ich hatte indessen zum Mindesten meine Kinder bei mir, und konnte doch also Eine meiner Pflichten erfüllen."

„Ich will nicht Alles entschuldigen, was heute geschehen," sagte der Deputirte achselzuckend. „Aber gestehen Sie wenigstens, Madame, daß das Volk sich sehr gut benommen hat."

„Monsieur, der König und ich, wir sind überzeugt von der natürlichen Güte des Volkes; es wird nur schlecht, wenn man es irre leitet."

Einige andere Deputirte hatten sich dem Dauphin genähert, und richteten verschiedene Fragen an ihn, um sich von seinem so viel gerühmten Verstande und seinem früh entwickelten Geiste zu überzeugen.

Einer dieser Herren, indem er von dem heutigen Tage sprach, verglich denselben mit der Bartholomäus-Nacht.

„Der Vergleich paßt nicht," rief ein Anderer unwillig. „Hier ist kein Carl der Neunte."

„Und auch keine Katharina von Medicis," sagte der Dauphin rasch, indem er die Hand der Königin an seine Lippen drückte.

„Oh, seht den kleinen Gelehrten," riefen die

Umstehenden. „Laßt doch sehen, ob er auch mit der Geographie so gut Bescheid weiß, wie mit der Geschichte!“

Und Alle drängen sich näher herzu, um an den Dauphin Fragen zu richten über die Lage und die Grenzen Frankreichs, über die jetzige Eintheilung des französischen Territoriums in Departements und Distrikte.

Der Prinz beantwortete alle diese Fragen schnell und richtig. Nach jeder seiner Antworten heftete er einen fragenden Blick auf die Königin, und wenn er in ihren Mienen las, daß seine Antwort richtig gewesen, dann glänzten seine Augen höher auf, und seine Wangen erglüheten vor Freude.

„Unser Dauphin ist wirklich sehr gelehrt,“ rief einer der Deputirten. „Ich möchte wohl wissen, ob er sich auch schon mit den Künsten beschäftigt. Lieben Sie die Musik, mein kleiner Prinz?“

„Ach, Monsieur,“ sagte der Dauphin lebhaft, „wer Mama hat singen und spielen hören, der muß die Musik wohl lieben!“

„Singen Sie auch, Prinz?“

Der Dauphin hob den Blick zu seiner Mutter auf „Maman,“ fragte er, „darf ich wohl das Gebet von heute Morgen singen?“

Marie Antoinette nickte. „Singe es, mein Sohn, denn vielleicht hat es Gott heute Morgen gehört und gnädig erfüllt.“

Der Dauphin sank auf seine Knie nieder, und die Hände faltend, das von goldenen Locken umwallte Haupt und die blauen Augen aufwärts gerichtet, sang er mit lieblicher Stimme und mit lächelndem Munde:

Ciel entends la prière
Qu'ici je fais;
Conserve un si bon père
A ses sujets. *

(Himmel, wollst Erhörung geben,
Wollest gnädig walten,
Und des theuren Vaters Leben
Seinem Volk erhalten.)

Tiefe, feierliche Stille herrschte, als die Stimme des Dauphins verhallte. Die vorher so ernsten, so trotzigen Gesichter der Deputirten waren milde und weich geworden, tief bewegt blickten Alle auf den schönen Knaben hin, der mit strahlendem Angesicht, mit lächelnder Miene, wie in einer Verzückung, noch immer auf den Knieen lag. Niemand wagte das Schweigen zu unterbrechen. Der König, seinen Arm um den Hals seiner Tochter geschlungen, blickte freundlich zu dem Dauphin hin, Madame Elisabeth hatte die Hände gefaltet, und betete, Marie Antoinette aber, nicht mehr im Stande, ihre tiefe Bewegung zu bemeistern, hatte die Hände vor ihr Antlitz gelegt, und weinte still. — —

Von diesem Tage an war das Leben der königlichen Familie nur noch eine fortgesetzte Aufregung, eine beständige, fieberhafte Erwartung des kommenden Unheils. Der König ertrug sie mit stummer Resignation, man vernahm niemals von ihm eine Klage, einen Vorwurf. Aber niemals auch schien ihm der Gedanke zu kommen, daß vielleicht noch durch Energie, durch muthiges Auflehnen, oder auch nur durch die Flucht noch Rettung möglich sei.

Er hatte sich ergeben, er war bereit, als Christ zu dulden, statt als König sich zu erheben, lieber in ehrenvollem Kampf zu fallen, als in Schmach zu erliegen.

Marie Antoinette hatte es nun aufgegeben, den Gemahl zu energischem Wollen anzufeuern. Sie wußte, daß Alles vergeblich war, und sie hatte daher ihr Geschick angenommen. Da sie nicht als Königin leben konnte, wollte sie wenigstens als Königin sterben!

Sie bereitete sich darauf vor mit festem Blick, mit ruhiger Entschlossenheit.

„Sie werden mich ermorden, ich weiß es,“ sagte sie zu ihren Frauen. „Ich habe nur nach eine Pflicht: mich vorzubereiten auf den Tod!“

Aber sie that es nicht mit weinerlicher Muthlosigkeit, mit empfindsamer Rührung. Wie eine entschlossene Schildwacht stand sie neben dem zertrümmerten Thron, und spähete mit scharfem Auge umher, um den Feind zu beobachten, und auf sein Annähern sich vorzubereiten.

Immer noch ließ sie sich Bericht erstatten über Alles, was in Paris geschah, was in der National-Versammlung beschlossen, in den Clubs verhandelt ward, ja selbst die Pamphlets und Libelle, mit welchen man sie beschimpfte und verfolgte, ließ sie sich mittheilen.

Besser als der König, der oft Stunden, ja Tage lang schweigend in sich verschlossen, ohne sich zu beschäftigen, da saß, besser als die Minister kannte Marie Antoinette den Zustand der Hauptstadt und die Stimmung des Volkes. Sie empfing alle Morgen die Berichte der Emissaire: sie kannte das Complott der Bundesmänner, die geheimen Versammlungen, die Marat zusammenberufen, die Verbindungen der Clubs. Sie wußte von der Zusammenberufung der achtundvierzig Sectionen der Pariser Gemeinde zu einer General-Versammlung. Sie wußte, daß Pétion, Danton und Manuel, die drei wüthenden Republikaner, den Gemeinderath beherrschten, und daß die Emissaire Auftrag erhielten, die Vorstädte aufzuwiegeln. Sie wußte auch, daß die furchtbaren Männer aus Marseille, die am zwanzigsten Juni thätig gewesen, sich verrühmten, daß sie eine bessere Wiederholung dieses Tages veranstalten würden. Auch das war ihr nicht unbekannt, daß mehr

* Siehe: Beauschêne I. 146. — Diese Scene ist historisch. Siehe: Hue: Dernières années de Louis XVI. Das Gebet ist aus der damals sehr beliebten Oper: „Peter der Große.“

als die Hälfte der Deputirten in der National-Versammlung der Jacobiner-Partei angehörte, und daß sie nur auf eine Gelegenheit lauerten, um ein neues Attentat gegen das Königthum zu unternehmen. Wie oft, wenn sie unter ihren Fenstern mitten in der Nacht von vielstimmigem, brüllendem Chor die Marseillaiser ihre begeisterte Hymne: "Allons enfants de la patrie" singen hörte, oder das "Ça ira, ça ira" der Pariser sie aus dem Schlafe weckte, sprang Marie Antoinette, die niemals mehr während der Nacht sich entkleidete, von ihrem Lager empor, eilte zu den Betten ihrer Kinder hin, um zu sehen, daß sie ungefährdet waren, oder rief ihre Frauen, um ihnen zu befehlen, die Lichter anzuzünden, damit sie wenigstens das Schreckniß sehen könne, welches herannahete.

Und endlich, in der Nacht vom neunten auf den zehnten August, war das längst erwartete Schreckniß da. Ein auf dem Hofe der Tuilerien abgefeuerter Flintenschuß verkündete sein Nahen.

Marie Antoinette sprang von ihrem Lager empor und sandte ihre Kammerfrau zu dem König, um ihn zu wecken. Der König war schon aufgestanden, seine Minister und einige Getreuen waren bei ihm.

Die Königin weckte ihre Kinder und half selber sie anzukleiden. Dann begab sie sich mit den beiden Kindern an der Hand zu dem König, der sie mit freundlichem Liebesgruß empfing.

Da außen hörte man das Wirbeln der Trommeln, welche den Generalmarsch schlugen, und das Volk von Paris zu den Waffen riefen, den dumpfen Donner einer Kanone, welche die schlafende Stadt alarmirte, und das Läuten der Glocken von den Thürmen.

Die königliche Familie, dicht an einander gelehnt, erwartete schweigend das Hereinschreiten der Republik in die Hallen des Königsschlosses oder die Rettung der Monarchie durch die Gnade Gottes und die Tapferkeit ihrer Getreuen!

Denn noch hatte die Monarchie ihre Getreuen, und während die Trommeln wirbelten, die Glocken läuteten, um die Republikaner zum Kampf aufzurufen, war das auch der Schlachtenruf für die Royalisten, der ihnen sagte, daß der König in Gefahr sei, daß er ihres Beistandes bedürfe.

Gegen zweihundert Edelleute waren in Paris zurückgeblieben, hatten nicht Theil genommen an der Emigration des Adels, waren den königlichen Prinzen nicht nach Coblenz gefolgt, um jetzt die Waffen zu ergreifen gegen das eigene Vaterland. Sie waren in Paris zurückgeblieben, um bis zu ihrem letzten Tropfen Blut die Monarchie zu vertheidigen, und wenigstens neben dem Throne zu fallen, wenn sie ihn nicht aufrecht zu erhalten vermochten. Sie trugen, um unverdächtig zu bleiben, keine Waffen, aber man wußte doch, daß sie unter den seidenen Westen des Cavaliers den Dolch des Kriegers verbargen, und man nannte sie die „Dolchritter."

Bei dem ersten Wirbel des Generalmarsches waren die Dolchritter in dieser Nacht des zehnten August nach den Tuilerien geeilt, die jetzt schon angefüllt waren mit Grenadieren, mit Schweizergarden, mit Edelleuten, mit Bürgern, mit Volontairs von jedem Range, jedem Stande, welche freiwillig herbeigeeilt waren, um die königliche Familie zu beschützen. Alle Treppen, alle Corridore und Gemächer waren von ihnen besetzt.

Die Dolchritter aber schritten in feierlichem Zuge an Allen vorüber nach dem großen Empfangssaal, in welchem der König mit der Königin und den Kindern sich befand. Ehrfurchtsvoll nahten sie sich dem Königspaar, den König um Erlaubniß anflehend, für ihn sterben zu dürfen, die Königin beschwörend, ihre Waffen zu berühren, um sie siegreich zu machen, ihnen zu erlauben, die königliche Hand zu küssen, um ihnen den Tod süß zu machen.

Ausrufungen der Begeisterung, der Treue von allen Seiten. „Es leben die Könige unserer Väter!" riefen die jungen Leute.

„Es lebe der König unserer Kinder!" riefen die Greise, indem sie den Dauphin in ihre Arme nahmen, und ihn über ihre Häupter emporhoben, als wäre er die lebendige Fahne, für deren Vertheidigung sie sterben wollten.

Als der Morgen dämmerte, hielt der König auf das dringende Anliegen seiner Gemahlin mit ihr und den Kindern einen Umgang durch die Säle und Gallerien des Schlosses, um den Muth der Kämpfer, welche dort versammelt waren, neu zu beleben und ihnen Dank zu sagen für ihre Treue. Ueberall ward die königliche Familie mit Begeisterung begrüßt, überall tönten ihnen Schwüre der Ergebung, der Todesbereitschaft entgegen. Der König ging dann allein, von einigen Getreuen begleitet, hinunter in den Park, um die hier aufgestellten Bataillone der Nationalgarde zu besichtigen.

Nur noch vereinzelt ertönte, als der König erschien, aus den Gliedern der Ruf: „Es lebe der König!" Ein unwilliges Murmeln unterdrückte diesen Ruf, und je weiter Ludwig vorschritt, desto lauter ward dieses Murmeln, bis endlich aus hundert und hundert Kehlen der donnernde Ruf erschallte: „Abdanken! Abdankung oder Tod! Es lebe Pétion! Abdankung oder Tod!"

Der König wandte sich hastig um, und kehrte bleich, die Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt, in das Schloß, in den großen Saal zurück.

„Alles ist verloren," rief die Königin schmerzvoll. „Es bleibt uns nichts mehr übrig, als ein würdiges Sterben!"

Aber bald richtete sie sich wieder empor, und neuer Muth belebte ihre Seele, als sie sah, daß immer neue Kämpfer in den Saal traten, daß selbst viele Grenadiere der Nationalgarde kamen und sich unter die Reihen des Adels mischten.

Aber diese Edelleute, diese Dolchritter erregten Miß-

trauen und ein Major von der Nationalgarde begehrte mit lauter Stimme die Entfernung der Edelleute.

„Nein," rief die Königin hastig, „diese Edelleute sind unsere besten Freunde. Stellt sie vor die Mündung der Kanonen, und sie werden Euch zeigen, wie man für seinen König stirbt! Beunruhigt Euch nicht über diese braven Leute," fuhr sie fort, sich an einige herzugetretene Grenadiere wendend. „Eure und ihre Interessen sind gemeinsam. Alles was Euch und ihnen am Theuersten ist, Frauen, Kinder, Eigenthum, Alles hängt von Eurem Muth und Eurer gemeinsamen Tapferkeit ab!"

Die Grenadiere reichten den Dolchrittern die Hände, und Einer schwur dem Andern, zu sterben für die königliche Familie, den Thron zu retten, oder mit ihm unterzugehen.

Es war eine große und feierliche Minute voll erhabener Beredsamkeit, von großartiger Bedeutung! Das Herz schlug diesen Edelleuten, diesen Kriegern vor Ungeduld nach dem Tode. Die Hand an die Waffen gelegt, erwarteten sie sein Kommen.

Das Volk wälzte sich heran. Man hörte wildes Geschrei, das Gerassel der Kanonen, das Kreischen der Weiber, das Brüllen der Männer. Man lauschte mit angehaltenem Athem. Die Königin richtete sich auf, sie faßte mit einer raschen Bewegung die Hände ihrer Kinder und zog sie an sich, und mit vorwärts gebeugtem Haupte, mit athemloser Erwartung starrte sie nach der Thüre hin, einer Löwin gleich, welche den Feind erwartet, und sich bereit macht, mit ihrem Leben ihre Jungen zu vertheidigen.

Die Thüre ward aufgerissen und der General-Procurator Röderer stürzte herein.

„Sire," rief er entsetzt, „Sie müssen sich retten! Jeder Widerstand ist vergeblich. Nur der kleinste Theil der National-Garde ist noch zuverlässig, und auch dieser wird bei dem ersten Anstoß, wie die Andern mit dem Volke fraternisiren. Die Kanoniere haben schon die Ladungen aus ihren Kanonen gezogen, weil sie nicht auf das Volk schießen wollen. Der König hat keine Minute zu verlieren. Sire, es giebt für Sie nur noch Sicherheit in der National-Versammlung und nur die Repräsentanten des Volkes können jetzt noch die königliche Familie beschützen!"

Die Königin stieß einen Schrei des Zornes, des Entsetzens aus. „Wie," rief sie, „was sagen Sie da? Wir sollten Schutz suchen bei unsern schlimmsten Feinden? Niemals! Oh Niemals! Lieber will ich mich an diesen Mauern nageln lassen, als das Schloß verlassen, um in die National-Versammlung zu gehen." *

Und sich an den König wendend, der schweigend unschlüssig dastand, sprach sie zu ihm mit flammenden Worten, mit glühender Beredtsamkeit, sprach zu ihm als dem Vater des Dauphins, dem Erben Heinrichs des Vierten und Ludwig des Vierzehnten, suchte sein Ehrgefühl zu beleben, sein Herz zu rühren, suchte ihn zum letzten Male zu entflammen mit ihrem Muth, ihrer Entschlossenheit.

Vergebens! Alles vergebens!

Der König blieb stumm, verharrte immer noch in seinem Schweigen, seiner Unentschlossenheit! Ein Schrei, ein einziger Schrei des Schmerzes tönte von den Lippen der Königin, und einen Moment sank ihr Haupt auf ihre Brust.

„Eilen Sie, eilen Sie, Sire," rief Röderer, „jede Minute vergrößert die Gefahr. In einer Viertelstunde ist die Königin, sind die Kinder vielleicht rettungslos verloren."

Diese Worte weckten den König aus seiner Betäubung. Er blickte auf und nickte leise mit dem Haupte.

„Wir können nichts Anderes thun," sagte er. „Man soll uns unverzüglich in die National-Versammlung führen!"

„Mein Herr," rief die Königin, sich an Röderer wendend, „ist es denn wahr, sind wir von Allen verlassen?"

„Madame," erwiderte der General-Prokurator traurig. „Jeder Widerstand ist vergeblich, kann die Gefahr nur vergrößern. Wollen Sie Sich selbst, den König, Ihre Kinder, Ihre Getreuen ermorden lassen?"

„Gott möge mich davor behüten. Könnte ich allein nur das Opfer sein!"

„Noch eine Minute," drängte Röderer, „noch eine Sekunde vielleicht, und es ist unmöglich noch einzustehen für Ihr Leben, für das Ihres Gemahls und Ihrer Kinder!"

„Meine Kinder," rief die Königin, ihre Arme um die Häupter ihrer Kinder schlingend und sie fest an sich drückend. „Nein, oh nein, ich will sie nicht dem Messer übergeben!"

Es drang wie ein letztes Schluchzen, ein Todesseufzer von ihren Lippen, dann ließ sie die Kinder los, und näherte sich dem König und seinen Ministern.

„Nun wohl," sagte sie matt, „es ist das letzte Opfer, welches ich darbringen kann. Ich unterwerfe mich, Herr Röderer," fuhr sie dann mit erhöheter Stimme fort, als wolle sie alle Anwesenden zu Zeugen nehmen. „Herr Röderer, wollen Sie bürgen für die Person des Königs, und für die meines Sohnes?"

„Madame," erwiderte Röderer feierlich, „ich bürge dafür, daß wir Alle bereit sind, an ihrer Seite zu sterben. Das ist Alles, was ich versprechen kann!"

Nun drängten die Edelleute, die Grenadiere heran, um den König und die Königin in ihre Mitte zu nehmen, sie zu begleiten.

„Um Gotteswillen," rief Röderer entsetzt, „keine Demonstration, oder der König ist verloren!"

* Der Königin eigene Worte. Siehe: Beauschêne I. pag. 190.

„Bleibet, meine Getreuen," sagte der König gelassen. „Erwartet hier unsere Rückkehr."

„Wir werden bald zurückkehren," rief Marie Antoinette, und sie folgte mit ihren beiden Kindern an der Hand dem Könige, der langsam den Saal durchschritt. Die Priuzessin Lamballe und Frau von Tourzel allein folgten dem königlichen Paar.

Es war geschehen! Die sterbende Monarchie verließ das Königsschloß, um sich unter den Schutz der Revolution zu stellen, welche aus ihrem Schooße die Republik gebären sollte!

Es war sechs Uhr Morgens, als die königliche Familie die Schwelle der Tuilerien überschritt. Voran der König, die Prinzessin Elisabeth am Arme führend, hinter ihm die Königin mit den beiden Kindern.

Auf der Schwelle des Schlosses erhielt der König die Nachricht, daß ein Theil der Nationalgarde sich zurückgezogen hätte, um ihre Familien und ihre Häuser gegen den Andrang des Volkes zu beschützen, daß ein anderer Theil sich schon gegen das Königthum zu Gunsten der Revolution erklärt habe.

Der König schreitet vorwärts durch die tobende Masse, die kaum sich öffnet, um einen Weg frei zn lassen für die Königsfamilie, und sie umtobt mit Beleidigungen und Schimpfworten.

Einige Mitglieder der National-Versammlung schreiten ihnen voraus und können doch kaum die brüllenden Wogen der Volkswuth beschwichtigen.

Auf der Terrasse der Feuillants schreit das Volk: „Nieder mit den Tyrannen! Zum Tode, zum Tode mit ihnen!"

Der Dauphin schreit laut auf vor Entsetzen, denn die blutigen Hände zweier heulenden Weiber strecken sich gegen ihn aus. Da springt ein Grenadier vorwärts, faßt mit starkem Arm den Knaben und hebt ihn auf seine Schulter.

„Mein Sohn! Gebt mir meinen Sohn wieder," ruft die Königin mit einem Ausruf des Entsetzens. Der Grenadier neigt sich zu ihr.

„Fürchten Sie nichts, Königin. Erkennen Sie mich nicht mehr?"

Marie Antoinette schaut ihn an und der Schimmer eines Lächelns fliegt über ihr Angesicht. Ja wohl, sie erkennt ihn, der, wie ein guter Engel, immer da ist, wenn Gefahr und Tod sie bedroht.

Es ist Toulan, ihr Getreuer, der in der Uniform eines National-Gardisten ihr zur Seite ist! Oh, Königin, Muth, nur Muth! Die Dämonen sind entfesselt, aber auch die guten Engel sind Dir nahe, und wo Jene fluchen und verwünschen, da segnen und versöhnen Diese!

„Nieder mit den Tyrannen!" heulen die wüthenden Weiber.

„Fürchten Sie nichts, mein Prinz," ruft der Grenadier zu dem Dauphin empor, den er auf seiner Schulter hält, um ihn vor dem Andringen der Menge zu schützen. „Niemand wird Ihnen etwas zu Leide thun!"

„Mir nicht, aber meinem lieben Papa," jammert das Kind, dem die Thränen in hellen Strömen über die erblaßten Wangen niederrollten.

Das arme Kind zitterte und hatte Furcht. Wie sollte es nicht! Hatte doch der König einen Moment Furcht, und fühlte, wie ihm die Thränen in die Augen traten.

Auch die Königin weinte, trocknete ihre Thränen und weinte doch wieder. Mehr denn eine halbe Stunde bedurfte der traurige Zug, um den kurzen Weg bis nach der Manége zurückzulegen, wo die National-Versammlung tagte. Hier vor den Thüren der Manége verdoppelte sich das Geschrei, der General-Prokurator haranguirte die Menge und suchte sie zu beruhigen, und schob die königliche Familie hinein in den engen Corridor, in welchem sie, umdrängt von schimpfenden Volkshaufen, mühsam vorwärts gelangte. Nun endlich thaten die Saalthüren sich auf, und wie Marie Antoinette hinter dem König hineinschritt, reicht ihr Toulan den Dauphin dar, der mit seinen beiden Armen den Hals der Königin umschlingt.

Eine Todtenstille herrscht in dem Saal. Die Deputirten schauen mit finstern Gesichtern den Eintretenden entgegen. Niemand erhebt sich, um den König zu begrüßen, kein Wort des Willkommens ertönt.

Der König nimmt Platz an der Seite des Präsidenten, die Königin mit ihren Damen auf den Stühlen der Minister. Da schreit eine wüthende Stimme von der Tribüne: „Der Dauphin muß beim König sitzen. Er gehört der Nation. Die Oesterreicherin verdient das Vertrauen des Volkes nicht!"

Ein Huissier schreitet heran, um das Kind zu führen; aber Ludwig Carl klammert sich an seine Mutter an, Entsetzen spricht aus seinen Zügen, Thränen stehen ihm in den Augen, und diese entlocken den Tribünen ein Wort des Mitleidens, der Huissier wagt es nicht, den Prinzen mit Gewalt fortzuführen.

Dann trat wieder tiefe Stille ein, bis der König seine Stimme erhob. „Ich bin hierher gekommen," sagte er, „um ein großes Verbrechen zu verhüten, und weil ich glaube, daß ich am sichersten bin, umgeben von den Repräsentanten der Nation."

„Sire," erwidert der Präsident Vergniaud, „Sie können auf die Festigkeit der National-Versammlung zählen. Sie kennt ihre Pflichten; ihre Mitglieder haben geschworen, zu leben und zu sterben für die Aufrechterhaltung der Rechte des Volkes und der constitutionellen Autoritäten."

Nun schrieen Stimmen von allen Seiten des Saals, die Constitution verbiete es der Versammlung, in Gegenwart des Königs und der Königin zu berathen.

Man führte die königliche Familie in die kleine, niedrige, kaum zehn Fuß lange Loge, in welcher die Schrei-

ber des Journals „der Logograph“ ihren Platz hatten, um ihre Berichte über die Versammlung zu schreiben. In diesem engen Raum ward ein König, eine Königin mit ihrer Schwester und ihren Kindern, ihren Ministern und treuen Dienern eingepfercht, um den Verhandlungen über die Absetzung des Königs zuzuhören.

Von draußen herein tönte das wilde Jubelgeschrei des Volkes, das die Schweizergarden ermordete, und ihre auf Piken gesteckten Köpfe umhertrug. Musketenfeuer dröhnte, dann dumpfe Kanonenschläge. Die letzten getreuen Regimenter kämpften draußen gegen die Armee der Revolution, während drinnen im Saal der Satz discutirt ward: „Das französische Volk wird aufgefordert, einen National-Convent zu bilden. Der Chef der ausübenden Gewalt ist suspendirt.“

Den ganzen Tag dauerte diese Marter, den ganzen Tag hatte die Königin in der glühenden Hitze, mit dem eingeschlafenen Sohn auf dem Schooß, da gesessen, unbeweglich, einem Bilde von Marmor gleich, das sich nur zuweilen belebte, um einen Seufzer auszustoßen, eine leise Klage zu ächzen. Ein Glas Wasser mit Johannisbeersaft vermischt, war ihre einzige Nahrung und Erquickung gewesen.

Gegen fünf Uhr Nachmittags, während die General-Versammlung immer noch über die Absetzung des Königs deliberirte, wandte der König sich ruhig zu dem hinter ihm stehenden Kammerdiener Hue.

„Mich hungert,“ sagte er, „man gebe mir etwas zu essen!“

Hue eilte von dannen, aus einer nahen Restauration holte man ein gebratenes Huhn, einige Früchte und Compots herbei, auf einem kleinen Tische ward servirt, und dieser Tisch in die Loge des „Logographen“ getragen.

Das Angesicht des Königs erheiterte sich ein wenig, er ließ sich vor dem Tische nieder und aß mit gutem Appetit sein Diner, und hörte nicht das unterdrückte Schluchzen, das aus der dunkelsten Ecke der Loge hervortönte. In diese Ecke hatte sich ein unglückliches, gebeugtes Weib zurückgezogen, das gestern noch die Königin von Frankreich war, und dem in dieser Stunde Schamröthe die bleichen Wangen färbt, da sie den König mit Appetit essen sieht!

Die Thränen steigen ihr aus den Augen, und um sie zu trocknen, begehrt sie ein Taschentuch, denn das ihre war schon naß von ihren Thränen und dem Schweiß, den sie von der Stirn ihres schlafenden Sohnes getrocknet.

Keiner ihrer Getreuen kann ihr ein Tuch reichen, das nicht roth ist von dem Blute derer, welche in der Vertheidigung der Königin verwundet oder gestorben sind!

Um zwei Uhr in der Nacht erst endigte die Marter dieser Sitzung, und man führte die königliche Familie in die Zellen des ehemaligen Klosters der Feuillants, welche sich oberhalb der Büreaux der Versammlung befanden, und welche man eilig zum Nachtquartier für die königliche Familie hergerichtet hatte.

Vorauf schritten Bewaffnete, ihre Flintenläufe als Leuchter für die Kerzen benutzend, in welche sie diese gesteckt hatten, mit welchen sie einem König und einer Königin vorleuchteten auf dem Wege zu ihren improvisirten Schlafgemächern.

Ein dichtes Gedränge von bewaffnetem Volk umgab sie, und versperrte ihnen oft den Weg, daß es des energischen Befehls der begleitenden Munieipalbeamten bedurfte, um die Passage frei zu machen. Das Volk trat zurück, aber vor den Ohren der vorüberschreitenden Königin brüllte und sang es nun:

Madame Véto avait promis
D'égorger tout Paris.

Diese fürchterlichen Gesichter, diese drohenden, höhnenden Stimmen erschreckten den Dauphin, der sich angstvoll und zitternd an seine Mutter anklammerte.

Marie Antoinette neigte sich zu ihm nieder, und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Sofort erhellte sich das Gesicht des Kindes, und es sprang rasch und freudig die Treppe hinauf.

Aber oben an derselben blieb er stehen, und wartete auf seine Schwester, welche schlaftrunken und matt heraufgeführt ward. „Höre Thereſe,“ sagte der Prinz jubelnd, „Mama hat mir versprochen, daß ich bei ihr im Zimmer schlafen soll, weil ich so artig war vor den bösen Leuten.“ *

Und er hüpfte fröhlich hinein in die Zimmer, die man geöffnet, und in denen man sogar ein Souper servirt hatte. Aber plötzlich versinsterte sich sein Gesicht, und seine Augen irrten mit einem angstvollen Blick umher.

„Wo ist Mouffiet?“ fragte er. „Er ist doch mit mir gegangen, er war noch bei mir, als wir aus der Loge kamen. Mouffiet, wo bist du, Mouffiet?“

Und mit dieser lauten Frage durcheilte der Dauphin die vier Zimmer, überall suchend nach dem kleinen Hunde, dem Erbe seines Bruders, des früheren Dauphins von Frankreich!

Aber Mouffiet kam nicht, und alles Suchen war vergebens. Er hatte sich wohl im Gedränge verloren oder war zertreten worden.

Als endlich Stille und Ruhe eingetreten war und die königliche Familie ausruhte auf ihren harten Betten, hörte man von dem Lager des Dauphins leise Seufzer und unterdrücktes Schluchzen.

Es war der Dauphin, welcher um seinen kleinen Hund weinte! Der Erbe der Könige von Frankreich hatte heute sein letztes Eigenthum verloren, seinen kleinen, treuen Hund.

Marie Antoinette neigte sich über ihn und küßte seine

* Goncourt; Histoire de Marie Antoinette, p. 234.

feuchten Augen. „Weine nicht, mein Kind, Dein Hündchen wird morgen wiederkehren."

„Morgen? Versprichst Du es mir, Mama?"

„Ich verspreche es Dir!"

Der Knabe trocknete seine Thränen, und schlief ein mit einem Lächeln auf der Lippe.

Marie Antoinette schlief nicht; aufrecht in ihrem Bette sitzend horchte sie auf das Gebrüll und Geheul, das von der Terrasse des Feuillants zu ihr heraufstönte, auf das Gebrüll, mit welchem das Volk sie beschimpfte und ihren Kopf begehrte.

Am nächsten Tage neue Martern! Denn wieder mußte die königliche Familie in der Loge des Logographen der Sitzung der National-Versammlung beiwohnen, mußte zuhören, wie man darüber berieth, wo künftig die königliche Familie wohnen sollte, da sie sich unwürdig gemacht in den Tuilerien zu wohnen, und auch das Palais Luxembourg kein geeigneter Aufenthalt für Herrn und Madame Veto sei.

Die Königin hatte indessen jetzt ihre Haltung und ihre Ruhe wiedergefunden, sie konnte sogar ein Lächeln auf ihre Lippen zaubern, um damit ihre Kinder zu begrüßen, und die Getreuen, die sich um sie drängten, um die martervollen Stunden in der heißen engen Loge neben ihr zu sein. Sie freuete sich der Aufmerksamkeit der Gemahlin des englischen Gesandten, Lady Sutherland, welche Wäsche und Kleider ihres eigenen Sohnes für den Dauphin sandte, und nahm von Frau von Tourzel freundlich dankend ihre Uhr an, da man der Königin auf dem Wege nach dem Kloster der Feuillants ihre Uhr und ihre Börse gestohlen hatte.

Bei der Nachricht dieses Diebstahls beeilten sich die fünf anwesenden Cavaliere, Alles, was sie an Geld und Assignaten bei sich trugen, auf den Tisch zu legen, bevor sie sich zurückzogen.

Aber Marie Antoinette hatte es bemerkt. „Meine Herren," sagte sie mit einem Blick voll Dank und Rührung, „meine Herren, behalten Sie Ihr Geld, Sie werden desselben mehr bedürfen als wir, denn Sie werden hoffentlich länger leben." *

Der Tod hatte für die Königin keine Schrecknisse mehr, denn sie hatte ihm in diesen Tagen zu oft in's Auge geschaut, sie hatte ihn freudig hinnehmen sehen von ihren treuen Dienern und Freunden!

Der Tod wäre ihr leichter zu ertragen gewesen, als die Beschimpfungen und Schmähungen, welche sie zu erdulden hatte auf den Gängen von der Logographenloge nach den Wohnzimmern im Kloster der Feuillants. Auf einem dieser Gänge sah sie im Garten einige anständig gekleidete Männer stehen, die sie anschauten, ohne zu schimpfen oder ihr Unanständigkeiten zuzurufen. Voll Dankbarkeit lächelte die Königin und nickte grüßend.

Da rief einer dieser Männer: „Du brauchst Dich nicht mehr bemühen, graciös mit Deinem Kopf zu nicken, denn Du wirst ihn nicht mehr lange haben!"

„Ich wollte, dieser Mann hätte Recht," sagte Marie Antoinette sanft, indem sie weiter schritt, um in der Logographenloge zuzuhören, wie die Abgeordneten der Nation darüber stritten, ob man die Schweizersoldaten, welche gestern mit den Waffen in der Hand die königliche Familie zu vertheidigen gewagt hatten, nicht zum Tode verurtheilen müsse, als Verräther an der französischen Nation.

Endlich, nach fünf Tagen fortgesetzter Marter, ward man es müde, Diejenigen, welche man ihrer Macht und Würde entkleidet hatte, noch länger zu beschimpfen und zu demüthigen. Man kündigte der königlichen Familie an, daß sie fortan im Temple ihre Wohnung haben, und daß sie fortan Gefangene der Nation sein würde.

Am Morgen des achtzehnten August standen zwei große Wagen, jeder mit nur zwei Pferden bespannt, auf dem Hofe der Feuillants bereit, die königliche Familie in den Temple zu führen.

In dem ersten Wagen nahmen der König, die Königin, ihre beiden Kinder, Madame Elisabeth, die Prinzessin Lamballe, Frau von Tourzel und ihre Tochter ihre Plätze, und außerdem Pétion, der Maire von Paris, der General-Procurator und ein Municipal-Beamter. Im zweiten Wagen die Dienerschaft des Königs mit zwei Beamten. Nationalgardisten escortirten die Wagen, zu deren beiden Seiten dicht gedrängte Menschenmassen standen und Beleidigungen und Schimpfworte unaufhörlich in die Wagen hineinriefen.

Auf dem Platze Vendôme hielt der Zug an, und mit hohnlachenden Gesichtern zeigte man dem König, daß die dort aufgestellt gewesene Reiterstatue des Königs Ludwig des Vierzehnten von ihrem Postamente durch den Zorn des Volkes herunter geschleudert sei und die Stücken zerschellt auf dem Pflaster umherlagen.

„So soll es allen Tyrannen gehen!" schrie und tobte die Menge, mit erhobenen Fäusten drohend.

„Wie schlecht sie sind," sagte der Dauphin, indem er mit weit geöffneten Augen den König ansah, zwischen dessen Knieen er stand.

„Nein," erwiderte Ludwig sanft, „sie sind nicht schlecht, sie sind nur verführt."

Um sieben Uhr Abends langte der Zug vor dem düstern Gebäude an, welches jetzt die Wohnung des Königs und der Königin von Frankreich sein sollte.

„Es lebe die Nation!" brüllte die Menge, welche den innern Hof anfüllte, als Marie Antoinette und ihr Gemahl aus dem Wagen stiegen. „Es lebe die Nation! Nieder mit den Tyrannen!" — Die Königin achtete nicht darauf, sie blickte nieder auf ihren schwarzseidenen Schuh, der zerrissen war, und aus dessen Spitze

* Der Königin eigene Worte. Siehe: Beauchêne I. S. 206.

ihre von weißseidenen Strümpfen bekleideten Zehen hervorschauten.

„Sehen Sie," sagte Marie Antoinette zu der Prinzessin von Lamballe, welche neben ihr ging, „sehen Sie meinen Fuß. Man wird es nicht glauben, daß die Königin von Frankreich keine Schuhe hat."

20.

Bis zum einundzwanzigsten Januar.

„Man muß dem Unglück gerade in's Auge schauen, und den Muth haben, es würdig zu ertragen," sagte Marie Antoinette. „Wir sind Gefangene, und werden es noch lange bleiben! Suchen wir also in unserm Gefängniß uns eine Häuslichkeit zu bereiten. Setzen wir uns einen Plan fest, wie wir unsere Tage hinbringen wollen!"

„Du hast Recht, Marie," erwiderte der König, „ordnen wir unser Leben. Da ich nicht mehr König bin, will ich der Hofmeister meines Sohnes werden, und versuchen, ihn zu einem guten König zu erziehen."

„Sie glauben also doch, mein Gemahl, daß es dereinst noch Könige in Frankreich geben wird?" fragte Marie Antoinette achselzuckend.

„Nun, denn," sagte der König, „versuchen wir also nur, ihm eine solche Erziehung zu geben, daß er dereinst fähig ist, jede Stellung, zu welcher das Schicksal ihn beruft, würdig auszufüllen. Ich werde sein Lehrer sein in den Wissenschaften."

„Und ich werde ihn und unsere Tochter in der Musik und im Zeichnen unterrichten," sagte die Königin.

„Mir wollt Ihr erlauben, daß ich meine Nichte lehre, eine Altardecke zu sticken," sagte Madame Elisabeth.

„Und Abends," sagte Marie Antoinette, indem sie der Prinzessin Lamballe freundlich zunickte, „Abends lesen wir mit vertheilten Rollen uns Komödien vor, damit unsere Kinder von unserer Lamballe die Kunst des Vortrages lernen! Suchen wir die Vergangenheit zu vergessen, und richten wir uns in der Gegenwart ein, so gut es gehen will! Ihr seht wohl, diese vier Tage, die wir hier im Temple verlebt haben, sind gute Lehrmeister für mich gewesen, und haben mich geduldig gemacht, und — Aber, was ist das," unterbrach sich die Königin auf einmal selbst, „hört ihr nicht Schritte vor der Thür? Es muß etwas Ungewöhnliches sein, denn es ist nicht die Zeit, um welche die Municipal-Beamten sonst hierher zu kommen pflegen. Wo sind die Kinder?"

Und in der Angst der Mutterliebe eilte die Königin selber die kleine Treppe hinauf, welche in das zweite Stockwerk des Temple führte, und in welchem sich das Zimmer des Dauphins neben dem allgemeinen Wohnzimmer befand.

Louis Carl sprang seiner Mutter entgegen, und fragte, ob sie komme, ihr Versprechen zu erfüllen und mit ihm in den Garten hinabzugehen.

Die Königin, statt aller Antwort, schloß ihn in ihre Arme und winkte auch ihre Tochter Therese an ihre Seite. „Oh, meine Kinder, meine geliebten Kinder, ich wollte Euch nur sehen, ich —"

Die Thür ward geöffnet, und der König, gefolgt von seiner Schwester, der Prinzessin Lamballe und Frau von Tourzel traten ein.

„Was giebt es?" rief Marie Antoinette ihm entgegen. „Ein Unglück, nicht wahr?"

Sie verstummte, denn sie gewahrte jetzt die beiden Municipal-Beamten, welche hinter den Damen hereinschritten, und diesen gegenüber wollte sie nicht klagen. Manuel, der seit dem zehnten August General-Procurator war, Manuel, der Feind der Königin, der Oberaufseher der Gefangenen des Temple, war da, und Marie Antoinette wollte ihm nicht den Triumph gönnen, sie schwach zu sehen.

„Sie haben uns etwas zu sagen, mein Herr?" fragte die Königin mit einer Stimme, die sie zwang, ruhig zu sein.

Ja wohl, Manuel hatte ihr etwas zu sagen. Er hatte ihr und dem König ein Decret vorzulesen, durch welches die National-Versammlung befahl, daß alle Diejenigen, welche mit „Ludwig Capet und seiner Frau" unter dem Titel als Freunde oder Diener in den Temple gekommen waren, denselben sofort verlassen sollten!

Die Königin hatte kein Wort der Klage, aber ihr Stolz war besiegt, sie ließ Manuel ihre Thränen sehen! Sie breitete die Arme aus, und rief die geliebte, treue Freundin, die Prinzessin Lamballe an ihr Herz, und mischte ihre Thränen mit denen der Freundin, und küßte dann die Frau von Tourzel und ihre Tochter zum letzten Abschied.

Am Abend dieses Tages war es noch einsamer und stiller in den einsamen Gemächern des Temple. Man hatte den königlichen Gefangenen ihre letzten Diener genommen, und nur der Kammerdiener des Königs, Clery, hatte zur Dienstleistung bei seinem Herrn zurückbleiben dürfen.

Am andern Morgen kam Manuel indessen, um der Königin zu sagen, daß die Gemeinde ihr erlaube, sich zwei andere Frauen für den Dienst bei den Damen zu fordern, und daß sie unter denen zu wählen habe, welche Manuel ihr vorstellen werde.

Aber Marie Antoinette lehnte mit stolzer Ruhe dieses Anerbieten ab. „Man hat uns von denen getrennt, welche uns aus Liebe treu geblieben, und aus Anhänglichkeit uns ihre Dienste weiheten," sagte sie. „Wir wollen sie nicht durch Diener ersetzen, welche von unsern Feinden bezahlt werden."

„Dann werden Sie sich selbst bedienen müssen," rief Manuel mit barscher Stimme.

„Ja," erwiderte die Königin sanft, „wir werden uns einander selbst bedienen, und es wird uns Freude machen!"

Und sie bedienten sich selbst, sie hatten für einander die zärtlichste Fürsorge, erriethen Einer die Bedürfnisse des Andern, und halfen ihnen ab mit zuvorkommender Bereitwilligkeit. Der König hatte glücklicherweise seinen Kammerdiener, der ihn ankleidete, der seine stillen, gleichmäßigen Gewohnheiten kannte, und in dem kleinen Studirzimmer des Temple für den König Alles so einrichtete und bereit legte, wie in dem großen Kabinet des Königs in Versailles. Die Damen bedienten sich selbst, und Marie Antoinette ließ es sich nicht nehmen, den Dauphin an- und auszukleiden.

Der Knabe war wie der Sonnenstrahl, welcher zuweilen noch diese düsteren Gemächer des Temple erhellte. Mit der glücklichen Sorglosigkeit der Kindheit hatte er die Vergangenheit vergessen, dachte nicht an die Zukunft, lebte nur in der Gegenwart, suchte glücklich zu sein, und fand das Glück, wenn es ihm gelang, diesen bleichen, stolzen Lippen der Königin ein Lächeln abzugewinnen, oder von dem König, welcher jetzt sein Lehrmeister geworden war, ein Lob für seinen Fleiß und seine Aufmerksamkeit zu erhalten.

So gingen die Tage einförmig, traurig und düster für die königliche Familie dahin. Kein Gruß der Liebe, kein Strahl der Hoffnung drang von außen herein, um die dicken Mauern des alterthümlichen Gebäudes zu erwärmen. Niemand brachte den Gefangenen Kunde von dem, was da draußen geschah. Sie waren zu gut bewacht, als daß irgend einer der Freunde ihnen Nachricht hätte geben können! Und dies war die größte Qual für die königlichen Gefangenen! Keinen Moment, weder Tag noch Nacht, zu haben, wo nicht die Augen ihrer Wächter auf sie gerichtet waren, immer beobachtet, immer belauscht! Die Thüren nach den Vorzimmern immer geöffnet, und in denselben immer drei Munieipal-Beamte mit scharfen Blicken, mit düstern Mienen jede Bewegung Derer beobachtend, welche in dem Zimmer sich befanden. Selbst während der Nacht hörte diese Marter nicht auf, und die Königin von Frankreich mußte es sich gefallen lassen, daß die Thüre ihres Schlafzimmers die ganze Nacht über geöffnet blieb, damit die Municipal-Beamten, die auf Lehnstühlen in dem Vorzimmer die Nacht verbrachten, tranken, spielten und rauchten, immer das Bett der Königin beobachten und sich von ihrer Gegenwart überzeugen könnten.

Selbst während sie sich entkleidete, durften die Thüren des Schlafzimmers der Königin jetzt nicht mehr geschlossen werden; nur ein kleiner Paravant war an dem Fußende des Bettes aufgestellt, und diesen durfte Madame Elisabeth ein wenig vorschieben; so lange, bis die Königin hinter demselben sich ihrer Kleidung entledigt und sich niedergelegt hatte.

Diese täglich sich erneuernde Qual und Demüthigung, diese Ueberwachung jeder Minute, das war für die Gefangenen des Temple das Schlimmste, was sie zu tragen hatten, und das stolze Herz Marie Antoinette's empörte sich an jedem Tage neu gegen diese Folter. Sie versuchte es wohl, geduldig zu sein, den Zorn, den Schmerz in sich hinunter zu würgen, und mußte ihn doch wieder ausströmen lassen in Thränen, in drohenden Worten, welche jetzt nur noch wie kalte Blitze von den Lippen der Königin niederfielen und nirgends mehr zündeten, nirgends mehr zerschmetterten.

So war der August vergangen, so hatte der September begonnen, traurig, düster, hoffnungslos. Am Morgen des dritten September kam Manuel zu den königlichen Gefangenen, um ihnen zu sagen, daß Paris in großer Aufregung sich befände, daß die Gefangenen deshalb heute nicht, wie sie es sonst um die Mittagszeit zu thun pflegten, sich in den Garten hinabbegeben, sondern ihre Gemächer heute nicht verlassen dürften.

„Wie geht es meiner Freundin, der Prinzessin Lamballe?" fragte Marie Antoinette, und Manuel ward verlegen, erröthete sogar, und schlug die Augen nieder, als er antwortete, man hätte die Prinzessin heute Morgen nach dem Gefängniß La Force gebracht. Dann, um abzulenken von diesem Gespräch, erzählte Manuel den Gefangenen von den Nachrichten, welche seit einigen Tagen in Paris angelangt waren und welche die Stadt in solche Aufregung und Wuth versetzt hatten.

Die auswärtigen Mächte hatten ein Bündniß gegen Frankreich geschlossen. Der König von Preußen rückte mit einer gewaltigen Heeresmasse heran und stand schon vor Chalons der französischen Armee gegenüber, während der Kaiser von Deutschland gegen den Elsaß marschirte.

Und Marie Antoinette vergaß über der Bedeutsamkeit und Wichtigkeit dieser Nachrichten die Verwirrung und Verlegenheit, die Manuel vorher gezeigt. Sie hoffte wieder, sie fand in ihrem elastischen Geiste an diesen Nachrichten wieder einen Stützpunkt, um sich aufzurichten, um an die Möglichkeit einer Rettung zu glauben.

Was kümmerte es sie, daß sie unter ihrem Fenster wüthendes Geschrei vernahm, daß man brüllte und schrie: „Den Kopf der Oesterreicherin! Gebt uns den Kopf der Oesterreicherin!"

Sie hatte das so oft schon vernommen, es war seit so vielen Tagen der tägliche Refrain gewesen für das traurige Lied des Aufruhrs, welches ganz Paris erfüllte, daß es für Marie Antoinette alle Bedeutung verloren hatte.

Es beunruhigte sie auch gar nicht, daß wie ein dumpfer Donner das laute Wirbeln der Trommeln bald sich nähernd, bald in der Ferne verhallend in den

Straßen rasselte, daß Trompeten schmetterten, und Gewehrfeuer knatterte, und lautes Siegesgebrüll aus den fernen Straßen herüberhallte.

Marie Antoinette achtete nicht darauf. Sie hörte immer noch vor ihrem Ohr die Worte Manuels: „Die fremden Fürsten haben sich verbündet gegen Frankreich. Der König von Preußen steht vor Chalons; der Kaiser von Deutschland rückt gegen Straßburg!"

„Oh Gott im Himmel, sei uns barmherzig! Verleihe unsern Freunden den Sieg über unsere Feinde! Erlöse uns aus dieser Marter und Qual, damit unsere Kinder wenigstens das Glück finden, das für uns auf ewig unter unseren Erinnerungen begraben ist!"

Und doch durfte Marie Antoinette zu Niemandem sprechen von ihren Hoffnungen, ihren Befürchtungen, mußte selbst ihr Gebet in ihrem Herzen verhallen lassen. Denn die Municipalbeamten waren da, und die beiden den Gefangenen aufgedrungenen Diener, Tison und seine Frau, die angestellten, bezahlten Spione ihrer Feinde!

Nur der kühne Blick, die freiere und hellere Stirne sprachen zu dem Könige von den Hoffnungen, den Wünschen seiner Gemahlin, und er antwortete darauf mit einem leisen Achselzucken, mit einem traurigen Lächeln.

Auf einmal, die königliche Familie hatte sich eben um den runden Tisch niedergelassen, um ihr Diner einzunehmen, auf einmal ward es lebendig in dem sonst so stillen Gebäude. Man hörte wüthendes Geschrei, Schritte, welche die Treppe hinaufpolterten. Die beiden Municipalbeamten, welche in dem offenen Vorzimmer saßen, standen auf und horchten an der Thür. Jetzt ward diese aufgerissen, und ein dritter Municipalbeamter trat ein, bleich, zitternd vor Wuth, die geballte Faust drohend gegen den König erhebend.

„Der Feind ist in Verdun," schrie er. „Wir werden Alle umkommen, aber Ihr sollt zuerst umkommen."

Der König schaute ihn ruhig an, aber der Dauphin, entsetzt von dem Anblick des Wüthenden, von der lauten, tobenden Stimme, brach in lautes Weinen und Wehklagen aus, und Marie Antoinette und seine Schwester Therese bemühten sich vergeblich, durch sanftes Zureden den weinenden, zitternden Knaben zu beruhigen.

Ein vierter Municipalbeamter trat ein, und flüsterte geheimnißvoll mit seinen Collegen.

„Ist meine Familie hier nicht mehr in Sicherheit?" fragte der König.

Der Municipalbeamte zuckte die Achseln. „Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die königliche Familie befinde sich nicht mehr im Temple. Das hat das Volk aufgeregt, und es begehrt, daß Ihr Alle Euch an den Fenstern zeigen sollt. Aber wir werden es nicht leiden, Ihr sollt Euch nicht zeigen. Das Volk muß mehr Vertrauen zu seinen Beamten haben!"

„Ja," schrie der andere Municipalbeamte, immer noch die drohende Faust erhoben, „ja, das muß es. Aber wenn die Feinde kommen, so soll die königliche Familie sterben."

Und da der Dauphin bei diesen Worten wieder laut aufjammerte, fuhr er fort: „Der arme kleine Junge dauert mich zwar, aber sterben muß er doch."

Indessen ward das Geschrei und Toben da außen immer lauter, man hörte deutlich Schimpfreden und Schmähungen, die an die Königin gerichtet waren. Dann kam noch ein fünfter Beamter, gefolgt von einem Soldaten, um sich im Namen des Volkes zu vergewissern, daß die Familie Capet sich noch im Thurm befände, und verlangte mit wüthender Stimme, sie sollten an das Fenster treten, und sich dem Volke zeigen.

„Nein, nein, sie sollen es nicht thun," riefen die andern Beamten.

„Warum nicht?" fragte der König. „Kommen Sie, Antoinette."

Er reichte ihr die Hand und schritt mit ihr zum Fenster hin.

„Nein, thun Sie es nicht," schrie der Beamte, indem er zum Fenster hinstürzte.

„Mein Gott, was giebt es denn?" fragte der König verwundert.

„Nun," schrie der Mann mit der drohenden Faust, „das Volk will Euch den Kopf der Lamballe zeigen, damit Ihr seht, wie das Volk sich an seinen Tyrannen rächt!"

In demselben Augenblicke stieg hinter den Fensterscheiben ein bleicher Kopf empor, umwallt von langem, blonden Haar, die blasse Stirn mit Blut bespritzt, die Augen glanzlos, starr: — der Kopf der Prinzessin Lamballe, welchen das Volk eben vom Friseur hatte coiffiren lassen, um ihn, auf eine Pike gesteckt, der Königin zu zeigen.

Die Königin hatte ihn gesehen! Sie war rückwärts taumelnd auf einen Stuhl niedergesunken, sie starrte immer noch nach dem Fenster hin, selbst als das furchtbare Phantom längst verschwunden war. Ihre Lippen waren geöffnet, wie zu einem Schrei, der aber im Entsetzen verstummt war. Sie weinte nicht, sie klagte nicht, und selbst die Liebkosungen ihrer Kinder, das sanfte Zureden der Prinzessin Elisabeth, die mahnenden Tröstungsworte des Königs konnten Marie Antoinette nicht aus dieser innern Erstarrung ihres ganzen Wesens erwecken.

Die Prinzessin Lamballe war gemordet. Und tief in ihrer Seele sagte sich die Königin, daß dieser Mord nur das Vorspiel sei zu der gräßlichen Tragödie, welche das Volk von der königlichen Familie wollte aufführen lassen!

Arme Prinzessin Lamballe! Sie war getödtet worden, weil sie sich weigerte, die Verwünschungen gegen die Königin zu wiederholen, welche man ihr vorsprach.

„Schwöre, daß Du die Freiheit und Gleichheit liebst, schwöre, daß Du den König, die Königin und das ganze Königthum hassen willst."

„Ich will das Erste schwören," war die Antwort der Prinzessin, „aber das Letztere kann ich nicht schwören, denn es liegt nicht in meinem Herzen!"

Das war das Verbrechen der Prinzessin, daß der Haß „nicht in ihrem Herzen" lag, das Verbrechen so vieler Andern, welche an diesem dritten September hingemordet worden, an diesem dritten September, an welchem die wüthenden Horden der Marseiller die Gefängnisse öffneten, um die Gefangenen vor das Tribunal zu schleppen, oder auch sie ohne weitern Urtheilsspruch niederzumetzeln.

Die Tage vergingen, und sie mußten getragen werden! Marie Antoinette hatte ihre Haltung, ihre stolze Ruhe wiedergefunden. Auch dieser Schmerz mußte überwunden werden, und das Herz der Königin war noch immer nicht erstarrt, nicht gebrochen! Es liebte noch, es hoffte noch! Sie war es ihrem Gemahl, ihren Kindern schuldig, nicht zu verzweifeln, und bessere Tage konnten ja noch kommen! Man mußte den Muth behalten, so lange zu leben, bis sie herauf dämmerten!

Aber Muth gehörte dazu, die tägliche Qual dieses Lebens zu ertragen! Immer dem Hohn, der Beschimpfung ausgesetzt! Immer bewacht von den Augen spottender, schimpfender Männer, immer ausspionirt von der Frau Tison, dieser Dienerin, welche man der Königin aufgezwungen, und die mit dem lauernden Auge einer Katze jede ihrer Bewegungen verfolgte! — Und unter diesen Wächtern der schlimmste von ihnen Allen, das war der Schuster Simon.

Von den Behörden beauftragt, die Arbeiter und Maurer zu überwachen, welche das zerbröckelnde alte Gebäude des Temple restauriren sollten, war Simon in den Temple gekommen, oder hatte, um sein Amt bequemer erfüllen zu können, sich häuslich in demselben niedergelassen. Es war ihm eine Lust, diese gedemüthigte Königsfamilie zu beobachten, zu sehen, wie sie Tag für Tag mehr erniedrigt, zu hören, wie sie beschimpft ward auf jedem Schritt! Niemals erschien er vor den Unglücklichen, ohne sie zu beleidigen, ohne ihnen eine Beschimpfung in das Angesicht zu schleudern, und mit lautem Gelächter belobte er Diejenigen, welche ihm nachahmten.

Einige von den Aufsichtsbeamten sprachen niemals anders, als mit wüthenden Schimpfworten von dem König, der Königin, oder ihren Kindern. Einer schrie im Beisein der Königin seinem Genossen zu: „Wenn der Henker nicht diese verfluchte Familie guillotinirt, so werde ich es thun!"

Wenn die königliche Familie sich zu ihrem Spaziergang hinunter verfügte in den Garten, schritt ihr Santerre mit einem Trupp Soldaten vorauf. Die Schildwachen, die sie passirten, schulterten vor Santerre das Gewehr; sobald er vorüber war und der König kam, setzten sie das Gewehr bei Fuß und gaben sich den Anschein, ihn nicht zu sehen. An der Thüre, die in den Garten führte, stand dann der Schließer Rocher und machte sich ein Vergnügen daraus, die königliche Familie warten zu lassen, wenn er aufschloß, während er ihnen aus seiner langen Tabackspfeife große Rauchwolken in's Gesicht blies. Die National-Gardisten, welche in der Nähe standen, lachten dazu und beschimpften die Prinzessinnen mit schmutzigen Redensarten. Während die königlichen Gefangenen dann ihren Spaziergang machten, versammelten die Kanoniere sich in den Alleen, welche sie durchwandelten, und tanzten bei dem Klange revolutionärer Lieder, welche Einige von ihnen sangen.

Zuweilen dann kamen die Gärtner, welche in dem Garten arbeiteten, herbeigerannt, um mitzutanzen, und in wilder Ronde die Gefangenen einzuschließen. Einer dieser Leute zeigte eines Tages dem König seine Grassichel und schwur, daß er mit derselben der Königin den Kopf abhacken würde. Wenn die Gefangenen dann nach ihrem traurigen Spaziergange wieder in den Temple zurückkehrten, wurden sie von den Schildwachen, dem Schließer abermals mit Insulten empfangen, und als ob es nicht genug sei, das Ohr zu erfüllen mit diesen Beschimpfungen, mußten auch die Augen ihren Theil daran haben. Die beleidigendsten Anreden und Schimpfworte wurden mit riesengroßen Buchstaben auf die Wände der Corridore geschrieben, welche die königliche Familie zu passiren hatte. Man las da: „Madame Veto wird bald wieder tanzen! — Nieder mit der österreichischen Wölfin! — Man muß die kleine Wolfsbrut erwürgen! — Der König muß an seinem Ordensband gehängt werden!"

Ein anderes Mal hatte man einen Galgen gezeichnet, an welchem eine Figur aufgehangen war, und darunter stand geschrieben: „Ludwig nimmt ein Luftbad."

So wurden selbst die kurzen Spaziergänge der Gefangenen in eine Marter umgewandelt. Anfangs meinte die Königin wohl, es nicht ertragen zu können, und die Promenaden unterblieben. Aber die bleichen Wangen ihrer Tochter, die sehnsüchtigen Blicke, welche der Dauphin aus dem verschlossenen Fenster nach dem Garten richtete, mahnten die Mutter, zu thun, was die Königin zu schwer hielt. Sie nahm das Leiden auf sich, sie unterwarf sich, und jeden Tag führte das königliche Paar die geliebten Kinder wieder in den Garten, und ertrug, ohne zu klagen, die unwürdige Behandlung, damit nur die Kinder ein wenig Luft, ein wenig Sonnenschein genießen sollten!

Eines Tages, es war am einundzwanzigsten September, war die königliche Familie von ihrem traurigen Spaziergange zurückgekehrt in ihr Wohnzimmer. Der König hatte sich ein Buch genommen und las; die Königin saß neben ihm, mit einer Handarbeit beschäftigt, während der Dauphin mit seiner Schwester Therese und

seiner Tante Elisabeth sich in dem nächsten Gemache niedergelassen hatten, und das Kind damit beschäftigten, daß sie ihm Räthsel aufgaben. In dem offenen Vorzimmer saßen die Municipalbeamten, die Augen starr und mit grausamer Schadenfreude auf die Gefangenen geheftet.

Plötzlich vernahm man dicht unter ihren Fenstern das laute Schmettern von Trompeten, das Wirbeln von Trommeln, dann folgte eine tiefe Stille, und inmitten dieser Stille hörte man draußen mit lauter Stentorstimme folgende Proclamation vorlesen:

„Das Königthum ist in Frankreich abgeschafft. Alle öffentlichen Erlasse werden als mit dem ersten Jahre der Republik gezeichnet. Das Staatssiegel wird als Umschrift die Worte tragen: „Republik Frankreich." Das Nationalsiegel wird eine Frau darstellen, welche auf einem Bündel Waffen sitzt und in der Hand eine Lanze hält, auf welcher eine Freiheitsmütze steckt."

Die beiden Municipalbeamten hatten unverwandt die Augen den Beiden zugewandt, von deren Haupte eben eine Königskrone fiel. Sie wollten mit ihren gierigen, boshaften Augen in ihren Zügen den Eindruck erforschen, welchen die Proclamation auf ihre Seelen machte. Aber diese stolzen, ruhigen Züge verriethen nichts. Der König hob nicht einen Moment, während die Stimme draußen mit furchtbarer Deutlichkeit jedes Wort ausschrie, seine Blicke von dem Buch empor, in welchem er las, die Königin arbeitete ruhig an der Stickerei weiter, und unterbrach nicht einen Moment das gleichmäßige Auf- und Niedergehen ihrer Nadel.

Wieder dann Trompetenschmettern und Trommelwirbeln. Das Leichenbegängniß des Königshauses war vollendet und der König hieß von nun an nur Ludwig Capet, die Königin hatte nur noch ihren Namen Marie Antoinette. In dem Innern des Temple gab es keinen Dauphin, keine Madame Royal, keine Prinzessin mehr, sondern nur noch die Familie Capet!

Die Republik hatte die Kronen von den Häuptern Ludwigs und Marie Antoinette's gestürzt, und als einige Tage später das von der Königin lange vergeblich erflehte Leinenzeug aus den Tuilerien gebracht ward, befahl die Republik der Königin, die Kronen, mit welchen über der Namensschiffre das Leinen gezeichnet war, auszutrennen!

Aber das Martyrium ist lange noch nicht vollendet! Noch giebt es immer einen Trost, noch zuweilen eine Stunde friedlicher Ruhe. Die Kronen sind gefallen, aber die Herzen schlagen noch neben einander. Sie haben kein Königreich mehr, aber sie sind beisammen, sie können mit Blicken zu einander sprechen, mit einem Lächeln sich zu trösten suchen, mit einem flüchtigen Händedruck, welcher den Wächtern entgeht, sich aufrichten und ermuthigen! Man leidet nur halb, wenn man gemeinsam leidet, und Alles trägt sich leichter, wenn man neben sich ein zweites Ich weiß, welches tragen hilft.

Vielleicht haben die Feinde des Königs und der Königin ein instinctives Gefühl davon, und ihr Haß macht sie zartfühlend, um neue Qualen zu ersinnen und neue Martern!

Ja, es giebt noch ungekannte Qualen für sie, der Kelch der Leiden ist noch nicht geleert! Noch haben die Gatten *sich*, noch sind sie nebeneinander, noch ruhen die Augen der Aeltern gemeinsam auf den Kindern!

Aber die alleinige und untheilbare Republik will auch diese letzten Bande der Königsfamilie zerreißen, sie will diejenigen trennen, welche vor dem Altare Gottes sich geschworen haben, daß nichts sie trennen soll, als der Tod!

Die Republik, welche die Kirchen aufgehoben, die Altäre gestürzt, die Priester verjagt hat, die Republik kann es dem Ehepaar Capet nicht gestatten, daß „nur der Tod sie trennen soll," denn die Republik hat sich den Tod selbst dienstbar gemacht, und er muß täglich von ihr die Opfer annehmen, welche die Republik ihm zuführt auf dem Platze der Freiheit, in dessen Mitte die Guillottine sich als ihr Altar erhebt.

Die Republik sandte in der Mitte des Oktobers ihre Commissarien und Kerkermeister in den Temple und riß den König aus den Armen seiner Gattin, seiner Kinder.

Er ward trotz der Bitten, der Wehklagen der Königin und ihrer Kinder von ihnen fortgeführt in eine andere Abtheilung des Temple, in den großen Thurm, der ihm von jetzt an als Wohnung dienen sollte. Damit der Königin kein Schmerz, keine Pein erspart werde, mußte auch der Dauphin mit seinem Vater gehen, um mit ihm sein Gefängniß zu theilen, und von seiner Mutter getrennt zu werden.

Das brach den Stolz, den königlichen Muth Marie Antoinette's. Sie rang die Hände, sie weinte, sie schrie, sie bat mit so rührenden, jammernden Tönen, sie nicht von ihrem Gemahl, von ihrem Sohne zu trennen, daß selbst das Herz des Schusters Simon davon gerührt ward.

„Ich glaube gar, diese verdammten Weiber machen mich weinen," schrie er, wüthend über das heiße Naß, das sich in seine Augen drängte. Und er legte keinen Einspruch ein, als die andern Municipalbeamten mit zitternden, bewegten Stimmen der Königin sagten: „sie wollten gestatten, daß die königliche Familie zu den Mahlzeiten sich vereine."

Ein letzter Trost, ein letzter Sonnenstrahl! Es gab nun doch in diesen düstern, eintönigen Tagen des November noch Stunden, auf welche man sich freuen konnte, die man ersehnte, um derentwillen man die trostlose Oede der andern Stunden ertrug!

Beim Frühstück, beim Mittagsmahl, beim Abendessen war die Familie Capet vereint, da sprach man

sich, da ruhten die Hände in einander, da freute man sich an dem Geplauder und der Heiterkeit des Dauphins, da erzählte der König von den Lehrstunden, welche er heute seinem Sohne gegeben, von den Fortschritten, welche er gemacht. Da vergaß man zuweilen, daß vielleicht draußen außerhalb des Temple der Tod schon heranschleiche, seine Opfer zu empfangen, und fand Scherzworte, um damit das helle, frische Lachen des Dauphins, die einzigste, die köstlichste Musik, welche die düstern Räume durchhallte, zu erwecken.

Aber der Dezember nahm der Königin auch diesen letzten Trost. Die National-Versammlung, die sich jetzt in den „Convent," in die Staatsregierung verwandelt hatte, schleuderte gegen den König die Anklage der Verrätherei. Der Convent beschuldigte den König des heimlichen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs. Er klagte ihn an, die Fürsten Europa's zu seinem Beistand aufgerufen zu haben! Man hatte in der eisernen Cassette, welche man in den Tuilerien eingemauert in der Wand des königlichen Cabinets entdeckt hatte, Papiere gefunden, welche den König compromittirten, Briefe von den geflohenen Prinzen, von dem Kaiser von Deutschland, dem König von Preußen. Diese Fürsten standen jetzt im blutigen Krieg an den Grenzen Frankreichs, und das war die Schuld des Königs! Er war im Einverständniß mit den Feinden des Vaterlandes. Er war der Mörder seiner eigenen Unterthanen! Auf sein Haupt sollte jetzt das Blut zurückfallen, das durch ihn vergossen worden.

Dies war die Anklage, welche man gegen den König erhob. Zwanzig Mitglieder des Convents begaben sich in den Temple, um sie dem König vorzulesen, und ihn zu verhören.

Er bestritt freilich, solche Einverständnisse unterhalten zu haben, er erklärte mit feierlichem Eidschwur, daß er alle Anerbietungen der fremden Fürsten abgelehnt habe, weil er gesehen, daß, um den gefangenen König befreien zu können, man Frankreich bedrohen mußte.

Die Häupter der Revolution wollten ihn schuldig finden. Ludwig Capet mußte beseitigt werden, damit Robespierre und Marat, Danton und Pétion und ihre Freunde zur unumschränkten Gewalt gelangten.

Noch mochte es in dem Convent Viele geben, welche zurückschreckten vor dieser letzten Consequenz ihres Thuns, aber sie wagten es nicht, ihre Stimme zu erheben, sie fügten sich dem terroristischen Druck, den die Führer der Revolution auf den Convent ausübten. Sie wußten, daß hinter diesen Führern die wilden Massen der Straßen standen, bewaffnet mit ihrem Haß gegen das Königthum und die Aristokratie, und bereit, jeden als einen Feind des Vaterlandes zu zerreißen, welcher es wagen würde, sich derer anzunehmen, welche von dem Haß des Volkes geächtet und verurtheilt waren!

Dennoch fanden sich einige muthvolle, treue Diener des Königs, welche es wagten sich des Königs anzunehmen. Man hatte Ludwig jetzt als einen Angeklagten vor die Schranken citirt, und der Convent hatte sich zu einem Tribunal umgewandelt, welches über die Schuld oder Unschuld des Königs zu entscheiden hatte!

Um allen Formen des Gesetzes zu genügen, sollte von Rechtswegen dem König ein Vertheidiger und Rechtsbeistand gegeben werden. Der Convent forderte Diejenigen, welche solchen Dienst zu übernehmen bereit wären, auf, sich zu melden. Es war eine Formel, welche man beobachtete, überzeugt, daß Niemand sich finden würde, solchen gefährlichen Dienst zu übernehmen.

Aber sie fanden sich dennoch. Es gab noch muthige, große und edle Männer, welche des verlassenen Königs sich erbarmten, welche es versuchen wollten, denjenigen zu retten, der die Schuld bezahlen sollte, die seine Vorgänger aufgehäuft, der bluten sollte für die Sünden seiner Väter.

Kaum war der Aufruf des Convents bekannt geworden, daß man dem Angeklagten Ludwig Capet drei Advokaten zu seiner Vertheidigung bewilligen wolle, als von Paris, von allen Städten Briefe einliefen von Männern, welche sich bereit und willig erklärten, die Vertheidigung des Königs zu übernehmen.

Selbst aus dem Auslande sandte man Vertheidigungsschriften für den König. Eine derselben vertheidigte in begeisterter und glühender Sprache den unglücklichen König, beschwor Frankreich, es möge seine edle junge Freiheit nicht beflecken durch grausamen Mord eines Unschuldigen, der keine anderen Verbrechen begangen habe, als daß er der Sohn seiner Väter, und der Erbe ihrer Krone und ihrer Schuld sei.

Diese Vertheidigungsschrift war von einem deutschen Dichter, von Friedrich Schiller. *

Ludwig wählte unter den Vielen, deren Bittgesuche man ihm mitgetheilt, nur zwei Vertheidiger. Zuerst seinen früheren Minister, den Philosophen Lamoignon des Malesherbes, dann den Advokaten Tronchet, und zuletzt auf dringendes Zureden von Malesherbes den jungen berühmten Advokaten Deséges.

Diesen drei Männern war es vorbehalten, den König zu vertheidigen gegen die furchtbare Anklage des Verrathes am Vaterland, welche man aus hundert und hundert Briefen und Actenstücken beweisen wollte!

Nachdem die Voruntersuchungen beendet worden, be-

* Diese Vertheidigungsschrift des Königs von Schiller wird in dem National-Archiv aufbewahrt. Siehe: Beauschêne I. p. 365.

gann die öffentliche Anklage im Convent, welcher immer noch in der Manège seine Sitzungen hielt.

Der König ward in Begleitung seiner drei Vertheidiger und zweier Municipalbeamten, umringt von Nationalgarden, von dem Temple nach dem, neben den Tuilerien belegenen Gebäude der Manège hingefahren. Das Volk umtanzte mit wildem Jauchzen und lauten Verwünschungen den Wagen. Und drinnen saß der König, vollkommen ruhig, vollkommen gefaßt.

„Dieser Mensch muß von einem seltsamen Fanatismus beseelt sein," sagte Colombeau, einer der Municipalbeamten, welcher die Fahrt mit dem König gemacht hatte, in dem Bericht, welchen er dem Convent von demselben abstattete. „Es ist sonst unerklärlich, wie Ludwig so ruhig sein konnte, da er doch so viel Ursache hatte, sich zu fürchten. Nachdem wir alle eingestiegen waren, und der Wagen langsam durch die Straßen fuhr, nahm Ludwig Theil an der Unterhaltung, welche bald die Literatur zu ihrem Gegenstande hatte, und namentlich sich um einige lateinische Autoren drehte. Er gab sein Urtheil über Alles mit großer Richtigkeit und Einsicht, und es schien mir, daß ihm daran gelegen wäre, seine Gelehrsamkeit zu zeigen. Einer von uns sagte, er liebe Seneca nicht, weil seine Liebe für Reichthümer und Gold sehr im Contrast stände mit seiner vorgeblichen Philosophie, und weil man es ihm nie verzeihen könne, daß er vor dem Senate die Verbrechen des Nero beschönigt habe. Diese Reflexion schien ihn nicht im Mindesten zu affiziren. Als man von Titus Livius sprach, sagte Ludwig, dieser habe sich darin gefallen, große Reden zu componiren, die indessen wohl nirgends anders als an seinem Schreibtische gesprochen worden, „denn," fügte er hinzu, „es ist unmöglich, daß die Generäle vor der Front ihrer Armeen solche lange Reden wirklich gehalten haben." Er verglich dann den Titus Livius mit Tacitus, und meinte, dieser sei dem Livius in seinem Styl weit überlegen." *

Der König unterhielt sich über lateinische Autoren, während inmitten des brüllenden und höhnenden Volkes der Wagen ihn dahinführte nach dem Convent, welchem Deséges in seiner Vertheidigungsrede mit muthigem Stolze entgegen rief: „Ich suche unter Euch Richter, aber ich finde nur Ankläger!"

Der König war vollkommen ruhig und doch wußte er, daß sein Leben bedroht war, daß er vor dem Tribunal des Todes stand. Gleich an dem Tage, da man ihn zum ersten Mal in den Convent fuhr, bat er Malesherbes, ihm ein Billet an den Priester zu besorgen, dessen Beistand er wünsche, und von dem er wisse, daß er ihm denselben nicht versagen werde.

Dieser Priester hieß Edgewarth de Firmont, und bald sollte die Zeit kommen, wo der König nicht mehr der Advokaten und Vertheidiger, sondern des Beistandes der Priester bedurfte.

* Siehe: Beauschêne I. p. 396.

Am zwanzigsten Januar 1793 kündigte man dem König sein Todesurtheil an.

Er empfing es ruhig, und begehrte nur seine Familie zu sehen, einen Beichtvater zu haben, und sich auf seinen Tod vorbereiten zu können.

Und während dieser ganzen fürchterlichen Wochen war Marie Antoinette von ihrem Gemahl getrennt, allein mit ihren Kindern, denen es jetzt nicht mehr gelingen wollte, ein Lächeln auf diese Lippen zu rufen, die acht Tage lang stumm und verschlossen blieben, die Augen aufleuchten zu machen, welche wie vor Entsetzen erstarrt schienen.

Die Königin wußte, daß der König angeklagt, verhört, in den Convent geführt worden. Aber nichts, nichts, keine Sylbe von dem Verlauf, dem Ausgange des Prozesses gelangten zu ihr. Denn Frau Tison, ihre Aufpasserin, ihr böser Dämon, bewachte sie zu gut, als daß irgend eine Nachricht hätte zu ihr dringen sollen.

Aber endlich kam sie, diese Nachricht, der so lange das Herz der Königin entgegen gebebt, auf die sie sich in langen, qualvollen Nächten mit Gebet, mit Thränen, mit Händeringen vorbereitet hatte, und welche sie doch jetzt mit Verzweiflung, Zorn und Schmerz erfüllte.

Der König war zum Tode verurtheilt! Der König wollte seine Familie sehen, um von ihr Abschied zu nehmen!

Der Convent hatte dazu die Erlaubniß gegeben, er war in seiner Gnade sogar so weit gegangen, zu erlauben, daß die Familie sich ohne Zeugen sehen durfte. Nur sollte die Zusammenkunft in dem kleinen Eßsaal des Königs stattfinden, weil von dort eine Glasthür in das Nebengemach führte, und die Municipalbeamten von dort aus die königliche Familie beobachten konnten.

Der Beamte hatte sich jetzt entfernt, um die Königin und ihre Familie von dem obern Thurm herunter zu führen.

Der König, sie erwartend, ging unruhig auf und ab, und sagte dann zu Clery, der das kleine Gemach ordnete, den runden Tisch, der in der Mitte stand, bei Seite schob, damit mehr Platz sei, und die Stühle aufstellte, er möge eine Caraffe Wasser und ein Glas bringen. „Aber," fügte er vorsorglich hinzu, „kein Eiswasser, denn die Königin kann es nicht vertragen, und ihr könnte unwohl davon werden."

Jetzt auf einmal erbleichte der König, und still stehend, legte er einen Augenblick seine Hand auf das laut klopfende Herz.

Er hatte die Stimme der Königin gehört.

Die Thür ward geöffnet, und sie kamen herein, alle seine Lieben. Die Königin mit dem Dauphin an der Hand, Madame Elisabeth mit der Tochter Therese.

Der König ging ihnen entgegen und breitete die Arme nach ihnen aus, und nach ihm streckten sich alle die Arme aus, ihn umschlangen sie Alle in einer Um-

armung, und hingen aneinander, und lautes Wehklagen, herzzerreißendes Jammergeschrei erfüllte jetzt das Gemach.

Hinter dem Glasfenster standen die Beamten, aber sie vermochten nichts mehr zu sehen, denn ihre Augen waren mit Thränen umdüstert.

In dem Cabinet des Königs lag der Abbé Edgewarth de Firmont auf seinen Knieen und betete für diese Unglücklichen, deren Klageschrei, deren Schmerzenslaute zu ihm drangen.

Allmälig verstummte das Schluchzen. Sie nahmen Platz, die Königin zur Linken ihres Gemahls, Madame Elisabeth, seine Schwester, ihm zur Rechten, ihm gegenüber seine Tochter Marie Therese, zwischen seinen Knieen der Dauphin, mit großen Augen, und einem traurigen Lächeln zu dem König aufschauend.

Ludwig sprach zuerst. Er erzählte von seinem Prozesse, von den Verbrechen, deren man ihn beschuldigte. Aber seine Worte waren sanft und ruhig, und er bemitleidete die „armen, irregeleiteten" Männer, welche ihn verurtheilt hatten. Er forderte von seiner Familie, daß sie ihnen verzeihen solle.

Sie antworteten nur mit Schluchzen, mit Umarmungen, mit Thränen und Küssen.

Dann ward Alles still. Die Municipalbeamten hörten kein Wort, aber sie sahen, wie jetzt die Königin mit ihren Kindern, mit ihrer Schwägerin auf die Kniee niedersanken, wie der König, aufrecht in ihrer Mitte stehend, seine Hände erhob und sie segnete, mit milden, edlen Worten, welche den Abbé Edgewarth, der hinter der nahen Thüre des Cabinets kniete, zu Thränen rührten.

Nun hieß der König seine Familie sich wieder erheben und schloß sie wieder in seine Arme, und küßte die Königin, welche bleich und zitternd sich an ihn anklammerte, und deren zuckende Lippen ein Wort des zornigen Vorwurfs gegen Diejenigen, welche ihn verurtheilt hatten, nicht zurückzuhalten vermochten.

„Ich habe ihnen vergeben," sagte der König ernst. „Ich habe mein Testament niedergeschrieben, und Ihr werdet es darin lesen, daß ich ihnen verziehen habe, daß ich von Euch fordere, Ihr sollt es auch thun. Versprich mir, Marie, daß Du niemals daran denken willst, meinen Tod zu rächen."

Es zuckte ein Lächeln voll Trauer und Verzweiflung um die bleichen Lippen der Königin. „Ich werde wohl niemals in der Lage sein, Rache üben zu können," sagte sie. „Aber," fügte sie rasch hinzu, da sie dem flehenden Blicke des Königs begegnete, „aber selbst wenn ich es vermöchte, und die Gewalt in meine Hand gegeben würde, so verspreche ich doch, daß ich keine Rache und Vergeltung üben will."

Der König neigte sich zu ihr und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „Ich danke Dir, Marie, und ich weiß, daß Ihr Alle, meine Lieben, meinen letzten Willen heilig halten werdet, und daß meine letzten Worte und Wünsche in Euer Herz eingegraben sind. Aber Du, mein Sohn," fuhr der König fort, indem er den Dauphin auf sein Knie emporzog und ihn mit zärtlichen Blicken anschaute, „Du bist noch ein Kind und Du könntest vergessen. Du hast gehört, was ich gesagt habe, aber da der Schwur noch heiliger ist, als das Wort, so erhebe Deine Hand und schwöre mir, daß Du meinen Willen erfüllen und allen unsern Feinden vergeben willst."

Der Knabe, die großen, blauen Augen unverwandt auf seinen Vater gerichtet, die Lippen bebend vor tiefer, innerer Bewegung hob seine rechte Hand empor, und selbst die Beamten hinter der Glasthüre vernahmen deutlich diese klare, holde Kinderstimme, welche sagte: „Ich schwöre Dir, Papa König, daß ich allen unseren Feinden vergeben, und Denen nichts Böses thun will, welche mir meinen lieben Vater tödten!"

Ein Schauder durchlief die Herzen der Lauschenden, sie traten zurück von der Glasthür mit bleichen Gesichtern, es war ihnen gewesen, als hätten sie die Stimme eines Engels vernommen, und ein Gefühl unaussprechlicher Reue und Scham erfaßte ihre Seele.

Drinnen in dem Gemach des Königs war jetzt Alles still, und nur der Abbé in dem Cabinet vernahm das leise Gemurmel ihrer Gebete und das unterdrückte Weinen und Schluchzen.

Dann sagte die Stimme des Königs: „Jetzt geht meine Geliebten! Ich muß allein sein! Ich bedarf der Ruhe und Sammlung!"

Ein lautes Wehklagen war die Antwort. Aber einige Minuten später öffnete Clery die Glasthür, und die königliche Familie erschien wieder vor den Beamten. Die Königin hielt den rechten Arm Ludwigs umfaßt, beide gaben sie eine Hand dem Dauphin, Therese hatte ihren Vater um die Mitte seines Leibes umschlungen, seine Schwester Elisabeth hielt seinen linken Arm umklammert. So schleppen sie sich ein paar Schritte vorwärts nach der Ausgangsthüre hin, unter lauten Schmerzensklagen und Jammergeschrei.

„Ich versichere Euch," sagte Ludwig, „daß ich Euch morgen früh um acht Uhr noch einmal sehen werde."

„Um acht Uhr! Warum nicht um sieben Uhr?" fragte die Königin ahnungsvoll.

„Nun denn," erwiderte der König sanft, „also um sieben Uhr! Lebt wohl! Lebt wohl!"

Der schmerzliche Ausdruck, mit dem er dieses letzte Lebewohl sagte, verdoppelte das Weinen und Schluchzen. Die Tochter des Königs fällt ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters nieder, Clery hebt sie, unterstützt von der Prinzessin Elisabeth, empor.

„Papa, mein lieber Papa," rnft der Dauphin, sich an ihn anschmiegend, „laß uns bei Dir bleiben."

Die Königin sagt kein Wort. Sie ist bleich und blickt aus großen, weit geöffneten Augen den König an, als wolle sie sein Bild tief, tief in ihr Herz einprägen.

„Lebet wohl! Lebet wohl!“ ruft der König noch einmal, wendet sich rasch um, und eilt in das andere Zimmer.

Ein einziger Schrei des Schmerzes, des Entsetzens tönt von allen Lippen. Dann umklammern die beiden Kinder, die nun bald Waisen sein werden, ihre Mutter, die sich mit krampfhaftem Schluchzen ihrer Schwägerin um den Hals wirft.

„Vorwärts! Die Familie Capet soll in ihre Wohnung hinaufsteigen,“ ruft einer der Municipal-Beamten.

Marie Antoinette richtet sich empor, ihr Auge flammt, und mit drohender Zornesstimme ruft sie: „Ihr seid Henker und Verräther!“ *

Der König war in sein Cabinet zurückgekehrt, wo der Priester, Abbé Edgewarth de Firmont, ihn erwartete mit sanftem Trosteswort. Seinen Bitten, seinen Bemühungen war es gelungen, von der Aufsichtsbehörde die Erlaubniß zu erhalten, dem Könige das Abendmahl zu reichen. In der Frühe des nächsten Morgens sollte es geschehen, so lautete die Entscheidung der Behörde, die dem König zugleich meldete, daß er um sieben Uhr zur Exekution werde abgeholt werden.

Der König vernahm die erste Nachricht mit Freude, die zweite mit vollkommener Ruhe.

„Da ich früh aufstehen muß,“ sagte er zu seinem Kammerdiener Clery, so muß ich auch früh zur Ruhe gehen. Der heutige Tag hat mich angegriffen, und ich bedarf der Stärkung, um morgen nicht schwach zu sein.“

Er ließ sich entkleiden und legte sich nieder. Als Clery am andern Morgen um fünf Uhr kam, ihn anzukleiden, fand er Ludwig noch auf seinem Lager schlafend, und es mußten schöne und beglückende Träume sein, die ihn umgaukelten, denn ein Lächeln stand auf seinen Lippen.

Der König ließ sich ankleiden und der Priester reichte ihm das Abendmahl, zu welchem die heiligen Geräthschaften aus der nahen Kirche der Capuziner du Marais herbeigeschafft waren. Eine alte Kommode war von Clery in einen Altar umgewandelt worden, zwei gewöhnliche Leuchter standen zu beiden Seiten des Kelches und der Monstranz anstatt der Kandelaber, zwei Talglichter brannten darauf statt der Wachskerzen. Vor diesem Altar lag der König Ludwig der Sechszehnte auf seinen Knieen in heiliger Andacht, mit ruhigem, friedlichem Gesicht.

Der Priester las die Messe; Clery secundirte als Sacristan, und während der König dann das Abendmahl empfing, hörte man draußen schon das Wirbeln der Trommeln, und das Schmettern der Trompeten, welche Paris weckten und ihm sagten, daß man den König von Frankreich zur Hinrichtung führte.

* Beauschêne. I. p. 442.

Jetzt rasselten Kanonen durch die Straßen, Nationalgarden zu Fuß und zu Pferde besetzten den ganzen Weg, der von dem Temple zum Revolutionsplatz (Place de la Concorde) führte. Eine viersache Reihe von Männern, dicht an einander gedrängt, mit Gewehren, mit Piken bewaffnet, nahm beide Seiten der Straßen ein, und machte es denen, welche gehofft hatten, den König auf dieser Fahrt befreien zu können, ganz unmöglich, auch nur in seine Nähe zu gelangen. Die Behörde wußte, daß einer der kühnsten und eifrigsten Partisanen des Königs, daß Herr von Baty in Paris angelangt sei, daß er mit einer Anzahl junger, todesmuthiger Männer den Plan gefaßt hatte, den König auf dieser Fahrt zur Hinrichtung mit Gewalt zu befreien. Aber sie hatten sorgsam alle Maßregeln getroffen, um dies unmöglich zu machen. Durch die dichtgeschlossenen Reihen der Nationalgarde, die heute aus lauter Sansculottes, den wüthenden, blutgierigen Männern der Vorstädte zusammengesetzt war, fuhr der Wagen, in welchem der König saß, gefolgt und escortirt von berittenen Nationalgarden, durch die Straßen, an den Häusern mit den geschlossenen, verhangenen Fenstern vorbei, hinter denen vielleicht die Bewohner auf den Knieen lagen und beteten für den Unglücklichen, den man zum Schaffot führte und der einst der König von Frankreich war.

Einmal entstand in dieser furchtbaren bewaffneten Hecke, durch welche der Wagen rollte, eine Bewegung. Zwei junge Männer riefen: „Zu uns, Franzosen! Zu uns alle Die, welche ihren König retten wollen!“

Aber der Ruf fand keinen Anklang. Jeder schaut entsetzt auf seinen Nachbar, und glaubt in ihm einen Spion, oder einen Mörder zu sehen, das Entsetzen macht alle Seelen erstarren; die Stille des Todes herrscht rings um.

Die beiden jungen Leute wollen jetzt fliehen, sich in ein Haus retten. Das Haus ist geschlossen und vor der Thür desselben werden sie von wüthenden Sansculottes niedergehauen, in Stücke gehackt.

Der Wagen des Königs fährt weiter, Ludwig achtet auf nichts mehr; aus dem Gebetbuch, das er in seinen Händen hält, liest er die Gebete der Sterbenden und der Abbé betet mit ihm.

Nun hält der Kutscher am Fuße des Schaffots und der König steigt aus. Ein Wald von Piken und Gewehren umstarrt das Schaffot. Die Tambours wirbeln, aber der König ruft mit lauter Simme: „Schweigt!“ und sie verstummen.

Da sprengt Santerre heran und befiehlt den Leuten, weiter zu trommeln und sie gehorchen ihm.

Der König wirft seine Oberkleider ab, die Henker nähern sich ihm, um ihm die Haare abzuschneiden. Er läßt es ruhig geschehen, aber als sie ihm die Hände binden wollen, da blitzt sein Auge auf von Unwillen, und mit fester Stimme weigert er sich, dieses zu gestatten.

„Sire," sagt der Priester, „ich sehe in dieser neuen Beschimpfung nur eine neue Aehnlichkeit Eurer Majestät mit unserm Heiland, der Ihr Lohn und Ihre Erquickung sein wird."

Ludwig hebt die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz und Resignation zum Himmel auf. „Wahrlich," seufzte er, „nur die Erinnerung an ihn und sein Beispiel kann mich dahin bringen, solchen Schimpf zu ertragen!"

Und er reicht den Henkern seine Hände dar, daß sie ihn binden. Dann steigt er, gelehnt auf den Arm des Abbé, die Stufen des Schaffots hinauf. Die zwanzig Trommelschläger, welche am Fuße des Schaffots stehen, schlagen ihre Wirbel, aber der König, dicht an den Rand des Schaffots tretend, gebietet ihnen mit lauter Stimme zu schweigen und sie verstummen.

Mit einer Stimme, die so laut war, daß sie über den ganzen Platz hindröhnte, und allen Ohren die Worte deutlich vernehmbar machte, sagte der König: „Ich sterbe unschuldig an all den Verbrechen, welche man mir zur Last legt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes, und ich bitte Gott, daß das Blut, welches Ihr vergießen wollt, niemals auf Frankreich zurückfallen möge. Und Du unglückliches Volk —"

„So laßt ihn doch nicht weiter reden!" schrie Santerre's gebieterische Stimme, den König unterbrechend, und sich an Ludwig wendend, schrie er wüthend: „Ich habe Sie nicht hierher geführt, um Reden zu halten, sondern um zu sterben."

Die Trommeln wirbeln, die Henker packen den König und reißen ihn nieder. Der Priester neigt sich über ihn und murmelt einige Worte, die nur Gott gehört hat, die aber eine Tradition voll Bewunderung und voll Mitleid übersetzt hat in die unsterbliche und populaire Formel, die wahrer ist als die Wahrheit, und historischer als die Historie, in die Formel: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor in den Himmel."

Niemand, wie gesagt, hat diese Worte gehört, und doch werden sie noch heute gläubig wiederholt, und werden nachklingen durch alle kommenden Jahrhunderte.

„Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zu dem Himmel!"

Die Trommeln wirbeln, etwas Glänzendes blitzt durch die Luft, ein Schlag blitzt, Blut spritzt auf. — Der König von Frankreich ist todt, und der Henker Samson hebt das Haupt, welches einst eine Krone getragen, empor, um es dem Volk zu zeigen.

Eine augenblickliche, furchtbare Stille folgt diesem Moment, dann durchbricht das Volk in Massen die Reihen der Soldaten und stürzt nach dem Schaffot hin, um eine Erinnerung an diesen ewig denkwürdigen Moment davon zu tragen. Die Kleider des Königs wurin Fetzen zerrissen und vertheilt, man gab dem Henker Goldstücke für einige Haare des blutenden Hauptes. Ein Engländer gab einem Kinde funfzehn Louisd'or dafür, daß es ihm sein Taschentuch in das vom Schaffot herniederrieselnde Blut tauchen mußte. Ein anderer zahlte dreißig Louisd'or für den Haarzopf des Königs. *

Am Abend dieses Tages begab sich der Scharfrichter Samson, in innerster Seele ergriffen von der furchtbaren That, die er vollbracht, zu einem Priester, und stiftete zum Gedächtniß des Königs eine Todtenmesse, dann legte er sein Amt nieder, zog sich in die Einsamkeit zurück und starb schon nach sechs Monaten. Sein Sohn ward sein Nachfolger in dem traurigen Amt und setzte frommer Weise fort, was sein Vater begonnen. Die Todtenmesse für den König ward auf seine Anordnung bis zum Jahre 1840 gelesen. †

Am Morgen, der nach diesem Schreckenstage folgte, ließ die „Wittwe Capet" bei der Behörde das Gesuch einreichen, ihr für sich und ihre Familie „einen vollständigen Traueranzug der einfachsten Art" zu bewilligen.

Die Republik war so großmüthig, das Gesuch der Wittwe Capet zu bewilligen.

21.

Toulan.

Der Bürger Toulan hat heute mit seinem Freund Lepitre wieder den Wachtdienst im Temple. Er ist ein so zuverlässiger, untadelhafter Republikaner, ein so

* Diese Details entnehme ich der Vossischen Zeitung, welche in ihrer Nummer vom fünften Februar 1793 einen ausführlichen Bericht der Hinrichtung des Königs Ludwigs des Sechszehnten enthält, und auch meldet, daß der königliche Hof „zur Bezeugung seiner schmerzhaften Theilnahme an dem unverdienten Schicksale des verewigten Monarchen aus eigener Bewegung die Trauer auf vier Wochen angelegt hat." Die Verfasserin dieses Werkes besitzt ein Exemplar dieser Nummer der Vossischen Zeitung, welche damals in kleinem Quartformat auf sehr dickem, grauem Papier erschien. In derselben Nummer der Zeitung ist eine Fabel von Hermann Pfeffel abgedruckt, welche also lautet:

Erst die moralische Freiheit, dann die politische!.
Eine Fabel von Hermann Pfeffel.

Zeus und die Tiger.

Zu Zeus kam eine Deputation
Von Tigern. „Mächtiger Kronide,"
So sprach ihr Cicero vor des Beherrschers Thron;
„Der Tiger edele Nation
Ist längst der Königswahl des stolzen Löwen müde.
Giebt uns nicht die Natur mit ihm ein gleiches Recht?
Darum, o Zeus, erkläre mein Geschlecht
Zu einem Volke freier Bürger!"
„Nein," sprach der Gott der Götter, „nein,
Ihr seid Betrüger, Diebe, Würger;
Und nur ein gutes Volk verdienet frei zu sein."
Die Verf.

† Marie Antoinette et sa famille. Par Lescure. p. 643.

eifriger Bürger, daß die Republik ihm unbedingt vertrauen darf. Die Republik hat ihn in den Verwaltungsrath gewählt, ihn auch zum Chef des Bureaus für die Verwaltung der Emigrirtengüter ernannt. Toulan ist außerdem Conventsmitglied, und es ist nicht seine Schuld, daß er an dem Tage, als man über Leben und Sterben des Königs abstimmte, nicht in der Versammlung war. Er hatte gerade in dieser Zeit eine Reise in die Provinz machen müssen, um die Güter eines Aristokraten, der emigrirt war, mit Beschlag zu belegen. Wäre Toulan in Paris gewesen, so würde er natürlich für die Hinrichtung des Königs gestimmt haben. Er sagt das frei und offen Jedermann und Jedermann glaubt es ihm, denn Toulan ist ein ganz unverdächtiger Republikaner, er gehört zu den Sansculottes und sucht seinen Stolz darin, nicht besser gekleidet zu sein, als der geringste Bürger. Er gehört zu den Freunden Marats, der Schuster Simon freut sich alle Mal, wenn der Municipalbeamte Toulan die Wache im Temple hat, denn Toulan ist so ein jovialer, lustiger Mensch, er kann so allerliebste Scherze machen, so herzlich lachen über die Scherze Anderer. Man amüsirt sich so gut, wenn Toulan da ist, und am größten ist der Spaß, wenn zugleich mit ihm sein Freund, der Municipalbeamte Lepitre, den Wachtdienst im Temple hat. Dann machen die Beiden so allerliebste Späße, führen sogar kleine Komödien auf, die so lustig sind, daß Simon laut lachen muß, und daß selbst der Kerkermeister Tison und seine Frau den Wachtdienst vergessen, und die Glasthüre, durch welche sie die Königin und ihre Familie beobachten, verlassen um bei der Komödie als Zuschauer gegenwärtig zu sein.

„Es sind Festtage, wenn Ihr Beide im Temple seid," sagt Simon, „und Ihr könnt's mir daher nicht verdenken, wenn ich Euch gern hier haben mag, und Euch sehr oft für den Dienst vorschlage."

„Wir verdenken Dir's auch nicht," sagt Toulan. „Vielmehr wir freuen uns, wenn wir mit Dir, unserm allerbesten und fidelsten Bruder, zusammen sein können."

„Und dann," fügt Lepitre hinzu, „dann ist es so angenehm, die stolze Wölfin und ihre Jungen zu sehen, und sie ein Wenig zu demüthigen. Wahrhaftig, diese Leute haben uns, da sie noch in den Tuilerien wohnten, oft genug mit hochnasigen Mienen angesehen, und so gethan, als wären wir nur Staub, den man aus ihrer erhabenen Nähe wegblasen müßte. Es ist wohl Zeit, daß man sie auch ein Wenig fühlen lasse, daß sie für uns nur Staub sind."

„Ja wohl," bestätigte Toulan, „es ist die höchste Zeit, daß man sie's fühlen lasse.

„Und Ihr Beide versteht Euch prächtig darauf," sagt Simon lachend. „Ich seh's der Königin an, daß sie sich alle Mal ärgert, wenn Ihr den Dienst habt, und das freut mich, und darum habe ich's doppelt gerne, wenn Ihr hier seid."

„Ich habe mir heute einen Spaß ausgedacht!" sagte Toulan. „Ich will der Wittwe Capet das Rauchen lehren. Du weißt, Bruder Simon, die Wölfin giebt sich immer den Anschein, als könne sie den Tabacksgeruch nicht vertragen. Sie soll's lernen. Ich werde ihr heute eine Papier-Cigarrette überreichen, und ihr sagen, wenn sie wünsche, daß wir nicht rauchen sollten, so müßte sie heute eine Cigarre mit uns rauchen."

„Ein allerliebster Spaß," lachte Simon.

„Aber ich finde noch Eins dabei zu bedenken," sagte Lepitre nachdenklich. „Die Wittwe Capet wär's im Stande und rauchte, wenn wir ihr sagen, daß wir dafür nachher niemals mehr rauchten. Aber wir werden doch natürlich nicht Wort halten."

„Was? Du sagst, wir werden nicht Wort halten?" rief Toulon verwundert. „Wir sind Republikaner, mehr als das, wir sind Sansculottes, und sollten nicht Wort halten? Sollten nicht besser sein, wie die verfluchte verlogene Aristokratenbande, die dem Volk niemals Wort gehalten hat? Bruder Bürger, wie kannst Du uns und Dich selber nur so sehr beleidigen. Frage unsern edlen Freund und Bruder Simon, ob er der Meinung ist, daß ein freier Mann nicht sein Wort halten muß, selbst wenn er es nur einem gefangenen Weibe gegeben hat?"

„Ich bin der Meinung," sagte Simon würdevoll. „Ich habe dem König in meinen Gedanken geschworen, daß er seinen Kopf verlieren soll, und ich hab' Wort gehalten. Ich hab's der Wölfin versprochen, daß sie hingerichtet werden soll, und ich hoffe, daß ich auch dies Versprechen erfüllen werde. Wenn ich ihr im Bösen Wort halte, muß ich auch ihr im Guten Wort halten! Wenn ein Republikaner etwas verspricht, muß er es halten."

„Richtig, Simon, Du bist ein edler und ein weiser Mann. Also es bleibt dabei, die Königin soll rauchen, aber wir werden dann, wenn wir den Spaß gehabt haben, nicht mehr rauchen."

„Ich werde einen Anschlag an die Thür machen, daß das Rauchen im Vorzimmer der Wölfin verboten ist!"

„Richtig, das ist gut," rief Toulan. „Das ist ganz meines edelmüthigen Bruders würdig."

„Laß uns jetzt hinaufgehen," sagte Simon. „Die beiden andern Beamten sind schon oben, und sie werden sich sehr wundern, daß Ihr so spät kommt, aber es schwatzt sich so gut mit Euch. Kommt nun, laßt uns hinauf gehen. Ich werd' da bleiben, um den Spaß mit anzusehen. Aber hört, noch etwas Neues! Man hat darauf angetragen, daß nicht so viele Beamte zur Bewachung der Capets nöthig wären, und daß es uns den Anschein gäbe, als wenn die große Republik sich vor diesen heulenden Weibern und dem kleinen Affen, dem kleinen Capet, fürchten könnte, den die verrückten Royalisten jetzt den König Ludwig den Siebzehnten nennen. Es ist wahrscheinlich, daß man den Wachtdienst auf zwei Beamte beschränken wird."

Der Pöbel in den Tuilerien.

„Sehr gut," sagte Toulan beifällig. „Wozu auch so viele andere Männer langweilen und zur Unthätigkeit verdammen! Man ist doch nicht immer aufgelegt zum Spaßen, und dann ist es unangenehm, immer diese larmoyanten Gesichter zu sehen!"

„Also nur zwei Beamte," sagte Lepitre. „Aber das scheint mir doch sehr wenig, denn wenn es nun der Capet gelänge, die beiden Beamten zu bestechen, und sie ließen sich von ihr verführen, daß sie ihr zur Flucht behilflich wären?"

„Unmöglich," rief Simon lachend. „Mich wird sie niemals verführen, und so lange ich meine Augen noch offen halte, wird die Oesterreicherin und ihre Brut nicht entfliehen. Kein Mensch kann die Treppe herunter kommen, ohne daß ich's nicht höre und sehe. Denn Ihr wißt, ich wohne neben der Treppe, und die Thüre zu meiner Wohnung ist immer auf, und ich bin immer da! Und dann ist da noch der Schließer Ricard, der die Thüre, die auf den Hof führt, wie ein Cerberus bewacht, ferner die Schildwachen neben den drei Thüren, die von dem innern Hof hinaus führen in den äußern, und dann die vier Schildwachen neben den beiden Thüren, die von dem äußern Hof hinaus führen auf die Straße. Nein, nein, meine Lieben wenn die Wölfin entfliehen will, so muß sie ein Zaubermittel haben, um sich Flügel wachsen zu lassen, und durch die Luft zu entfliehen, denn anders ist's unmöglich!"

„Das ist schön, das freut mich," sagte Toulan, die Treppe hinauf springend.

„Und ich bin auch beruhigt," sagte Lepitre. „Meinetwegen mögen nun nur zwei Beamte sie bewachen, denn ich weiß nun, sie kann doch nicht entfliehen. Simon wacht, und die Wölfin kann sich nicht in einen Adler verwandeln."

„Sehr gut gesagt," lachte Simon. „So! Da sind wir vor der Thüre! Laßt uns eintreten. Der Spaß geht los."

Er stieß geräuschvoll die Thüre auf, und trat mit den beiden Männern in das Vorzimmer ein. Zwei Municipalbeamte saßen in der Mitte des Zimmers an dem Tisch, und waren eifrig mit einem Kartenspiel beschäftigt. Durch die offene Thür schaute man in das Wohnzimmer der Familie Capet.

Die Königin in ihren düstern schwarzen Trauerkleidern, über dem ergrauten, in Locken herabfallenden Haar die schwarze Schneppenhaube, saß auf dem Divan hinter dem runden Tisch, und war damit beschäftigt, aus einem Buche, das sie in der Hand hielt, dem Dauphin eine Aufgabe zu dictiren. Der Prinz, schwarz gekleidet, mit einem breiten Flor um den Arm, saß auf einem Stuhl neben ihr. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Arbeit gerichtet, und er war sichtlich bemüht, so schön als möglich zu schreiben, denn er stöhnte förmlich vor Eifer, und ein glühendes Roth bedeckte seine Wangen.

Auf der andern Seite der Königin saß Madame Elisabeth, neben ihr die Prinzessin Maria Theresa, beide damit beschäftigt, einige Kleidungsstücke der Königin auszubessern.

Niemand von ihnen schien das laute Oeffnen der Thüre gehört zu haben, Niemand beachtete die Eintretenden, oder richtete nur einen Moment den Blick zu ihnen hin.

Aber Toulan wollte sich das nicht gefallen lassen, er begehrte durchaus, daß die Wölfin ihn bemerke. Er durcheilte daher mit dröhnendem Schritte das Vorgemach, trat in die Thür des Wohnzimmers, und auf der Schwelle desselben stehen bleibend, machte er eine tiefe ceremonielle Verbeugung, mit so komischer Armbewegung, daß Simon laut auflachen mußte.

„Madame," sagte Toulan, „ich habe die unaussprechliche Ehre, Ihre Gnaden zu grüßen."

„Er ist ein göttlicher Kerl, wahrhaftig, ein göttlicher Kerl," brüllte Simon, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

Lepitre war an's Fenster getreten, und hatte den Rücken dem Zimmer zugekehrt, er war vielleicht zu weichmüthig, den Spaß mit anzusehen. Niemand achtete auf ihn. Niemand sah, wie er aus seiner Rocktasche ein kleines Packet hervorzog, und es langsam und vorsichtig hinter den hölzernen Kasten gleiten ließ, der unter dem Fenster stand.

„Madame," rief Toulan mit lauter Stimme, „ich fürchte, Ew. Gnaden haben meinen Gruß nicht gehört."

Die Königin hob langsam ihre Augen empor, und wandte sie Demjenigen zu der in ehrerbietiger Haltung auf der Schwelle stand.

„Ich habe ihn gehört," sagte sie kalt. „Schreibe weiter, mein Sohn."

Und sie fuhr in dem Satz fort, den sie eben angefangen hatte zu dictiren.

„Ich bin so glücklich, von Madame Veto gehört zu sein, daß ich darüber ein kleines Freudenfeuer anzünden muß," sagte Toulan, indem er eine Cigarre aus seiner Brusttasche hervorzog. „Ihr seht, meine Freunde, ich bin ein feiner Hofmann, obwohl ich die Ehre habe, ein Sansculotte zu sein. Ich rauche im Beisein von schönen Damen immer nur Cigarren. He, Bürger, ein wenig Feuer für meine Cigarre!"

Einer der Beamten hielt ihm schweigend seine lange Pfeife hin, und Toulan zündete seine Cigarre an, stellte sich wieder auf die Schwelle und blies große Rauchwolken in das Zimmer hinein.

Die Damen saßen immer noch ruhig da, ohne auf Toulan zu achten. Die Königin dictirte, und der Dauphin schrieb. Nur unterbrach Marie Antoinette sich zuweilen, weil sie husten mußte, und weil der Rauch ihre Augen thränen machte.

Monsieur Toulan hatte jede ihrer Bewegungen mit lächelnder Aufmerksamkeit verfolgt. „Madame scheint

an meinem Freudenfeuer keinen Gefallen zu finden?" fragte er. „Madame rauchen nicht?"

Die Königin antwortete nicht, und dictirte ruhig weiter.

„Madame," rief Toulan laut lachend, „ich möchte mit Ihnen eine Friedenspfeife rauchen, wie unsere braunen Brüder in dem glücklichen freien Amerika das nennen. Madame, ich bitte, daß Sie mir die Ehre erzeigen, eine Friedenspfeife mit mir zu rauchen."

Ein Blitz leuchtete in den Augen, welche die Königin jetzt auf Toulan heftete. „Sie sind ein Unverschämter," sagte sie.

„Höre, Bürger," schrie Simon. „Ich finde, daß sie Dich beleidigt!"

„Im Gegentheil, sie entzückt mich," rief Toulan. „Denn Ihr werdet gestehen, daß es lustig sein wird, wenn sie nun doch raucht, und ich sage Euch, sie wird rauchen!"

Er that einige Schritte hinein in das Gemach, und verneigte sich nochmals.

„Er versteht die Hofmanieren, als wär' er selbst so'n schuftiger Hofherr gewesen," lachte Simon. „Es ist ein wundervoller Spaß."

Die beiden Prinzessinnen waren bei dem Eintreten Toulan's aufgestanden, und legten ihre Handarbeit bei Seite. Ein Knäuel von weißer Baumwolle fiel dabei von ihrem Schooß zur Erde und rollte durch das Zimmer zu Toulan hin.

Er hob ihn auf, und verbeugte sich vor den Prinzessinnen. „Darf ich diesen kleinen Erdball als ein Angedenken betrachten, welches die lieblichsten Bürgerinnen von Frankreich mir spenden? Oh ja, ich sehe es an Ihrem schalkhaften Lächeln, daß ich es darf, und ich danke," sagte Toulan, indem er den runden Knäuel an seine Lippen drückte, und ihn dann in seine Brusttasche schob.

„Er spielt so prächtig, wie die Kerls draußen im Marionettentheater die Tyrannenkomödien," lachte Simon.

„Begebt Euch in unser Schlafzimmer," sagte Marie Antoinette, den Prinzessinnen zugewandt. „Es ist genug, wenn ich diese Unwürdigkeiten ertrage. Geh', mein Sohn, begleite Deine Tante!"

Der Dauphin stand auf, drückte einen Kuß auf die Hand seiner Mutter und folgte dann den beiden Prinzessinnen, die sich in das anstoßende Gemach begaben.

„Liebe Tante," flüsterte der Dauphin, „ist dieser böse Mann der gute Freund, der —"

„Still," unterbrach ihn Madame Elisabeth, „still, die Tison horcht."

In der That sah man durch die Glasthür, welche von diesem Schlafzimmer auf den kleinen Corridor führte, die Frau Tison, welche an der Thüre stand, und mit scharfen, lauernden Blicken in das Gemach hineinspähete.

Toulan hatte, nachdem die Prinzessinnen das Zimmer verlassen, sich der Königin noch mehr genähert, und indem er eine Cigarre aus seiner Brusttasche hervorzog, reichte er dieselbe der Königin dar.

„Nehmen Sie, Madame," sagte er, „und erzeigen Sie mir die Ehre, mit mir ein Duett zu rauchen."

„Ich rauche nicht, mein Herr," erwiderte Marie Antoinette kalt und ruhig. „Ich bitte sich in das Vorzimmer zu begeben. Der Convent hat nicht befohlen, wie ich glaube, daß die Herren Municipal-Beamten in meinem Wohnzimmer verweilen."

„Der Convent hat es nicht befohlen, aber auch nicht verboten," sagte Toulan. „Ich bleibe also!"

Er nahm sich einen Stuhl, setzte sich mitten im Zimmer nieder und dampfte große Rauchwolken, die Simon mit unaussprechlichem Entzücken erfüllten, während sie Marie Antoinette zu lauterem Husten reizten.

„Madame Capet, Sie würden den Rauch weniger empfinden, wenn Sie rauchten. Ich bitte Sie daher, nehmen Sie diese Cigarre."

Die Königin wiederholte ruhig: „Ich rauche nicht!"

„Sie irren Sich, Madame, Sie rauchen doch," sagte Toulan.

„Seht den Farceur," lachte Simon, „das ist allerliebst."

„Ich werde es Ihnen sogleich beweisen, daß Sie rauchen," fuhr Toulan fort. „Madame, wenn Sie mir die Ehre erzeigen, und mit mir ein Duett rauchen, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort als Republikaner und als Sansculotte, daß weder ich, noch meine Brüder jemals wieder hier rauchen werden."

„Ich glaube Ihnen nicht," sagte die Königin kopfschüttelnd.

„Sie glauben mir nicht? Würden Sie es glauben, wenn der Bürger Simon es Ihnen wiederholte?"

„Ja," sagte die Königin, die großen traurigen Augen auf Simon heftend, „wenn der Bürger Simon es bestätigte, würde ich es glauben, denn es ist ein zuverlässiger Mann, der, wie ich glaube, niemals sein Wort bricht."

„Oh, sehr nur, wie gut die Oesterreicherin unsern braven Bürger Simon kennt," rief Lepitre.

„Ja, wahrlich, es scheint so," sagte Simon, der sich wider seinen Willen von dem ertheilten Lobe geschmeichelt fühlte. „Nun, ich gebe der Wittwe Capet mein Wort als Republikaner und Sansculotte, das hier in diesem Vorzimmer niemals mehr geraucht werden soll, wenn die Wittwe Capet jetzt meinem Freunde Toulan den Gefallen thut, und eine Friedenspfeife mit ihm raucht."

„Ich glaube Ihrem Wort," sagte die Königin mit einem leichten Neigen ihres Hauptes, und indem sie sich dann an Toulan wandte, fuhr sie fort; „mein Herr, —"

„Es giebt hier keine Herren, nur Bürger," unterbrach sie der Schuster.

„Bürger Toulan," verbesserte sich die Königin. „Geben Sie mir die Cigarre, ich sehe wohl, daß ich mich geirrt habe, ich rauche!"

Simon schrie laut auf vor Entzückrn, und fand den Spaß göttlich, und lachte unmäßig, als Toulan jetzt, wie im Marionettentheater in den Tyrannenkomödien sich vor der Königin auf ein Knie niederließ, und der Königin die Cigarre darreichte.

Freilich sah er nicht den flehenden Blick, den Toulan auf Marie Antoinette heftete, sah nicht die Thränen, die in seinen Augen standen, und hörte auch nicht, wie sie während Simon's schallendem Gelächter leise sagte: „Ich danke, mein Getreuer!"

„Genügt es, wenn ich die Cigarre in den Mund nehme?" fragte die Königin laut. „Oder muß sie brennen?"

„Gewiß muß sie brennen," schrie Simon. „Zünde ihr doch die Cigarre an, Bürger Toulan."

Toulan zog aus seiner Tasche ein Stückchen Papier hervor, faltete es zu einem Fidibus zusammen, zündete es an und reichte es der Königin dar. Dann, als das leichte Papier der Cigarre anfing zu glimmen, schlug er den Fidibus aus und warf ihn achtlos auf den Tisch.

Die Königin schob die kleine dampfende Cigarette in den Mund. „Bravo, bravo," brüllten und lachten die Municipalbeamten und der Schuster Simon. „Bravo, der Bürger Toulan ist ein Tausendsasa. Er hat der Wittwe Capet das Rauchen gelehrt!"

„Ich sagte es ja, daß ich es wollte," sagte Toulan stolz. „Die Wittwe Capet hat sich unserm Willen fügen müssen, und damit ist es genug. Sie haben nicht nöthig fortzufahren, Madame. Sie haben unsere Macht gefühlt, und das ist gut. Nicht wahr, Simon, es ist genug? Sie braucht nicht mehr zu rauchen, und wir rauchen auch nicht mehr."

„Nein, sie braucht nicht mehr zu rauchen, und es wird niemals mehr in diesem Vorzimmer geraucht."

Die Königin nahm die Papier-Cigarre aus ihrem Munde, drückte die glühenden Funken aus und legte die Cigarrette in ihr Arbeitskörbchen.

„Bürger Toulan," sagte sie, „ich werde diese Cigarre zum Angedenken an diese Stunde aufbewahren, und wenn Sie jemals wieder hier rauchen wollen, so zeige ich sie Ihnen."

„Ich glaube gar, die Oesterreicherin unterstehet sich, an dem Wort eines Sansculotten zu zweifeln?" schrie Simon.

„Gleichviel, Simon," sagte Toulan, indem er in das Vorzimmer zurücktrat, „wir werden sie lehren, daß Sie unserm Wort vertrauen muß. Du siehst ja, ich bin ein guter Lehrmeister."

„Ein vortrefflicher Lehrmeister," rief Simon. „Ich mache Dir mein Compliment, Bürger. Aber wenn Du jetzt nichts dawider hast, so spielen wir ein Bischen Karten mit den Bürgern hier."

„Ja, spielen wir," sagte Toulan. „Ich hoffe doch, Ihr habt von den neuen Karten, auf denen es keine Könige und keine Königinnen mehr giebt? Denn das sage ich Euch, mit solchen infamen Karten spiele ich nicht."

„Ich auch nicht," bestätigte Lepitre. „Es treibt mir die Galle in's Blut, wenn ich auf den Kartenblättern die gekrönten Dummköpfe ansehen muß."

„Sind das ein paar Republikaner," rief Simon bewunderungsvoll. „Wahrhaftig, von Euch kann man lernen, wie ein richtiger Sansculotte sein muß."

„Aber, Ihr könnt Euch beruhigen, Brüder," sagte einer der Municipalbeamten. „Wir haben keine Tyrannenkarten, sondern von den richtigen neuen Karten der Republik. Seht da, statt des Königs ist hier ein Sansculotte, statt der Strickerin * und statt des Valets haben wir hier einen Schweizersoldaten, denn die Schweizersoldaten waren ja die Buben des alten Königthums." †

„Nun gut, so spielen wir denn," rief Toulan fröhlich. Sie nahmen nun Alle um den Tisch Platz, während die Königin ruhig auf ihrem Platze blieb, und die Handarbeit aufnahm, mit welcher die Prinzessinnen vorher beschäftigt gewesen.

Nach einiger Zeit, da der Faden, mit welchem sie genähet hatte, zu Ende war, hob Marie Antoinette den Blick empor, und wandte ihn den Männern zu, welche ihre Pfeifen bei Seite gelegt hatten, und eifrig mit ihrem Kartenspiel beschäftigt waren. Die Miene der Königin war jetzt nicht mehr so ruhig und strenge als vorher, und als sie dann sprach, war ein leises Zittern in ihrer Stimme bemerkbar.

„Bürger Toulan," sagte sie, „ich bitte Euch, mir den Seidenknäuel wieder zu geben. Ich habe keine Faden mehr, und dieses Kleid ist schadhaft, ich muß es ausbessern."

Toulan wandte sich mit einer unwilligen Geberde zu ihr um. „Sie stören mich, Madame, und ich verliere ohnedies in einem fort! Was sagen Sie?"

* Die Hallenweiber und Höferinnen hatten neben der Guillotine auf der Zuschauertribüne das Vorrecht, die ersten Bänke einzunehmen. Da saßen sie während der Hinrichtungen, mit langen Strickzeugen, an denen sie eifrig arbeiteten, während sie dem blutigen Schauspiel zusahen. Jedesmal, wenn ein Kopf fiel und in den unterhalb des Schaffots aufgestellten Korb hinunterfiel, machten die Weiber in ihrem Strickzeug ein Zeichen, und so waren denn ihre Strümpfe ein Kalender, in welchem sie die Zahl der Hingerichteten anmerkten. Man nannte von dieser Beschäftigung die Hallenweiber „die Strickerinnen."

† Historisch. Siehe: Mémoires de la Marquise de Crequi. Vol. III.

„Ich bat Sie, Bürger Toulan, mir den Seidenknäuel wieder zu geben, weil ich sonst nicht arbeiten kann.“

„Ach, den Seidenknäuel, den mir die jungen Bürgerinnen Capet vorher geschenkt haben? Sie wollen mir also dies Angedenken an die hübschen Mädchen nicht lassen?“

„Ich muß dies Kleid ausbessern,“ erwiderte die Königin sanft.

„Nun, meinetwegen,“ brummte Toulan, indem er aufstand. „Wartet einen Augenblick, Brüder, ich will ihr nur den Knäuel wieder bringen!“

„Wozu deshalb aufstehen,“ sagte Simon. „Du kannst ihr den Knäuel ja von hier aus hinwerfen.“

„Oder wie'n Kegel hinschieben,“ fügte Lepitre hinzu.

„Ja, das ist ein schöner Gedanke,“ rief Toulan. „Ich werde ein kleines Kegelspiel entriren. Oh ich verstehe mich sehr wohl darauf, und kann sehr gut spielen. Gebt einmal Achtung! Ich will'n Hauptwurf thun, und meine Kugel soll zwischen den vier Füßen des Tisches mitten hindurch rollen und den Fuß der Königin treffen.“

„Es giebt keine Königin!“ sagte Lepitre heftig.

„Ich rede ja vom Kegelspiel, Bürger Lepitre, thu' mir den Gefallen, und sei kein Esel! Also paßt einmal auf, grade in der Mitte durch den Tisch muß sie hinrollen, und ich will meine Kugel werfen, ohne aufzustehen!“

„Na, das wollen wir einmal sehen,“ rief Simon.

„Ja das wollen wir einmal sehen,“ bestätigten die Municipalbeamten, und Alle legten die Karten nieder.

Toulan zog jetzt aus seiner Brusttasche einen schwarzen Seidenknäuel hervor, und zählte: „Eins! Zwei! Drei!“

Dann warf er mit einem geschickten Griff denselben auf den Fußboden. Mit aufmerksamen Blicken und lachenden Mienen folgten Alle der seltsamen Kugel, die über den gewächseten Fußboden dahin rollte, und wirklich genau die von Toulan vorgeschriebene Bahn einhielt.

„Bravo! Bravo!“ schrieen und lachten die Bürger, als der schwarze Knäuel jetzt den Fuß der Königin berührte, die sich langsam niederbeugte, und ihn aufhob.

„Der Toulan ist ein Allerweltskerl,“ rief Simon, vergnügt auf den Tisch schlagend. „Aber ich weiß nicht, der Knäuel kam mir jetzt auf einmal viel größer vor, als vorher.“

„Kann sein,“ erwiderte Toulan emphatisch. „Es wächst und vergrößert sich Alles, was ein richtiger und wahrhaftiger Sansculotte an sein Herz nimmt!“

„Sehr gut gesagt,“ bemerkte Lepitre. „Aber hört mal, ich will Euch einen Vorschlag thun! Ich muß Euch nämlich sagen, daß es mir sehr schwer wird, ohne meine Pfeife Karten zu spielen.“

„Mir auch,“ seufzte Toulan.

„Uns Allen,“ sagten die andern beiden Beamten.

„Aber Wort müssen wir halten,“ rief Simon, „sonst denkt die Wölfin, wir Republikaner sind nicht besser, als wie die Aristokraten es waren!“

„Ja, Wort müssen wir halten,“ sagte Lepitre, „und darum wollte ich Euch den Vorschlag machen, daß wir hier hinaus gehen und uns auf dem Vorplatz etabliren. Wir können ja den Tisch dicht an die Thür draußen hinsetzen. Dann sind wir gewiß sicher, daß Niemand hinausschlüpfen kann. Was meinst Du, Bruder Simon?“

„Ich sage, daß das ein sehr guter Vorschlag ist, und daß wir ihn sogleich ausführen wollen. Kommt Freunde, laßt uns den Tisch anfassen und hinaus tragen. Wenn die Hunde draußen lauern, kriecht der Dachs nicht aus dem Bau. Kommt, draußen ist es angenehmer zum Kartenspiel, und wir drängen uns nicht um die Ehre, die Wittwe Capet immer anzusehen. Wir sind zufrieden, wenn wir sie nicht sehen! Na, es wird ja hoffentlich auch ein Ende nehmen mit diesem unausstehlichen Dienst, und die Wittwe Capet wird bald dahin gehen, wohin ihr Ludwig Capet vorangegangen ist!“

„Oder,“ rief Toulan lachend, „oder sie muß sich in einen Adler verwandeln und aus dem Fenster fliegen! Na, komm, Bruder, ich sehne mich nach meiner Pfeife! Laßt uns den Tisch auf den Vorplatz hinaustragen!

Simon riß die Thür auf, die hinaus führte, die Municipalbeamten hoben den Tisch auf, Toulan und Lepitre nahmen die hölzernen Schemel, um sie hinauszutragen. Einen raschen Blick warfen sie in das Zimmer der Königin, deren Augen ihnen zugewandt waren. Eine rasche Handbewegung Lepitre's deutete auf die Bank unter dem Fenster, eine Bewegung von Toulan's Lippen sagte: „Morgen,“ dann wandten sich Beide ab, gingen mit ihren Schemeln hinaus auf den Vorplatz, und schlossen die Thüre.

Die Königin hielt den Athem an, und horchte. Sie hörte, wie man draußen die Stühle schob, den Tisch polternd gegen die Thüre setzte, und wie Simon sagte: „So, jetzt haben wir ein hölzernes Riesenschloß vor die Thür gelegt. Jetzt laßt uns spielen und rauchen!“

Die Königin sprang auf. „Gott segne meinen Getreuen!“ flüsterte sie, „ja, Gott segne ihn!“

Nun ging sie hastig in das Vorzimmer, hin nach der Bank unter dem Fenster, schob ihre Hand hinter dieselbe, nahm das Packet, welches Lepitre dahinter versteckt hatte, und mit einem scheuen, ängstlichen Blick nach der Außenthür schlüpfte sie wieder in ihr Zimmer zurück.

Hier entfaltete sie das Packet. Es bestand aus einem schmutzigen Knabenanzug, in welchen eine alte Perrücke, und ein alter Filzhut eingewickelt war.

Die Königin betrachtete das Alles mit staunender Aufmerksamkeit, dann, nachdem sie noch einen langen, spähenden Blick durch das Gemach geworfen, eilte sie zu dem Divan hin, schlug den, vorher schon gelösten Ueberzug des Sitzes zurück, verbarg die Sachen unter demselben, und war dann bemüht, den Ueberzug wieder zu glätten.

Nun eilte sie nach der Thüre des Schlafgemaches, und wollte sie hastig öffnen. Aber auf einmal besann sie sich. Ihr Gesicht war zu erregt, ihre Stimme konnte sie verrathen. Die Tison lauerte sicherlich hinter der Glasthüre und ihr konnte das auffallen!

Marie Antoinette nahm wieder ihre gewöhnliche düstere Miene an, öffnete langsam die Thür, und trat still und ernst in das Schlafgemach. Ihre großen Augen, deren helles Leuchten längst von ihren Thränen ausgelöscht war, glitten langsam durch das Zimmer, verweilten einen Moment auf der Glasthür, sahen hinter derselben das lauernde Gesicht der Tison, und wandten sich dann den Prinzessinnen zu, die mit dem Dauphin auf dem kleinen Eckdivan saßen.

„Mama," rief der Dauphin, „sind die bösen Männer fort?"

„Nenne sie nicht so, mein Kind," erwiderte Marie Antoinette sanft. „Diese Männer thun nur, was Andere ihnen befohlen haben."

„Dann sind diese Andern böse, Maman," sagte der Knabe lebhaft. „Oh ja, sehr böse, denn sie machen meine liebe Mama Königin so viel weinen!"

„Ich weine nicht um sie, mein Kind. Ich weine, weil Dein Vater nicht mehr bei uns ist. Denke auch Du an Deinen Vater, mein Sohn und vergiß es niemals, daß er uns befohlen hat, wir sollten seinen und unsern Feinden vergeben."

„Und uns niemals an ihnen rächen," fügte der Knabe mit altklugem, ernstem Gesicht hinzu, indem er die Hände faltete. „Ja, ich habe es meinem lieben Papa geschworen und ich werde Wort halten. Ich werde uns niemals an unsern Feinden rächen!"

„Meine Schwester," sagte die Königin nach einer Pause, „ich wollte Dich bitten, mir ein wenig bei der Arbeit zu helfen. Du verstehst das Ausbessern und ich will es von Dir lernen. Ich bitte Dich also komm."

„Und wir, Maman?" fragte der Dauphin. „Dürfen wir hier bleiben? Therese hat versprochen, mir eine hübsche Geschichte zu erzählen, wenn ich meine Rechenexempel richtig gerechnet hätte, und ich habe es gethan."

„So mag sie Dir jetzt die Geschichte erzählen. Wir wollen die Thüre offen lassen, damit wir Euch sehen können, denn Ihr wißt es wohl, meine Kinder, Ihr seid für Eure Tante und für mich der einzige Trost! Komm, meine Schwester!"

Sie wandte sich langsam um und gefolgt von Madame Elisabeth kehrte sie in das Wohnzimmer zurück.

„Mein Gott, was ist das?" fragte die Prinzessin verwundert, als sie das Vorzimmer leer sah. „Niemand hier, und die Thüre geschlossen?"

„Alles sein Werk, Elisabeth, Alles das Werk dieses edlen, getreuen Toulan. Eine ganze Komödie hat er gespielt, um die Leute hier fortzubringen, um sie schwören zu lassen, daß sie nicht mehr hier im Vorzimmer rauchen wollten! Oh, ich werde ihm niemals vergelten können, was er mit Aufopferung und Lebensgefahr für uns thut."

„Wir werden Morgens und Abends für ihn beten," sagte die fromme Prinzessin Elisabeth. „Aber sage mir jetzt, Schwester, hat Toulan unsern Knäuel behalten?"

„Ja, Schwester, und es ist ihm gelungen, mir dafür einen anderen zu geben. Hier ist er! Wir wollen ihn diese Nacht, wenn unsere Wächter schlafen, abwickeln, und sehen, was er enthält. Aber hier sind noch andere wichtige Dinge, die wir sogleich untersuchen müssen. Hier, diesen angebrannten Fidibus, und diese Cigarre. Laßt uns bedacht sein, daß uns Niemand überrascht."

Sie traten wieder auf die Schwelle des Schlafgemaches. „Hört Ihr mich, meine Kinder? Nickt nur mit dem Kopfe, wenn Ihr mich gehört habt! Gut! Wenn die Tison hier eintritt, so sprecht laut, und nennt sie bei Namen, damit wir es hören!"

„Und nun, Schwester," fuhr sie fort, wieder zu dem Tisch tretend, „nun laß uns sehen, was Toulan uns geschickt! Zuerst den Fidibus!"

Sie faltete das Papier, das an einer Seite schwarz gebrannt in zackigen Fetzen war, auseinander.

„Ein Brief von Herrn von Jarjayes," sagte sie, und dann mit leiser, hastiger Stimme las sie: „Ich habe den edlen Boten gesprochen, den Sie mir mit einem Briefe sandten. Er hat mir seinen Plan mitgetheilt, ich billige ihn vollkommen, und bin bereit, für Diejenigen, denen mein Leben, mein Gut und Blut gehört, und die niemals an meiner Treue zweifeln dürfen, Alles zu unternehmen, was von mir gefordert wird. Der „Getreue" wird morgen alles Nöthige bringen und besprechen. J." — „Und jetzt die Cigarre," sagte die Königin, indem sie dieselbe aus dem Korb nahm.

„Laß uns vorher das Papier zerreißen, Schwester," warnte die Prinzessin.

„Nein, nein, die Tison würde die Papierstücken finden und Verdacht schöpfen. Ich werde das Papier jetzt in meine Kleidertasche stecken, und heute Abend, wenn wir Licht haben, verbrennen wir es. Rasch jetzt die Cigarre!"

„Eine Papiercigarre," sagte Elisabeth.

„Ja, und sieh nur, auf dem äußern Papier steht: Vorsichtig aufrollen!"

Und mit äußerster Behutsamkeit rollte Marie Antoinette jetzt das dünne Deckblatt auf. Unter demselben war ein anderes, fein beschriebenes Blatt sichtbar, und die Königin entfaltete nun auch dies.

„Was ist es?“ fragte Elisabeth ungeduldig.

„Sieh,“ sagte Marie Antoinette mit einem blassen Lächeln, „da steht es geschrieben: „Plan zur Flucht der königlichen Familie. Auswendig zu lernen und dann zu verbrennen.“ Oh, meine Schwester, glaubst Du denn, daß für uns eine Flucht noch möglich ist?“

In diesem Augenblick hörte man draußen den Schuster Simon mit brüllender Stimme singen:

Madame à sa tour monte
Ne sait quand descendra,
Madame Veto la dansera.

Die Königin schauderte und Madame Elisabeth faltete ihre Hände zu einem stillen Gebet.

„Du hörst es, meine Schwester,“ sagte die Königin, „der furchtbare Sansculotte gibt die Antwort auf die Frage einer Königin! Gleichviel, wir müssen, so lange noch ein Athemzug in uns ist, es versuchen, das Leben des Königs Ludwigs des Siebenzehnten zu retten! Komm, meine Schwester, wir wollen diesen Plan zur Flucht, den der getreue Toulan entworfen hat, jetzt lesen!“

22.

Der Plan zur Flucht.

Marie Antoinette und Madame Elisabeth horchten noch einmal nach der Thüre hin, und da Simon eben einen neuen Vers von seinem Spottlied zu singen begann, rollten sie vorsichtig das Papier auseinander, und breiteten es auf dem Tische vor sich aus.

„Lies Du es mir vor, meine Schwester,“ sagte die Königin. „Meine Augen sind trübe, und schmerzen so sehr, und dann imprimiren sich mir auch die Worte besser, wenn ich sie höre, als wenn ich sie lese. Ich bitte Dich also, lies!“

Mit leiser flüsternder Stimme las die Prinzessin nun: „Plan zur Flucht. Die Königin und die Prinzessin Elisabeth müssen Männerkleider anlegen. Die nöthigen Kleidungsstücke sind jetzt sämmtlich in ihrem Besitz, denn T. u. L. haben sie den Damen seit einigen Tagen schon zugesteckt, und sie sind in den Polstern und Matratzen verborgen worden. Ferner hat die Königin heute erhalten: einen schmutzigen, zerrissenen Knabenanzug, eine Perrücke, und ein paar beschmutzte Kinderschuhe. Diese Kleidungsstücke sind für den Dauphin und Madame Royal bestimmt, und wenn die Königin die Sachen betrachtet, so wird sie finden, daß dieselben genaue Copien derjenigen Kleidungsstücke sind, in welchen die beiden Kinder erscheinen, welche den Laternenanzünder immer in den Thurm begleiten, und ihm beim Anzünden der Lampen behülflich sind. Dies sind die nöthigen Vorbereitungen, worauf der Fluchtplan basirt, und dieser selbst ist nun folgender: Morgen Abend um sechs Uhr werden die königlichen Kinder in dem kleinen Thürmchen neben dem Zimmer der Königin umgekleidet, und in die Kinder des Lampenanzünders umgewandelt. In diesem Kostüm verweilen sie in dem Thürmchen, wohin bekanntlich Tison und seine Frau niemals kommen, und die königlichen Kinder warten dort so lange, bis man ihnen das Zeichen giebt, und sie ruft. Toulan und Lepitre werden es so einrichten, daß sie morgen wieder die Wache im Thurme haben. Um drei viertel auf Sieben Uhr Abends wird Toulan der Frau Tison und ihrem Manne, welche beide leidenschaftliche Schnupfer sind, eine Prise Tabak anbieten, und sie werden sie, wie immer, begierig nehmen. Sie werden nach dem Genuß der Prise, die ganz aus gefärbtem Opium besteht, in einen schweren Schlaf fallen, der zum Mindesten sieben Stunden dauert, und während dieser sieben Srunden muß die Flucht sämmtlicher Mitglieder der königlichen Familie ausgeführt werden!“

„Halte einen Moment inne, meine Schwester,“ murmelte die Königin. „Mir schwirrt es vor den Augen, und mein Herz klopft so heftig und ungestüm, als ständen wir jetzt schon vor der Entscheidung und Ausführung des Planes. Es ist mir, als zeige sich mir plötzlich in der tiefen Schreckensnacht, welche uns umgiebt, der Schimmer eines Hoffnungsstrahles, und meine Augen sind wie geblendet davon. Oh, meine Schwester, hältst Du es denn wirklich für möglich, daß daß wir diesem Orte der Qual entfliehen könnten?“

„Entfliehen werden wir ihm sicherlich, meine theure Schwester,“ erwiderte Elisabeth sanft, „aber in Gottes Willen liegt es, ob auch unser Körper, oder ob nur unsere Seelen ihm entfliehen können. Gelingt die Flucht nicht, so werden sie uns tödten, und dann werden unsere befreieten Seelen zu Gott aufschweben. Oh meine edle Königin und Schwester, laß uns beten, daß Gott uns Muth und Standhaftigkeit verleihe, auf ihn zu hoffen, und seinem Willen uns zu fügen.“

„Ja, meine Schwester, laß uns beten,“ seufzte die Königin, die Hände faltend, und ihr Haupt auf ihre Brust neigend. Dann nach einer Pause, in welcher man von außen her das brüllende Gelächter des Schusters Simon und seiner Genossen hörte, richtete die Königin sich wieder auf, und ihr Antlitz hatte jetzt wieder seinen gewohnten, ruhigen und ernsten Ausdruck angenommen.

„Ich bitte Dich, Elisabeth,“ sagte sie, „lies jetzt weiter. Laß uns die Fortsetzung des Planes hören.“

Madame Elisabeth nahm das Papier wieder zur Hand, und las mit flüsternder Stimme weiter: „Sobald Tison und seine Frau in Schlaf gesunken sind, werden die Königin und Madame Elisabeth ihre Verkleidung anlegen. Sie werden über die Männerkleider die Mäntel werfen, welche Toulan gestern gebracht hat,

und diese Mäntel werden über den Gang und Wuchs täuschen. Aber man muß bemüht sein, unter den Mänteln die dreifarbigen Schärpen der Commissaire, welche Lepitre gestern nebst den Eintrittskarten der Commissaire gebracht hat, etwas hervorblicken zu lassen, damit sie für Jedermann sichtbar sind. So angekleidet gehen die beiden Damen vor der Schildwache vorüber, zeigen ihr im Vorübergehen, indem sie mit Lepitre sprechen, die Karte, verlassen den Temple und begeben sich mit Lepitre nach der Rue de la Conderie, in welcher Herr von Jarjayes die Damen erwartet, um sie weiter zu geleiten."

„Aber meine Kinder," murmelte die Königin, „begleiten meine Kinder uns nicht? Oh, man soll nicht denken, daß ich den Ort der Verdammniß verlasse, während meine geliebten Kinder noch in demselben zurückbleiben müssen. Was soll mit meinen Kindern geschehen, Elisabeth?"

„Wir werden das gleich erfahren, meine Schwester. Erlaube nur, daß ich weiter lese." Um sieben Uhr, sobald die Wachen abgelöst sind, wird ein als Lampenanzünder verkleideter Mann, ein Freund und Vertrauter Toulan's, mit der blechernen Oelbüchse in der Hand, an der Pforte des Temple erscheinen, laut klopfen, und von der Schildwache fordern, daß man ihm seine beiden Kinder, welche heute statt seiner die Laternen besorgt hätten, heraus lassen möchte. Nun wird Toulan den Dauphin und Madame Royale in ihrer Verkleidung bringen, und indem er sie dem vermeintlichen Lampenanzünder übergiebt, wird er ihn lebhaft darüber schelten, daß er nicht selber die Laternen besorgt, sondern dies den beiden Kindern überlassen hat. — Dies ist der Plan, dessen Ausführung möglich und wahrscheinlich ist, wenn Alles genau befolgt wird. Man wird, bevor die Sache entdeckt wird, mindestens sieben Stunden Vorsprung haben, und die königliche Familie mit den vom Herrn von Jarjayes schon beschafften Pässen schon weit fort sein, bevor im Temple durch Tison ihre Flucht entdeckt wird. Die königliche Familie wird in einem sichern Hause, wohin Toulan sie führt, einfache bürgerliche Kleidung finden; ohne Aufsehen zu erregen, begleitet von Herrn von Jarjayes und Toulan, nach der Normandie gelangen, und in Dieppe liegt ein von einem englischen Freunde gemiethetes Packetboot bereit, auf dieses wird die königliche Familie sich begeben und je nach ihrem —"

„Guten Tag, Madame Tison," rief in dem Nebengemach der Dauphin mit lauter Stimme. „Guten Tag, meine liebe Madame Tison!"

Madame Elisabeth verbarg eilig das Papier in ihrem Busen, und Marie Antoinette hatte kaum noch Zeit, den Knäuel in ihrer Tasche zu verbergen, als die Tison auch schon auf der Schwelle der Thüre erschien, mit ihren scharfen Luchsaugen um sich schaute, und sie dann grüßend auf den beiden Frauen haften ließ.

Sie sah, daß Marie Antoinette nicht ihre gewohnte stolze Ruhe zeigte, und daß Elisabeth's bleiche Wangen ungewöhnlich geröthet waren.

„Es geht etwas vor, sie haben Etwas," sagte die Spionin zu sich selber. „Und was bedeutet es denn, daß die Commissaire heute nicht im Vorzimmer sind, und daß man die Weiber hier ganz unbeachtet ihre Kniffe und Pfiffe ausüben läßt?"

„Madame hat gelesen?" fragte die Tison, indem sie mit ihren Luchsaugen jeden einzelnen Gegenstand auf dem Tisch, vor welchem die Damen saßen, einer sorgfältigen Prüfung unterzog.

„Madame hat gelesen?" wiederholte sie noch einmal. „Ich hörte doch Papier knistern, und nun sehe ich doch kein Buch."

„Sie werden sich geirrt haben," erwiderte Madame Elisabeth, während die Königin ohne aufzublicken, mit ihrer Näherei sich beschäftigte. „Wir haben beide nicht gelesen, sondern genäht. Wenn wir aber gelesen hätten, wäre das ein Unrecht? Hat man etwa ein Gesetz erlassen, welches uns das Lesen untersagt?"

„Nein," erwiderte die Tison, „nein, ich wundere mich nur, daß man mit Papier knistert, und nachher keins da ist! Aber gleichviel! Die Damen haben natürlich das Recht zu lesen, und damit ist es gut!"

Und die Tison entfernte sich wieder, indem sie wie ein spürender Jagdhund ihren Kopf zur Rechten und zur Linken wendete, und nach allen Seiten hin lauerte und lauschte.

„Ich muß doch einmal sehen, was wir heute für Commissaire haben," sagte die Tison zu sich selbst, indem sie durch die kleine Seitenpforte und über den Corridor dahin schlüpfte. „Es sollte mich gar nicht wundern, wenn wieder Toulan und Lepitre dabei wären, denn jedesmal, wenn die Beiden—richtig," unterbrach sie sich selber, durch die Außenthür in das Vorzimmer hinein schauend, „richtig, sie sind es, Toulan und Lepitre! Ich muß doch einmal hören, was die Simon dazu sagt."

Sie schlüpfte eiligst jetzt die breite Treppe hinunter, und trat dann durch die stets geöffnete Thür in die Portierloge ein. Madame Simon, eine der wüthendsten „Strickerinnen," war erst vor kurzem heimgekehrt von dem Guillotinen-Platz, und saß auf ihrem Binsenstuhl, emsig an dem langen Baumwollenstrumpf, den sie in der Hand hielt, zählend.

„Wie viel Köpfe heute, Bürgerin?" fragte die Tison.

Die Bürgerin Simon schüttelte langsam ihr gewichtiges, mit einer weißen Strichhaube geschmücktes Haupt. „Es ist kaum der Mühe werth," sagte sie in düsterm Unwillen. „Die Maschine arbeitet schlecht, und die Richter werden nachlässig. Nur fünf Karren heute, und auf jedem nur sieben Personen."

„Was?" schrie die Tison. „Also heute im Ganzen nur fünfunddreißig Köpfe?"

„Ja, nur fünfunddreißig Köpfe," wiederholte die

Simon kopfschüttelnd. „Ich habe es eben in meinem Strumpf nachgesehen, es sind nicht mehr als fünfunddreißig umgekehrte Maschen darin, und jede umgekehrte Masche bedeutet einen Kopf. Und um solcher Kleinigkeit willen haben wir sechs Stunden in der Nässe und Kälte auf der Tribüne gesessen. Die Maschine arbeitet zu langsam, sage ich, viel zu langsam. Die Richter werden nachlässig und die Verurtheilung macht ihnen kein Vergnügen mehr."

„Man muß sie anfeuern," sagte die Tison mit einem grimmigen Blick. „Euer Mann muß einmal mit seinem Freunde, dem Bürger Marat sprechen, und ihm sagen, daß seine besten Freundinnen, die Strickerinnen, und vor allen Dingen die Bürgerin Simon, unzufrieden sind, und daß, wenn das so fortgeht, die Frauen in Wuth gerathen und alle Männer auf die Guillotine schleppen werden. Glaube mir, Bürgerin, das wird sie aufrütteln, denn sie haben Respect vor den Strickerinnen, und wenn sie den Teufel fürchten, so fürchten sie noch weit mehr seine stolze Großmutter, und jede von uns Damen der Halle und von uns Strickerinnen ist des Teufels Großmutter."

„Ja, sie haben Respect vor uns, und sie sollen ihn haben," sagte Madame Simon, indem sie die blanken Stricknadeln wieder in Bewegung setzte, und langsam an dem Strumpf weiter strickte. „Ich werde selber mit dem Bürger Marat sprechen, und glaubt mir nur, ich werde ihm einheizen, und wir werden dann ein besseres Schauspiel haben, und mehr Karren auf dem Guillotinenplatz sehen. Man muß nur immer die Augen gut offen halten, und die Verdächtigen und die Verbrecher denunciren."

„Ich habe meine Augen immer gut offen," rief die Tison mit einem rauhen Lachen, „und ich wittere die Verräther schon immer heraus, noch ehe sie etwas begangen haben. Da sind zum Beispiel die beiden Municipalbeamten Toulan und Lepitre. Traust Du ihnen, Bürgerin?"

„Ich traue ihnen ganz und gar nicht, und ich habe ihnen auch niemals getrauet," erwiderte die Simon würdevoll, indem sie ihre Stricknadeln in heftigere Bewegung setzte. „Man muß in dieser Zeit Niemandem trauen, und am wenigsten Denen, welche so oft darnach drängen, die Wache bei der Oesterreicherin zu haben. Denn ein richtiger Republikaner verabscheut das Aristokratenvolk viel zu sehr, als daß es ihm angenehm sein könnte, mit solchem Gesindel zusammen zu sein, und er vermeidet es so viel als er immer kann. Der Toulan aber drängt sich darnach. Warte einmal, Bürgerin, ich will Dir einmal sagen, wie oft Toulan und Lepitre in dem letzten Monat den Wachtdienst gehabt haben."

Sie zog ein kleines schmutziges Notizbuch aus dem Ridicule hervor, der an schwarzen Schnüren an ihrem braunen behaarten Arme hing, und blätterte in demselben.

„Da, hier steht's," sagte sie. „Sieh nur, Bürgerin Tison. Wir haben heute den zwanzigsten Februar, und die beiden Männer haben schon acht Mal in diesem Monate den Wachtdienst gehabt. Das heißt aber: drei Mal so viel, als sie nöthig gehabt hätten: Jeder der Municipalbeamten, die für den Wachtdienst im Temple bestimmt sind, braucht nur jede Woche Einmal den Dienst zu haben, und diese beiden Verräther sind heute schon zum achten Mal hier. Und mein Mann ist so dumm, und so verblendet, daß er dem Schwätzer, dem Toulan glaubt, wenn der ihm sagt, daß er bloß sich zum Dienst dränge, um mit dem Bürger Simon zusammen zu sein. Aber ich, oh, ich lasse mich nicht beschwatzen! Und lasse mir keinen Sand in die Augen streuen, denn ich will die Augen offen halten, offen, sage ich Dir, Bürgerin!

„Sie sitzen heute nicht drinnen, im Vorzimmer," flüsterte die Tison. „Sie haben sich draußen auf dem Vorplatz hingesetzt, und die Thüre zum Vorzimmer geschlossen, so daß die Oesterreicherin ganz allein und unbeobachtet gewesen ist diese Stunden her!"

„Allein!" schrie die Strickerin, und ihre blanken Stricknadeln schlugen so heftig an einander, daß sie klirrten und wunderliche Töne von sich gaben. „Bürgerin, das hat mein Mann nicht verschuldet, dazu hat ihn der Toulan beschwatzt, und er muß einen Grund dazu haben, einen Grund! Und wär's auch nur der, daß er Mitleid mit ihr hat, so ist das genug, ist mehr als genug, um ihn zu verdächtigen, ihn anzuklagen! Er muß entfernt werden, sage ich! Es sollen keine Mitleidsgewürme sich in dem Temple einschleichen, ich will ihn säubern, mit Menschenblut will ich ihn säubern!"

Sie sah so böse aus, ihre Augen blitzten so grausam kalt, und ein so boshaftes Lächeln spielte auf ihren blassen, schmalen Lippen, daß selbst die Bürgerin Tison davor erschrak, und daß es ihr war, als schliche eine kalte giftige Spinne ihr langsam über das Herz hin.

„Sie sitzen noch draußen, Bürgerin?" fragte die Simon aufathmend nach einiger Zeit.

„Ja, Bürgerin, sie sitzen noch außen auf dem Vorplatz, und die Oesterreicherin ist noch immer allein, und unbeachtet mit ihrer Brut, und wird es wohl noch zwei Stunden bleiben, denn in zwei Stunden ist ja erst die Ablösung."

„Das ist wahr, ja, das ist wahr," schimpfte die Strickerin, und ihre Nasenflügel flogen und dehnten sich wie die einer Hyäne, welche eine Beute wittert, und Blut riecht. „Sie werden noch zwei Stunden da oben sitzen, und Karten spielen, und dumme Lieder singen, und meinen Affen von einem Manne mit Schmeicheleien beirren, und ihn glauben machen, daß sie ihn lieben, grenzenlos lieben, und bloß um seinetwillen sich hier im Temple einschließen lassen, und — Oh, hätte ich sie hier, ich erwürgte sie mit diesen meinen Händen, ich machte aus jeder dieser Stricknadeln einen Dolch und stieße sie ihnen in's Herz hinein. Aber still, still,"

grollte sie aufathmend, „es muß Alles seinen ordnungsmäßigen Weg gehen. Ich bitte Dich, Bürgerin, willst Du meinen Platz hier auf eine halbe Stunde einnehmen, und statt meiner die Thür hüten? Ich habe einen wichtigen Gang zu thun, einen sehr wichtigen, und Du, Bürgerin, Du sollst während der Zeit meine Stelle hier einnehmen!"

„Es wird mir eine sehr große Ehre sein," sagte die Tison, „eine sehr große Ehre, die Vertreterin einer so bekannten und geachteten Bürgerin zu sein, von der Jedermann weiß, daß sie die beste Patriotin ist, und die muthigste Strickerin, deren Wimper niemals zuckt, und die ruhig und ohne zu zittern ihre Maschen umschlägt, wenn die Köpfe von der Guillotine in den Korb fallen!"

„Wenn ich zitterte, und wenn meine Wimpern zuckten, so würde ich mich selbst mit diesen meinen Fäusten in's Gesicht schlagen," sagte die Simon mit ihrer harten, rauhen Stimme, während sie aufstand und den dünnen fadenscheinigen Mantel um die Schultern schlug. „Wenn ich nur einen Funken von Mitleid in meinem Herzen spürte, so würde ich so lange es mit Aristokratenblut überschwemmen, bis der Funken ausgelöscht wäre, und bis das geschehen, würde ich mich selber verabscheuen und hassen, denn ich wäre dann nicht bloß eine schlechte Patriotin, sondern auch eine schlechte Tochter meines unglücklichen Vaters. Die gottverfluchten Aristokraten haben nicht bloß unser Land und unser Volk unglücklich gemacht, und ich hasse sie nicht bloß darum, sondern sie haben mir auch meinen guten lieben Vater gemordet. Ja, gemordet, sage ich Dir, Bürgerin. Sie haben gesagt, er wäre ein Hochverräther. Und weißt Du, warum? Weil er von der Oesterreicherin die damals noch unsere Königin war, mit lauter Stimme die saubern Geschichten erzählt hatte, welche man sich damals nur noch leise in's Ohr flüsterte, weil er gesagt hatte, der König sei ein Lump und ein Waschlappen in den Händen der Oesterreicherin. Sie haben meinen guten, tapfern Vater erschossen für das, was er gesprochen, und was sie Hochverrath nannten, und was doch nur die unverhüllte Wahrheit war. Doch ich will mich nicht ereifern, ich will nur Gott danken, daß die Zeit vorüber ist, und ich will nur helfen, daß sie niemals kommen wieder kann! Und dazu gehört, daß wir wachsam sind, und aufpassen, damit kein Aristokrat und kein Royalist übrig bleibt, sondern, daß sie Alle guillotinirt werden, Alle! Bürgerin, setze Dich da auf meinen Stuhl, und nimm mein Strickzeug. Ach, wenn es zu Dir sprechen könnte, wie es zu mir spricht, und wenn es Dir erzählen könnte, was für Köpfe wir Beide haben fallen sehen, vornehme und schöne, junge und alte Köpfe, es würde Dir Spaß machen, Bürgerin, und Du würdest lachen müssen. Adieu jetzt! Halt gute Wacht jetzt! Ich kehre sehr bald zurück." —

Ja, sie kehrte sehr bald zurück, die würdige Bürgerin Simon, kehrte zurück mit triumphirender Miene und mit funkelnden Augen, wie die Katze sie macht, wenn sie ein Mäuschen in ihren weichen Sammetpfoten hält, und ihm die giftigen Krallen in das zuckende Fleisch schlägt. Sie nahm ihr Strickzeug wieder auf und hieß die Bürgerin Tison wieder hinauf gehen auf ihren Posten.

„Und wenn Ihr könnt," sagte sie zum Abschied, „so quält die Oesterreicherin etwas, laßt es sie ein wenig entgelten, daß sie jetzt so viele Stunden unbewacht gewesen ist. Ihr werdet Euch dadurch einen Volkslohn verdienen, was ebenso viel ist als ein Gotteslohn. Aergere sie, Bürgerin, ärgere die stolze Oesterreicherin!"

„Es ist sehr schwer, das zu thun, Bürgerin," seufzte die Tison. „Ich versichere Dich, sehr schwer, denn die Oesterreicherin ist seit einiger Zeit sehr kalt und sehr gleichmäßig. Seit Ludwig Capet nicht mehr lebt, ist die Wittwe Capet sehr verändert, und sieht immer so kalt und gleichmüthig drein, als könnte sie nichts mehr ärgern. Man sollte wirklich meinen, als könne sie nichts mehr kränken oder aufregen."

„Was Ihr doch Alles für weichmüthige und schwache Geschöpfe seid," achselzuckte Simon. „Man sieht es wohl, daß man Euch mit Milch in Eurer Jugend getränkt hat. Mich aber, mich hat meine Mutter mit Haß getränkt. Ich war kaum zehn Jahre alt, als sie den Vater erschossen, und kein Tag ist seitdem vergangen, ohne daß mir meine Mutter nicht gesagt hätte, wir müßten den Mord meines Vaters rächen an der ganzen königlichen Sippschaft. Ich mußt's ihr schwören, daß ich das thun wollte. Sie hat mir den Haß und Zorn gegen die Aristokraten zur täglichen Nahrung gegeben, es war das Fleisch zu meinem Gemüse, der Zucker in meinem Kaffee, die Butter auf meinem Brot. Ich habe davon gelebt und mich damit genährt. Seht mich an, was eine solche Speise des Hasses und des Rachedurstes aus mir gemacht hat. Seht mich an! Ich bin jetzt noch nicht vierundzwanzig Jahr alt, und ich sehe aus wie eine alte Frau; ich habe auch das Herz und die Erfahrungen einer alten Frau! Mich rührt nichts mehr, und das Einzige, was in meinem Herzen lebt und brennt, das ist die Rache. Glaube mir, Bürgerin, wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich würde wissen, wie ich die Oesterreicherin ärgern wollte, und mir sollte es schon gelingen, ihr Thränen auszupressen."

„Nun, und wie wolltest Du das wohl anfangen, Bürgerin? Wahrhaftig, ich möchte wohl wissen, wie Du die stolze Person zum Weinen bringen wolltest?"

„Hat sie nicht Kinder?" fragte die Simon mit einer grausamen Ruhe. „Ich würde die Kinder martern und ärgern, das sollte mir dieses Weib schon demüthig und weich machen. Oh, sie kann von Glück sagen, daß ich nicht an Deiner Stelle bin, und daß ihre Kinder nicht unter meiner Hand sind! Aber kommt's einmal, und kann ich meine Hand auf die Schultern der kleinen

Wölfe legen, dann werde ich sie so packen, daß sie gewiß schreien sollen, und daß die alte Wölfin um Gnade heulen und wimmern soll. Aber ich werde dann eben so wenig Gnade üben, wie sie's gethan haben, als meine arme Mutter mit mir um Gnade flehte für meinen armen lieben Vater! Geh' jetzt hinauf, Bürgerin, geh hinauf, und versuch's einmal! Quäle mir die Kinder, und Du sollst sehen, das macht die Oesterreicherin nachgiebig und weich."

„Sie hat gut reden," brummte die Bürgerin Tison vor sich hin, während sie die Wendeltreppe wieder hinauf schlüpfte. „Sie hat keine Kinder, aber ich hab' eine Tochter, eine liebe gute Tochter, und die ist nicht bei mir, die ist bei meiner Mutter in der Normandie, weil sie da jetzt besser aufgehoben ist, als hier. Es ist besser für das gute Kind, wenn sie die schlimmen Tage voll Blut und Schmerz nicht mit uns erlebt. Aber ich muß immer an sie denken, und wenn eins von den beiden Kindern mich mit den großen Augen so ernsthaft ansieht, da muß ich immer an meine kleine Solange denken. Die hat gerade solche große, unschuldige Augen, und das bewegt mir dann das Herz so, daß ich nicht böse sein kann mit den Kindern. Sie können ja auch im Grunde nichts dafür, die armen Kinder, daß sie so schlechte und miserable Aeltern haben, welche das Volk so maltraitirt und so elend und arm und unglücklich gemacht haben! Nein, sie können nichts dafür, ich kann die Kinder nicht maltraitiren, denn ich muß immer an meine liebe kleine Solange denken! Der Oesterreicherin will ich zum Aerger thun, was ich kann. Aber den Kindern nicht, nein, den Kindern nicht!"

Unten hatte indeß die Bürgerin Simon ihren Platz auf dem Stuhl neben der offenen Thür in der Portierloge wieder eingenommen, und da saß sie mit unbeweglichem kalten Gesicht, und starrte mit den großen kohlschwarzen, funkelnden Augen in das Leere, während ihre Hände in geschäftiger Eile sich regten, und die blinkenden Stricknadeln immer klirrend gegen einander fuhren.

Da saß sie noch, als endlich ihr Mann mit den andern Municipalbeamten die Treppe herunter gepoltert war, um das Thor des Temple zu öffnen, seinen Freunden über den innern Hof das Geleite zu geben, und die Municipalbeamten, welche zur Ablösung für die Nacht kamen, hercin zu lassen.

Sie gingen mit freundlichem Gruß und munteren Scherzworten an die Strickerin vorüber, nur Toulan, der zuletzt die Treppe herunter kam, blieb stehen, und machte der stolzen Frau eine ehrerbietige Verbeugung, und redete sie an, fragte nach ihrem Wohlergehen und sagte ihr einige freundliche Schmeichelworte über ihren kühnen Muth und über ihre unerschütterliche Charakterstärke.

Die Bürgerin hörte ihn ruhig an, ließ ihn, ohne zu unterbrechen, seine Rede beenden, und hob dann nur langsam ihre große Augen von ihrem Strickzeug zu ihm auf.

„Du bist ein Verräther," sagte sie mit kalter Ruhe. „Ja, Du bist ein Verräther, und Du wirst auch noch guillotinirt!"

Toulan erbleichte ein wenig, faßte sich aber sogleich wieder, verabschiedete sich mit einem Lächeln von der gestrengen Strickerin, und eilte den Beamten nach, welche schon an dem geöffneten Thor seiner harrten, während die Municipalbeamten, welche für die Nacht den Dienst hatten, schon eingetreten waren.

Der Schuster Simon schloß hinter ihnen das Thor, sprach mit ihnen nur einige Worte, und begab sich dann in seine Loge zu seiner gestrengen Ehehälfte.

„Das war ein angenehmer Nachmittag," sagte er, „und es ist recht schade, daß er schon vorüber ist, denn ich habe mich sehr gut amüsirt. Wir haben Karten gespielt, gesungen, geraucht, und Toulan hat Witze gemacht, und Geschichten erzählt, daß es eine Lust war! Ich wundere mich immer nur, wo er die vielen hübschen Geschichten her nimmt, die er so prächtig zu erzählen weiß, daß man ihm Tag und Nacht zuhören könnte. Nun er fort ist, kommt es mir recht langweilig und still hier vor. Na, man muß sich damit trösten, daß ja morgen auch wieder ein Tag ist!"

„Was willst Du damit sagen?" fragte seine Frau strenge. „Was für ein Tag ist denn morgen?"

„Ein angenehmer Tag, meine liebe Heloise, denn der Bürger Toulan wird wieder die Wache haben. Ich hab' ihn so lange gebeten, bis er mir versprochen hat, mit dem Bürger Pelletan, der morgen an der Reihe ist, zu tauschen. Der Pelletan ist krank, und es würd' ihm schwer werden, den ganzen Tag da droben zu sitzen, und er würd' recht mürrisch und langweilig sein. Darum ist mir's lieber, wenn der Toulan kommt mit seinen Witzen und seinen lustigen Geschichten, und darum habe ich ihn gebeten, dem Pelletan Ersatzmann zu sein. Er thut mir den Gefallen, er kommt morgen wieder!"

Die Bürgerin sagte kein Wort, aber sie brach in ein schrilles, spöttisches Lachen aus, und bohrte ihre zornig funkelnden Augen förmlich in das rothe gedunsene Angesicht ihres Gatten.

„Warum lachst Du?" brummte er verdrießlich. „Man erschrickt sich ordentlich, wenn man Dich so lachen hört? Warum lachst Du?"

„Weil ich Dich bewundere, Jacques," sagte sie scharf. „Weil Du im Begriff bist, ein ausgemachter Esel und Dummkopf zu werden, der sich Sand in die Augen streuen und mit süßen Redensarten vollstopfen läßt."

„Höre," schrie Simon wüthend, „ich verbitte mir solche Grobheiten, und wenn Du —"

„Still," unterbrach sie ihn gebieterisch. „Ich werde Dir sogleich beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe, und daß Du im Begriff bist, ein Esel und ein Dummkopf zu werden, oder daß sie Dich wenigstens dazu machen wollten. Höre!"

Die Strickerin legte jetzt ihr Strickzeug bei Seite,

und hatte mit ihrem würdigen Gatten eine lange, flüsternde Unterredung. Als sie beendet war, stand der Schuster Simon mit mürrischer Miene und finstern Blicken auf, und ging langsam, gesenkten Hauptes in der kleinen Kammer ein paar Mal auf und ab. Dann blieb er stehen und drohte mit den geballten Fäusten nach oben hin. „Sie soll's mir entgelten," grollte er, „bei Gott im Himmel, sie soll's mir entgelten. Sie ist eine nichtswürdige Verführerin! Selbst im Gefängniß hört sie noch nicht auf zu coquettiren und Augen zu machen und den Männern die Köpfe zu verdrehen! Es ist schändlich, ganz schändlich, und sie soll's mir büßen! Ich werd' schon Mittel finden, mich an ihr zu rächen!"

Diesen ganzen Abend verließ die Bürgerin Tison nicht einen Moment ihren Platz hinter dem Glasfenster, und bei jedem verstohlenen Blick, den die Königin nach der Thür hinwarf, begegnete sie immer den bösen, leuchtenden Augen der Tison, die mit kecker, beobachtender Ruhe immer auf sie gerichtet waren.

Endlich indessen war die Stunde der Erholung, des Zubettgehens gekommen, die Stunde der Nacht, welche jetzt in dem Leben der Königin den einzigen Lichtpunkt bildete. In der Nacht war sie wenigstens allein, und unbeobachtet! Seit dem Tode des Königs hatte man es überflüssig gefunden, die Municipalbeamten mit den lästigen Nachtwachen zu quälen, und man begnügte sich damit, sobald die Dunkelheit hereingebrochen, und die Lichter angezündet waren, die drei Thüren, welche zu den innern Gemächern führten, zu verschließen, und die Familie Capet unter sicherem Verwahrsam zu halten."

Mochte Marie Antoinette in der Nacht weinen und klagen, mit ihrer Schwägerin plaudern, oder ruhelos in ihrem Gemach auf- und abgehen, die Republik erlaubte es ihr, sie gönnte ihr während der Nacht mindestens einige Stunden der Freiheit und des Alleinseins.

Aber in dieser Nacht klagte und weinte Marie Antoinette nicht, in dieser Nacht waren ihre Gedanken nicht auf die traurige Vergangenheit gerichtet, sondern auf die Zukunft, auf der zum ersten Male seit langer Zeit ein Sonnenstrahl der Hoffnung ihr entgegen leuchtete.

„Fliehen, frei werden," sagte sie, und der Schimmer eines Lächelns erhellte ihre Züge. „Glaubst Du es denn? Hältst Du es für möglich, Schwester!"

„Ich möchte es so gern glauben," flüsterte Elisabeth seufzend, „aber es ist etwas in meinem Herzen, das mich an Varennes erinnert, und ich bete nur zu Gott, daß er uns Kraft verleihen wolle, das Gute und das Schlimme zu ertragen! Wir müssen vor allen Dingen uns unsere Ruhe und Standhaftigkeit bewahren, und auf das Schlimme, wie auf das Gute gefaßt sein."

„Ja, Du hast Recht, das müssen wir," sagte Marie Antoinette sich zusammenraffend. „Wenn man so furchtbar gelitten, ist es fast noch schwerer auf Gutes zu hoffen, als zu neuen Schrecknissen sich vorzubereiten. Ich will mich zwingen, ruhig zu sein! Ich will den Fluchtplan von Toulan noch einmal lesen, will ihn Wort für Wort meinem Gedächtniß imprimiren, damit ich das gefährliche Blatt alsdann verbrennen kann."

„Und ich will während der Zeit den Knäuel abwikkeln, welchen Toulan uns gebracht hat, und welcher sicherlich Wichtiges enthält," sagte die Prinzessin.

„Welch' ein großes edles Herz, welch' ein muthiger stolzer Charakter, unser Toulan," flüsterte die Königin. „Sein Muth ist unerschöpflich, seine Treue unbeugsam, und ganz ohne Eigennutz und Wunsch. Wie oft habe ich ihn gebeten, mir einen Wunsch zu sagen, den ich ihm befriedigen könnte, von mir eine Verschreibung anzunehmen auf eine größere Geldsumme, und sich das Geld von Herrn von Jarjayes auszahlen zu lassen. Er ist unerschütterlich, er will nichts, er begehrt nichts! Ach, Elisabeth, er ist der erste Freund von Allen, die mir genaht, welcher nichts für sich begehrt, keine Ansprüche macht, und zufrieden ist, wenn man ihm ein freundliches Wort, ein Andenken zur Belohnung gewährt! Als ich ihn gestern freundlich bat, mir zu sagen, womit ich ihn erfreuen könnte, da sagte er: Wenn Sie mich glücklich machen wollen, so betrachten Sie mich immer als Ihren ergebensten und treuesten Diener, und geben Sie mir einen Namen, den Sie Niemand anders als mir geben. Nennen Sie mich: Fidèle, und wenn Sie mir durchaus ein anderes Andenken geben wollen, als das, welches ewig in meinem Herzen lebt, so schenken Sie mir als höchste Gnade die kleine goldene Bonbonnière mit englischem Salz, welche ich Sie an jenem grauenvollen Tage in der Logographenloge gebrauchen sah. — Ich gab ihm diese Dose sogleich, er knieete nieder, um sie zu empfangen, und als er dann meine Hand küßte, fielen seine heißen Thränen auf dieselbe nieder. Ach, Elisabeth, Niemand von Denen, welche ich in den Tagen unseres Glückes Brillanten schenkte, und Hunderttausende hingab, haben für mich einen so warmen Dank gehabt, wie Toulan, nein, wie Fidèle für das arme unbedeutende kleine Andenken!"

„Gott ist gütig und groß," sagte die Prinzessin, welche, während die Königin sprach, sich emsig damit beschäftigt hatte, den Knäuel abzuwickeln. „Damit wir nicht den Glauben an die Menschheit und das Vertrauen auf die Menschheit verlieren sollten, sandte er uns in seiner Barmherzigkeit einen edlen, hochherzigen Menschen, dessen Hingebung, Uneigennützigkeit und Treue uns einen Ersatz bieten soll für all die traurigen und herzzerreißenden Erfahrungen, welche wir gemacht haben. Und darum, um dieser Einen herrlichen Erfahrung willen, laß uns den Vielen verzeihen, an denen wir schlimme Erfahrungen gemacht haben. Denn es stehet in der heiligen Schrift geschrieben, daß um eines Gerechten willen vielen Sündern soll verziehen werden! Und Toulan-Fidèle ist ein Gerechter!"

„Ja, er ist ein Gerechter! Segen über ihn!" murmelte die Königin. Dann nahm sie das Blatt zur Hand und begann leise den Inhalt zu überlesen, und

wiederholte sich jeden Satz, prägte sich jedes dieser hoffnungsvollen, glückverheißenden Worte ein. Und während sie das that, belebte ihr armes zertretenes Herz sich allmälig zu fester Zuversicht, und begann die Möglichkeit zu fassen, daß der Plan Toulans sich verwirklichen könne, daß wirklich eine Befreiung, eine Flucht möglich wäre.

Prinzessin Elisabeth hatte während der Zeit den Zwirn des Knäuels abgewickelt, und aus demselben kam jetzt ein kleines, in Papier gewickeltes Packet zum Vorschein.

„Nimm, meine theure Antoinette," sagte sie, es ihr darreichend, „es ist an dich adressirt."

Marie Antoinette nahm es und öffnete vorsichtig das Papier. Dann stieß sie einen leisen, mühsam unterdrückten Schrei aus, und auf ihre Kniee niedersinkend, drückte sie das Papier mit seinem Inhalt an ihre Lippen.

„Was ist es, meine Schwester?" fragte die Prinzessin, zu ihr hineilend. „Was fordert der Toulan?"

Die Königin reichte der Prinzessin das Papier dar. „Lies," sagte sie, lies meine Schwester."

Elisabeth las: „Ew. Majestät wünschten die Reliquien zu besitzen, welche Sr. Majestät Ihnen hinterlassen. Es war der Trauring Sr. Majestät, sein kleines Petschaft, und das Haar, welches der König sich selber abgeschnitten. Diese drei Dinge lagen auf dem Kamin in dem verschlossenen ehemaligen Wohnzimmer des Königs. Der Rath des Temple hatte sie aus Clery's Händen genommen, dem der König sie übergeben, und hatte sie versiegelt. Es ist mir gelungen, in das Wohnzimmer einzudringen, ich habe das versiegelte Paquet geöffnet, die heiligen Reliquien daraus entnommen, andere ähnliche Gegenstände hinein geschoben, dann die Siegel wieder aufgelegt. Hier sind die Reliquien, welche Eurer Majestät gehören, und ich schwöre bei Allem, was mir heilig und theuer ist, ich schwöre bei dem Haupte meiner Königin, daß das die echten wahren Gegenstände sind, welche der erhabene Märtyrer, der König Ludwig der Sechszehnte, in seinem Testamente seiner Gemahlin vermacht hat. Ich habe sie für die erhabene Erbin gestohlen, und ich werde mich dieses Diebstahls dereinst vor dem Throne Gottes rühmen." *

„Sieh, Elisabeth," sagte die Königin, die kleinen Sachen, wovon jede einzelne sorgfältig in Papier gewickelt war, enthüllend, „sieh, da ist sein Trauring. Da im Innern stehen die vier Buchstaben: M. A. A. A. 19. aprilis 1770. Der Tag unserer Vermählung! Damals ein Freudentag für Oesterreich, wie für Frankreich! Damals—still, ich will jetzt nicht daran denken! Laß mich weiter sehen! Hier ist das Petschaft! Der auf zwei Seiten geschliffene Carniol. Hier auf der einen Seite das französische Wappen, und hier, wenn man den Stein dreht, auf der einen Seite das Portrait unseres Sohnes, des Dauphins von Frankreich, mit dem Helm auf dem Haupt! Oh mein Sohn, mein armes liebes Kind, wird Dein geliebtes Haupt jemals einen andern Schmuck tragen, als die Märtyrerkrone, wird Gott es Dir vergönnen, den Helm des Kriegers zu tragen, und zu kämpfen für Dein Recht und Deinen Thron? Wie freute sich mein Gemahl, als ich zn seinem Namenstage ihm dieses Petschaft brachte, wie zärtlich haben sich oft seine Blicke auf dieses Portrait seines Sohnes, seines Nachfolgers geheftet, und jetzt? Oh jetzt! Der König Ludwig der Sechszehnte ist schmachvoll ermordet, und derjenige, welcher jetzt König von Frankreich sein sollte, Ludwig der Siebenzehnte, ist nichts als ein armes gefangenes Kind! Ein König ohne Krone, ohne Hoffnung, ohne Zukunft!"

„Nein, nein, Antoinette," flüsterte Elisabeth, welche neben der Königin niedergekniet war, und sie zärtlich umschlungen hielt. „Nein, Antoinette, sage nicht, daß Dein Sohn keine Hoffnung, keine Zukunft habe! Baue auf Gott! Hoffe, daß das Unternehmen, welches wir morgen ausführen wollen, zu glücklichem Gelingen führt, daß wir von hier entfliehen, daß wir frei werden, daß wir uns nach England retten können. Oh ja, hoffen wir, daß Toulan's schöner und kühner Plan gelingt, und dann kann es doch eines Tages geschehen, daß der zum Jüngling erwachsene Sohn meines theuren Bruders den Helm auf sein Haupt setzt, sich umgürtet mit dem Schwert, und sich den Thron seiner Väter wieder erobert, und als König Ludwig der Siebenzehnte von demselben Besitz nimmt. Darauf laß uns hoffen, Schwester!"

„Ja, darauf laß uns hoffen," murmelte die Königin, indem sie ihre Thränen trocknete. „Und hier endlich," fuhr sie fort, indem sie das dritte Papier öffnete, „hier ist die dritte Reliquie. Das Haar des Königs! Das Letzte, das Einzige, was uns geblieben ist von dem Märtyrerkönig, von dem unglücklichen Gatten der unglücklichen Gattin, von dem beklagenswerthen König des beklagenswerthesten Volkes! Oh mein König, sie haben Dein armes Haupt, welches dieses weiße Haar getragen, sie haben es auf das Schaffot gelegt, und das Fallbeil, das fürchterliche Fallbeil—"

Die Königin stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus, und sprang auf und hob ihre beiden Hände beschwörend zum Himmel auf, und ein Wort der Verwünschung, der Anklage schwebte schon auf ihren Lippen. Aber Prinzessin Elisabeth warf sich in ihre Arme, und drückte auf diese kalten zürnenden Lippen der Königin einen langen innigen Kuß.

„Um Gott, meine Schwester," flüsterte sie dann, „sprich leise. Wenn die Tison Deinen Schrei, Deine laute Stimme gehört hat, sind wir verloren. Still, mich dünkt, ich höre Schritte! Verbirg die Sachen! Laß uns in's Bett eilen! Oh um Gotteswillen rasch!"

* Goncourt; Histoire de Marie Antoinette p. 284.

Sie raffte die Papiere zusammen, und schob sie in ihren Busen, während Marie Antoinette, eilig die Reliquien zusammenraffend, mit denselben zu ihrem Lager hinstürzte und auf demselben niedersank.

„Sie kommt," flüsterte Elisabeth in ihr Bett schlüpfend. „Wir müssen uns schlafend stellen. Sie kommt!"

In der That, Prinzessin Elisabeth hatte Recht gehört! Die Glasthüre, welche aus dem Schlafgemach der Kinder auf den kleinen Corridor, und von dort in die Kammer der Frau Tison führte, die Glasthür ward jetzt langsam und vorsichtig geöffnet, und die Tison trat, mit einer Lampe in der Hand, in das Schlafgemach der Kinder ein.

Horchend und spähend blieb sie neben der Thüre stehen. Nichts regte sich um sie her. Von den Betten der Kinder vernahm man nur die langgezogenen, ruhigen Athemzüge der still Schlafenden, und auch in dem offenen Nebengemach, in welchem die beiden Damen schliefen, regte sich nichts.

„Ich habe aber doch ganz deutlich gehört, daß hier ein Geräusch war," brummte die Tison. „Ich bin von einem lauten Schrei erwacht, und als ich im Bette mich aufrichtete, habe ich laut sprechen gehört."

Sie schlich zu den Betten der Kinder hin, und leuchtete ihnen in das Gesicht. „Sie schlafen ganz fest," murmelte sie; „die haben nicht geschrieen und gesprochen, aber wir wollen einmal sehen, wie's da drinnen aussieht!"

Und langsam, mit der Lampe in der Hand, schlurfte die Tison aus dem Nebengemach herein. Die beiden Damen lagen unbeweglich auf ihren Betten, während sie jetzt, als Frau Tison die Schwelle überschritt, rasch ihre Augen schlossen, in ihren hochklopfenden Herzen zu Gott um Muth und Standhaftigkeit beteten.

Die Tison trat zuerst an das Bett der Prinzessin Elisabeth, und ließ ihre Lampe mit scharfem Glanz auf ihr Angesicht leuchten. Dieser Glanz schien die Prinzessin zu erwecken. „Was giebt es?" rief sie. „Was ist geschehen? Meine Schwester, was ist geschehen? Wo bist Du, Marie Antoinette?"

„Hier, hier bin ich, Elisabeth," rief die Königin, die sich, wie aus tiefem Schlafe auffahrend, aufrichtete. „Warum rufst Du mich, und wer ist denn hier?"

„Ich bin es," brummte die Tison verdrießlich. „Ist das gleich ein Lärmen und eine Wirthschaft! So geht es, wenn man ein böses Gewissen hat! Man erschrickt dann vor dem kleinsten Geräusch!"

„Wir haben kein böses Gewissen," sagte Elisabeth sanft. „Aber Ihr wißt wohl, wenn man aus dem Schlaf geweckt wird, so erschrickt man leicht, und wir haben wohl Grund zu glauben, daß man uns weckt, um uns glückliche Nachrichten zu melden."

„Das will ich hoffen," rief die Tison mit einem höhnischen Lachen, „glückliche Nachrichten für Euch! Das hieße unglückliche und traurige Nachrichten für Frankreich, für das französische Volk. Nein, Gott sei Dank, ich habe Euch nicht geweckt, um Euch glückliche Nachrichten für Euch mitzutheilen!"

„Nun, Bürgerin," sagte die Königin sanft, „so sagt uns, weshalb Ihr uns überhaupt geweckt, und was Ihr uns mitzutheilen habt?"

„Gar nichts habe ich Euch mitzutheilen," grollte die Tison, „und Ihr werdet wohl am besten wissen, ob ich Euch geweckt habe, oder ob Ihr nicht schon wachtet, und hier laut gesprochen und geschrieen habt. Still, es ist gar nicht nöthig, daß Ihr mir antwortet. Ich weiß doch, daß Ihr's mir ableugnen werdet! Ich sage Euch aber, meine Ohren sind offen, und meine Augen auch, und ich lasse mir nichts vormachen, und nichts einbilden. Ihr habt gesprochen und geschrieen, und wenn das noch einmal geschieht, so melde ich es dem Verwaltungsrath, und sie können wieder eine nächtliche Wache hier herein legen, damit wir Andern wenigstens in der Nacht Ruhe haben, und nicht immer wie die Hasen mit offenen Augen schlafen müssen!"

„Aber," sagte die Prinzessin sanft, „aber liebe Frau —"

„Still," unterbrach die Tison sie gebieterisch. „Ich bin nicht Ihre „liebe," und ich bin nicht Ihre Frau! Ich bin die Bürgerin Tison, und verbitte mir alle Vertraulichkeiten von Ihnen, denn Vertraulichkeiten von solchen Personen, wie Sie sind, können Einen leicht auf das Schaffot bringen! Still!"

Sie machte jetzt mit ihrem schleichenden, langsamen Schritt einen Rundgang durch das ganze Zimmer, leuchtete mit ihrer Lampe unter jedes Meuble und über den ganzen Fußboden hin, besichtigte alle Gegenstände, welche auf dem Tische lagen, und ging dann, noch einen letzten drohenden Blick auf die Lagerstätten der beiden Damen werfend, langsam wieder hinaus, trat nochmals an die Betten der Kinder, und blieb vor ihnen stehen, mit seltsamen Blicken sie betrachtend.

„Wie ruhig sie schlafen," murmelte sie. „Liegen noch gerade so da, wie sie vorhin lagen; man sollte meinen, sie lächeln im Schlaf, — das bedeutet, daß sie mit Engeln spielen! Ich möchte wissen, wie die Engel hier in den alten abscheulichen Temple hineingekommen sind, und was die Strickerin Simon dazu sagen würde, wenn sie wüßte, daß Engel hier Nachts ohne ihre Erlaubniß herein schlüpfen. — Seht, seht," fuhr sie fort, „da lächelt der Knabe schon wieder, und breitet seine kleinen Hände aus, als wollte er die Engel fassen. Ach, ich möchte wohl wissen, ob meine liebe kleine Solange auch so gesund und fest schläft, wie diese Kinder hier, und ob sie auch im Schlafe lacht, und mit Engeln spielt! Ich möchte wohl wissen, ob sie auch zuweilen von ihren Eltern träumt, meine liebe kleine Solange, und ob sie wohl zuweilen im Traume ihre arme Mutter sieht, welche sie so sehr liebt, und sich so herzlich nach ihr sehnt, daß —"

Sie konnte nicht weiter sprechen, unter Thränen er-

losch ihre Stimme, und sie eilte hinaus, um in den Kissen ihres Bettes ihre Thränen und ihre sehnsüchtigen Klagen zu ersticken. *

Die Frauen horchten in tiefem Schweigen noch eine Zeit lang, dann, als Alles wieder still geworden, erhoben sie sich leise, und begannen geräuschlos, kaum wagend in leisestem Geflüster zu einander zu reden, ihre letzten Vorbereitungen zu der morgenden Flucht zu machen. Sie holten aus den Verstecken und Winkeln die verschiedenen Gewänder und Kleidungsstücke hervor, und stellten ihre Anzüge zusammen, und versuchten dann, sie anzulegen! Ein schauerliches, qualvolles Bild, wie der Maler der Hölle, wie Breughel es nicht entsetzlicher und fürchterlicher erfinden konnte. Eine Königin, und eine Prinzessin, zwei zarte, bleiche, abgehärmte Frauen, inmitten der Nacht damit beschäftigt, sich wie zu einer Maskerade zu kleiden, sich wie zu einem boshaften, herzzerreißenden Spott in die Beamten dieser Gewalt umzuwandeln, welche den König auf das Schaffot geführt hatte und die königliche Familie mit erbarmungsloser eiserner Hand im Gefängniß festhielt.

Da standen sie, eine Königin und eine Prinzessin, in den abgeschabten, groben Gewändern republikanischer Municipalbeamten, die dreifarbigen Schärpen der einigen, untheilbaren Republik um den Leib geschlungen, das Haupt bedeckt mit dem dreieckigen Federhut, an welchem die dreifarbige Kokarde glänzte. Standen und schaueten einander an mit trauriger Miene, und schweren Seufzern. Ach, welch ein helles, freudiges Lachen würde in den Tagen ihres Glückes von den purpurrothen Lippen der Königin geklungen haben, wenn sie zu irgend einem Maskenscherz, zu irgend einem der übermüthigen Feste in Trianon unter solcher Verkleidung ihre edle Frauenschönheit und ihre Majestät hätte verbergen wollen. Welch ein reizender Spaß wäre das damals gewesen, und wie würden ihre Freunde und Höflinge gelacht, wie würden sie die Königin bewundert haben in ihrem originellen Costüm, von dem sie wohl gemeint hätten, daß es dem Reiche der Träume, der Phantasieen angehörte! Eine dreifarbige Kokarde! Phantasie! Eine dreifarbige Schärpe! Lustiger Traum! Die Lilien herrschen über Frankreich, und werden ewig herrschen!

Kein Lachen erschallte in dem öden, von düsterer Nachtlampe spärlich erhellten Raum, in welchem die Königin und die Prinzessin von Frankreich ihre seltsame, ihre fürchterliche Verkleidung anlegten! Kein Maskenscherz war's sondern eine furchtbare, entsetzliche Wirklichkeit, und wie sie jetzt Beide in diesem Kostüm der Revolutionsmänner einander anschaueten, da stürzten die Thränen in hellen Bächen aus den Augen der Königin, und die Prinzessin faltete die Hände, und betete, und konnte doch auch der Thränen nicht wehren, die langsam über ihre Wangen niederrieselten.

Die Lilien von Frankreich sind verwelkt, ausgerissen! Von dem Schlosse der Tuilerien weht die Tricolore der Republik, und in dem Palaste der einstigen Tempelherren ist ein bleiches, vergrämtes Weib mit ergrautem Haar und roth geränderten Augen, mit gebrochenem Herzen und gebeugter Gestalt! Dieser bleiche, trübe Schatten der Vergangenheit, das ist Marie Antoinette, einst die Königin von Frankreich, die gepriesene Schönheit, die Erste eines großen Reiches, — jetzt die Wittwe eines Hingerichteten, sie selber vielleicht schon mit einem Fuß —

Nein, nein! Sie wird gerettet werden! Gott hat ihnen den Retter, den Freund gesandt, und dieser Freund, dieser Diener, dieser Helfer in der Noth, hat Alles vorbereitet zu ihrer Flucht!

23.

Die Trennung.

Träge und dumpf schlichen die Stunden des nächstfolgenden Tages dahin. Wo war Toulan? Warum kam er nicht? Die Königin erwartete ihn den ganzen langen, fürchterlichen Tag in fieberhafter Angst und Erwartung. Sie horchte auf jedes Geräusch, auf jeden sich nahenden Schritt, auf jede Stimme, die im Corridor ertönte. Um Mittag hatte Toulan kommen wollen, um den Wachdienst zu übernehmen. Um sechs Uhr, wenn die Zeit des Lampenanzünders gekommen war, hatten die Verkleidungen angelegt werden sollen. Um sieben Uhr sollte die so klug, so geschickt vorbereitete Flucht ausgeführt werden.

Aber die Glocke auf dem Thurm des Temple hatte schon die vierte Stunde angeschlagen. Toulan kam noch immer nicht, und die Commissaire des vergangenen Tages waren noch nicht abgelöst. Sie hatten sich nur um die Mittagszeit auf einige Stunden entfernt, und während der Zeit hatten Simon und Tison den Wachdienst übernommen, und hatten mit höhnischen und spöttischen Mienen die Königin gemartert und gequält. Sie war vor den Blicken, den Worten dieser Männer aus ihrem Wohnzimmer geflüchtet in das Zimmer ihrer Kinder, welchen die Prinzessin in ihrer frommen Ruhe

* Die Frau Tison, die grausame Kerkermeisterin der Königin, verfiel bald darauf in Wahnsinn aus Sehnsucht nach ihrer Tochter, aus Gewissensbissen über ihr Benehmen gegen die Königin. Ihr Wahnsinn begann damit, daß sie vor Marie Antoinette auf die Kniee niederfiel und sie um Vergebung bat für ihre Quälereien, und unter Thränenströmen sich selber anklagte als Diejenige, welche Schuld sein würde an dem Tode der Königin. Dann verfiel sie in so fürchterliche Zuckungen, daß kaum vier Männer im Stande waren sie zu halten. Man brachte die Tison in das Hôtel Dieu und dort starb sie nach zwei Tagen unter den furchtbarsten Qualen, laut sich selbst anklagend. Siehe: Goncourt p. 280.

und in ihrer unerschütterlichen Sanftmuth ihre Lectionen ertheilte. Sie wollte gegen die marternde Angst, welche sie quälte, wie gegen den Hohn ihrer Kerkermeister Schutz und Sicherung finden in dem Zimmer ihrer Kinder. Aber da war die Bürgerin Tison, welche neben der offenen Glasthür stand, und mit boshaftem Grinsen sie anstarrte, und mit unerschütterlicher Ruhe strickte an dem langen Strumpf, strickte, strickte, daß die Nadeln klirrten!

Und die Königin durfte sich nicht einmal beschweren! Man würde dann Verdacht geschöpft, man würde vielleicht eine Untersuchung angestellt haben! Sie mußte diese Marter schweigend ertragen, sie mußte gleichmüthig, ruhig erscheinen, mußte auf die harmlosen Fragen des Dauphins freundliche Antwort geben, und sogar ein Lächeln auf ihre Lippen zwingen können, als das Kind, mit dem Instinkt der Liebe ihre tiefe Erregung in ihren Mienen lesend, es versuchte, mit fröhlichem Scherzwort sie zu erheitern.

Es schlug fünf Uhr vom Thurm, und Toulan kam noch immer nicht! Nun schlich es wie mit kalten Spinnebeinen über ihr Herz hin, und an der Trostlosigkeit, an dem Entsetzen, welches ihr Herz jetzt erfaßte, erkannte Marie Antoinette erst, wie viel Lebensmuth noch in ihr war, wie sehr sie noch auf die Möglichkeit der Rettung gehofft hatte.

Noch eine einzige, eine letzte Stunde der Hoffnung! Wenn es sechs Uhr schlägt, dann ist alle Hoffnung verloren! Dann haben sich die Thüren ihres Kerkers für immer geschlossen, und sie werden sich nur wieder öffnen, um Marie Antoinette den Weg zur Guillotine frei zu lassen!

Die Tison hatte sich entfernt, und ihr spöttisches kaltes Gesicht war nicht mehr hinter den Glasfenstern sichtbar. Auch die Commissaire im Vorzimmer waren jetzt aus dem Vorzimmer verschwunden, und hatten die Thüre desselben hinter sich geschlossen. Die Königin war also jetzt mindestens sicher, nicht belauscht, nicht beobachtet zu werden! Sie konnte doch in ihrem Wohnzimmer auf ihre Kniee niedersinken, sie konnte ihre Hände zu Gott empor ringen und in wortlosen Gebeten zu ihm flehen, um Erbarmung und Rettung. Sie konnte ihre Kinder zu sich rufen, und sie an ihr Herz drücken, und ihnen zuflüstern, daß sie gefaßt sein sollten auf eine seltsame Scene, daß sie sich nicht wundern sollten, wenn man ihnen andere Kleider anlegte.

„Mama," fragte der Dauphin mit flüsternder Stimme, „Mama, fahren wir noch einmal nach Varennes?"

Die Königin erschrak in innerster Seele vor dieser Frage, und barg ihr schmerzzuckendes Antlitz an dem treuen Busen der Prinzessin.

„Oh, meine Schwester, ich ersticke vor Angst," murmelte sie. „Ich ahne, daß diese Stunde über unser Aller Leben entscheidet, und es ist mir, als fühlte ich schon, wie der Tod seine kalte Hand nach mir ausstreckt. Wir sind verloren, und mein Sohn, mein unglücklicher Sohn, wird niemals eine andere, als die Märtyrerkrone tragen, und —"

Die Königin verstummte, denn eben begann die Thurmuhr mit langsamer, ruhiger Feierlichkeit die sechste Stunde zu schlagen! Die Stunde der Entscheidung! Jetzt mußte der Lampenanzünder kommen! Wenn es Toulan war, dann konnte sie noch gerettet werden. Irgend ein nicht vorhergesehener Zufall konnte ihn verhindert haben früher zu kommen, er konnte von dem bestochenen Lampenanzünder den Anzug geborgt haben, um zu ihnen zu kommen. Noch war Hoffnung, ein letzter, blasser Schimmer von Hoffnung!

Jetzt Schritte außen auf dem Corridor! Stimmen, welche hörbar werden!

Die Königin, athemlos, die beiden Hände auf ihr Herz gelegt, welches bald still steht, bald in rasender Schnelle klopft, die Königin horcht mit weit geöffneten Augen nach der Thüre des Vorzimmers hin. Prinzessin Elisabeth nähert sich ihr, und legt sanft ihre Hand auf Antoinettens Schultern. Die beiden Kinder, geängstigt von einem Schreckniß, das sie nicht kennen und begreifen, schmiegen sich an die Hand, an die Gestalt ihrer Mutter, und horchen gleich ihr nach der Thüre hin.

Die Schritte kommen näher, die Stimmen werden lauter. Die Thüre des Vorzimmers wird geöffnet, und — da ist er, der Lampenanzünder! Aber nicht Toulan, nein, nicht Toulan! Es ist der gewöhnliche Lampenanzünder und die beiden Kinder sind heute, wie alle Tage bei ihm!

Ein dumpfes Aechzen drang von den Lippen der Königin, und mit einer krampfhaften Bewegung ihre Arme um den Dauphin schlingend, murmelte sie: „Mein Sohn! Oh mein lieber Sohn! Möge Gott mein Leben hinnehmen, wenn er nur das Deine erhält!"

Wo war Toulan? Wo war er geblieben diesen ganzen fürchterlichen Tag? Wo war Fidèle, der Tapfere, der Unermüdliche?

Als er am Morgen dieses zur Flucht bestimmten Tages seine Wohnung verließ, hatte er Abschied genommen von seiner Marguerite. Jetzt erst, in der Stunde des Scheidens hatte er ihr gesagt, daß er zu einem großen, einem erhabenen Unternehmen ausgehe, daß es gelte, die Königin und ihre Kinder zu befreien, oder für sie zu sterben. Sein treues, tapferes, junges Weib hatte ihre Thränen, ihre Seufzer unterdrückt, um ihm zu seinem großen Unternehmen den Segen ihrer Liebe zu geben, um ihm zu sagen, daß sie für ihn beten, daß sie ihn erwarten werde, und daß, wenn er nicht heimkehre, wenn er stürbe im Dienste der Königin, auch sie dann sterben würde, um mit ihm dort oben wieder vereinigt zu werden.

Toulan küßte tief gerührt die großen strahlenden

Augen seiner Marguerite und dankte ihr für ihre edelmüthige Resignation, und sagte ihr daß er sie nie zärtlicher geliebt habe als in dieser Stunde, da er sie verlasse, und vielleicht in den Tod gehe für eine andere Frau.

„In dieser Stunde des Scheidens," sagte er tief bewegt, „will ich Dir das Liebste und Heiligste geben, was ich besitze. Nimm hier diese kleine goldene Dose. Die Königin hat sie mir gegeben, und auf dem Papierstreifen, welcher in der Dose liegt, hat Marie Antoinette mit eigener Hand geschrieben: „Andenken für Fidèle". Fidèle, das bin ich, das ist der Ehrentitel, mit welchem meine Königin mich belohnt hat für das Wenige, welches ich bis jetzt für sie thun konnte. Und die goldene Dose hinterlasse ich Dir als dasjenige, was mir nach Deiner Liebe am Heiligsten und Kostbarsten ist auf Erden! Wenn ich sterbe, so bewahre sie wohl auf für unsern Sohn, dem Du sie am Tage seiner Volljährigkeit übergeben sollst. Sage ihm an dem Tage, daß ich ihm dies heilige Vermächtniß sende, in der Hoffnung, daß er sich desselben würdig machen und leben und sterben werde als ein tapferer Sohn seines Vaterlandes, als ein treuer Unterthan und Diener seines Königs, welcher, so Gott will, der Sohn der Königin Marie Antoinette sein wird. — Erzähle ihm dann von seinem Vater, und sage ihm, daß er Dich und sein Kind grenzenlos geliebt hat, daß er aber sein Leben dem Dienste seiner Königin zugeschworen hatte, daß er es ihr hingeben mußte, getreu seinem Schwur, und daß er es willig und freudig gethan! Ich habe Dir von allen diesen Dingen bisher nichts gesagt, meine theure Marguerite, nicht, weil ich kein Vertrauen zu Deiner Verschwiegenheit gehegt hätte, sondern weil ich Deine edle und reine Seele nicht beängstigen, weil ich Dich bewahren wollte vor der fortgesetzten Marter der Erwartung, und weil ein Geheimniß nur dann sicher ist, wenn nur Einer es weiß! Auch jetzt sage ich Dir nur: ich gehe fort, um zu versuchen, die Königin zu erretten. Wenn es gelingt, so komme ich heute Abend um zehn Uhr einen Augenblick zu Dir. Wenn ich ausbleibe, wenn Du die ganze Nacht keine Nachrichten von mir erhältst, dann —"

„Nun dann?" fragte Marguerite, ihn mit ihren beiden Armen umschlingend und mit trostloser Angst zu ihm aufschauend. „Sage, was dann?"

„Dann bin ich gestorben," sagte er leise, „und unser Sohn ist eine Waise! Weine nicht, Marguerite! Sei stark und muthig, zeige den Nachbarn, den Freunden, den Spionen ein heiteres Gesicht. Aber beobachte Alles! Horche auf Alles! Halte die Außenthür unserer Wohnung immer offen, damit ich zu jeder Zeit hineinschlüpfen kann. Halte auch die kleine, geheime Tapetenthür in meinem Zimmer immer offen, und trage Sorge, daß auch die geheime Treppe und der Gang in den Keller hinab immer frei ist, damit ich hinausschlüpfen kann, wenn's Noth thut! Sei in jeder Minute bereit mich zu empfangen, zu verbergen, oder, wer weiß, vielleicht gar Andern ein Asyl zu bereiten!"

„Ich werde Dich erwarten Tag und Nacht," flüsterte sie, „ich werde Dich erwarten, so lange ich lebe!"

„Und nun, Marguerite," sagte er, sie innig an sich drückend, „nun den letzten Kuß. Laß mich Deine Augen küssen, die lieben, schönen Augen, die immer für mich einen Blick der Liebe, einen Strahl der Ermuthigung gehabt haben! Leb' wohl mein theures Weib, und Gott segne Dich für Deine Lieb' und Treue!"

„Geh' noch nicht, mein Geliebter! Komm' noch einmal zu der Wiege unsers Knaben, küsse ihn zum Abschied!"

„Nein, Marguerite, das würde mich weich machen, mich verwirren, und ich muß heute stark sein, und besonnen! Lebe wohl, ich gehe in den Temple!"

Und ohne Marguerite noch einmal anzuschauen, eilte Toulan von dannen, hinaus auf die Straße, und schlug den Weg nach dem Temple ein. Aber eben, als er um die nächste Straßenecke bog, kam ihm Lepitre mit bleichem Gesicht und verstörten Mienen hastig entgegen.

„Gott sei Dank," sagte er keuchend, „Gott sei Dank, daß ich Dich noch finde. Ich wollte zu Dir eilen. Wir müssen fliehen, gleich auf der Stelle. Es ist Alles entdeckt! Schleunige Flucht allein kann uns retten!"

„Was ist entdeckt?" fragte Toulan. „Sprich, Lepitre, was ist entdeckt?"

„Um Gotteswillen, laß uns hier nicht auf der Straße stehen," murmelte Lepitre. „Sie haben sicher schon die Häscher ausgeschickt, uns zu verhaften! Laß uns in dieses Haus hier eintreten, es hat einen Durchgang nach der andern Straße. Nun höre! Wir sind denuncirt. Die Simon hat uns dem Wohlfahrtsausschuß als verdächtig denuncirt. Die Tison hat gesagt, daß die Wittwe und die Schwester Capets uns Beide gewonnen hätten, und daß sie durch uns von Allem unterrichtet würden, was geschähe. Der Tapetenfabrikant Arnault hat so eben im Gemeinderath uns Beide von der Tribüne aus angeklagt und gesagt: Die Bürgerin Simon habe ihm gemeldet, daß wir Beide mit den Gefangenen des Temple Gespräche in leiser Rede führten, und damit Marie Antoinette in Freudigkeit versetzten. * — Darauf hat der Gemeinderath unsere Namen von der Liste der Municipalbeamten für den Wachtdienst des Temple gestrichen, und auch von dem neuen Gemeinde-Comité, das heute gebildet wird, sind wir ausgeschlossen."

„Und das ist Alles?" fragte Toulan ruhig. „Das sind die einzigen schlimmen Nachrichten, welche Du hast?

* Wörtlich. Siehe: Goncourt: Histoire de Marie Antoinette. p. 290.

Die projectirte Flucht der königlichen Familie ist also nicht entdeckt? Man weiß nichts Positives gegen uns? Es liegt nichts weiter gegen uns vor, als die albernen, auf Thatsachen nicht begründeten Denunciationen zweier alter Weiber?"

„Um Gotteswillen, was das für verwegene Worte sind," seufzte Lepitre. „Wir sind verdächtigt, man hat uns aus der Gemeindeliste gestrichen. Ist das nicht schon eine Anklage? Und werden Diejenigen, welche man verdächtigt und anklagt, nicht immer verurtheilt? Lächle nicht, Toulan, schüttle nicht den Kopf. Glaube mir, wir sind verloren, wenn wir nicht entfliehen, nicht auf der Stelle Paris verlassen, und uns irgendwo verbergen. Ich bin fest entschlossen dazu, und in einer Stunde schon werde ich abgereist sein, und als Sansculotte gekleidet von dannen gehen. Folge meinem Beispiel, mein Freund, wage nicht tollkühn Dein Leben, Deine Sicherheit. Folge mir!"

„Nein," sagte Toulan, „ich bleibe. Ich habe mein Leben dem Dienste der Königin geschworen und ich muß meinen Schwur erfüllen, so lange noch ein Athemzug in mir ist. Ich darf nicht von hier fortgehen, so lange für mich noch eine Möglichkeit vorhanden ist, ihr zu nützen. Wenn heute die Flucht unmöglich ist, so kann ein anderer Tag der Flucht günstig sein, und diesen Tag muß ich erwarten, und für ihn mich bereit halten!"

„Aber sie werden Dich gefangen nehmen, sage ich Dir," wimmerte Lepitre. „Du wirst dann der Königin nichts genützt, und Dir nur geschadet haben."

„Ah bah, sie werden mich nicht sogleich gefangen nehmen," sagte Toulon sorglos. „Dem Kühnen ist Fortuna hold, und ich will ihr beweisen, daß ich kühn bin. Geh', mein Freund, rette Dich, verbirg' Dich, und möge Dir Gott ein langes Leben und ein zufriedenes Herz schenken! Lebe wohl, und sei vorsichtig, damit sie Dich nicht attrapiren."

„Du bist mir böse, Toulan?" fragte Lepitre. „Du hältst mich für feig. Ich aber sage Dir, Du bist tollkühn und Deine Verwegenheit wird Dich in's Verderben stürzen."

„Ich bin Dir nicht böse, Lepitre, und Du sollst es mir auch nicht sein. Es muß ein Jeder handeln, wie er kann und wie's ihm sein Kopf und sein Herz eingiebt. Der Eine ist darum nicht besser, und der Andere nicht schlechter. Lebe wohl, mein Freund. Sorge für Deine Sicherheit, denn es ist gut, daß noch Getreue als Reserve übrig bleiben für den Dienst der Königin, und ich weiß, daß Du ihr dienen wirst, wenn sie Deiner bedürfen könnte."

„Gieb mir noch einmal die Hand zum Abschied, Freund. Und wenn Du endlich erkennen wirst, daß Du fliehen mußt, so komme nach der Normandie, im Dorfe Lerou bei Dieppe findest Du mich, und mein alter Vater wird Dich aufnehmen, als wärst Du mein Bruder."

„Danke, Freund, danke. Noch einen letzten Handschlag! So! Nun Du dort hinaus und ich hier!"

Toulan ging wieder hinaus auf die Straße, schritt mit heiterem Antlitz dahin und begab sich geradezu in das Rathhaus und in die Sitzung des Gemeinderathes.

„Bürger und Brüder," rief er mit kecker Stimme, „man hat mir soeben gesagt, daß man mich verdächtigt und denuncirt hat. Freunde haben mich gewarnt und mich zur Flucht bereden wollen. Aber ich bin nicht feig, ich habe kein schlechtes Gewissen, und darum fliehe ich nicht, und darum komme ich hierher und frage Euch selber: ist das wahr? Könnt Ihr mich wirklich für einen schlechten Patrioten, für einen Verräther halten?"

„Ja," erwiderte der Vorsitzende Hobart mit harter, rauher Stimme, „Du bist verdächtigt, und wir mißtrauen Dir. Diese schändliche Verführerin, die Wölfin Marie Antoinette hat ihre luchsartigen Blicke auf Dich geheftet, um Dich zu verführen, und es würde ihr ohne Zweifel gelingen, wenn Du noch öfters mit ihr zusammen kämest. Deshalb haben wir Dich ein für alle Mal von der Liste der Municipalbeamten für den Wachtdienst im Temple gestrichen, und Du wirst nicht mehr in Versuchung von der Oesterreicherin geführt werden. Außerdem aber, da heute schon die zweite Denunciation gegen Dich eingegangen ist, und da man behauptet, Du seiest mit verdächtigen Leuten, mit verkappten Aristokraten in Verbindung, haben wir es der allgemeinen Sicherheit willen für nöthig gehalten, einen Verhaftsbefehl gegen Dich zu erlassen. Der Huissier hat sich mit zwei Soldaten soeben in Deine Wohnung begeben sollen, um Dir den Haftbefehl zu übergeben und Dich abzuführen. Du kommst uns zuvor und stellst Dich selbst. Huissier, Soldaten! Hierher!"

Die Gerufenen traten ein, und Hobart befahl ihnen, Toulan zu verhaften, und in die Conciergerie abzuführen.

„Es ist gut," sagte Toulan mit großartiger Ruhe. „Ich weiß, daß Ihr es dereinst beklagen werdet, einen wahrhaften Patrioten so beleidigt und gekränkt zu haben, und ich wünsche für die Ruhe Eures Gewissens nur, daß es dann noch Zeit ist, die Unbill wieder gut zu machen, welche Ihr an mir geübt habet, und daß mein Kopf dann noch auf meinen Schultern sitzt, damit Euch meine Lippen noch sagen können, was Euch mein Herz schon jetzt sagt: ich vergebe Euch! Ihr seid im Irrthum über mich, aber Ihr wollt doch nur das Beste des Vaterlandes und nicht aus Feindschaft gegen mich, sondern nur aus Liebe zu der einigen, großen Republik verfolgt Ihr mich heute. Als der treue und zärtliche Sohn dieser großen, erhabenen Mutter, der Republik, vergebe ich Euch, daß Ihr meinen ungerechten Anklägern glaubt und selbst, wenn Ihr mein unschuldiges Blut vergießen solltet, wird mein letzter

Todesseufzer doch nur ein Segenswunsch für das Vaterland und die Republik sein."

„Das sind sehr schöne und sehr würdige Worte," sagte Hobart kalt. „Aber wenn die Thatsachen gegen die Worte zeugen, so können wir von Worten uns nicht bethören lassen, sondern müssen die Gerechtigkeit walten lassen."

„Das ist das Einzigste, was ich mir erbitte," rief Toulan heiter. „Lasset die Gerechtigkeit walten, meine Brüder, dann werde ich sehr bald wieder frei werden, und als vollkommen unschuldiges Lamm aus der Untersuchung hervorgehen. Ich sträube mich auch nicht! Kommt, meine Freunde, führt mich in's Gefängniß! Nur bitte ich um Erlaubniß, daß sie mich vorher in meine Wohnung begleiten, damit ich mir dort einige Kleidungsstücke für mein Gefängniß mitnehmen kann. Auch bitte ich inständig, daß gleich in meinem Beisein meine Sachen versiegelt werden. Denn wenn der Mann nicht zu Hause ist, steht es schlimm um die Sicherheit seines Eigenthums, und ich werde nur dann ruhig sein können, wenn die Siegel der Republik mein Eigenthum beschützen. Ich bitte also, lasset gleich in meiner Gegenwart meine Papiere und Sachen versiegeln. Dann werdet Ihr auch zugleich sicher sein, daß meine Frau oder meine Freunde nichts, was mich verdächtigen könnte, entfernt und bei Seite geschafft haben, und meine Unschuld wird desto klarer zu Tage kommen. Ich bitte Euch also, erfüllt mir diesen Wunsch."

Die Mitglieder des Gemeinderaths beriethen leise mit einander, und ihr Vorsitzender verkündigte dann Toulan, daß sein Wunsch Genehmigung gefunden, daß er sich mit den beiden Beamten in seine Wohnung begeben sollte, um sich dort Wäsche und Kleidungsstücke zusammen zu suchen, und daß zugleich durch die Beamten die Versiegelung seiner Sachen und Papiere geschehen sollte.

Toulan dankte ihnen mit heitrer Miene und ging inmitten der beiden Beamten auf die Straße hinaus. Er plauderte ganz sorglos mit ihnen, während sie den Weg nach seiner Wohnung dahin gingen, er lachte und scherzte, aber innerlich schrie er immer sich selber zu: „Du bist verloren! Rettungslos verloren, wenn jetzt kein Entkommen für Dich ist! Du bist der Guillotine verfallen, wenn erst einmal die Pforten des Gefängnisses sich hinter Dir geschlossen haben! Deshalb rette Dich! rette Dich, oder stirb!"

Während er so äußerlich lachte und schwatzte, und innerlich schrie und klagte, flackerten seine scharfen, schwarzen Augen nach allen Seiten hin, und späheten nach einem Freunde, der ihm helfen, ihm beistehen könne.

Und das Schicksal sandte ihm einen Freund! Da kam dieser Freund, da kam Rieard die Straße daher, Toulan's Freund und Vertrauter, der Mitwisser seiner Pläne.

Toulan rief ihn mit heiterer Geberde zu sich, und mit lauter Stimme erzählte er ihm, daß man ihn denuncirt habe, daß er deshalb verhaftet werde, und nur noch in seine Wohnung gehen dürfe, um einige Kleidungsstücke mitzunehmen.

„Komm' mit, Rieard," sagte er. „Man wird bei mir die Siegel anlegen, und Du hast auf meinem Schreibtisch noch einige Papiere, Brochuren und Bücher liegen, welche Dir gehören. Komm' also mit und nimm Dein Eigenthum an Dich, damit es nicht als das meine versiegelt werde."

Rieard nickte zustimmend, und ein bedeutsamer Blick sagte Toulan, daß der Freund ihn verstanden habe, daß er begriffe, es handele sich um Papiere, welche Toulan verdächtigen könnten, und welche Rieard daher als sein Eigenthum requiriren sollte.

Unter gleichgültigen Gesprächen setzte man nun seinen Weg fort, und gelangte in Toulans Wohnung. Marguerite trat ihnen mit ruhiger, gefaßter Haltung entgegen. Sie wußte, daß jede Klage, jede Aeußerung von Angst und Sorge die Lage ihres Gatten nur verschlimmern könnte, und die Liebe gab ihr die Kraft, ruhig und besonnen zu erscheinen.

„Da bist Du ja, mein Freund," sagte sie mit einem Lächeln, von dem Niemand wußte, wie schwer es ihr ward. „Du kommst ja in großer Gesellschaft heim."

„Ja, Marguerite," lachte Toulan, „und ich werde gleich in derselben lieben Gesellschaft fortgehen, und zwar in's Gefängniß!"

„Oh," rief sie lachend, „das ist ein lustiger Scherz! Toulan! der beste Patriot, in's Gefängniß! Geh', Toulan, man muß mit ernsten Dingen nicht Scherz treiben!"

„Bürgerin, es ist auch kein Scherz," sagte einer der Beamten feierlich. „Der Bürger Toulan ist verhaftet, und er ist nur hier, um sich einige Kleidungsstücke abzuholen, und seine Sachen versiegeln zu lassen."

„Und seinem Freund Rieard seine Bücher und Papiere, die er ihm geliehen hat, zurückzugeben, ergänzte Toulan. „Kommt, laßt uns in mein Arbeitszimmer gehen, meine Freunde!"

„Da sind meine Bücher, mein Papiere," rief Rieard, als sie in das nächste Zimmer eintraten, und er sprang zu dem Schreibtisch hin, faßte alle auf demselben befindlichen Papiere mit seinen beiden Händen zusammen, und wollte sie in seine Rocktasche stecken.

Aber die beiden Commissaire wehrten es ihm, und wollten sich seinem Vorhaben widersetzen. Rieard protestirte, ein heftiger Wortwechsel entspann sich, in den auch Marguerite sich einmischte, indem sie laut betheuerte, sie wisse, daß alle die auf dem Tische befindlichen Papiere Rieard gehörten, und daß Niemand ihm wehren dürfe, sie wieder an sich zu nehmen.

Immer lauter, immer heftiger ward der Streit; als Rieard es nochmals versuchte, die Papiere einzustecken, stürzten die beiden Commissaire sich auf ihn, um ihn daran zu verhindern, Marguerite wollte ihm dabei zu

Ludwig der Sechszehnte nimmt Abschied von seiner Familie.

Hülfe kommen, und stieß dabei aus Versehen an den kleinen Tisch, welcher in der Mitte des Gemaches stand, und auf welchem sich eine gefüllte Wasserflasche und einige Gläser befand. Der Tisch fiel um, ein entsetzlicher Knall, ein fürchterliches Geklirr entstand, und unter diesem Geräusch und Geschrei, diesem Zanken und Streiten, hatte Niemand Acht auf Toulan, sah Niemand, wie die kleine, geheime Thür rasch geöffnet ward, wie Toulan hinausschlüpfte, leise hinter sich die Thüre wieder zudrückte, und von Außen verschloß.

Niemand, das heißt, die beiden Commissaire sahen es nicht, aber Marguerite und Ricard mochten es wohl wissen, und sie setzten nur desto eifriger ihr Schreien und Zanken fort, waren nur desto muthiger und heftiger in ihren Betheuerungen und Vorwürfen, um Toulan Zeit zu schaffen, auf dem geheimen Wege zu entfliehen!

Und es gelang ihnen! Als die beiden Commissaire endlich erstaunt das Verschwinden Toulans bemerkten, als sie nach langem Forschen und Suchen endlich die geheime Thür entdeckten, sie sprengten, und über die geheime Treppe dem Entflohenen nachstürmten, war keine Spur mehr von ihm zu entdecken.

Toulan war frei! Unaufgehalten eilte er nach dem kleinen Dachstübchen hin, das er sich schon vor einiger Zeit in dem dicht neben dem Temple belegenen Hause gemiethet hatte, legte dort eine bereit gehaltene Verkleidung an, und hielt sich dort den Tag über verborgen.

Als Marie Antoinette in dieser Nacht, welche dem vereitelten Fluchtversuche folgte, ruhelos auf ihrem Bette lag, und sich marterte mit der angstvollen Frage, ob Fidèle ein Opfer seiner Hingebung geworden, tönten plötzlich die Töne eines Waldhorns durch die Stille. Marie Antoinette richtete sich auf und horchte; auch Prinzessin Elisabeth hatte sich emporgerichtet, und mit angehaltenem Athem lauschten Beide auf die ziehenden und klagenden Töne, welche auf den Schwingen der Nacht leise zu ihnen hereinflatterten! Dann flog ein Lächeln der Befriedigung über ihre bleichen, traurigen Gesichter hin, ein langer Seufzer machte ihrem bangen Herzen Luft.

„Gott sei Dank, er ist gerettet," murmelte Marie Antoinette. „Nicht wahr, Schwester, das ist die Melodie, welche uns sagen soll, daß der Freund in unserer Nähe ist?"

„Ja, Schwester, das ist sie! So lange wir dieses Hornsignal hören, werden wir wissen, daß Toulan noch lebt, daß er uns nahe ist!"

Und oft noch in den nächsten Wochen hatten die Gefangenen des Temple den schmerzlichen Trost, die Hornsignale Toulans zu hören, aber niemals wieder trat er zu ihnen ein, niemals erschien in dem Vorzimmer der Commissair Toulan, um den Wachtdienst bei der Königin zu übernehmen.

Toulan entfloh nicht! Er hatte den Muth in Paris zu bleiben, er hoffte immer noch auf eine Gelegenheit, die Königin erretten zu können, und war immer eifrig und thätig bemüht, mit ihren Freunden und Anhängern sich in Verbindung zu setzen, und Pläne zu entwerfen für die Flucht der königlichen Gefangenen.

Aber gerade das, was Toulan hoffte, das stand als ein drohendes Schreckensgespenst vor den Augen des Convents: die Flucht der Gefangenen des Temple!

Sie fürchteten die Königin selbst noch hinter den dicken Mauern, hinter den vier eisernen Thüren, welche ihren Kerker verschlossen! Sie fürchteten mehr noch dieses arme, siebenjährige Kind, diesen kleinen König ohne Thron und ohne Krone, den Sohn des Hingerichteten! Der Sicherheitsausschuß von Paris wußte, daß man im Volke sich erzählte von dem „kleinen König" im Temple, daß rührende Anekdoten über ihn verbreitet wurden. Ein kühner, verwegener Mensch war als Prophet erschienen, und hatte auf Straßen und Plätzen laut verkündet, es werde die Lilienkrone wieder aufblühen, und die Söhne des Brutus würden durch den kleinen König, der schon jetzt in einem Tempel throne, dem Untergang anheim fallen.

Freilich hatte man den Propheten ergriffen und auf die Guillotine geführt, aber seine Prophezeihungen hatten doch hier und dort Wiederhall gefunden, und das Interesse für den kleinen Prinzen war im Volke erweckt worden. Dazu kam, daß die edlen und begeisterten Männer, die sogenannten Girondisten, für den jungen, königlichen Märtyrer ein lebhaftes Interesse empfanden, und diesem Ausdruck gaben durch ergreifende und schöne Reden, welche sie im Convent hielten, und welche alle Hörer zu Thränen, zu tiefem Mitgefühl bewegten.

Der Convent erkannte die Gefahr, und war sofort entschlossen, dieselbe aus dem Wege zu räumen.

Am ersten Juli 1793 erließ der Convent ein Decret folgenden Inhalts: Das Comité der öffentlichen Sicherheit bestimmt, daß der Sohn Capets von seiner Mutter getrennt und einem Erzieher übergeben werde, welchen der Generalrath der Commune dazu ernennen wird.

Die Königin ahnte nichts davon. Es drang jetzt, seit Toulan nicht mehr da war, keine Kunde von dem, was außerhalb des Gefängnisses geschah, zu ihr, und die Hornsignale Fidèle's waren der einzige Laut der Außenwelt, welche ihr Ohr erreichte.

So war der Abend des dritten Juli gekommen. Der königliche Prinz war zu Bett gebracht und bereits in tiefen Schlaf gesunken. Sein Bett hatte keine Vorhänge, aber Marie Antoinette hatte mit sorgsamen Händen einen Shawl so an der Wand befestigt und über das Bett gebreitet, daß der Schein des Lichtes die geschlossenen Augen des Kindes nicht traf, und ihn in seinem ruhig lächelnden Schlummer beunruhigte. Es war zehn Uhr Abends und die Damen hatten heute ungewöhnlich lange gezögert, zu Bett zu gehen. Die Kö-

nigin und Prinzessin Elisabeth waren damit beschäftigt, die Kleider der Familie auszubessern, und die Prinzessin Therese, zwischen Beiden sitzend, hatte ihnen einige Kapitel aus dem historischen Dictionnair vorgelesen. Jetzt hatte sie auf den Wunsch der Königin ein frommes Buch: „Die heilige Woche" zur Hand genommen und las aus demselben einige Lieder und Gebete vor.

Plötzlich schallten von dem Corridor her hastige, vielfache Schritte. Die Riegel, die Schlösser klirrten, die Thüren wurden geöffnet, sechs Municipalbeamte traten ein.

„Wir kommen," rief der Eine von ihnen mit brutaler Stimme, „um Euch den Befehl des Comité's anzukündigen, daß der Sohn Capets von seiner Mutter und seiner Familie getrennt werden soll."

Bei diesen Worten erhebt sich die Königin, bleich vor Entsetzen. „Man will mir mein Kind entführen," ruft sie. „Nein, nein, das ist nicht möglich! Meine Herren, die Commune kann nicht daran denken, mich von meinem Sohne zu trennen. Er ist noch so jung und schwach, er bedarf noch meiner Pflege."

„Das Comité hat diesen Beschluß gefaßt," erwiderte der Beamte, „der Convent hat ihn bestätigt, und wir sollen die unmittelbare Ausführung bewerkstelligen."

„Ich kann das nicht zugeben," rief Marie Antoinette verzweiflungsvoll. „Im Namen des Himmels beschwöre ich Sie, nicht so grausam zu sein!"

Und ihre beiden Gefährtinnen Elisabeth und Therese mischten ihre Thränen, ihre Bitten mit denen der Mutter. Alle Drei hatten sie sich vor das Bett des Dauphins gestellt; sie klammerten sich an dasselbe, sie falteten ihre Hände, sie schluchzten, die rührendsten Klagen, die demüthigsten Bitten zitterten von ihren Lippen. Aber die Vertreter der Commune wurden nicht davon gerührt.

„Wozu nützt all' dieses Gewimmer," sagten sie. „Man wird Euch Euer Kind nicht tödten. Ueberliefert es uns gutwillig, oder wir müssen es mit Gewalt nehmen."

Und sie schritten zu dem Bette hin. Marie Antoinette stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor dasselbe und hielt den künstlichen Vorhang fest; der aber löste sich von der Wand los und fiel auf das Antlitz des Dauphin. Er erwachte, sah was vorging, und warf sich laut schreiend in die Arme der Königin. „Mama ach, liebe Mama, verlaß mich nicht!"

Sie drückte ihn zitternd an ihren Busen, beruhigte ihn, vertheidigte ihn gegen die grausamen Hände, die sich nach ihm ausstreckten.

Vergeblich! Alles vergeblich! Die Männer der Republik haben kein Mitleid mit dem Schmerze einer Mutter! „Gutwillig oder mit Gewalt! Er muß mit uns gehen!"

„So versprecht mir wenigstens, daß er im Thurm des Temple bleibt, damit ich ihn täglich sehen kann!"

„Wir haben Dir nichts zu versprechen, Bürgerin, Dir gar keine Rechenschaft zu geben! Parbleu, wie kannst Du so jammern und heulen, blos weil man Dir Dein Kind nimmt. Unsere Kinder müssen wohl mehr thun, müssen sich alle Tage die Köpfe zersprengen lassen von den Kugeln der Feinde, welche Du gegen uns gehetzt hast!"

„Mein Sohn ist noch zu jung, um dem Vaterlande dienen zu können," sagte die Königin sanft. „Aber ich hoffe, daß er eines Tages, wenn Gott es erlaubt, stolz darauf sein wird, ihm sein Leben weihen zu können."

Die beiden Prinzessinnen hatten indessen, angetrieben von den Beamten, den weinenden Knaben angekleidet. Die Königin sah jetzt, daß ihr keine Hoffnung mehr blieb. Sie sank auf einen Stuhl nieder, und alle ihre Kraft zusammenraffend rief sie den Dauphin zu sich, legte ihm ihre beiden Hände auf die Schultern, und bleich, unbeweglich, mit weit geöffneten Augen, deren brennende Lider von keiner Thräne gekühlt wurden, starrte sie in das schmerzzuckende, rosige Angesicht des Knaben, der seine großen, in Thränen schwimmenden blauen Augen auf das Antlitz seiner Mutter geheftet hatte.

„Mein Kind," sagte die Königin feierlich, „wir müssen uns trennen. Erinnere Dich an Deine Pflichten, wenn ich nicht mehr bei Dir bin, um Dich an dieselben zu mahnen. Vergiß niemals den guten Gott, der Dich prüft, und Deine Mutter, welche für Dich betet. Sei artig, geduldig und gut, und Dein Vater im Himmel wird Dich segnen!"

Sie neigt sich und drückt mit ihren kalten Lippen einen Kuß auf die Stirn ihres Sohnes, dann schiebt sie ihn sanft seinem Kerkermeister hin. Aber der Knabe stürzt noch einmal zu ihr hin, umklammert sie mit seinen Armen und will schreiend und wehklagend nicht von ihr lassen.

„Mein Sohn, wir müssen gehorchen. Gott will es so," ruft Marie Antoinette.

Ein lautes, wildes Lachen erschallt. Schaudernd wendet die Königin sich um. Da, in der offenen Thüre, da steht der Schuster Simon, und neben ihm seine Frau, mit wilden, harten Zügen, die boshaften Blicke der bleichen Königin zugewandt.

Jetzt streckt sie die braunen, entblößten Arme nach dem Kinde aus, und reißt ihn zu sich, und stößt ihn vor sich her nach der Thüre hin.

„Sie soll ihn erziehen," schreit die Königin, „bei dieser Frau soll mein Sohn bleiben?"

„Ja," sagt Simon mit einem grinsenden Lachen, indem er, die Arme in die Seiten eingestemmt, sich vor die Königin hinstellt. „Ja, bei dieser Frau, und bei mir, ihrem Manne, soll der kleine Capet bleiben, und ich sage Dir, er soll eine prächtige Erziehung erhalten. Wir werden ihn lehren, die Vergangenheit vergessen, und sich nur zu erinnern, daß er ein Kind der einigen

und untheilbaren Republik ist. Wenn er's nicht mit Gutem lernen will, so muß er's mit Bösem lernen, und mein Schusterriemen wird für den Sohn der Wölfin ein guter Lehrmeister werden!"

Er nickt Marie Antoinette grinsend zu, und folgt dann den Commissairen, welche schon hinausgegangen sind. Die Thüren werden wieder geschlossen, die Riegel vorgeschoben, und drinnen in dem Gemach herrscht jetzt eine Todtenstille. Die drei Frauen haben sich fest umschlungen, und so sind sie auf ihre Kniee niedergesunken, und beten.

Von diesem Tage an hatte Marie Antoinette keine Hoffnung mehr, ihr Herz war gebrochen. Ganze Tage lang saß sie unbeweglich, starr da, ohne auf die zärtlichen Worte ihrer Schwägerin, die Liebkosungen ihrer Tochter zu achten, ohne zu arbeiten, zu lesen, sich zu beschäftigen. Sonst hatte sie geholfen, die Zimmer in Ordnung zu bringen, die Kleider, die Wäsche auszubessern. Jetzt ließ sie es geschehen, daß die beiden Prinzessinnen alle die Arbeiten allein verrichteten, und Marie Antoinette bedienten.

Nur einige Stunden des Tages belebte sich ihr Blick, kam Bewegung in diese bleiche Marmorgestalt. Das waren die Stunden, wenn sie ihrem Sohne auflauerte, der mit Simon täglich die Wendeltreppe hinaufging, die nach dem obersten Stockwerk, und nach der Plattform des Thurmes führte. Da lag sie an der Thür und lauschte auf seinen Schritt, auf die Worte, die er im Vorübergehen an seinen Kerkermeister richtete.

Bald hatte sie noch eine bessere Gelegenheit entdeckt, ihn zu sehen. Eine kleine Spalte in dem Verschlag der Plattform, auf welcher der Knabe spazieren geführt wurde. Die Welt, die Zeit drehte sich für die Königin nur noch um diese Spalte, um diesen Augenblick, in welchem sie ihren Knaben sehen konnte.

Zuweilen auch brachte irgend ein mitleidiger Commissair, der ihr Gefängniß zu inspiciren hatte, ihr Nachricht von ihrem Kinde, erzählte ihr, daß es gesund sei, daß es mit dem Balle spiele, und durch sein freundliches Wesen Jedermann gewinne. Dann erhellte sich das Antlitz Marie Antoinette's und der Schimmer eines Lächelns flog über ihre Züge hin, und weilte so lange auf ihren bleichen Lippen, als sie von ihrem Knaben sprachen. — Aber ach! Bald kam ihr andere Kunde von dem unglücklichen Kinde! Die Klagen und die Jammertöne des gemarterten Kindes, die Drohungen Simons, die Schimpfworte seiner Frau tönten hinauf in das Gefängniß der Königin, und ihr Herz erstarrte davor in Verzweiflung und Schmerz! Und doch war es noch nicht das Schlimmste und Entsetzlichste, ihn weinen zu hören, zu wissen, daß der Sohn der Königin gemißhandelt ward! Es war noch fürchterlicher, ihn mit lauter Stimme, begleitet von dem Lachen, dem Bravorufen Simons und seiner Frau, revolutionaire, ja sogar obseöne Lieder singen zu hören, zu wissen, daß man nicht blos den Körper, sondern auch die Seele des Sohnes der Königin dem Verderben geweiht habe!

Anfangs brach die Königin bei diesen furchtbaren Gesängen in Klagen, in Jammern, ja in laute Drohungen gegen Diejenigen aus, welche die Seele ihres Kindes mordeten. Dann allmählich erstarrte ihr Herz, und als man sie am zweiten August aus dem Temple fortführte in die Conciergerie, da murmelten die bleichen Lippen der Königin: „Gott sei Dank! Ich werde ihn nicht mehr singen hören!"

24.

Der Tod der Königin.

Die Bartholomäusnacht der mörderischen Katharina von Medicis und ihres wahnsinnigen Sohnes Karls des Neunten fand jetzt in Frankreich ihre gräuelvolle und blutige Wiederholung, aber diese Nacht des Entsetzens überdauerte auch den Tag, und schreckte nicht zurück vor dem Licht.

Die Sonne beleuchtete die Bäche von Blut, die durch die Straßen von Paris dahinflossen, und die Meute wilder Hunde, welche in ungeheuren Schaaren auf allen Straßen lagerten, und sich nährten von diesem Blut, das den Gezähmten ihre natürliche Wildheit wiedergab; die Sonne beleuchtete das Schaffot, das wie ein dräuendes Ungeheuer sich auf dem Revolutionsplatze erhob, und das furchtbare Fallbeil, welches täglich so viel edle Häupter durchschnitt, und immer wieder glänzend und dräuend aus dem Tod sich emporhob.

Die Sonne beleuchtete auch jenen Tag, an welchem Marie Antoinette gleich ihrem Gemahl das Schaffot bestieg, um endlich im Grabe auszuruhen von aller Schmach und aller Marter der letzten Jahre.

Dieser Tag war der 16. Oktober 1793! — Seit vier Monaten hatte Marie Antoinette schon diesem Tage wie einem ersehnten Glück entgegengeseufzt, seit vier Monaten hatte man sie aus dem Gefängniß des Temple in die Conciergerie geführt, und sie wußte, daß die Gefangenen der Conciergerie dieselbe nur verließen, um die Freiheit zu erlangen, welche nicht die Menschen verleihen, sondern welche Gott den Leidenden giebt, die Freiheit des Todes!

Marie Antoinette sehnte sich nach dieser Freiheit und nach dieser Erlösung des Todes! Wie weit schon lagen die Tage des Glücks und der heiteren Jugendlust in unendlicher, mährchenhafter Ferne hinter ihr, wie lange schon hatte diese hohe, ernste Gestalt mit dem stolzen und doch ergebenen Angesicht jede Aehnlichkeit verloren mit der reizenden, von allen Genien der Schönheit, der Jugend, der Liebe und des Glücks umgaukelten Königin Marie Antoinette, welche einst in Trianon die Idylle der königlichen Pächterin aufgeführt,

welche im Uebermuth des Glücks es wagte, verkleidet den öffentlichen Opernball zu besuchen, welche sich inmitten des französischen Volkes so sicher glaubte, daß sie den Schutz der „Madame Etiquette“ entbehren zu können vermeinte, welcher damals ganz Frankreich eben so enthusiastisch zujauchzte, als es sie jetzt mit wildem Grimm verfolgte!

Nein, die damalige Königin Marie Antoinette, die in den goldenen Sälen von Versailles und in den Tuilerien die Huldigungen von ganz Frankreich empfing, und mit lächelnder Grazie und mit glückstrahlendem Antlitz alle diese Huldigungen entgegennahm, sie hatte keine Aehnlichkeit mehr mit der Wittwe Louis Capet's, welche da jetzt vor dem Revolutions-Tribunal steht, und ernst und fest Antwort giebt auf die ihr vorgelegten Fragen.

Sie hat auch Toilette gemacht zu diesem Tage, aber wie verschieden ist diese Toilette der Wittwe Capet von jenen Toiletten, welche einst die Königin Marie Antoinette zur Schau getragen.

Damals konnte Marie Antoinette, die leichtsinnige, gefallsüchtige Tochter des Glücks, ganze Stunden lang mit ihrer Vertrauten, der Putzmacherin Madame Berthier, in ihrem Cabinet sich einschließen, um irgend ein neues Ballkleid, ein neues Fichu, eine neue Verzierung ihrer Robe zu ersinnen, damals konnte Leonard für diese Königin mit dem wundervollen blonden Haar den ganzen Reichthum seiner Wissenschaft und seiner Phantasie aufbieten, um immer neue Coiffüren, immer neue Kopfputze zu erfinden, um das schöne Haupt der Königin zu schmücken mit thurmhohen Frisuren, auf denen weiße Federbüsche ruhten, oder kleine Kriegsschiffe das Spinngewebe ihres Segelwerks entfalteten, oder er errichtete zur Abwechselung auf dem königlichen Haupt einen Garten-„Parterre,“ der geschmückt war mit Blumen und Früchten, mit Schmetterlingen und Paradiesvögeln.

Die „Wittwe Capet“ hatte keine Putzmacherin, und keinen Friseur zu ihrer Toilette nöthig gehabt. Ihre hohe, schlanke Gestalt ist umhüllt von dem schwarzen wollenen Gewande, welches die Republik auf den Antrag Marie Antoinette's ihr gegeben, damit sie traure um den hingerichteten Gemahl. Ihren Hals und ihre Schultern, die einst die Bewunderung Frankreichs gewesen, umhüllt jetzt ein weißes Mousselintuch, welches das Mitleid ihres Gefangenwärters Bault ihr gegeben. Ihr Haar ist unbedeckt, und fällt in langen ungekünstelten Locken zu beiden Seiten ihrer durchsichtig bleichen Wangen nieder. Dies Haar bedarf jetzt keines Puders mehr, die langen, schlaflosen Nächte, die kummervollen Tage haben es auf immer gepudert und die achtunddreißigjährige Wittwe Ludwig Capet's trägt auf ihrem Haupte das graue Haar einer siebenzigjährigen Greisin.

So, in dieser Toilette steht Marie Antoinette in den Tagen vom sechsten bis zum dreizehnten Oktober vor dem Revolutions-Tribunal! Nichts an ihr ist königlich geblieben, nichts als ihr Blick und die stolze Haltung ihrer Gestalt!

Und das Volk, das auf den Tribünen in dichten Massen sich drängt, das nicht müde wird, die Königin zu sehen in ihrer Erniedrigung, ihrer Toilette der Schmerzen, das Volk verlangt immer wieder, daß Marie Antoinette sich erhebe von dem geflochtenen Binsenstuhle, auf welchem sie sitzt, daß sie sich anstarren lasse von dieser Menge, die nicht das Mitleid, sondern die Neugierde herbeigeführt.

Einmal, indem sie auf den Ruf des Publikums auf den Gallerien sich erhebt, seufzte die Königin: „Ach, wird das Volk nicht bald meiner Leiden überdrüssig werden?“ *

Ein anderes Mal murmeln ihre trocknen bleichen Lippen: „Ich habe Durst!“ Aber Niemand in ihrer Umgebung wagt es, Mitleid zu haben mit diesem Schmerzenslaut der Königin, Jeder schaut verlegen den Andern an, Keiner wagt es, der Dürstenden ein Glas Wasser zu reichen!

Einer der Gensd'armen hatte endlich den Muth, es zu thun, und Marie Antoinette dankt ihm mit einem Blick, der Thränen in die Augen des Gensd'armen treibt, und ihn vielleicht morgen schon als Verräther unter der Guillotine fallen läßt!

Die Gensd'armen, welche die Königin bewachen, sie allein haben noch Muth, ihr Mitleid zu beweisen! -

In einer Nacht, als sie aus dem Sitzungssaal in ihr Gefängniß zurückgeführt wird, fühlt sich Marie Antoinette so erschöpft, so überwältigt, daß sie taumelnd murmelt: „Ich sehe nicht mehr, ich kann nicht weiter, ich kann nicht mehr gehen.“ † Der neben ihr gehende Gensd'arm reicht ihr den Arm, und auf ihn gestützt, schwankt Marie Antoinette mühsam die drei steinernen Stufen hinauf, die zu ihrem Gefängniß führten.

Endlich in der Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten Oktober um 4 Uhr Morgens haben die Geschwornen ihr Verdict gegeben! Dieses Verdict lautet: Tod! Hinrichtung durch die Guillotine!

Marie Antoinette hat es mit unerschütterlicher Ruhe vernommen, während der Lärm der aufgeregten Menge wie durch Zauberschlag verstummt ist, während selbst viele Gesichter der wüthenden Fischweiber erbleicht sind!

Marie Antoinette ist ruhig geblieben, ernst und kalt erhebt sie sich von ihrem Sitze, und öffnet selbst die Ballustrade, um den Saal zu verlassen und in ihr Gefängniß zurückzukehren!

Und jetzt endlich, am Morgen des sechszehnten Oktober, jetzt sollen ihre Leiden enden, soll Marie Antoinette sich flüchten dürfen in das Grab! Ihre Seele ist fast freudvoll und heiter, sie hat so viel gelitten,

* Marie Antoinette's eigene Worte. Siehe: Goncourt: Histoire de Marie Antoinette, p. 404.

† Ebendaselbst S. 415.

und für sie ist das Eingehen in den Tod jetzt wirklich die Seligkeit.

Sie hat die stillen Stunden der Nacht dazu angewendet, um an ihre Schwägerin, Madame Elisabeth, zu schreiben, dieser Brief ist zugleich das Testament der Königin. Aber die Wittwe Ludwig Capet's hat über keine Reichthümer, keine Schätze, kein Besitzthum zu testiren, sie hat nichts mehr, was ihr Eigenthum ist, nichts als ihre Liebe, ihre Thränen, ihre Abschiedsgrüße. Diese hinterläßt sie allen Denen, welche sie geliebt hat. Sie nimmt Abschied von ihren Verwandten, ihren Brüdern und Schwestern, und ruft ihnen ein Lebewohl zu.

„Ich hatte Freunde," fährt sie fort, „der Gedanke, für immer von ihnen getrennt zu sein, und ihr Kummer ist mir, indem ich sterbe, fast das Schmerzlichste: sie sollen mindestens wissen, daß ich bis zum letzten Moment ihrer gedacht habe."

Dann, nachdem Marie Antoinette diesen Brief vollendet hat, dessen Schriftzüge hier und da von ihren Thränen verlöscht sind, dann denkt sie daran, ihren Kindern ein letztes Andenken zu hinterlassen, ein Andenken, das nicht von der Hand des Henkers entweiht worden ist.

Der einzige Schmuck, welcher ihr geblieben, das ist ihr langes Haar, dessen silbergraue Locken zugleich die thränenvolle Geschichte ihrer Leiden sind.

Marie Antoinette entäußert sich selbst dieses letzten Schmuckes, sie schneidet ihr langes Hinterhaar ab, damit es ihren Kindern, ihren Verwandten und Freunden als ein letztes Andenken verbleibe.

Dann, nachdem sie ihren geistigen Abschied vom Leben genommen, bereitet sie sich vor zu der letzten, großen Ceremonie ihres Daseins, zu dem Tode.

Sie fühlt sich erschöpft, todesmatt, und sie will sich stärken zu dem schweren Wege, damit sie ihn würdig zurücklegen vermöge.

Marie Antoinette begehrt einige Nahrung und ißt mit tapferem Muth einen Flügel von dem Huhn, das man ihr aufgetragen. Nachdem sie gegessen, macht sie ihre Toilette, ihre Toilette des Todes!

Die Frau des Gefangenwärters giebt, auf die Bitte der Königin, ihr eins ihrer eigenen Hemden, und Marie Antoinette bekleidet sich mit demselben. Dann legt sie die Gewänder an, welche sie während der Tage des Verhörs vor dem Revolutions-Tribunal getragen. Nur, daß sie über das schwarze Wollengewand, welches sie oft schon mit eigener Hand gestopft und geflickt hat, jetzt noch einen Mantel von weißem Piqué zieht. Um den Hals knüpft sie ein einfaches kleines Tuch von weißem Mousselin, und da man ihr nicht hat erlauben wollen, mit unbedecktem Haupt auf das Schaffot zu gehen, so setzt sie die runde Haube von Linnen auf, wie die Frauen aus dem Volke sie zu tragen pflegen. Schwarze Strümpfe bedecken ihre Füße, und darüber zieht sie Schuhe von schwarzem Wollenzeug.

Nun ist ihre Toilette vollendet, die irdischen Dinge sind abgethan! Bereit, dem Tode entgegenzugehen, legt sich die Königin auf ihr Bett, und schläft ein.

Sie schläft noch, als man ihr meldet, daß ein Priester da ist, um einzutreten, wenn sie ihm beichten will.

Aber Marie Antoinette hat Gott selber schon ihr Herz enthüllt; sie will keinen von diesen Priestern der Vernunft, welche die Republik eingesetzt hat, nachdem sie die Priester der Kirche verbannt oder guillotinirt hat.

„Da ich nicht die Herrin meines Willens bin," hat sie Madame Elisabeth in ihrem Abschiedsbriefe geschrieben, „so werde ich es dulden müssen, wenn man mir einen Priester zuführt; aber ich erkläre hiermit, daß ich ihm kein Wort sagen, daß ich ihn als ein durchaus mir fremdes Wesen betrachten werde."

Und Marie Antoinette hält Wort: sie wehrt es dem Priester Girard nicht, zu ihr einzutreten, aber sie antwortet ablehnend, als er sie fragt, ob sie von ihm die Tröstungen der Religion empfangen will.

Sie geht, um sich zu erwärmen, denn ihre Füße sind erstarrt, in dem kleinen Gemach auf und ab. Als es sieben Uhr schlägt, öffnet sich die Thür.

Es ist Samson, der Scharfrichter von Paris, welcher da eintritt!

Ein leichtes Beben durchrieselt die Gestalt der Königin. „Sie kommen sehr früh, mein Herr, konnten Sie nicht noch etwas zögern?"

Aber als Samson es verneint, nimmt Marie Antoinette wieder ihre ruhige kalte Haltung an. Sie trinkt ohne Widerstreben die Tasse Chocolade, welche man für sie aus einem nahen Cabaret geholt, sie läßt es stolz und ruhig geschehen, daß man ihr die Hände auf dem Rücken mit dicken Stricken zusammenbindet.

Um elf Uhr endlich verläßt sie ihr Gemach, um über den Corridor hinabzugehen, und den Karren zu besteigen, der vor der Thür ihrer harrt.

Niemand geleitet sie auf diesem Wege, Niemand sagt ihr ein letztes Lebewohl, zeigt der Scheidenden eine Miene der Theilnahme oder des Bedauerns!

Allein, inmitten der Reihen von Gensd'armen, die zu beiden Seiten des Corridors aufgestellt sind, schreitet die Königin vorwärts, hinter ihr geht Samson, in seiner Hand das Ende des Strickes haltend, mit welchem die Hände der Königin gebunden sind; ihm folgten der Priester und die beiden Gehülfen des Scharfrichters.

Das ist das Gefolge der Königin, der Tochter eines Kaisers, auf ihrem Todeswege!

Vielleicht liegen in dieser Stunde Tausende auf ihren Knieen, um für Marie Antoinette, welche sie immer noch in der Stille ihres Herzens „die Königin" nennen, zu Gott ihre inbrünstigen Gebete emporzuschicken, vielleicht vergießen viel Tausende mitleidiger Menschen in dieser Stunde heiße Mitleidsthränen für sie, die jetzt

den elenden Karren besteigt, und auf dem Brett sich niederläßt, das mit Stricken an beiden Seiten des Karrens befestigt ist. Aber diejenigen, welche beten und weinen, haben sich zurückgezogen in die Einsamkeit ihrer Gemächer, denn nur Gott darf ihre Klagen vernehmen, und ihre Thränen sehen. Die Augen, welche die Königin auf ihrem letzten Gange begleiten, dürfen nicht weinen, die Worte, welche man ihr entgegenruft, dürfen kein Mitleid verrathen!

Paris weiß, daß dies die Stunde der Hinrichtung der Königin ist, und das Volk von Paris ist bereit! Es wartet! Auf den Straßen, an den Fenstern der Häuser, auf den Dächern hat es in ungeheuren Massen sich postirt, den ganzen Revolutionsplatz erfüllt es mit seinen dunkeln und unheilsvollen Wogen.

Jetzt wirbeln die Trommeln der vor der Conciergerie aufgestellten National-Garden. Das große weiße Pferd, das den Karren fährt, in welchem Marie Antoinette rückwärts an der Seite des Priesters sitzt, wird von dem Mann, der sich auf seinen Rücken schwingt, vorwärts getrieben. Hinter ihr in dem Karren steht Samson und sein Gehülfe.

Die Königin ist bleich, alles Blut hat ihre Wangen, ihre Lippen verlassen, aber ihre Augen sind geröthet; sie hat so viel geweint, die arme Königin! Doch jetzt weint sie nicht mehr! Keine einzige Thräne umschleiert ihren Blick, der ernst und ruhig über die Menge dahinschweift, die Häuser emporgleitet bis zu den Dächern, dann wieder langsam sich niedersenkt, und über die Menschenköpfe fort in eine unendliche Ferne zu starren scheint.

Kalt und ernst wie ihr Auge, ist auch das Antlitz der Königin, ihre Lippen sind fest geschlossen, kein Zucken ihrer Miene verräth, ob sie leidet, ob sie empfindet, ob sie diese tausend und tausend kalten, neugierigen, höhnischen Blicke fühlt, die auf sie geheftet sind! Und doch sieht Marie Antoinette Alles! Sie sieht auch jene Frau, welche da ihr Kind emporhebt, sie sieht, wie dieses Kind mit seinen kleinen Händchen der Königin einen Kuß zuwirft! Und nun auf einmal fährt ein Zucken durch die Züge der Königin, ihre Lippen beben, ihre Augen verdunkeln sich von einer Thräne! Dieses erste, einzige Zeichen menschlicher Theilnahme hat das Herz der Königin belebt, hat es aus seiner Erstarrung geweckt!

Aber das Volk sorgt dafür, daß Marie Antoinette nicht mit diesem letzten Trost des Erbarmens am Ende ihres Weges anlangen darf. Es drängt sich heulend und schreiend, hohnlachend und jubelnd immer näher an den Karren heran, es singt Spottlieder auf die Madame „Veto," es klatscht hier und da in die Hände, und zeigt hohnlachend mit Fingern auf sie hin.

Sie aber bleibt ruhig, ihr Auge schweift kalt und theilnahmlos über die Menge dahin; nur einmal flammt es auf mit einem letzten zornigen Blitz, als sie vorüber kommt am Palais-Royal, wo Philipp Egalité wohnt, einst der Herzog von Orleans, als sie die Inschrift liest, welche er über dem Eingangsthor seines Hauses hat anbringen lassen.

Um Mittag endlich ist der Karren an seinem Ziel angelangt. Er hält still am Fuße des Schaffots, und Marie Antoinette steigt von dem Karren hernieder, um dann langsam, hochaufgerichtet, die Stufen des Schaffots hinaufzugehen.

Ihre Lippen haben sich nicht Einmal geöffnet auf dieser fürchterlichen Fahrt, sie haben auch jetzt keine Klage, kein Wort des Lebewohls! Das einzige Lebewohl, das sie auf Erden noch zu sagen hat, das spricht ihr Blick, dieser Blick, der sich langsam hinüberrichtet nach den Tuilerien, — es ist das Lebewohl der Erinnerung, und es macht ihre Wangen noch bleicher, es öffnet ihre Lippen zu einem schmerzvollen Seufzer.

Dann neigt sie ihr Haupt — eine augenblickliche, athemlose Stille folgt. —

Samson hebt das bleiche Haupt empor, das einst das Haupt der Königin von Frankreich gewesen und das Volk schreit und jubelt laut: „Es lebe die Republik!"

An diesem Abend schrieb einer der Beamten der Republik nach vollbrachter Arbeit des Tages eine Rechnung, welche noch heute in dem historischen Archiv der kaiserlich-französischen Bibliothek in Paris aufbewahrt wird, und deren Anblick das Auge des Geschichtsschreibers selbst mit Thränen füllen muß.

Diese Rechnung lautet: „Verzeichniß der Kosten und Beerdigungen Joly's, des Todtengräbers von Madelaine de la Ville l'Evêque, von denjenigen Personen, welche vom Tribunal des Wohlfahrts-Ausschusses zum Tode verurtheilt wurden, nämlich: Nr. 1 . . . . . Es folgen nun vierundzwanzig Nummern und Namen hingerichteter Personen, und dann kommt: Nr. 25. Die Wittwe Capet:

Für den Sarg . . . . . 6 Francs.
Für die Gruft und den Todtengräber 25 „

Darunter steht: Gesehen und bestimmt von mir, Präsidenten des Revolutions-Tribunals, daß Joly, Todtengräber zu Madelaine, die Summe von 264 Francs vom Nationalschatz erheben kann. Paris, am elften Brumaire. Jahr II. der französischen Republik. Herman, Präsident.

Die Beerdigung der Königin von Frankreich hat der Republik nicht mehr als einunddreißig Francs (acht Thaler) gekostet.

25.

König Ludwig der Siebenzehnte.

Die einige und unheilbare Republik hatte den Sieg davon getragen über das Königthum der Lilien von Frankreich. In ihren dunklen und unbekannten Grä-

bern auf dem Madelaine-Kirchhof schlummerten der König Ludwig der Sechszehnte und die Königin Marie Antoinette den letzten Todesschlaf. Das Königthum hatte auf der Guillotine sich verblutet, und die Republikaner, die Prediger der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wiederholten es jubelnd, und triumphirend jeden Tag: das Königthum ist für immer erloschen, und die glorreiche Republik ist für immer als die heilbringende Sonne über Frankreich aufgegangen.

Aber trotz dieses triumphirenden Jubelrufes verdüsterten sich die Stirnen der republikanischen Machthaber, und ein eigenthümliches Bangen bewegte ihr Herz, wenn sich ihr Blick auf den Temple richtete, auf dieses große düstere Gebäude, das seine schwarzen Schatten über die sonnigen Pfade der Republik warf. War es die Reue, welche die Stirnen der Königsmörder umdüsterte beim Anblick dieses Gebäudes, welches das traurige Gefängniß des Königs und der Königin gewesen? Diese Herzen von Bronze kannten keine Reue, und wenn diese Helden der Revolution über die Place de la Guillotine hingingen, auf welchem die königlichen Opfer verblutet waren, so leuchteten ihre Augen stolzer auf, und senkten sich nicht, wenn sie vorüberschritten am Madelaine Kirchhof.

Nein, nicht die Erinnerung an die Todten war es, welche die Stirnen der Machthaber der Republik verdüsterte, wenn sie auf das finstere Gebäude des Temple hinschaueten, sondern die Erinnerung an den, welcher noch nicht todt war, welcher noch lebend als Gefangener in dem düstern Staatsgefängniß der Republik verweilte.

Dieser Gefangene war freilich nur ein Kind von acht Jahren, aber die Legitimisten, — und es gab deren noch sehr viele in Frankreich — die Legitimisten nannten dieses Kind den „König von Frankreich," und die Priester in der treuen Vendée flehten an jedem Tage, wenn sie die Todtenmesse für den gemordeten König beendet hatten, mit emporgehobenen Händen zu Gott um Gnade und Erlösung für den Gefangenen des Temple, für den jungen König Ludwig den Siebenzehnten.

Le roi est mort, vive le roi!

Freilich gab es auch unter den Royalisten und Legitimisten Viele, welche mit bitterm Groll und Zorn des armen Gefangenen gedachten, welche ihn anklagten und beschuldigten, als den Verleumder seiner Mutter! Als ob das Kind gewußt hätte, was es that, als es auf Befehl seines Peinigers und Kerkermeisters Simon mit seiner zitternden Hand seinen Namen unter das Papier malte, welches ihm in öffentlichem Gerichtsverhör vorgelegt ward. Als ob der arme unschuldige Knabe gewußt hätte, welche Bedeutung die furchtbaren Fragen hatten, welche die unbarmherzigen Richter ihm vorlegten, und die er mit „Nein" oder mit „Ja" beantwortete, je nachdem seine ängstlich forschenden Blicke auf dem hartem Angesichte Simons, welcher neben ihm stand, die passende Antwort zu lesen glaubten. Denn der arme Knabe hatte es schon gelernt, in den Mienen seines Kerkermeisters zu lesen, und er wußte es sehr wohl, daß jedes Stirnrunzel, welches durch ihn veranlaßt worden, mit furchtbaren Martern, Beschimpfungen und Schlägen gebüßt werden mußte!

Der arme Knabe hatte Furcht vor dieser schweren Faust, welche wie eine eiserne Keule auf seinen Rücken, auf sein Gesicht selbst niederfiel, wenn er irgend etwas sagte, oder that, was dem Schuster Simon oder seiner Frau mißfiel, und darum suchte er dieser grausamen Behandlung zu entgehen, indem er mit seinem Ja und Nein das bestätigte, was Simon den Richtern erzählte, und was das Kind in seiner Unschuld nicht verstand! Und darum unterschrieb er bereitwillig jenes Papier, in welchem das unglückliche betrogene Kind schändliches Zeugniß ablegen mußte gegen seine Mutter!

Man wagte es, mit diesem Zeugniß Marie Antoinette als Verbrecherin zu beschuldigen, aber gegen solche Infamie hatte die Königin keine andere Antwort, als ein verächtliches Schweigen, als hoheitsvollen stolzen Blick, vor dem die verhörenden Richter beschämt die Augen niederschlugen. Dennoch wiederholten sie nach einer Pause ihre Anklage und drängten zu einer Antwort.

Marie Antoinette wandte den stolzen und doch sanften Blick auf die Frauen hin, welche in dichten Schaaren die Gallerie der Zuhörer besetzt hielten, und die in athemloser Aufmerksamkeit die Antwort der Königin erwarteten.

„Ich appellire an alle hier anwesenden Mütter," sagte sie mit ihrer sonoren traurigen Stimme, „ich frage, ob sie ein solches Verbrechen für möglich halten?"

Niemand gab laute Antwort, aber ein Gemurmel, ein Seufzen und Aechzen ging durch die Reihen der Zuschauer, und das scharfe Ohr der vorsitzenden Richter verstand die Bedeutung dieses Geräusches, dieser Sprache des Mitleides sehr wohl, und es schien ihnen klüger und angemessener, die Anklage lieber fallen zu lassen, als das Mitleid der Mütter noch mehr anzusuchen im Interesse der königlichen Mutter. Man war ja doch ihrer Verurtheilung sicher, man hatte ja das „Schuldig" schon lange vor dem Verhör im Herzen ausgesprochen, bevor es nach dem Verhör auf die Lippe trat, und die Königin auf die Guillotine führte!

Marie Antoinette gedachte dieser fürchterlichen Anklage, als sie in der Nacht vor ihrer Hinrichtung, in der Nacht des 16. Oktober 1793 um 4½ Uhr Morgens jenen letzten Brief an ihre Schwägerin Elisabeth schrieb, welcher zugleich ihr Testament und ihr Abschied vom Leben war.

„Möge mein Sohn," so schrieb sie, „niemals die letzten Worte seines Vaters vergessen; ich wiederhole sie ihm hier ausdrücklich, möge er niemals versuchen, unsern Tod zu rächen. Jetzt habe ich noch von einer

meinem Herzen sehr peinlichen Sache zu sprechen. Ich weiß, welchen Kummer dieses Kind Ihnen verursacht haben muß. Vergeben Sie ihm, meine geliebte Schwester, denken Sie an das Alter, welches er hat, und wie leicht es ist, von einem Kinde das sagen zu lassen, was man von ihm gesagt hören will, und was es selbst nicht einmal versteht. Es wird ein Tag kommen, hoffe ich, wo er desto besser den hohen Werth verstehen wird, welchen Ihre Güte und Zärtlichkeit für meine beiden Kinder hat." *

Um dieselbe Stunde, als Marie Antoinette dies schrieb, stritten sich der Schuster Simon und seine Gattin, welche auf Befehl des Convents in dieser Nacht wachen mußten, damit die enragirten Legitimisten nicht etwa den Versuch machten, den Sohn der Königin zu entführen. Sie stritten, ob die Hinrichtung der Königin wirklich morgen stattfinden werde. Während Simon seine freudige Ueberzeugung aussprach, wagte sein Weib zu zweifeln. „Sie ist noch schön," sagte sie düster, „sie weiß gut zu reden, und es wird ihr gelingen, ihre Richter zu rühren, denn ihre Richter sind Männer."

„Aber die Gerechtigkeit ist eine Frau, und die ist unerschütterlich," rief Simon emphatisch, und als sein Weib dennoch widersprach, schlug Simon eine Wette vor. Sie wetteten, ob die Königin von Frankreich am nächsten Vormittag guillotinirt würde oder nicht, und derjenige, welcher verlor, sollte am nächsten Abend einige Gläser Branntwein und einen Kuchen zur Erheiterung liefern.

Am nächsten Morgen begab sich Simon mit seinem kleinen Gefangenen auf die Plattform des Thurmes, denn von dort aus hatte man einen freien Ueberblick über die Straßen, und konnte wenigstens undeutlich sehen, was auf denselben sich begab.

Sein Weib indessen mit ihrem fürchterlichen Strickstrumpf hatte in der Frühe des Morgens schon den Temple verlassen. „Man muß heute früh zur Stelle sein, wenn man einen guten Platz haben will," sagte sie, „und es wäre für mich ein wirkliches Unglück, wenn ich das schändliche Haupt der Wölfin nicht sollte fallen sehen, und nicht ein doppeltes Zeichen in meinem Strickstrumpf machen sollte."

„Aber Du vergißt, Jeanne Marie," sagte Simon grinsend, „Du vergißt, daß Du Deine Wette verloren hast, wenn Du das Zeichen in dem Strickstrumpf machen kannst."

„Ich wollte lieber alle Wetten, die ich jemals noch machen werde, verlieren müssen, als das Zeichen in meinem Strickkalender nicht machen können," rief die Strickerin ingrimmig. „Ich wollte lieber mein Hochzeitskleid und meinen Trauring verlieren, als diese Wette gewinnen! Geh' auf die Plattform mit der Wolfsbrut und erwarte mich dort. So wie ich das Zeichen in meinem Strumpf gemacht habe, laufe ich hierher und bringe es Dir."

„Es ist schändlich, daß ich nicht mit Dir kann," seufzte Simon. „Ich wollt', ich hätte das Geschäft gar nicht übernommen, der Erzieher des kleinen Capet zu werden. Es ist ein abscheuliches Geschäft, denn ich darf seitdem den Temple nicht verlassen, und bin nun eben so gut ein Gefangener, als der kleine Capet es ist."

„Die Republik hat Dir eine große Ehre angethan," sagte die Strickerin feierlich. „Sie hat das Vertrauen zu Dir, daß Du aus dem Sohne der Wölfin, aus dem nichtswürdigen Sprößling der Tyrannen einen Sohn der Republik, einen nützlichen Bürger machen wirst."

„Du hast gut reden," brummte Simon, „Du hast von der Sache nur die Ehre, und außerdem das Vergnügen, den Sohn unserer Tyrannen ein Bischen quälen zu können."

„Rache zu nehmen," ergänzte die Strickerin, „Rache für die Quälereien, welche meine Familie durch die Tyrannen erduldet hat!"

„Ich aber," fuhr Simon fort, „ich habe von der Sache freilich auch die Ehre, aber nebenbei auch die Last. Erstlich mal ist es sehr schwer, aus dem weinerlichen, verzärtelten und empfindsamen Burschen einen tüchtigen und brauchbaren Bürger der Republik zu machen, und dann ist es sehr unangenehm und traurig, um dieses Geschäfts willen als ein Gefangener zu leben."

„Höre, Simon, höre, was ich Dir verspreche," sagte Jeanne Marie, indem sie ihre harte, braune Hand auf Simons Schultern legte. „Wenn die Oesterreicherin heute für ihr Verbrechen gestraft wird, und der Henker dem gerächten Volk ihren Kopf zeigt, dann will ich meinen Platz als Strickerin der Guillotine aufgeben, will bei Dir bleiben hier im Temple, will meinen Antheil haben an der Erziehung des kleinen Capet, und Du sollst selbst beim Gemeinderath darauf antragen, daß Deine Frau gleich Dir den Temple nicht verlassen darf."

„Das ist ein Wort, das lasse ich mir gefallen," rief Simon vergnügt. „Wir werden dann wenigstens immer zu Zweien sein, um die Langeweile der Gefangenschaft zu ertragen. Geh' also, Jeanne Marie, nimm zum letzten Mal Deinen Platz als Strickerin der Guillotine ein! Denn ich sage Dir, Du wirst Deine Wette verlieren, Du wirst den Branntwein und Kuchen bezahlen, und bei mir im Temple als Erzieherin des kleinen Capet bleiben müssen. Geh' Jeanne Marie! Ich will mit dem Buben auf die Plattform gehen, und Deine Rückkehr da erwarten!"

Er rief den kleinen Ludwig Carl, welcher drinnen in seiner Kammer auf dem wacklichten Binsenstuhl saß, und ängstlich wartete, ob sein „Meister" ihn heute gar

* Siehe: Beauschêne, Louis XVII. Sa vie, son agonie etc. II. pag. 156. Facsimile des Briefes Marie Antoinette.

nicht aus dem düstern dumpfen Kerker herauslassen wolle.

„Komm, kleiner Capet," rief Simon, indem er die Thüre mit seinem Fuß aufstieß, „komm, wir wollen auf die Plattform gehen! Du kannst Deinen Ball mitnehmen, und spielen, und ich rathe Dir, daß Du recht vergnügt und lustig bist, denn es ist heute ein Festtag für die Republik, und ich will Dich lehren, ein guter Republikaner zu werden. Wenn Du also Deinen Buckel vor Schlägen bewahren willst, und wenn Dir Deine Augen lieb sind, so sei heute vergnügt und lustig, und spiele mit Deinem Ball!"

„Oh," rief das Kind, indem es fröhlich mit seinem Ball vorwärts sprang, „oh, sei nur gut, Meister! Ich will gewiß vergnügt sein, denn ich spiele so gern mit meinem Ball, und ich habe die Festtage so gern. Was für ein Festtag ist denn heute?"

„Das brauchst Du nicht zu wissen, Du kleine Kröte," brummte Simon, der wider seinen Willen Mitleid hatte mit dem blassen lieblichen Kinderangesicht, das so unschuldig und fragend zu ihm aufschauete. „Rasch die Treppe hinauf und spiel' und lache!"

Ludwig gehorchte lachend, sprang die hohen Stufen der schmalen Wendeltreppe hinauf, und hüpfte oben auf der Platform hin und her, indem er seinen Ball in die Luft schwang, und laut aufjubelte, wenn er mit seinen magern kleinen Händen ihn wieder auffing.

Simon stand indessen an die eiserne Brüstung gelehnt, welche die Plattform umgab, und schauete mit spähenden Augen hinunter auf die Straße, welche wie ein schmales Band tief unter den dunkeln Dächern der Häuser sich ihm zeigte.

Jetzt trug der Wind das lang anhaltende dumpfe Geräusch der Trommelwirbel zu ihm empor, dann sah er das schmale Band der Straße da unten plötzlich von einer dunklen Masse angefüllt, als würde das Band zu einem Trauerflor, der sich durch Paris hinzog.

„Das Volk ist zu Tausenden auf den Beinen," sagte sich Simon vergnügt, „es stürzt nach dem Revolutionsplatz hin. Ich werde meine Wette gewinnen!"

Und wieder horchte er auf das Geräusch, welches zu ihm heraufdrang, welches bald wie Trommelwirbel, bald wie lautes Jubelgeschrei erklang.

„Jetzt, denke ich mir, zeigt Samson dem Volk den abgeschlagenen Kopf," brummte Simon vor sich hin „und das Volk jubelt vor Vergnügen, und Jeanne Marie macht ein Zeichen in ihrem Strickstrumpf und ich armer Kerl darf dem schönen Schauspiel nicht zusehen! Und daran ist diese elende Wolfsbrut Schuld," schrie er ganz laut, indem er sich plötzlich nach dem Kinde umwandte, das hinter ihm mit seinem Ball spielte, und dem er mit seiner Faust einen wüthenden Schlag auf den armen kleinen Rücken gab.

„Du bist daran Schuld, dummer Junge, daß ich nicht dabei sein kann!"

„Meister," sagte das Kind flehend, die blauen Augen, in welchen große Thränen standen, zu seinem Peiniger emporhebend, „Meister, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Dich geärgert habe."

„Ja, Du hast mich geärgert," grollte Simon, „und zum Dank dafür will der elende Bursche jetzt noch flennen und weinen. Gleich die Thränen abgewischt, und lustig gespielt, wenn Dein Rücken nicht die Bekanntschaft mit dem Schusterriemen erneuern will. Lustig, sage ich, kleiner Capet, lustig!"

Der Knabe trocknete hastig seine Thränen, lachte, zum Beweis seiner Lustigkeit laut auf, und begann wieder umherzuhüpfen und mit dem Balle zu spielen.

Simon horchte wieder, und schauete wieder sehnsuchtsvoll hinunter auf die Straßen, die jetzt ganz schwarz waren von den wogenden und strömenden Volkshaufen.

Jetzt vernahm man polternde Tritte auf der Wendeltreppe, und Jeanne Marie trat auf die Plattform. In ernster, feierlicher Haltung schritt sie zu ihrem Manne hin, und reichte ihm ihren Strickstrumpf dar, auf dem drei große Blutstropfen sichtbar waren.

„Das ist ihr Blut," sagte Jeanne Marie mit ruhigem Pathos. „Gott sei gelobt, ich habe die Wette verloren!"

„Was für eine Wette, Bürgerin?" fragte der Knabe lächelnd, indem er seinen Ball im lustigen Sprung auffing.

„Die Wette geht Dich nichts an," erwiderte Jeanne Marie, „aber wenn Du artig bist, sollst Du heute Abend von der Bezahlung der Wette prostiren, und Dir was zu Gute thun!"

An diesem Abend fand in den beiden düstern Zimmern des Simon'schen Ehepaares ein kleines Fest statt. Jeanne Marie bezahlte die verlorene Wette, denn die Königin von Frankreich war wirklich hingerichtet worden, und demzufolge hatte die Bürgerin Simon ihre Wette verloren.

Sie zahlte mit zwei Flaschen Branntwein und einem Rosinenkuchen, und der Sohn der gemordeten Königin hatte seinen Antheil an der bezahlten Wette. Er aß von dem Rosinenkuchen, und mußte, wenn er nicht geschlagen werden wollte, trinken von dem Branntwein, der dem armen Kinde doch so widerlich war!

Und unter der rauhen Hand des Schusters und seiner grausamen Frau blieb der unglückliche Knabe von nun an. Vergebens flehten seine Tante und seine Schwester zu ihren Kerkermeistern, es möge ihnen mindestens zuweilen gestattet sein, den Prinzen zu sehen und zu sprechen. Man schlug es ihnen mit höhnenden Worten ab, und nur zuweilen durch eine kleine Spalte der Thüre konnten sie ihn einen Moment sehen, wenn er mit Simon vorüberging, um die Wendeltreppe nach der Plattform hinauf zu gehen. Zuweilen auch drang durch den Fußboden ihres Gemaches, — denn Simon, welcher jetzt nicht mehr Pförtner war, bewohnte mit

seiner Frau und dem Prinzen die beiden Gemächer, welche unmittelbar unter den Zimmern der Prinzessinnen lagen, — zuweilen drang durch den Fußboden das jammervolle Klagegeschrei, das Weinen und Flehen des Prinzen hinauf zu den Prinzessinnen, und erfüllten ihr Herz mit Jammer und Entsetzen, denn sie wußten alsdann, daß der fürchterliche Prinzenerzieher seinem beklagenswerthen Zögling eine Lection ertheilte, das heißt, daß er ihn schlug und mißhandelte.

Weshalb? Wofür? Heute vielleicht, weil er sich weigerte, Branntwein zu trinken, morgen, weil er traurig aussah, oder weil er bat, ihn zu seiner Mutter oder zu den Prinzessinnen zu bringen, oder weil er sich weigerte, die Spottlieder auf Madame Veto oder auf die österreichische Wölfin zu singen, welche Simon ihn lehren wollte.

In diesem Einen Punkte blieb der Knabe unerschütterlich, und weder Drohungen noch Schläge und Beschimpfungen konnten ihn dazu bringen, die Spottlieder auf seine Mutter zu singen. Er that aus Furcht vor Schlägen Alles, was seine Peiniger von ihm begehrten, er sang die Marseillaise und das Ça ira, ça ira, er tanzte die Carmagnole, und brachte bei dem Glase Branntwein, das er mit Simon leerte, der einigen und untheilbaren Republik seine Hurrahs aus, aber wenn man ihn aufforderte, die Spottlieder auf Madame Veto mitzusingen, beobachtete er ein hartnäckiges Schweigen, und nichts vermochte, wie Simon sagte, „den Eigensinn der kleinen Viper" zu brechen.

Nichts, weder Schläge noch Fußtritte, weder Drohungen noch Versprechungen! Das Kind wagte es jetzt niemals mehr, nach seiner Mutter zu fragen, oder zu bitten, daß man ihn zu seiner Tante, zu seiner Schwester hinaufführte, aber zuweilen, wenn er da über sich aus den obern Zimmern Geräusch vernahm, dann richteten die großen blauen Augen des kleinen Königs sich lange und mit dem Ausdruck sehnsuchtsvollen Lauschens zur Decke empor, und wenn er sie wieder niedersenkte, rannen helle Thränen gleich durchsichtigen Perlen über seine Wangen nieder.

Er sprach nicht mehr von seiner Mutter, aber er dachte an sie, und einmal mitten in der Nacht mochte er wohl von seiner Mutter träumen, denn im Schlafe richtete er sich in seinem Bett auf, kniete nieder auf der elenden schmutzigen Matratze, faltete seine Hände und begann mit lauter Stimme das Gebet zu sprechen, welches seine Mutter ihn gelehrt.

Simon war von dem Geräusch erwacht, und weckte jetzt seine Frau, um ihr lachend und wüthend zugleich den „abergläubischen kleinen Affen" zu zeigen, den er jetzt für immer von seiner Narrheit curiren wolle.

Er sprang aus dem Bett, nahm einen auf dem Tische stehenden Krug mit kaltem Wasser, und goß es dem knieenden und betenden Kinde über den Kopf.

Ludwig Carl erwachte mit einem Schrei, und legte dann angstvoll und erschrocken sich nieder. Aber das Bett war ganz überströmt von dem kalten Wasser, nur das Kopfkissen war verschont geblieben. Der Knabe stand leise und vorsichtig auf, nahm sein Kopfkissen, trug es in die Ecke, und setzte sich auf dasselbe. Aber seine Zähne klapperten vor Frost, Nässe und Kälte wider seinen Willen. Das erweckte Simon, der eben im Einschlummern gewesen, zum zweiten Mal. Mit einem wilden Fluche sprang er aus dem Bett und kleidete sich an.

„Recht so," schrie Jeanne Marie, „bringt die Wolfsbrut zur Ruhe. Mache dem kleinen Capet begreiflich, daß er sich anständig betragen muß."

Simon machte es dem armen Kind begreiflich, das bebend vor Frost im nassen Hemd auf seinem Kissen saß! Er packte ihn bei den beiden Händen und schüttelte ihn wüthend hin und her, und schrie: „Ich will Dich lehren Paternoster zu beten, und Dich mitten in der Nacht wie ein Trappist zu erheben!"

Als der Knabe ruhig und stumm blieb, bemächtigte sich ein wüthender Zorn seines „Meisters," dessen Blut gleich aufkochte, wenn er einen Trotz, einen Widerstand bei dem Knaben argwöhnte. Er bewaffnete sich mit seinem nägelbeschlagenen Stiefel, stürzte mit lauten Schimpfworten sich auf sein Opfer, und wollte eben seine scheußliche Waffe dem Kind in's Angesicht schlagen, als dieses mit seinen beiden Händen in krampfhafter Angst seinen Arm packte.

„Was habe ich Dir denn gethan, Meister," schrie der kleine Ludwig, „warum willst Du mich tödten?"

„Dich tödten, Wolfsbrut," brüllte Simon. „Als ob ich das wollte, es jemals gewollt hätte! Oh, die schändliche Viper! Sie weiß also nicht, daß wenn ich sie einmal ordentlich am Halse packte, sie niemals mehr schreien würde!"

Und mit mächtigem Arm packte Simon den Knaben, und schleuderte ihn auf sein von dem Wasser triefendes Bett. Ludwig Carl streckte sich ohne ein Wort, eine Klage auf demselben aus, und blieb da zitternd und zähneklappernd bis zum Morgen liegen. *

Von diesem Tage an ging eine Veränderung mit dem Knaben vor. Bis jetzt hatten seine feuchten Augen sich oft mit einer stummen Bitte, wenn seine Peiniger ihn bedroheten, auf ihre wüthenden Gesichter geheftet, jetzt blieben sie niedergeschlagen. Bisher hatte er mit ängstlicher Beflissenheit aus den Zügen seines Meisters seine Befehle und Wünsche zu errathen gesucht, um sie zu vollführen, jetzt ward er gleichgültig und forschte und beeiferte sich nicht mehr, denn er hatte wohl gelernt, daß doch Alles vergeblich sei, und daß er sein Schicksal der Sclaverei und der Martern annehmen müsse. Das so lachende und rosige Gesicht des Knaben nahm nun einen trüben, melancholischen Ausdruck an, und seine Wangen waren bleich und eingefallen. Die reinen und klaren Züge dieses holden Angesichtes

* Beauschêne: Louis XVII. II. 185.

umdüsterten sich, seine Glieder dehnten und streckten sich zu einer für sein Alter ungewöhnlichen Länge, und sein Rücken krümmte und beugte sich, als fühle er die Last der Schmerzen und Demüthigungen, welche auf der Seele des Kindes ruhten. Da das Kind erfahren hatte, daß Alles, was es sprach, verdreht und verspottet ward, und Gelegenheit zu Züchtigungen gab, so verstummte es ganz, und nur mit größter Mühe konnte man ein Wort von ihm erzwingen.

Dieses Schweigen empörte Simon, es brachte ihn oft zur äußersten Wuth, und mit wildem Ungestüm verlangte er dann von dem Knaben, daß er mit ihm singe und lache, und einstimme in seine Fröhlichkeit. Dann wieder begehrte er von dem Kinde, daß es stundenlang schweige und unbeweglich da sitze, und nicht einmal mit dem Käfig mehr spiele, welcher drüben auf dem Tische stand, und die einzige Freude des kleinen Ludwig ausmachte.

Dieser Käfig enthielt eine Menge lebendiger Vögel und ein kleines Kunstwerk, einen Automaten in Gestalt eines Vogels, der gleich einem lebendigen Thiere aß, trank, von einem Stab auf den andern hüpfte, seinen Schnabel öffnete und mit lauter Stimme die Melodie der vor der Revolution so beliebten Arie sang: "Oh Richard, oh mon Roi!"

Man hatte dieses Spielzeug in dem königlichen Garde-Meuble gefunden, und ein mitleidiger Commissarius der Commune, Namens Müller, hatte Simon davon erzählt, und ihm den Gedanken eingegeben, dieses Spielzeug von der Aufsichtsbehörde des Temple für den kleinen Capet zu fordern.

Simon, der mit seiner Frau jetzt gleich seinem Gefangenen den Temple nie verlassen durfte, empfand bitter und zornig die Qual der eigenen Gefangenschaft, und sehnte sich nach einer Zerstreuung in der Langenweile. Er nahm daher den Vorschlag des Communalbeamten Müller an, und bat um den Automaten, der von der Aufsichtsbehörde dem kleinen Capet wirklich zugestanden ward.

Der Knabe nahm anfangs das künstliche Spielzeug mit Entzücken auf, und ein glückliches Lächeln flatterte einen Moment über sein Angesicht hin. Aber bald ward er des Spiels mit dem todten Vogel überdrüssig und kümmerte sich nicht mehr um ihn.

„Gefällt Dir Dein Vogel nicht mehr?" fragte der Commissarius Müller, da er nach einigen Tagen zur Inspicirung des „Gefangenen des Temple" kam. „Hast Du keine Freude mehr an Deinem Kanarienvogel?"

Der Knabe schüttelte den Kopf, und da Simon eben im nächsten Zimmer war, und ihn also nicht schlagen konnte, durfte er auch sprechen.

„Es ist kein Vogel," sagte er leise und hastig. „Aber ich möchte einen Vogel haben!"

Der gute Commissarius nickte stumm mit dem Kopf und ging dann zu Simon, um durch ein längeres Gespräch mit dem jungen Capet keinen Verdacht gegen sich zu erwecken.

Aber als er den Temple verlassen hatte, begab Müller sich zu seinen Freunden und Bekannten, und mit Thränen in den Augen erzählte er ihnen von dem kleinen Gefangenen im Temple, von dem „Dauphin," wie die Royalisten ganz leise untereinander noch immer den Sohn der Könige von Frankreich nannten, erzählte er ihn von seinem Wunsch, einen lebendigen Vogel zu besitzen. Jeder war bereit und willig, den Wunsch des Dauphins zu erfüllen, und am andern Tage brachte Müller dem Dauphin einen Vogelbauer, in welchem sich vierzehn reizende Kanarienvögel befanden.

„Ach! das sind wirkliche Vögel!" rief das Kind entzückt, und er nahm sie einen nach dem andern und küßte sie. Das Spiel der Vögel, welche nun in dem großen Vogelbauer neben dem Automaten ihren Platz fanden, war nun die einzigste Freude des kleinen Gefangenen. Er fing an, sie zu zähmen, und er fand bald unter den kleinen gefiederten Gesellen einen Freund, dem er besonders zugethan war, weil er, sanfter und stiller wie die Andern, sich leichter fangen ließ, ruhig auf dem Finger seines kleines Freundes sitzen blieb und, mit glänzenden schwarzen Augen ihn anschauend, ihm lustig mit gespreizten Flügeln ein Lied entgegen schmetterte. In solchen Momenten strahlte das Angesicht des Knaben wieder wie in den Tagen des Glückes, seine Wangen rötheten sich, und aus seinen großen blauen Augen, welche mit unaussprechlicher Zärtlichkeit auf dem Vogel ruhten, welcher auf seinem Finger schwebte, leuchtete wieder der Strahl des Geistes und des Empfindens. Er hatte doch nun ein Wesen, welches er lieben, dem er alle die geheimen zarten Quellen seines Empfindens öffnen konnte, die unter den harten Händen seiner Peiniger sonst immer geschlossen blieben.

Er war nicht mehr allein, nicht mehr freudlos! Sein kleiner Freund war da in dem großen Käfig unter den andern gleichgültig zwitschernden Gesellen. Um ihn gleich beim ersten Blick zu erkennen, ihn immer im Auge haben zu können, nahm Ludwig die rosa Schleife von dem Halse des Kanarienvogel-Automaten und schmückte damit seinen Liebling, der jubelnd und singend diesen neuen Schmuck sich gefallen ließ, als wär's ein Orden, welchen der Urenkel des heiligen Ludwig, der König Ludwig von Frankreich seinem einzigen Favoriten und Cavalier um den Hals gehangen.

Ein Glück für Ludwig, daß Simon, der selber die Vögel liebte, trotz des Widerstandes seiner Frau sie dem Knaben ließ, obwohl er sah, welche Freude sie ihm bereiteten.

Es war ja auch für Simon eine kleine Erheiterung und Zerstreuung, eine Unterbrechung der furchtbaren Monotonie, zu welcher sein Dienst ihn verdammte. Mochten die Vögel also bleiben, ihr Singen und Zwitschern belebte doch ein wenig die dunklen schweigsamen

Hallen, und erinnerte an den Frühling, an frische Luft, an grüne Bäume!

Aber bald sollte auch diese kleine Zerstreuung und Erheiterung aus dem trüben Kerker verbannt werden! Am neunzehnten December 1793 kamen die diensthabenden Commissäre der Municipalgewalt in den Temple, um eine Inspection desselben vorzunehmen. Gerade in dem Moment, als sie in die Kammer des kleinen Ludwig Capet traten, hob der Automat mit lauter, durchdringender Stimme seine Arie zu singen an: „Oh Richard, oh mein König!" Und der Liebling des Knaben antwortete darauf mit seinem schmetternden Naturgesang.

Die Beamten waren mit düstern Gesichtern, wie entsetzt von dem unerhörten Frevel, auf der Schwelle der Kammer stehen geblieben, und hefteten ihre kalten zürnenden Blicke bald auf die schmetternden Vögel, bald auf den Knaben, der auf dem Binsen-Schemel vor dem Käfig saß, und mit leuchtenden Augen die flatternden Vögel betrachtete.

Zum zweiten Male stimmte jetzt der Automat seine unglückliche Arie an: „Oh Richard, oh mein König!" als die beiden Commissarien mit wuthentbrannten Gesichtern zu dem Käfig heranschritten.

„Was bedeutet diese verbrecherische Gesinnung?" schrie der Eine von ihnen. „Wie kann man wagen, in der glorreichen Republik noch solche nichtswürdige Erinnerungen an das verfluchte Königsthum zu bewahren?"

„Und sieh' nur, Bürger, sieh nur das Ordensband, welches der eine Kanarienvogel trägt. Man sieht es wohl, daß man es hier mit der giftigen Brut der Könige und Volksfeinde zu thun hat, denn sogar hier noch werden Auszeichnungen und Bänder vertheilt. Die Republik verbietet solche Auszeichnungen und Privilegien, und wir dürfen solche Infamien nicht dulden."

Und der Commissarius fuhr mit seiner rothen Hand in den Käfig, packte den kleinen Kanarienvogel mit dem rothen Bande, und drückte ihn so fest zusammen in seiner Faust, daß das arme Geschöpf mit einem kläglichen Gezirp verstarb, und warf ihn dann an die Wand.

Der Knabe sagte kein Wort, wagte keine Klage, starrte nur mit weit geöffneten Augen nach seinem todten Liebling hin, und zwei große Thränen rannen langsam über seine erblaßten Wangen nieder.

Am nächsten Morgen erstatteten die Commissäre im edlen Zorn der Behörde Bericht über das Ereigniß, und eine gerechte Empörung bewegte alle Gemüther bei dieser Erzählung von dem todten Kanarienvogel, welcher die Königsarie gesungen, und von dem lebendigen, welcher ein Ordensband um seinen Hals getragen. Man war überzeugt, daß die geheimen Royalisten mit dieser Sache in Verbindung standen, und registrirte dieselbe in den Communalacten als „die Verschwörung der Kanarienvögel."

Die kleinen fliegenden Verschwörer, der Automat sowohl, wie die lebendigen, wurden natürlich sofort aus dem Temple entfernt, und Simon hatte das doppelte Aergerniß, einmal von den Communalbeamten einen Verweis zu erhalten, und dann, die kleinen fröhlichen Gesellschafter aus dem langweiligen Gefängniß zu verlieren. Dies Alles war die Schuld dieses kleinen nichtswürdigen Knaben, der sich noch unterstand, ein trauriges Gesicht zu machen und der in der Nacht durch sein Weinen und Schluchzen sich erlaubt hatte, seinen Meister zu wecken und zu beunruhigen.

„Die nichtswürdige kleine Viper hat mich um meinen Schlaf gebracht," grollte Simon am andern Morgen, „der Kopf ist mir so schwer, wie eine Bombe, und ich werde ein Fußbad nehmen müssen, um das Blut von den Ohren fortzuziehen."

Jeanne Marie trug schweigend und lautlos, wie sie seit einiger Zeit immer war, ihrem Manne das blecherne Gefäß mit dem dampfenden Wasser herbei, und zog sich dann in die Ecke zurück, in deren düstern Schatten sie oft Stunden lang saß und schweigend und müßig auf ihren „Kalender der Revolution", auf den langen Strickstrumpf hinstarrte, auf welchem noch die Spuren von dem Blute der Königin von Frankreich sichtbar waren.

Simon nahm indessen sein Fußbad, und während er das that, hefteten seine bösen, tückischen Augen sich bald auf seine Frau, die einst so heiter und resolut gewesen, und die jetzt so düster und gebrochen erschien, bald auf den Knaben, der seit dem gestrigen Tage, seit man ihm die Kanarienvögel genommen, noch nicht ein Wort, einen Laut von sich gegeben, der unbeweglich auf dem Binsenstuhl saß, und die Hände im Schooß gefalten, nach der Seite hinstarrte, wo gestern seine gemordeten Vögelchen gelegen.

„Dieses Leben ist zum wahnsinnig werden," brummte Simon mit dem Grollen einer Hyäne. „Capet," schrie er laut, „nimm das Handtuch, und wärme es mir am Kaminfeuer, damit Du mir die Füße abtrocknen kannst."

Ludwig stieg langsam von seinem Sessel nieder, nahm das Handtuch und schlich damit zu dem Kaminfeuer hin, um es vor demselben auszubreiten und zu erwärmen. Aber die Gluth der Kohlen brannte ihm so sehr die kleinen mageren Hände, er ließ das Tuch fallen, es sank auf die Kohlen, und ehe noch das zitternde erschrockene Kind so viel Zeit gefunden, um es zurück zu reißen, loderte das Handtuch in hellen Flammen auf.

Simon stieß ein Gebrüll der Wuth aus, und da er mit seinen Füßen im Wasser den Knaben nicht mit seinen Händen erreichen konnte, überhäufte er ihn wenigstens mit Flüchen, mit Verwünschungen, mit Schimpfworten, die er nicht nur auf ihn, sondern auf seine Mutter, seinen Vater aussprudelte, bis seine Stimme heiser und lautlos war, und er sich ermattet fühlte von diesem tobenden Anfall seiner Wuth.

Getäuscht von diesem Schweigen und dieser Ruhe, nahm der kleine Ludwig jetzt ein anderes Handtuch, suchte es vorsichtig am Kamine zu erwärmen, und näherte sich dann vorsichtig seinem Meister, um ihm die Füße abzutrocknen.

Simon streckte sie ihm dar, und ließ sich von seinem kleinen Sklaven bedienen, aber dann, als er ihm die beiden Füße getrocknet, stieß er dem Knaben mit einer so furchtbaren Kraft den Fuß gegen den Kopf, daß Ludwig ohne einen Laut, ohne eine Klage zusammenbrach, und sein Haupt auf dem Fußboden aufschlug. Vielleicht war es dieser bemitleidenswerthe Anblick, welcher die Wuth des Schusters noch steigerte. Er schlug auf das ohnmächtige Kind ein, er weckte es mit Fußtritten, mit Schlägen, mit dem Gebrüll seiner Flüche und Verwünschungen, erhob die geballte Faust und schwur, daß er die Viper jetzt zerschmettern werde, als er plötzlich seine Fäuste wie mit eisernen Klammern festgehalten fühlte, und zu seinem unendlichen Erstaunen vor sich das bleiche, düstere Gesicht seiner Frau sah, welche aus ihrer Ecke hervorgekommen war, und mit ihren schwarzen, funkelnden Augen ihn starr anschauete, indem sie seine Hände festhielt.

„Was giebt es, Jeanne Marie?" fragte Simon überrascht. „Warum hältst Du mich fest?"

„Weil ich nicht will, daß Du ihn todt schlägst," sagte sie mit rauher heiserer Stimme.

Er brach in ein lautes Lachen aus. „Ich glaube gar, die Strickerin der Guillotine hat Mitleid mit dem Sohne der Wölfin?"

Ein krampfhaftes Zittern durchfuhr ihre ganze Gestalt, ein seltsamer, gurgelnder Ton kam aus ihrer Brust hervor, sie faßte angstvoll mit ihren beiden Händen nach ihrem Halse, und riß das kleine Tuch ab, als ob es ihre Kehle zuschnürte, daß sie davon ersticken müßte.

„Nein," murmelte sie dumpf, „nein, kein Mitleid mit der Wolfsbrut. Aber wenn Du ihn todt schlägst, müssen sie Dich auf die Guillotine bringen, damit es nicht aussieht, als hätten sie Dir befohlen, den kleinen Capet zu ermorden."

„Es ist wahr," sagte Simon, „Du hast Recht, und ich danke Dir, Jeanne Marie, daß Du mich daran erinnerst. Es zeigt mir, daß Du mich noch immer lieb hast, obwohl Du jetzt immer so still und schweigsam bist. Ja, ja, ich werde vorsichtiger sein, ich werde mich bemühen, die kleine Schlange nur so viel zu treten, daß sie nicht beißen kann, aber auch nicht stirbt."

Jeanne Marie antwortete nichts, sondern schlurfte wieder durch das Zimmer, setzte sich wieder in ihre Ecke nieder, und nahm ihren Strickstrumpf wieder zur Hand, ohne indessen die Hände und die Nadeln zu rühren, und ihr Werk zu fördern.

„Steh' auf, infame Schlange," brüllte Simon, „steh' auf und geh' mir aus den Augen, damit Du mich nicht wieder in Wuth bringst!"

Das Kind hob sich mühsam vom Boden auf, schlich zu dem Waschbecken hin, welches von seiner Morgentoilette dastand, und wusch sich mit seinen zitternden, zertretenen Händen das Blut ab, welches ihm aus Nase und Mund floß.

Ein lauter gurgelnder Ton drang aus der Ecke, in welcher Jeanne Marie saß, es klang halb wie ein Schrei, halb wie ein Schluchzen. Als Simon hinschauete, lag die Strickerin bleich und leblos am Boden, sie war von ihrem Stuhl ohnmächtig auf die Erde niedergesunken.

Simon packte sie mit seinen kräftigen Armen und trug sie zu dem Bette hin, legte sie sanft und vorsichtig nieder, und war mit sichtbarer Angst um die Ohnmächtige beschäftigt.

„Sie darf nicht sterben," murmelte er, während er ihr mit Salz und Wasser die Schläfe rieb. „Sie darf mich hier nicht allein lassen in dem gräßlichen Gefängniß, nicht allein mit dem gräßlichen Kind! Jeanne Marie, wache auf! Komme wieder zu Dir!" Sie schlug die Augen wieder auf, und starrte ihren Mann mit wilden, forschenden Blicken an.

„Was fehlt Dir, Jeanne Marie?" fragte er. „Hast Du Schmerzen? Bist Du krank?"

„Ja," sagte sie, „ich bin krank! Ich leide!"

„Ich will gehen, Dir einen Arzt zu holen, Du sollst nicht sterben! Nein, nein, Du sollst nicht sterben! Du sollst einen Arzt haben! Das Hôtel Dieu ist ja ganz nahe, sie werden mir doch erlauben, bis dahin zu gehen, und einen Doktor für meine liebe Jeanne zu holen."

Er wollte forteilen, aber Jeanne Marie hielt ihn fest. „Bleibe hier," murmelte sie. „Laß mich nicht allein mit ihm. Ich fürchte mich vor ihm."

„Vor wem?" fragte Simon erstaunt, und wie er den Blicken seiner Frau folgte, hafteten sie auf dem Knaben, der immer noch still damit beschäftigt war, das Blut zu stillen, das ihm aus der geschwollenen Nase stürzte.

„Vor ihm?" fragte Simon erstaunt.

Jeanne Marie nickte. „Ja," murmelte sie, „ich fürchte mich vor ihm, und ich will nicht allein mit ihm bleiben, denn er würde mich umbringen."

Simon brach in ein lautes, wieherndes Gelächter aus. „Nun sehe ich, daß Du wirklich krank bist, Jeanne Marie, und der Doktor soll sogleich kommen. Aber sie werden mich freilich nicht hinaus lassen, denn diese niederträchtige Wolfsbrut hat ja uns Beide auch zu Gefangenen gemacht, das ist ja eben seine Schändlichkeit und Nichtswürdigkeit."

„Schick' ihn fort, laß ihn in seine Kammer gehen," murmelte Jeanne Marie. „Ich kann ihn nicht sehen, er vergiftet mir das Blut, die Gedanken. „Schick' ihn fort, denn ich werde wahnsinnig, wenn ich ihn noch länger sehen muß."

„Fort mit Dir, infame Viper," brüllte Simon, und

der Knabe, welcher schon wußte, daß dieser Befehl an ihn gerichtet, daß er die „infame Viper“ sei, der Knabe trocknete hastig sein verschwollenes Gesicht, und schlüpfte durch die offenstehende Thür in seinen feuchten dunklen Alkoven hinein.

„Jetzt will ich bloß hinspringen und den Pförtner rufen,“ sagte Simon geschäftig, „er soll Jemand nach dem Hôtel Dieu schicken, und einen Arzt herholen zu meiner lieben kranken Jeanne Marie.“

Er eilte hinaus, und kehrte schon nach wenigen Minuten mit der frohen Botschaft zurück, daß der Pförtner selber gegangen wäre, einen Doktor zu holen, und daß derselbe sicher bald hier sein würde.

„Es ist Unsinn,“ rief Jeanne Marie, „kein Arzt kann mir helfen, und mir fehlt auch gar nichts. Gieb mir nur zu trinken, Simon, denn es brennt mir wie Feuer in der Kehle, und dann rufe den kleinen Capet wieder herein, denn in dem dunklen Alkoven glänzen seine Augen, wie Sterne, und das thut mir weh.“

Simon schüttelte traurig den Kopf, und während er ihr das Glas mit kaltem Wasser an die Lippen hielt, sagte er zu sich selber: „Jeanne Marie ist wirklich sehr krank! Sie hat das Fieber! Aber man muß ihr den Willen thun, sonst wird's zum Delirium, und sie könnte wirklich wahnsinnig werden!“

Und mit lautem Gebrüll rief er: „Capet! Capet! Hierher! Komm', Viper, komm', Wolfsbrut! Hierher! Hierher!“

Der Knabe folgte gehorsam dem Befehl und schlich wieder in das Zimmer herein und nahm still wieder seinen Platz auf dem Binsenschemel in der Ecke ein. „Er soll mich nicht ansehen,“ schrie Jeanne Marie, „er soll seine schrecklichen blauen Augen nicht so in mein Herz hineinbohren, es thut mir weh, ach so sehr, sehr weh!“

„Dreh' Dich um, Viper,“ befahl Simon dem Knaben. „Unterstehe' Dich noch Einmal hierher zu sehen, und ich reiß Dir die Augen aus dem Kopf! Ich —“

Die Thür, welche nach dem Corridor führte, ward jetzt geöffnet, und ein alter Mann, auf einen Krückstock gelehnt, auf dem Haupt eine weiße gepuderte Perrücke, die gebeugte Gestalt bekleidet mit einem schwarzen Atlasrock, unter dem eine lange goldgestickte grüne Atlasweste hervorkam, die Füße mit seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen bekleidet, in der rechten, von breiter Spitzenmanschette umrahmten Hand das spanische Rohr mit dem goldenen Knopf, trat in das Gemach ein.

„Na,“ rief Simon lachend, „was ist denn das für eine alte Vogelscheuche? Und was will die hier?“

„Die Vogelscheuche will nichts für sich,“ sagte der alte Mann freundlich, „aber Du willst etwas von ihr, Bürger. Du hast nach mir geschickt.“

„Ach, Du bist also der Doktor aus dem Hôtel Dieu?“

„Ja, ich bin der Bürger Naudin, mein Freund.“

„Naudin, der erste Hospitalarzt aus dem Hôtel Dieu,“ rief Simon. „Und Du kommst selber hierher zu meiner Kranken?“

„Wundert Dich das, Bürger Simon?“

„Ja wohl, es wundert mich. Denn man hat mir oft erzählt, daß der Bürger Naudin, welcher der größte und geschickteste Arzt in ganz Paris wäre, niemals das Hôtel Dieu verlasse, daß die Aristokraten und Cidevants ihn immer vergeblich gebeten hätten, sie zu curiren, und daß selbst die Oesterreicherin eines Tages, da sie noch Königin war, vergeblich nach dem berühmtem Naudin geschickt und ihn gebeten habe, zu ihr nach Versailles zu kommen. Der Naudin aber habe ihr antworten lassen: „Ich bin der Arzt der Armen und Kranken im Hôtel Dieu, und wer sich arm und krank fühlt, muß zu mir kommen in das Haus Gottes. Wer sich aber zu reich und zu gesund dazu fühlt, der soll sich einen andern Doktor suchen, denn meine Kranken erlauben mir nicht, daß ich das Hôtel Dieu verlasse.“ Und darauf, so hat mir der große Doktor Marat erzählt, darauf ließ die Oesterreicherin anspannen und fuhr nach Paris und nach dem Hôtel Dieu, um den Doktor Naudin zu sprechen, und sich von ihm curiren zu lassen. Ist die Geschichte wirklich wahr, und bist Du der Doktor Naudin?“

„Die Geschichte ist wirklich wahr, und ich bin der Doktor Naudin, mein Freund.“

„Und jetzt verläßt Du das Hôtel Dieu, um meine kranke Frau zu besuchen?“ fragte Simon mit entzückter, geschmeichelter Miene.

„Gehört Deine Frau nicht zu meinen Armen und Kranken?“ fragte der Doktor. „Ist sie nicht eine Frau aus dem Volk, aus diesem lieben französischen Volk, dem ich meine Dienste und mein Leben geweiht habe? Für eine Königin durfte Doktor Naudin sein Hospital nicht verlassen, aber für eine Frau aus dem Volke thut er es! Und jetzt, Bürger, laß mich mit Deiner Kranken reden, denn zum Schwatzen bin ich nicht hierher gekommen!“

Ohne eine Antwort Simon's abzuwarten, schritt der Arzt nach dem Bette hin, ließ sich auf den Stuhl vor demselben niedergleiten, und begann sogleich die Untersuchung des Krankheitszustandes der Bürgerin, welche ihm ihre fieberheiße Hand darreichte, und mit mürrischer, kaum hörbarer Stimme seine raschen ärztlichen Fragen beantwortete.

Der Schuster stand am Fußende des Bettes und seine kleinen listigen Augen waren mit dem Ausdruck von Staunen und Bewunderung unverwandt auf den Doktor gerichtet.

Hinter ihm in der Ecke saß der Sohn Marie Antoinettens in seiner demüthigen Haltung still und unbeweglich da. Aber trotz des Verbotes von Jeanne Marie hatte er doch wieder sich umgewandt, und schauete nach dem Bette hin, aber nicht auf sie, nicht auf die Stricke-

rin der Guillotine waren seine Blicke gerichtet, sondern auf diesen alten ehrwürdigen Herrn mit der gepuderten Perrücke, dem seidenen Rock, den seidenen Strümpfen, den Kniehosen, Schnallenschuhen, dem Jabot von Spitzen und der goldgestickten Weste. Dieses Costüm erinnerte ihn an die Vergangenheit, die Säle von Versailles glänzten wieder empor in seiner Erinnerung, und er sah sie wie Nebelgestalten an sich vorüberschweben die Cavaliere von damals, welche Alle so gekleidet waren, wie dieser liebe alte Herr, welcher da vor dem Bette der Kranken saß.

„Was schaust Du mich so verwundert und verblüfft an, Bürger Simon?" fragte Naubin, welcher jetzt mit dem Examen der Kranken zu Ende war.

„Ich wundere mich wirklich, ich wundere mich ungeheuer," grinsete Simon, „und das will gewiß viel sagen, denn man hat in diesen Zeiten so Vieles erlebt, und gesehen, daß man sich eigentlich über Nichts mehr wundern kann. Aber ich wundere mich doch, Bürger Naubin, wie Du es wagen kannst, in dem Costüm herumzugehen. Das ist ja das hochverrätherische Costum des Cidevants und Aristokraten. Jeder Andere, der sich unterstände, es anzulegen, würde nur noch einen einzigen Spaziergang darin zu machen haben, nämlich den auf die Guillotine, und Du wagst es, damit hierher zu kommen?"

„Wagst es!" wiederholte Naubin achselzuckend. „Ich wage gar nichts, Bürger. Ich trage meine Kleider nach diesem Schnitt seit langen Jahren her, sie sind mir bequem gewesen unter dem Königthum, sie sind mir auch bequem unter der Republik, und ich werde nicht ein solcher Narr sein, meine hübschen bequemen und weichen Seidenkleider fortzuschmeißen, um mir statt ihrer Eure häßlichen, unbequemen und dicken Tuchkleider zu kaufen, und darin umherzustolzieren. Ich bin viel zu alt, um Eure neuen Moden mitzumachen, und viel zu bequem, um zu lernen, Eure Tuchröcke mit den langen Schwalbenschwänzen und Eure Lederbeinkleider mit den Stulpstiefeln zu tragen. Gott bewahre mich davor, daß ich meine alten steifen Glieder in ein solches Futteral einzwängen sollte."

„Bürger Doktor," rief Simon lachend, „Du bist ein prächtiger, jovialer Kerl, und Du gefällst mir sehr. Ich verdenk' es Dir auch gar nicht, daß Du lieber Deine bequemen seidenen Kleider trägst, als die neue Tracht, die unsere großen Revolutionshelden in die Mode gebracht haben, damit nichts uns mehr an das verfluchte, gottlose Königthum erinnern soll. Ich wundere mich blos darüber, daß sie's Dir erlauben, und Dich nicht um einen Kopf kürzer machen!"

„Was sollten sie dann mit mir anfangen im Hôtel Dieu? Ohne Kopf kann man im großen Hospital der Kranken und Leidenden nichts anfangen, denn den Kopf braucht man zum Denken. Da ich nun aber der Kopf des Hôtel Dieu bin, da sie just keinen andern Kopf haben, der mich ersetzen könnte, und da meine Armen und Kranken trotz meiner altmodischen Kleider von mir curirt werden, und Vertrauen zu mir haben, na, so drücken die großen Revolutionshelden ein Auge zu, und lassen mir den Willen, denn Sie wissen wohl, daß unter dem seidenen Kleid eines Aristokraten doch bei mir das Herz eines echten Demokraten schlägt. Na, aber davon handelt es sich jetzt nicht, Bürger. Laß uns einmal von unserer Bürgerin hier sprechen. Sie ist krank, sie hat das Fieber, und wenn das nicht schlimmer werden soll, so müssen wir rasch Vorkehrungen treffen, und ihr einen kühlenden, beruhigenden Trank verschreiben."

„Thue das, Bürger Doktor," sagte Simon, „mache mir die Jeanne Marie bald wieder gesund und lustig, denn sonst ist es zum verrückt werden hier in dem verwünschten Hause. Die Jeanne Marie ist auch bloß davon krank geworden, denn sie ist es nicht gewohnt, müßig zu sein, und still zu sitzen, bloß die Hände in den Schooß zu legen, und wie ein wildes Thier in seinem Käfig umherzurennen. Wir sind aber hier im Temple nicht besser dran wie im Käfig, und ich sage Dir, Bürger, es ist schier zum verrückt werden, und es hat die Jeanne melancholisch und krank gemacht, so gar nicht mehr an die frische Luft zu kommen, und keine Bewegung und keine Arbeit mehr zu haben."

„Wann und warum hat sie keine Bewegung und keine Arbeit mehr? Warum geht sie nicht auf die Straße und an die frische Luft?"

„Weil sie's nicht darf," rief Simon heftig. „Weil die verfluchte kleine Viper da uns unser ganzes Leben verbittert, und uns zu Gefangenen, zu elenden erbärmlichen Gefangenen gemacht hat. Seht ihn nur an, den infamen, kleinen Wolf, er ist daran Schuld, daß ich nicht mehr auf die Straße, in die Clubs, in den Convent, oder in irgend eine Versammlung gehen darf, sondern hier leben muß wie ein Trappist, oder wie ein eingefangener Verbrecher. Er ist daran Schuld, daß die Jeanne Marie, meine Frau, nicht mehr ihren Platz als Strickerin bei der Guillotine hat, nicht mehr auf Arbeit gehen kann."

„Ja," schrie und ächzte Jeanne Marie, mühsam ihr fieberglühendes Gesicht ein wenig von den Kissen emporhebend, „er ist an Allem Schuld, der schändliche Knabe. Er hat mich melancholisch und traurig gemacht, er hat mich verhext und verwandelt! Oh! Oh! er sieht mich schon wieder an, und seine Augen brennen schon wieder in meinem Herzen!"

„Schändliche Viper," schrie Simon, mit erhobener Faust nach dem Knaben hinstürzend, „wie kannst Du Dich unterstehen, mit Deinen abscheulichen blauen Augen die Bürgerin anzusehen, da sie es Dir doch verboten hat? Warte, ich will Dich lehren, ungehorsam zu sein, und Du sollst daran denken müssen!"

Seine geballte Faust fiel schwer auf den Rücken des Knaben, und hob sich schon wieder zu einem zweiten

Schlag, als sie von einem eisernen Griffe festgehalten wurde.

„Nichtswürdiger, was willst Du thun?“ rief eine donnernde Stimme ihm entgegen, und zwei zornige Augen blitzten ihn aus dem gerötheten Antlitz des Doktors Naudin an.

Simon schlug vor diesen Augen den Blick wie beschämt und geblendet zu Boden, dann auf einmal brach er in ein lautes Lachen aus.

„Bürger Doctor, was für ein lustiger Farceur Du bist,“ rief er fröhlich. „Führst da eine Scene auf wie im Theater, und schreist mich an, als wie sie im Theater die Mörder anschreien. Aber was machst Du denn solch Halloh und Aufhebens davon, daß ich die Wolfsbrut ein bischen züchtigte, wie sie's doch wahrhaftig verdient hat?“

„Es ist wahr,“ sagte Naudin aufathmend, „ich war zu heftig. Aber das kommt daher, Bürger, daß ich Dich nicht bloß für einen guten Republikaner, sondern auch für einen guten, edlen Menschen halte, und darum that es mir so leid, Dich etwas thun zu sehen, was sich weder für einen Republikaner noch für einen guten Menschen geziemt.“

„Na, was habe ich denn gethan, was sich nicht ziemt?“ fragte Simon ganz erstaunt.

„Sieh ihn an, den armen zerschlagenen, verschwollenen, stumpfsinnigen Knaben,“ sagte Naudin feierlich, indem er die Hand nach dem Knaben ausstreckte, der leise weinend, an allen Gliedern zitternd, auf seinem Schemel saß. „Sieh ihn an, Bürger Republikaner, und dann frage mich nicht mehr, was Du gethan hast, und was sich nicht ziemt.“

„Ach was,“ schrie Simon lachend, „er verdient's nicht besser! Er ist der Sohn der Wölfin, der Madame Veto.“

„Er ist ein Mensch,“ sagte Doktor Naudin feierlich, „er ist außerdem ein hülfloser Knabe, den die einige, untheilbare und gerechte Republik seines Vaters und seiner Mutter beraubt, und unter Deinen Schutz gestellt hat, damit Du ihn erziehen sollst, wie Deinen eigenen Sohn. Ich frage Dich aber, Bürger, würdest Du Deinem eigenen Sohn das Gesicht so zerschlagen haben, wie Du's diesem Kinde gethan hast?“

Ein lautes, krampfhaftes Schluchzen drang von dem Bett her, auf welchem Jeanne Marie lag, und machte Simon ganz bestürzt und verwirrt.

„Nein,“ sagte er leise, „ich würde das vielleicht nicht gethan haben! „Aber, fuhr er lebhaft und ingrimmig fort, „ein eigenes Kind würde mich auch nicht so viel geärgert und zur Wuth gereizt haben, wie es dieser infame Junge thut. Vom Morgen bis zum Abend ärgert er mich, denn er thut niemals was ich will. Wenn ich ihm befehle, mit mir zu singen, ist er still und stumpf, und wenn er still sein soll, macht er Lärmen. Willst Du es glauben, Bürger, daß dieser Sohn der Wölfin sogar mir keine Ruhe zum Schlafen läßt? Mitten in der Nacht knieet er neulich in seinem Bette nieder und fängt mit lauter Stimme an zu beten, daß die Bürgerin und ich beide davon erwacht sind.“

„Von der Nacht an bin ich krank und elend,“ stöhnte Jeanne Marie, „von jener Nacht an habe ich nicht mehr schlafen können.“

„Du hörst es, Bürger Doktor, die Bürgerin hat solchen Schrecken davon gehabt, daß sie noch heute davon krank ist. Und Du sollst jetzt auch gleich einen Beweis von dem Ungehorsam der kleinen Viper haben. Capet, hierher, komm'!“

Der Knabe hob sich mühsam von seinem Schemel herunter, und schlich gesenkten Kopfes zu seinem Meister hin.

„Capet, wir wollen singen,“ befahl Simon. „Du sollst dem Bürger Doctor beweisen, daß Du ein guter Republikaner bist, und daß Du es ganz vergessen hast, daß Du der Sohn der Oesterreicherin, der schändlichen Madame Veto bist. Komm', wir wollen das Lied von der Madame Veto singen. „Rasch! Stimm' an, oder ich schlag' Dich wie einen Brei zusammen. Das Lied von der Madame Veto, hörst Du! Singe!“

Eine kleine Pause der Erwartung trat ein. Dann hob der Knabe sein verschwollenes Angesicht empor, und die großen blauen Augen hefteten sich mit einem trotzigen, flammenden Ausdruck auf das drohende Gesicht des Schusters.

„Bürger,“ sagte er mit klarer, entschlossener Stimme, „ich singe das Lied von der Madame Veto nicht, denn ich habe meine liebe Mama nicht vergessen, und ich kann nichts Schlechtes über sie singen, denn ich habe meine liebe Maman so sehr, sehr lieb, und —“

Die Stimme des Knaben erlosch in Thränen und er ließ sein Haupt auf seine Brust niedersinken, ganz demüthig bereit, die angedrohte Züchtigung zu empfangen. Aber bevor noch die schon erhobene Faust Simons auf das arme Haupt des kleinen Märtyrers niederfallen konnte, ertönte von dem Bett her ein grellender Schmerzensschrei.

„Simon, komm' her zu mir,“ kreischte Jeanne Marie, „hilf mir! Zieh' mir den Dolch aus der Brust. Ich sterbe! Oh, ich sterbe!“

„Was für einen Dolch?“ schrie Simon, indem er zu seiner Frau hinstürzte und die ächzende Gestalt in seine Arme faßte.

„Still,“ flüsterte der Doctor, der gleichfalls zu dem Lager der Kranken herangetreten war. „Still! Sie spricht im Fieber, und der Dolch, von welchem sie spricht, der wühlt wohl nur in ihrem Herzen und ihrem Gewissen. Du mußt sie schonen, Bürger, wenn Du nicht willst, daß sie Dir stirbt. Es muß Alles sehr still und ruhig um sie her sein, und man muß sorgsam bedacht sein, ihre Nerven zu schonen, damit sie nicht ein hitziges Nervenfieber bekommt. Ich werde ihr sogleich eine kühlende Medicin herschicken, und ich werde morgen früh wiederkommen, um zu sehen, wie es der Bürgerin

ergeht! Vergiß aber nicht, Simon, vor allen Dingen Ruhe und Frieden, damit die gute Frau wieder gesund werden kann!"

„Wer mir vor ein paar Wochen gesagt hätte, daß Jeanne Marie Nerven hätte," brummte Simon, nachdem der Doctor ihn verlassen hatte. „Die erste Strickerin der Guillotine und jetzt auf einmal Nerven und Thränen! Aber man muß sie schonen! Denn es wäre zu schauderhaft, wenn sie stürbe und mich hier allein ließe mit dem langweiligen Jungen! Ich hielt's nicht aus, ich riefe davon! Geh' Capet, schere Dich in Deine Kammer, und unterstehe Dich nicht, heute den Tag über wieder hier herein, und mir in die Quere zu kommen, sonst erwürge ich Dich, ehe Du noch einen Laut von Dir geben und die kranke Bürgerin erschrecken kannst! Mach', daß Du fort kommst, und laß Dich nicht wieder vor mir sehen, wenn Dir Dein Leben lieb ist!"

Das Kind schlich wieder in seine Kammer, hockte sich nieder auf den Fußboden, faltete seine Händchen in einander, heftete seine großen blauen Augen zu dem Plafond empor und horchte mit angehaltenem Athem auf jedes kleine Geräusch, auf jeden Fußtritt, der vom Plafond herniedertönte.

Einmal hörte man ganz deutlich die Schritte eines Auf- und Niederschreitenden, und ein glückliches Lächeln flog über das Angesicht des Kindes hin. „Das ist gewiß meine liebe Maman," flüsterte er leise in sich hinein. „Ja, ja, es ist meine Mama Königin, und sie macht im Wohnzimmer ihre Promenade, wie sie es thut, seit sie nicht mehr auf die Plattform kommen darf! Oh Mama, meine liebe Mama! Ich grüße Dich und habe Dich sehr lieb!"

Und das Kind küßte seine Fingerspitzen und warf die Händchen dann empor zu der Decke, und wußte nicht, daß diejenige, welcher er seine Küsse sandte, längst ausruhte im stillen Grabe von dem Martyrium ihres Daseins, und daß er, ihr unglücklicher Knabe mit dieser Hand, welche Küsse zu ihr emporschickte, das Blatt Papier unterzeichnet hatte, welches seine Mutter mit der furchtbarsten Verleumdung beschimpfte und verlästerte.

Selbst Simon hatte nicht den grausamen Muth gehabt, dem Knaben von dem Tode seiner Mutter und von dem unwissentlichen Verbrechen, welches er, ihr armer Sohn an ihr begangen hatte, zu erzählen, und in seiner einsamen stillen Kammer waren die sehnsuchtsvollen Gedanken an seine Mutter der einzige Trost des armen Kleinen.

Und so saß er auch heut, und schauete zu der Decke empor, und grüßte seine geliebte Mama mit seinen Gedanken, und sah sie im Geist ihn wieder grüßen, ihm zärtlich zunicken, und ihren lieben kleinen Louis Charles zu sich in ihre Arme ziehen.

Das waren so süße, so entzückende Phantasien und Gesichte, daß das Kind die Augen schloß, um sie nicht zu verlieren, und unbeweglich da saß, bis allmälig die Gedanken und Träume in einander flossen, und nicht mehr der Wille, sondern der Schlaf die Augen geschlossen hielt. Aber die Träume blieben, und waren immer hold und erquicklich, und zeigten dem schlafenden Kinde, das im Wachen so viel gemißhandelt ward, nur Scenen der Liebe und Zärtlichkeit. Und es war nicht seine Mutter allein, welche ihn liebevoll umfaßte in seinen glücklichen Träumen, nein, da waren auch seine Tante und seine Schwester, und zuletzt sogar, — oh, wie seltsam die Träume doch sind! — zuletzt sogar sah er die Bürgerin Simon mit freundlicher zärtlicher Miene zu sich herankommen. Sie beugte sich zu ihm nieder, und hob ihn empor in ihre Arme, und küßte seine Augen, und dabei bat sie ihn mit leiser, zitternder Stimme, ihr zu vergeben, daß sie so grausam und schlecht gewesen. Und wie sie so sprach, stürzten ihr die Thränen stromweise aus den Augen und überflutheten sein Gesicht. Sie küßte die Thränen fort mit ihren heißen Lippen, und flüsterte: Vergieb mir, Du armer, unglücklicher Engel, vergib mir, und gehe nicht in's Gericht mit mir. Ich will wieder gut machen, ich will Dich aus dieser Hölle erretten, oder ich will für Dich sterben! O wie hat der böse Mann Dein liebes engelgleiches Gesicht zerschlagen! Aber glaube mir, ich habe jeden Schlag in meinem eigenen Herzen gefühlt und als er Dich mißhandelte, habe ich Höllenmartern ausgestanden! Oh vergieb mir, Du lieber Sohn, vergieb mir! Und wieder stürzten ihr die Thränen aus den Augen und flossen heiß über seine Locken und seine Stirne hin. Da auf einmal zuckte Jeanne Marie zusammen, legte den Knaben sanft wieder auf die Erde nieder und schlüpfte eilig von dannen. Jetzt ward eine Thür heftig aufgerissen, und Simon's laute und zürnende Stimme ertönte.

Diese Stimme erweckte den kleinen Louis. Er schlug die Augen auf und schaute umher. Ja, es war wirklich Alles nur ein Traum gewesen, weder seine Mutter, noch auch die Bürgerin Simon zu hören, und doch war der Traum so deutlich gewesen, als wenn Alles wirklich geschehen sei! Er hatte die Arme gefühlt, welche ihn zärtlich umfingen, und die Thränen, welche heiß auf seine Stirn fielen.

Ganz unwillkührlich hob er die Hand empor an seine Stirn, und zog sie dann erschrocken zurück, denn seine Stirn und sein Haar waren naß, als hätten die Thränen sie wirklich überfluthet, von denen er geträumt.

„Was bedeutet denn das, Jeanne Marie," fragte Simon eben mit zürnender Stimme, „warum bist Du denn aus dem Bett gestiegen, während ich draußen war, und was hast Du denn in der Kammer der kleinen Viper zu thun gehabt?"

„Wenn Du mich allein mit ihm läßt, muß ich ihn doch bewachen, so krank ich auch bin," ächzte sie. „Ich hab' nachgesehen, ob er noch da ist, ob er nicht davon gelaufen ist, um uns zu verklagen beim hohen Con-

vent, daß wir ihn allein lassen, und keine Acht auf ihn haben!"

„Ah bah, er wird uns nicht verklagen," lachte Simon. „Aber bleibe jetzt nur ruhig liegen, Jeanne Marie, ich verspreche Dir auch, daß ich Dich nicht wieder allein mit der Wolfsbrut lassen will. Hier ist auch die Medicin, welche der Doctor geschickt hat, und morgen will er selber wieder kommen, um zu sehen, wie es Dir geht. Fasse also nur guten Muth, Jeanne Marie, es wird Alles wieder besser werden!"

Am andern Morgen kam der Doctor Naudin wieder, um nach der Kranken zu sehen. Der Schuster Simon hatte sich eben in die obere Etage begeben, um im Namen des Convents eine nothwendige Bestellung an die beiden Prinzessinnen zu machen, und er hatte daher dem kleinen Capet befohlen, im Vorzimmer zu bleiben, und wenn der Doctor käme, demselben die Thüre zu öffnen.

Niemand sonst befand sich in diesem Vorzimmer, als Doktor Naudin eintrat, und die nach dem Vorzimmer führende, gegenüberliegende Thüre war angelehnt, so daß die Kranke, welche sich dort befand, nichts von dem, was hier geschah, zu sehen oder zu hören vermochte.

„Mein Herr," flüsterte der Knabe leise und hastig, „Sie waren gestern so gütig gegen mich, Sie haben mich vor Schlägen beschützt, und ich möchte Ihnen gerne dafür danken."

Der Doctor antwortete nicht, aber er schaute mit dem Ausdruck so inniger und tiefer Theilnahme zu dem Knaben nieder, daß dieser sich davon ermuthigt fühlte, weiter zu sprechen.

„Mein lieber Herr!" fuhr das Kind leise und erröthend fort, „ich habe nichts, womit ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen kann, nichts als diese beiden Birnen, welche man mir gestern zu meinem Nachtessen gegeben! Sie würden mir, gerade weil ich so arm bin, eine sehr große Freude machen, wenn Sie meine beiden Birnen von mir annähmen!" *

Er hatte seine Augen mit einem sanften, flehenden Ausdruck zu dem Doctor erhoben, und aus der Tasche seines abgetragenen, geflickten Kleides die beiden Birnen hervorholend, reichte er sie dem Arzt dar.

Da geschah etwas, was den Schuster Simon, wenn er eben in das Zimmer eingetreten wäre, wahrscheinlich mit der äußersten Wuth erfüllt haben würde, da geschah, daß der berühmte und stolze Doctor Naudin, der erste Direktor und Vorsteher des Hôtel Dieu, vor diesem armen Knaben in dem geflickten Kleide, der nichts zu geben hatte, als zwei Birnen, daß er vor ihm auf die Knie niedersank, als hätte der Schmerz oder die Ehrfurcht den starken, kräftigen Mann so überwältigt, daß er, während er die beiden dargereichten Birnen nahm, mit leiser Stimme murmelte: „Ich danke Eurer Majestät. Ich habe niemals ein edleres und kostbareres Geschenk bekommen, als diese beiden Früchte, welche mein unglücklicher König mir giebt, und ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen ein treuer und ergebener Diener sein werde."

Es geschah ferner, daß der Doctor Naudin die Hand, welche ihm die kostbare Gabe gereicht, an seine Lippen drückte, und daß auf diese Hand zwei Thränen niederfielen aus den Augen des Arztes, der doch sonst so sehr gewöhnt war, menschliches Leiden und menschliche Schmerzen zu beobachten, und dessen Augen doch seit langen Jahren keine Thränen vergossen hatten.

Dann, als man draußen von dem Corridor her das Geräusch nahender Schritte vernahm, erhob sich der Doctor rasch, verbarg die Birnen in seiner Tasche, und trat in das Zimmer der Kranken ein, in demselben Augenblick, in welchem die Thüre des Korridors geöffnet ward, und Simon von der Inspection der oberen Etagen zurückkehrte.

Der Knabe schlüpfte mit dem Doctor rasch hinein in das Krankenzimmer, und da Niemand auf ihn achtete, schlich er sich leise in seine Kammer, um da auf seinem Strohsack niederzukauern, und mit zitterndem Herzen nachzudenken über Alles, was er heute erfahren, geträumt oder wirklich erlebt hatte!

„Und wie geht es heute unserer Kranken?" fragte der Doctor Naudin, sich neben dem Bette niederlassend, während er Simon mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßte, und ihm mit einem Wink bedeutete, neben ihm sich niederzusetzen.

„Schlecht geht es mir," ächzte und stöhnte Frau Simon. „Es brennt wie Fegfeuer in meinem Herzen und läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Ich glaube, es ist vorbei mit mir, und ich werde sterben. Das ist auch das Beste für mich, denn ich werde dann wieder frei, und habe dann nicht mehr die Qualen auszustehen, welche ich hier in diesem schrecklichen Gefängniß erduldet habe."

„Was sind das für Qualen?" fragte der Doktor. „Wo leidest Du, Bürgerin, wo sitzen Deine Qualen?"

„Ich will's Dir sagen, Bürger Doktor," rief Simon ungeduldig. „Ihre Qualen stecken überall, in jedem Winkel dieses einsamen und verfluchten Gebäudes, und wenn das noch lange so fortgeht, wird's mich auch packen und niederziehen. Die Aufsichtsbehörde und der Municipalrath haben uns Beiden eine große Ehre erwiesen, denn sie haben uns das große Vertrauen bezeigt, daß sie uns den kleinen Capet in Aufsicht und Erziehung gegeben haben. Aber es ist unser Unglück, daß man uns so ehrt, und wir werden Beide daran sterben. Denn, um es kurz zu sagen, wir können Beide die Gefängnißluft und die Stille und Einsamkeit nicht vertragen, und es ist für uns Beide eine scheußliche Sache, den ganzen Tag nichts Anderes zu sehen, als

* Die eigenen Worte Ludwigs XVII. Siehe: Beauschêne II. 189.

das dumme sanfte Gesicht des Jungen, der mit seinen großen blauen Augen Einen immer so schrecklich anglotzt, daß Einem das Herz im Leibe davon weh thut. Wir sind Beide solch nichtsnutziges faules Leben nicht gewöhnt, und es wird uns umbringen, Bürger Doktor. Meine Frau, die Jeanne Marie, welche Ihr da so blaß und still liegen seht, ist sonst das flinkste, munterste Weibsbild und könnte mit ihren starken Armen und braunen Händen so viel schaffen und arbeiten, wie vier andere Frauen zusammengenommen. Und dann war sie die tapferste und wüthendste Republikanerin, die immer dabei war, wenn es galt, für das Volk zu kämpfen. Wir haben Beide geholfen, die Bastille zu erstürmen, sind Beide damals mit nach Versailles gewesen, und haben nachher die Wolfsbrut mit aus den Tuilerien abgeholt, und in den Convent geführt. Später ist Jeanne Marie immer die Erste gewesen auf der Tribüne bei der Guillotine und wenn die Herren von Paris, Samson und seine Gehülfen, des Morgens auf das Gerüst herauf stiegen und die Karren erwarteten, so schaueten sie zu allererst immer nach der Tribüne der Strickerinnen hin, um zu sehen, ob die Bürgerin Simon schon da wäre. Denn es war ihnen, als ginge die Arbeit des Kopfhackens rascher und fideler von statten, wenn Jeanne Marie da war, und die gefallenen Köpfe in ihrem Strickstrumpf markirte. Das hat mir Meister Samson selber erzählt, und mir gesagt, daß Jeanne Marie die muthigste von allen Frauen sei, und daß ihre Mienen niemals zuckten, und sie niemals die Augen weggewendet, wenn auch noch so viele Köpfe abgehackt wurden, und in den Korb niederfielen. Und sie war auch dabei, als die Oesterreicherin —"

„Still," rief Jeanne Marie sich hastig aufrichtend, und die Hände abwehrend gegen ihn ausstreckend. „Sprich nicht davon, damit der Junge es nicht hört, und uns nicht wieder seine schrecklichen Augen macht. Sprich nicht von jenem fürchterlichen Tage, denn an dem Tage hat meine Krankheit angefangen, und ich glaube immer, es war Gift unter dem Branntwein, den wir zur Feier damals tranken. Ja, ja, es war Gift darin, und davon kommt das Feuer, welches in meinem Herzen brennt, und daran werde ich sterben, oh, so jämmerlich verbrennen!"

Sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und sank ächzend in die Kissen zurück. Simon schüttelte den Kopf und stieß einen schweren Seufzer aus. „Es ist nicht davon," murmelte Simon, „glaube mir, Bürger Doktor, es ist nicht davon! Die Sache ist die, daß Jeanne Marie keine Arbeit und keine Bewegung hat, und daß sie zu Grunde geht, weil wir Beide hier genöthigt sind zu leben, wie die Könige und Aristokraten früher gelebt haben, ohne Arbeit und Beschäftigung, und ohne weiter etwas zu thun, als Grillen zu fangen. Wir werden alle Beide daran zu Grunde gehen, sage ich Dir!"

„Aber, wenn Du das weißt, Bürger, warum giebst Du die Stelle nicht auf?" fragte Doktor Naudin. „Warum bittest Du nicht die Municipalbehörde, Dich aus diesem Dienste zu entlassen, und Dir irgend eine andere Anstellung zu geben?"

„Das habe ich ja schon zwei Mal gethan," schrie Simon, indem er wüthend mit der Faust auf den kleinen Tisch neben dem Bett schlug, daß die Medicinflasche hoch empor flog. „Zwei Mal schon habe ich auf meine Versetzung angetragen, und zwei Mal hat mir der Generalrath geantwortet, daß das Vaterland mir befiehlt, auf meinem Posten zu bleiben, und daß Niemand da wäre, der meine Stelle ersetzen könne."

„Das ist ja sehr ehrenvoll und schmeichelhaft," bemerkte der Doktor.

„Ja, aber sehr lästig und unangenehm," rief Simon. „Wir sind Gefangene durch diesen ehrenvollen und schmeichelhaften Posten. Wir dürfen ebensowenig wie Capet selber den Temple verlassen, denn seit sein Vater todt ist, und die verrückten Legitimisten ihn jetzt ihren König Ludwig den Siebenzehnten nennen, ist der Generalrath und der Convent sehr ängstlich geworden. Sie fürchten immer die geheimen Verschwörungen, und halten es für möglich, daß durch irgend ein Complot der Junge von hier weggeführt würde. Darum müssen wir ihn Tag und Nacht bewachen, und dürfen niemals den Temple verlassen, damit wir niemals in Beziehung kommen können mit andern Menschen, und damit die Legitimisten nicht etwa den Versuch machen, sich bei uns einzuschmeicheln. Willst Du wohl glauben, Bürger Doktor, daß sie mir nicht einmal erlaubt haben, zu dem großen Feste zu gehen, welches die Stadt Paris zur Feier der Einnahme von Toulon gegeben hat? Während alles Volk gejubelt und sich amusirt hat, haben die Jeanne Marie und ich hier in dem nichtswürdigen Temple bleiben müssen, und nichts von der Herrlichkeit gesehen und gehört. Und das treibt mir die Galle in das Blut, und davon werden wir Beide krank und elend, denn es ist schier nicht zum Aushalten!"

„Ich glaube wohl, daß Du Recht hast, Bürger," sagte der Arzt gedankenvoll. „Ja das ganze Leiden der Bürgerin Simon kommt davon her, daß sie hier im Temple ist, und wenn sie hier eingeschlossen bleiben muß, so wird sie immer zu leiden haben."

„Ja, immer zu leiden, furchtbar zu leiden," stöhnte Jeanne Marie. Dann auf einmal richtete sie sich empor, und wandte sich mit einer gebieterischen Handbewegung nach ihrem Manne hin.

„Simon," sagte sie, „der Doktor soll Alles wissen, was ich leide. Er soll meine Brust untersuchen, und die Stelle, wo ich so furchtbare Schmerzen habe. Aber Du darfst nicht dabei sein, und in Deiner Gegenwart sage ich nichts."

„Na, na, ich gehe schon," brummte Simon. „Was das für zimperliche Manieren sind!"

„Es sind die Manieren einer anständigen und ehrsamen Frau," sagte der Doktor ernst, „einer Frau,

welche die Leiden und Gebrechen ihres Körpers Niemandem außer ihrem Arzt anvertraut. Geh' also, Bürger Simon, und Du wirst Deine gute Frau deshalb nicht weniger hoch achten, weil sie Dich nicht hören lassen will, was sie ihrem alten Arzt sagt."

„Nein, gewiß nicht," sagte Simon, „und damit Ihr Beide seht, daß ich gar nicht neugierig bin, zu hören, was Ihr mit einander sprecht, werde ich mit dem Jungen auf die Plattform hinauf gehen, und eine ganze Stunde da mit ihm bleiben."

„Du wirst ihn wieder schlagen, und ich werd's hören," weinte Jeanne Marie. „Ich höre jetzt immer Alles, was hier im Temple geschieht, und wenn Du den Jungen schlägst, so fühle ich jeden Schlag in meinem Gehirn, und das ist ein Schmerz zum Rasendwerden."

„Ich verspreche Dir, Jeanne Marie, daß ich den Jungen nicht schlagen werde, sondern daß ich mich da oben gar nicht um ihn bekümmern will. Er kann mit seinem Ball spielen. He, Capet, komm'! Wir gehen auf die Plattform. Nimm Deinen Ball, und was Du sonst willst, denn Du sollst heute spielen und vergnügt sein."

Das Kind, welches mit seinem Ball aus der Kammer hereinschlich, sah aber gar nicht vergnügt aus, und die Aussicht auf das „Spielen" konnte seinen mühsamen schleichenden Gang nicht beflügeln, und seinem verschwollenen Gesicht kein Lächeln abgewinnen. Still und lautlos verließ es an der Hand Simon's das Gemach, dessen Thüre Simon mit lautem Geräusch hinter ihnen in das Schloß fallen ließ.

„Jetzt Bürgerin," sagte der Doktor Naudin, „jetzt sind wir allein, und Du kannst mir jetzt Deine Krankheit nennen und Alles, was Dich bedrückt, mir klagen."

„Ach Doktor, ich wage es nun doch nicht," murmelte sie. „Eine fürchterliche Angst überkommt mich und ich denke, Du wirst mich verrathen, und meinen Mann und mich auf das Blutgerüst bringen."

„Ich bin kein Verräther, Jeanne Marie," erwiderte der Doktor feierlich. „Der Arzt ist wie der Priester, er empfängt die Geheimnisse und Offenbarungen seiner Patienten, wie der Priester die Ohrenbeichte, und kein Wort davon kommt jemals über seine Lippen. Damit Du aber Muth fassest, will ich im Vertrauen Dir vorangehen, und Dir beweisen, daß ich Dich verstehe. Ich will Dir die Krankheit nennen, an welcher Du leidest, und auch ihren Sitz Dir bezeichnen. Jeanne Marie Simon, Du leidest an Qualen, mit welchen keine Qualen und Schmerzen des Körpers vergleichbar sind. Deine Krankheit hat ihren Sitz in Deinem Gewissen, und sie heißt: Reue und Verzweiflung."

Jeanne Marie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, und sprang wie eine gereizte Tigerin von ihrem Lager empor. „Du lügst," schrie sie, mit ihren beiden Händen den Arm des Doktors packend, „das ist eine schändliche, nichtswürdige Verleumdung, die Du bloß dazu ersonnen hast, um mich unter das Messer zu bringen. Ich habe nichts zu bereuen, und mein Gewissen hat mir gar keine Vorwürfe zu machen!"

„Und doch nagt es an Dir mit eisernen Zähnen, die in dem höllischen Feuer blutroth gebrannt sind," sagte der Doktor mit einem mitleidigen Blick auf das bleiche, zuckende Gesicht der Simon. „Streite nicht mehr, Jeanne Marie, sondern höre mich ruhig an. Wir haben eine Stunde Zeit, um uns zu besprechen, und wir wollen sie benutzen. Aber laß uns leise, ganz leise sprechen, Bürgerin, denn was wir Beide uns zu sagen haben, dürfen selbst die stummen Wände nicht hören."

Simon war noch nicht mit dem Knaben von der Plattform zurückgekehrt, als der Doktor Naudin seine lange und eifrige Unterredung beendet hatte, und sich anschickte, seine Kranke, die jetzt wieder auf ihrem Lager gebettet war, zu verlassen.

„Du weißt jetzt Alles, was Du zu thun hast, Bürgerin," sagte er, ihr die Hand darreichend. „Du kannst auf mich rechnen, wie ich auf Dich rechne, und wir wollen Beide muthig und freudig vorwärts schreiten. Es ist ein edles Werk, das wir vorhaben, und wenn es uns gelingt, so wird Dein Herz wieder leicht und frei werden, und Gott wird Dir Deine Sünden vergeben, denn es werden zwei Märtyrer für Dich vor dem Throne Gottes beten! Thue nun genau Alles, wie ich es Dir gesagt habe, und sprich heute Nacht mit Deinem Manne, aber nicht früher, damit Ihr sicher seid, von Niemandem überrascht zu werden, und damit nicht etwa Simon in dem ersten Schrecken durch sein verstörtes unruhiges Gesicht sich verräth."

„Ich werde Alles thun, wie Sie es wollen, Doktor," sagte Jeanne Marie, die jetzt plötzlich demüthig und schüchtern geworden war, und das republikanische „Du" ganz vergessen zu haben schien. „Mir ist es, als wäre ich jetzt, da ich mein Herz vor Ihnen erleichtert habe, schon gesund und kräftig, und gewiß werde ich es Ihnen zu danken haben, wenn ich lebe und wieder gesund werde. Aber Sie kommen doch morgen wieder, Herr Doktor?"

„Nein," sagte er, „ich werde Euch morgen einen Mann schicken, der besser als ich es versteht, diese Sache zu führen, und dem Ihr ganz unbedingt vertrauen könnt. Er wird als mein Hülfsarzt sich bei Euch einführen, und mit ihm könnt Ihr alles Weitere verabreden. Still! Ich höre Simon kommen. Lebt wohl!"

Er grüßte Jeanne Marie mit einem Kopfnicken und verließ eilig das Gemach. Draußen auf dem Corridor traf er mit Simon und seinem stummen kleinen Zögling zusammen.

„Nun, Bürger Doktor," fragte Simon, „wie steht es mit unserer Kranken? Sie hat Dir alle Geheimnisse anvertraut, und sie müssen bei Gott lang gewesen sein, denn Ihr habt eine ganze Stunde dabei zuge-

bracht. Es ist ein Glück, daß Du ein so alter Mann bist, sonst müßte ich wahrhaftig eifersüchtig werden auf Dein langes Tête-à-tête mit meiner Frau."

„Dann wärest Du ein rechter Narr," sagte Naudin lächelnd, „und ich habe Dich doch für einen ausbündig klugen und guten Mann gehalten. Aber was Deine Frau anbetrifft, muß ich Dir etwas sehr Ernstes sagen, und ich bitte Dich, Bürger Simon, beherzige meine Worte wohl. Ich sage Dir dies: wenn Deine Frau Jeanne Marie nicht in acht Tagen aus dem Temple erlöst und in Freiheit ist, so wird sie wahnsinnig oder nimmt sich das Leben. Ich will Dir aber noch mehr sagen: wenn der Bürger Simon nicht auch sobald als möglich diesen verwünschten Ort und sein abscheuliches Geschäft hier aufgiebt, so wird's ihm nicht viel anders gehen, wie seiner Frau. Er wird nicht wahnsinnig werden, aber er wird in Melancholie verfallen, und wenn er sich nicht selbst das Leben nimmt, so wird's die Lungenschwindsucht thun, die er sich von dem vielen Aerger, und dem Müßiggang und der scheußlichen Stickluft, die hier im Temple herrscht, zugezogen hat."

„Lungenschwindsucht," rief Simon entsetzt, „Du meinst, ich könnte die Lungenschwindsucht bekommen?"

„Du hast sie schon," sagte der Doktor feierlich. „Da mit diesen rothen Flecken hier auf den Backenknochen blüht sie schon auf, und mit den Stichen, welche Du so oft in der Brust hast, verkündigt sie Dir ihr Herannahen. Ich sage Dir, wenn Du nicht Anstalten triffst, den Temple in acht Tagen zu verlassen, so bist Du in einem Vierteljahr ein Mann des Todes, ohne daß die Guillotine nöthig hat, Deiner Lunge in's Handwerk zu pfuschen. Adieu! Ueberlege Dir meine Worte wohl, Bürger, und thue dann, was Dir beliebt!"

„Er hat Recht," murmelte Simon, als er mit entsetzten Blicken dem Doktor nachschauete, der eilig jetzt den Corridor und die Treppe hinunterschritt, „ja, ich seh's, er hat Recht. Wenn ich noch länger hier bleiben muß, so sterbe ich. Der viele Aerger und die Einsamkeit, und — noch etwas Schreckliches, Fürchterliches, das ich Niemand sagen kann,—hat mich krank gemacht, und die Stiche in der Lunge werden alle Tage schlimmer, und—Ich muß und will fort von hier," rief er auf Einmal ganz laut und entschlossen. „Ich will noch nicht sterben, und Jeanne Marie soll's auch nicht. Morgen reiche ich meine Entlassung ein, und damit Basta!"

Während Simon dann langsam und gedankenvoll zu seiner Frau sich begab, verließ Doktor Naudin das finstere Gebäude, trat aufathmend wieder hinaus auf die Straße, und kehrte hastigen und eiligen Schrittes wieder in das Hôtel Dieu zurück. Der Portier, welcher ihm öffnete, berichtete, daß während der Abwesenheit des Herrn Direktors derselbe alte Herr, welcher schon gestern den Herrn Direktor consultirt habe, wieder gekommen sei, und daß er im Vorzimmer die Rückkehr desselben erwarte.

Der Direktor Doktor Naudin nickte nur zustimmend mit dem Kopf, und schlug dann eiligeren Schrittes den Weg nach seiner Privatwohnung ein. Vor der Thür derselben fand er seinen Diener.

„Der alte Doktor Saunier ist wieder da," sagte der Diener, indem er seinem Herrn den Mantel abnahm. „Er bestand darauf, daß er Dich erwarten wollte, Bürger Direktor. Er sagte, er müsse Dich durchaus wegen eines Kranken consultiren, und werde Dich so lange bitten, bis Du ihn zu seinem Patienten begleitetest. Denn wenn keine Hülfe mehr möglich schiene, wüßte der große Doktor Naudin immer noch vielleicht Hülfe, und wenn Einer seinem Patienten das Leben retten könnte, so wärst Du es, Bürger Direktor."

„Du bist ein Esel, daß Du Dir solchen Unsinn vorschwatzen läßest, und daran vielleicht glaubst, Bürger Joly," rief Naudin lachend, indem er in das Vorzimmer eintrat.

Ein alter Herr, in derselben altmodischen Kleidung, wie Doktor Naudin, trat ihm entgegen. Der Bürger Joly, welcher die Thüre ein wenig langsam schloß, hörte ihn rufen: „Gott sei Dank, daß Du endlich kommst, Bürger. Ich habe Dich mit Ungeduld erwartet, und ich beschwöre Dich jetzt, daß Du mich sogleich zu meinem Kranken begleitest."

Darauf erwiderte Naudin, indem er die Thüre seines Studirzimmers öffnete: „Tritt ein, Bürger Saunier, und berichte mir zuerst, wie es mit Deinem Kranken steht."

Weiter konnte Joly, der Bediente Naudin's, nichts verstehen, denn die beiden Doktoren waren nun in das Gemach des Direktors eingetreten, und die Thüre desselben hatte sich hinter ihnen geschlossen.

Aber nach kurzer Zeit schon ward sie wieder geöffnet, Naudin rief seinen Bedienten, um ihm zu befehlen, sofort einen Fiacre zu holen, und einige Minuten später fuhr der Direktor Naudin an der Seite des Doktors Saunier von dannen.

Vor einem Hause der Rue Montmartre ließen sie den Wagen halten, und traten ein in das Haus. Der Portier, welcher das bestaubte, kleine Fenster seiner Loge öffnete, nickte dem Doktor Saunier vertraulich zu.

„Das ist wohl der berühmte Doktor Naudin vom Hôtel Dieu, den Du holen wolltest?" fragte er.

„Ja, er ist es," erwiderte Saunier, „und wenn ein Mensch unserm armen Kranken helfen kann, so ist er es. Der Bürger Orage ist doch zu Hause?"

„Ja wohl, er ist zu Hause, denn Du weißt wohl, er verläßt seinen kranken Knaben gar nicht. Geht nur hinauf! Du weißt ja den Weg, Bürger Doktor!"

Die beiden Aerzte schritten vorüber, gingen schweigend die Treppe hinauf und traten ein in die Wohnung, deren Außenthüre nur angelehnt war und für sie geöffnet schien.

Niemand trat ihnen entgegen, aber sie schlossen sorgfältig hinter sich die Thür, schoben den Riegel vor und schritten dann schweigend und eilig durch das Vorzimmer weiter nach der entgegengesetzten Thür.

Doktor Saunier klopfte leise an dieselbe in drei gleichmäßigen Zwischenräumen, und rief drei Mal mit lauter Stimme: „Die beiden Aerzte kommen, um den Kranken zu sehen."

Jetzt ward innen ein Riegel zurückgeschoben, die Thür öffnete sich, eine hohe Männergestalt erschien in derselben und winkte den beiden Aerzten einzutreten.

„Sind wir allein?" flüsterte Doktor Saunier, als sie jetzt das zweite Gemach betraten.

„Ja, ganz allein," erwiderte der Andere. „Drinnen in der Kammer liegt mein armer kranker Knabe, und Sie wissen wohl, daß der Niemanden verräth, und nichts mehr weiß von dem, was um ihn her geschieht."

„Ja, leider, ich weiß das," erwiderte Doktor Saunier traurig. „Ich versprach Ihnen, daß ich Ihnen den berühmtesten und geschicktesten Arzt von Paris bringen wollte, und Sie sehen, ich halte Wort, denn ich bringe Ihnen hier den Doktor Naudin, den Direktor vom Hôtel Dieu, und—den Freund und ergebenen Anhänger der edlen Königsfamilie, der wir Beide Treue bis zum Tode geschworen haben. Herr Direktor, ich habe Ihnen den Namen des Herrn, zu welchem ich Sie führen wollte, nicht genannt. Es ist ein Geheimniß, welches nur der Besitzer desselben Ihnen offenbaren darf."

„Ich offenbare es," sagte dieser lächelnd. „Herr Direktor Naudin, ich bin der Marquis Jarjayes."

„Jarjayes, welcher früher den Plan zur Entführung der königlichen Familie aus dem Temple entwarf?" fragte Naudin lebhaft. „Der Marquis Jarjayes, welcher im Dienste der Königin sein Vermögen verloren, sein Leben zu ihrer Befreiung gewagt, und vielleicht blos nicht hingerichtet ist, weil er emigrirt war, und Herr Robespierre daher seiner nicht habhaft werden konnte. Sind Sie dieser treue, tapfere, muthige Marquis von Jarjayes?"

„Ich bin Jarjayes, und ich danke Ihnen für die schönen Lobsprüche, welche Sie mir da geben. Aber ich kann sie nicht annehmen in Gegenwart dessen, der sie alle viel mehr verdient, als ich, und jedes Lobes würdiger ist, als irgend ein Anderer. Nein, ich kann keine Lobsprüche annehmen in Gegenwart Toulan's, des Treuesten, des Muthigsten, des Klügsten von uns Allen. Denn das Alles ist Toulan, und darum hat ihm die Königin Märtyrerin den höchsten aller Ehrentitel gegeben, sie hat ihm den Titel Fidèle gegeben, und dieser Titel wird ihm bleiben nach Jahrhunderten noch."

„Ja wohl, Sie haben Recht," sagte Naudin, indem er die Hand auf die Schulter des Doktors Saunier legte, „er ist der Edelste, Treueste und Muthigste von uns Allen. Deshalb, als er vor einigen Tagen zu mir kam, und mir zur Beglaubigung seines Namens die goldene Dose der Königin zeigte, als er mir sagte, daß er Toulan sei, und mich um meine Beihülfe bat, war ich bereit, Alles zu thun, was er von mir begehren würde, und auf alle seine Pläne einzugehen, denn Toulan's Großmuth und Treue reißt Jeden zur Nacheiferung hin."

„Ich bitte, Ihr Herren," sagte Toulan sanft, „lobt mich nicht, und nehmt nicht für Heldenthum, was ganz natürlich ist. Ich habe der Königin Marie Antoinette mein Leben, mein Denken und Empfinden geweiht. Ich habe ihr in ihre Hand geschworen, daß ich, so lange ich lebte, ihr und ihrer Familie treu bleiben wolle, und ich erfülle meinen Eid, das ist ganz einfach. Die Königin Marie Antoinette ist nicht mehr, ich habe sie nicht retten können, aber vielleicht schauet sie von den himmlischen Höhen auf uns hernieder, und ist mit uns zufrieden, wenn sie sieht, daß wir jetzt für ihren Sohn versuchen wollen, was wir für sie leider nicht vollbringen konnten. Dies ist meine Hoffnung, und dies spornt mich an, Alles zu wagen, um den letzten Wunsch meiner Königin, die Befreiung ihres Sohnes zu vollbringen! Gott hat in seiner Gnade gewollt, daß ich in diesem Bestreben nicht allein bleibe, und daß mir der Beistand edler Männer zur Seite steht. Er segnet sichtbar unsere Pläne. Denn ist es nicht ein sichtbares Zeichen seines Segens, daß grade in diesen Tagen, wo wir vergeblich nachsinnen über ein Mittel, um zu dem unglücklichen, gefangenen Sohne der Königin zu gelangen, der Zufall uns dieses Mittel darbietet? Grade in der Stunde, als ich zu Doktor Naudin gekommen war, und mich ihm offenbart hatte, kommt der Pförtner des Temple und begehrt für die Frau des Schusters Simon, daß der Doktor Naudin in den Temple sich begebe."

„Ja, in der That, es war ein wunderbares Zusammentreffen," sagte Naudin gedankenvoll. „Ich bin sonst nicht empfindsam, aber als ich den Sohn der Königin in seinen Leiden und seiner Demuth sah, da sank ich auf meine Kniee nieder vor dem armen kleinen König, und schwur ihm in meinem Geiste, daß Toulan für seinen Plan an mir einen treuen Gefährten finden solle, und daß ich Alles thun wolle, um ihn zu befreien!"

„Und so habe ich auch geschworen," rief der Marquis Jarjayes begeistert. „Die Königin ist todt, aber unsere Treue zu ihr lebt und soll sich bewähren und bethätigen an ihrem Sohn, an dem König Ludwig dem Siebenzehnten! Ich weiß wohl, daß die Polizei mich bewacht, daß sie weiß, wer sich unter dem Namen des Bürgers Orage hier verbirgt, daß sie jeden meiner Schritte beobachtet, und mich vielleicht nur deshalb hier frei umher gehen läßt, weil sie sehen will, mit wem ich hier verkehre, um mich dann mit allen meinen Freunden zu gleicher Zeit zu verhaften und umzubringen. Aber wir müssen die Zeit benutzen. Ich bin hierher gekom-

men mit dem festen Willen, Alles zu wagen, um den unglücklichen jungen König aus den Händen seiner Peiniger zu befreien, und ich will Euch nun Alles gestehen und sagen, meine Freunde. Ich habe zu unserm Unternehmen den Beistand und Schutz eines edlen und reichen Gönners, eines treuen Dieners des verstorbenen Königs gefunden. Der Prinz von Condé, bei dem ich die letzten Monate in der Vendée gelebt habe, hat mich ausgestattet mit reichlichen Mitteln und ist bereit, uns in unserm Unternehmen auf jede Weise zu unterstützen. Wenn es uns gelingt, den jungen König zu retten, so wird er in der Vendée bei dem Prinzen, der dort unangefochten und sicher inmitten seiner treuen Unterthanen lebt, ein sicheres Asyl finden. Die ungeheure Schwierigkeit, ja, bis vor einigen Tagen sagte ich noch, die Unmöglichkeit ist, den jungen Prinzen aus dem Temple zu erlösen. Aber seit es mir gelungen, Toulan zu entdecken, und mit ihm mich zu verbinden, sage ich nicht mehr, es ist unmöglich, sondern nur noch: es ist schwierig."

„Und ich," rief Toulan, „seit ich des Beistandes und der Hülfe des edlen Doktors Naudin sicher bin, ich sage: wir werden ihn befreien, den Sohn unserer Königin Marie Antoinette, den jungen König Ludwig den Siebenzehnten! Der Plan ist schon ganz fertig in meinem Kopf, und um seine Ausführung möglich zu machen, begab ich mich vor einigen Tagen zu dem Herrn Direktor Naudin, in das Hôtel Dieu, um ihn zu bitten, den kranken Knaben, welchen der Marquis hier bei sich hat, zu besuchen, als grade die Botschaft Simon's ihn in den Temple rief. Jetzt ist Herr Direktor Naudin hier, und jetzt ist es vor allen Dingen nothwendig, daß er uns sein letztes, entscheidendes Urtheil über den Kranken sage. Führen Sie uns also zu demselben, Herr Marquis, denn von dem Ausspruche Naudin's hängt das Schicksal des jungen Königs von Frankreich ab!"

Der Marquis verneigte sich schweigend, und geleitete die Herren in das nächste Gemach. Dort, auf Matratzen und Kissen sorgfältig gebettet, lag ein Kind von vielleicht zehn Jahren, ein armer unglücklicher Knabe, mit bleichen eingefallenen Wangen, mit stieren blauen Augen, mit kurzgeschnittenem blonden Haar, mit einem dummen, stumpfsinnigen Ausdruck in seinen Zügen. Als die drei Herren zu ihm eintraten, heftete er auf sie seine Blicke mit einem kalten, gleichgültigen Ausdruck, und nicht ein Zucken seiner Miene verrieth irgend eine Theilnahme. Unbeweglich, todesbleich lag der Knabe auf seinem Lager, und nur der Athem, der fieberheiß und keuchend aus seiner Brust hervorkam, verrieth, daß noch Leben in dieser verfallenen elenden Gestalt vorhanden.

Doktor Naudin hatte sich zu dem Knaben niedergebeugt, und lange mit ernster Aufmerksamkeit ihn betrachtet und geprüft.

„Dieser Knabe ist taubstumm!" sagte er dann, indem er sich erhob, und den Marquis fragend anschauete.

„Ja, Doktor, Ihr scharfer Blick hat es richtig erkannt. Er ist taubstumm."

„Ist es Ihr Sohn?"

„Nein, Doktor. Er ist der Sohn meiner Schwester, der Baronin von Tardif, die mit ihrem Manne guillotinirt worden. Ich habe die Pflege dieses unglücklichen Kindes übernommen, und hatte ihn bei meiner Entfernung von Paris bei treuen Dienern meiner Familie in Pension gegeben. Als ich jetzt hierher zurückkehre, erfahre ich, daß die guten Leute beide guillotinirt sind, und finde den armen Knaben, der früher wenigstens körperlich gesund war, in völlig verwahrlostem Zustande, von dem Mitleid der Leute lebend, die nach dem Tode seiner Pflegeeltern sich seiner angenommen. Ich brachte den Knaben sogleich in diese Wohnung, die ich für mich als den Bürger Orage gemiethet, und Toulan übernahm es, ärztliche Hülfe herbeizuschaffen. Sie ist mir nun geworden in der Person des berühmten Hospital-Direktors Naudin, und ich bitte Sie, sich des armen, unglücklichen Kindes zu erbarmen, und ihn aufzunehmen in das Hôtel Dieu."

„Lassen Sie mich zuerst dieses Kind untersuchen, um Ihnen zu sagen, welches seine Krankheit ist."

Und Doktor Naudin neigte sich wieder über den Knaben, untersuchte seine Augen, seine Brust, seine ganze Gestalt, horchte auf seinen Athem, seinen Herzschlag, seinen Puls, und der Kranke ließ Alles in größter Apathie mit sich geschehen, nur zuweilen leise wimmernd und stöhnend, wenn eine Berührung der untersuchenden Hand ihm Schmerzen verursachte.

Dann, nachdem die sorgfältige Untersuchung beendet war, rief der Doktor die beiden Herren, welche sich in die Fensternische zurückgezogen hatten, wieder an das Lager.

„Herr Marquis," sagte er, „dieses unglückliche Kind wird nie wieder genesen, und wenn sein Schicksal milde mit ihm wäre, würde es ihn bald von der Qual seines elenden Daseins erlösen. Ich glaube indessen nicht, daß dies geschehen wird, sondern ich halte es für möglicher, daß der Knabe noch ein Jahr lang sein unglückliches Dasein hinschleppen wird, nachdem der Geist und der Mensch lange in ihm gestorben, und nur die elende thierische Creatur noch übrig geblieben ist. Der Knabe, wenn Sie dieses arme Geschöpf noch als einen Menschen benennen wollen, leidet an einer unheilbaren Scrophelkrankheit, welche ihm nach und nach die Glieder verrenken und verzerren wird, und aus dem geistig begabten Kinde einen Blödsinnigen machen würde, den Taubstummen aber in ein stumpfsinniges Thier verzerren muß. Wenn es erlaubt wäre, die Hand der Wissenschaft an die Stelle der Hand Gottes zu setzen, so würde ich sagen: tödten wir dieses arme Geschöpf, das kein Mensch und kein Thier ist, und vom Leben weder eine Freude noch einen Genuß, sondern nur Qual und

Jammer zu erwarten hat, ohne indessen mehr davon zu leiden, als der Hund davon leidet, wenn er den Knochen nicht bekommt, an dem er nagt, um seinen Hunger zu stillen."

„Armes, unglückliches Geschöpf," seufzte der Marquis. „In diesem Augenblick danke ich Gott, daß er meine arme Schwester erlöst hat von der Qual, ihr geliebtes Kind in diesem Zustande zu sehen."

„Herr Doktor Naubin," sagte Toulan feierlich, „es ist Ihre feste und gewisse Ueberzeugung, daß dieser Kranke nicht wieder genesen kann?"

„Meine feste und gewisse Ueberzeugung, welche jeder Arzt, der ihn sähe, mit mir theilen würde."

„Sie sind der Meinung, daß dieses Kind vom Leben nichts zu verlieren hat, und daß der Tod für dasselbe eine Wohlthat wäre?"

„Ja, dies ist meine Meinung, denn der Tod wäre für das arme Geschöpf eine Erlösung, sein Leben ist für ihn und für Andere nur eine Last."

„Wohlan," rief Toulan feierlich, „so will ich denn diesem armen kranken Kinde eine höhere und schönere Bestimmung geben. So will ich machen, daß sein Leben für Andere eine Wohlthat, sein Tod ein heiliger Opfertod sei. Herr Marquis von Jarjayes, im Namen des Königs Ludwigs des Sechszehnten, im Namen der erhabenen Märtyrerin, der wir Alle Treue bis zum Tode geschworen, im Namen der Königin Marie Antoinette fordere und begehre ich von Ihnen, daß Sie mir dieses unglückliche Geschöpf hier überlassen, und sein Leben in meine Hand geben! Im Namen Marie Antoinettens fordere ich von dem Marquis von Jarjayes, daß er mir den Sohn seiner Schwester überantworte, damit er thue, was Jeder von uns freudig bereit ist zu thun, wenn es der heiligen Sache nöthig ist, damit er sein Leben hingebe für seinen König, den im Temple gefangenen König Ludwig den Siebenzehnten!"

Herr von Jarjayes war, während Toulan mit ernster, feierlicher Stimme so sprach, neben dem Bette des armen ächzenden Kindes auf seine Knie niedergesunken, und das Antlitz in seinen Händen bergend, betete er leise.

Dann nach einer langen Pause erhob er sich jetzt, und legte die Hand auf die fieberheiße Stirn des Knaben. „Sie haben mich angerufen im Namen der Königin Marie Antoinette," sagte er, „Sie fordern von mir, als dem Vormund dieses armen Geschöpfes, daß ich Ihnen dasselbe übergebe, damit es sein Leben und sein Dasein für seinen König hingebe. Die Söhne und Töchter meines Hauses sind immer bereit und willig gewesen, ihr Gut und Blut, ihr Glück und Leben dem Dienste ihrer Könige zu weihen, und ich spreche nur im Geiste meiner Schwester, welche das Schaffot bestiegen hat, um ihre Treue für die königliche Familie mit ihrem Tode zu besiegeln, ich spreche im Geiste aller meiner Ahnen, wenn ich sage: hier ist der letzte Sprößling der Barone von Tardif, hier ist der Sohn meiner Schwester, nehmen Sie ihn, und lassen Sie ihn leben oder sterben für seinen König Ludwig den Siebenzehnten, für den Gefangenen des Temple."

26.

Die Consultation.

In der Nacht, welche dem zweiten Besuche des Doktors Naubin folgte, hatte Jeanne Marie Simon mit ihrem Manne eine lange und lebhafte Unterredung gehabt. Bei den ersten, leise geflüsterten Worten derselben war Simon heftig aufgefahren, und hatte seiner Frau mit der geballten Faust gedroht. Sie aber hatte ihm ruhig und fest in das erregte, wüthende Angesicht geschaut, und hatte mit leisem Flüstern gesagt: „Du willst also ewig in diesem abscheulichen Gefängniß sitzen? Du willst hier eingeschlossen bleiben als ein Verbrecher, und vom Leben nichts weiter haben, als die Genugthuung, einen armen, halb blödsinnigen Knaben zu Tode zu martern?"

Und Simon ließ die Faust sinken und sagte: „Wenn's ein Mittel gäbe, aus diesem infamen Gefängniß fort zu kommen, so wär's mir freilich lieb und angenehm, denn ich hab's herzlich satt, hier so elend als Gefangener zu verkümmern, während ich doch die Freiheit anbete, und für sie seit Jahren gearbeitet und gewirkt habe. Wenn's also ein Mittel gäbe —"

„Es giebt ein solches Mittel," unterbrach ihn Marie, „höre mich an!"

Und Simon hörte sie an, und die bewegten und beredten Worte seiner Frau fanden nach und nach bei ihm ein willig Ohr. Simons Antlitz klärte sich allgemach auf, und es schien ihm, als würde er durch das Mittel seiner Frau von einer drückenden, qualvollen Last befreit werden.

„Wenn's gelingt," murmelte er, vergnügt die Hände reibend, „wenn's gelingt, dann werd' ich endlich von dem Alpdrücken erlöst werden, welches hier Tag und Nacht auf mir liegt, und werde wieder ein gesunder und fideler Mensch werden."

„Und wenn's nicht gelingt," flüsterte Jeanne Marie, „dann wird uns höchstens geschehen, was Tausenden vor uns geschehen ist. Wir werden die Maschine füttern, und unsere Köpfe in den Korb herunter fallen lassen, bloß mit dem Unterschied, daß ich dabei kein Zeichen in meinen Strumpf werde machen können. Aber ich will doch lieber rasch und leicht auf der Guillotine sterben, als hier Tag für Tag und Stunde für Stunde hinsterben, und vom Leben nichts weiter haben als Qual und Langeweile."

„Ich auch," sagte Simon entschlossen. „Lieber sterben, als ein solches Hundeleben noch weiter fortführen. Laß Deinen Doktor morgen früh nur kommen. Ich will mit ihm reden!"

In der Frühe des nächsten Morgens kam der Doktor in dem langen, schwarzen Talar, und mit der Allongen-Perrücke wieder in den Temple, um die kranke Bürgerin Simon zu besuchen. Die Schildwachen an der Pforte des ersten Hofes ließen ihn ruhig passiren und merkten gar nicht darauf, daß heute aus der Allongen-Perrücke ein anderes Gesicht hervorschaute, als gestern. Auch die beiden Municipalbeamten, welche eben den Prinzessinnen im oberen Stockwerk ihren Besuch gemacht hatten, und dem Doktor auf der Thurmtreppe begegneten, hatten kein Arges, und nahmen keinen Anstoß an der Gestalt des Doktors. Der Direktor des Hôtel Dieu war ihnen nicht persönlich bekannt, und sie wußten von ihm nur, daß er sich erlauben durfte, in seinem altmodischen Talar zu gehen, ohne daß die Sicherheits-Behörde daran Anstoß nahm, und daß er mit Bewilligung der Behörde in den Temple komme, um die kranke Bürgerin Simon zu besuchen.

„Du wirst heute zwei Patienten da oben finden," sagte der eine der Beamten im Vorüberschreiten. „Wir ermächtigen Dich, Bürger Doktor, auch den zweiten Patienten, den kleinen Capet in Deine Kur zu nehmen. Der Bursche scheint wirklich krank, oder er ist eigensinnig und verstockt. Er antwortet auf keine Fragen, und hat seit gestern schon, wie Bürger Simon uns sagt, keine Nahrung mehr zu sich genommen. Untersuche und prüfe, Doktor, und sage uns nachher Deine Meinung. Wir werden unten im Rathszimmer auf Deine Rückkunft warten. Beeile Dich also ein wenig."

Sie schritten vorüber und der Doktor beeilte sich wirklich, die kleine Wendeltreppe hinauf zu gehen. An der offenen Thüre, die zu der Wohnung des kleinen Capet und seiner „Erzieher" führte, fand er Simon, der ihn begrüßte.

„Du hast gehört, Bürger?" fragte der Doktor. „Die Beamten erwarten mich da unten."

„Ja, ich habe gehört, Doktor," murmelte Simon. „Wir haben nicht viel Zeit. Kommt!"

Er bedeutete dem Doktor, den Corridor hinab und in das Gemach einzutreten, während er die Außenthüre verriegelte und verschloß.

Frau Simon lag, als der Doktor eintrat, auf ihrem Bett und schauete dem Eintretenden mit neugierigen, glühenden Blicken entgegen.

„Wer seid Ihr?" fragte sie, sich hastig von ihrem Lager emporrichtend. „Ihr seid nicht der Doktor Naudin, den ich erwartete, und ich kenne Euch nicht!"

Der Doktor schritt indeß schweigend zu ihrem Lager heran, und neigte sich über Jeanne Marie, welche in die Kissen zurückgesunken war.

„Ich bin Derjenige, welcher Dir helfen wird, hier aus dem Temple fortzukommen," flüsterte er. „Doktor Naudin sendet mich, damit wir gemeinschaftlich arbeiten an Eurer Befreiung und an der des unglücklichen Capet."

„Mann," rief Jeanne Marie dem Schuster entgegen, der eben eintrat, „der Befreier ist da, und er will uns erlösen aus dieser Hölle."

„Das heißt," sagte der Doktor mit fester, eindringlicher Stimme, „ich will Euch erlösen, wenn Ihr mir dafür helfen wollt, den Sohn der Könige zu erlösen!"

„Sprecht leise, um Gotteswillen, sprecht leise," bat Simon ängstlich. „Wenn man Euch hört, so sind wir Alle verloren! Wir wollen Alles thun, was Ihr von uns fordert, vorausgesetzt, daß wir dadurch aus diesem nichtswürdigen, schändlichen Gefängniß befreit werden. Die Luft hier ist wie Gift, und man geht darin umher, wie ein lebendig Begrabener."

„Und dann die Träume, die fürchterlichen Träume," murmelte Jeanne Marie schaudernd. „Man kann nicht einmal mehr schlafen in diesem schrecklichen Gefängniß, denn da ist diese blasse, schreckliche Frau mit den großen, starren Augen, die jede Nacht hier im Temple umhergeht und an den Thüren horcht, ob ihre Kinder noch leben, und ob wir sie nicht zu Tode martern. Neulich Nachts, da hat sie aber nicht blos an den Thüren gehorcht, da ist sie hier eingetreten, und an meinem Bett vorüber ist sie in die Kammer gegangen zum kleinen Capet. Der Simon schlief und sah's nicht. Ich aber sprang auf, und ganz leise schlich ich zur Kammerthür hin. Denn ich dacht', es hätte sich wohl Jemand hier eingeschlichen unter einer Verkleidung, vielleicht gar der Bürger Toulan, der schon früher ein paar Mal den Versuch gemacht hatte, die Oesterreicherin und ihre Kinder zu befreien, und den ich damals denuncirt habe. Ganz leise also schlich ich in die Kammerthür und schaute hinein. Da sah ich, obwohl es ganz dunkel war in dem Loch, da sah ich den kleinen Capet auf seiner Matratze schlafend am Boden liegen, die Hände über der Brust gefaltet, und mit einem Angesicht, so glücklich und so rosig, wie er es nimmer und nimmer im Wachen gehabt. Neben der Matratze aber kniete die weiße Gestalt, und es war, als ob von ihr die Helle ausströmte, welche die ganze Kammer erleuchtete. Ihr Gesicht war weiß und bleich, als wär's eine Lilie, und auch wie von Lilien duftete die Kammer. Die beiden Arme hatte die Gestalt emporgehoben, als wolle sie Segen sprechen über den schlafenden Knaben; um ihre halbgeöffneten Lippen schwebte ein seliges Lächeln, und ihre großen Augen, die wie Sterne anzuschauen waren, schauten zum Himmel auf. Aber seht, wie ich so dastand, und ganz verzückt die wunderbare Erscheinung anstarrte, da geschah auf einmal etwas Wunderbares, etwas Schreckliches. Die Gestalt erhob sich von ihren Knieen, ließ die Arme niedersinken, wandte sich um, und schritt gerade auf mich hin. Die Augen, die bisher so

fromm gen Himmel geschaut, die richteten sich jetzt auf mich, mit einem Blick, der wie ein Messerstich in meine Brust eindrang. Ich kannte diesen Blick, diesen schrecklichen, traurigen und vorwurfsvollen Blick. Es war derselbe Blick, mit welchem Marie Antoinette mich angeschaut, als sie auf dem Gerüste stand. Ich saß damals auf der Bank der Strickerinnen in der vordersten Reihe, und ich wollte eben in meinem Strumpf das Blutzeichen für die Oesterreicherin machen, da traf mich ihr Blick, da hefteten sich ihre großen, traurigen Augen auf mich, und ich fühlte, daß sie mich erkannt hatte, und ihre Augen bohrten sich tief in meine Brust, und schaueten immer noch auf mich, als sie den Kopf schon unter das Fallbeil gelegt. Die Augen sind aber nicht mit in den Korb gefallen und nicht mitbegraben, sie sind in meiner Brust sitzen geblieben, und haben da immer gewühlt und gebohrt, und wie glühende Kohlen gebrannt. Aber in jener Nacht sah ich sie doch in dem bleichen, durchsichtigen Angesicht lebendig wieder, diese schrecklichen Augen, und wie die Gestalt nun auf mich zuschritt, da hob sie die Hand empor und drohete mir, und ihre Augen sprachen zu mir, und es dröhnte wie ein Fluch Gottes durch mein Gehirn, denn diese Augen sagten zu mir: „Mörderin!“ sagten es so laut, so gräßlich, daß es war, als sollte mein Kopf davon zerspringen, und ich konnte nicht schreien, und konnte mich nicht bewegen, und mußte immer auf sie hinschauen, bis daß ich bewußtlos zusammensank.“

„Da sehen Sie's, Doctor,“ jammerte Simon, als seine Frau jetzt mit einem lauten Gekreisch in die Kissen zurücksank, und ihre Glieder zuckten und sich dehnten. „Jetzt wird sie wieder die Krämpfe bekommen, und dann nachher ist sie ein paar Tage wieder wie wirr und wahnsinnig, und phantasirt dann von der blassen Frau mit den fürchterlichen Augen, welche sie immerfort ansieht, und sie weiß dann so zu sprechen, daß mir selber ganz angst und bange wird und ich selber Furcht bekomme vor dem weißen Gespenst, welches, wie sie sagt, immer bei uns ist. Ach, Doctor, helfen Sie doch! Sehen Sie doch, wie das arme Wurm sich quält und windet!“

Der Doktor zog aus seiner Brusttasche ein Fläschchen hervor, aus welchem er einige Tropfen auf ihre Schläfe rieb.

„Das sind wohl die berühmten krampfstillenden Tropfen des Doctor Naudin?“ fragte Simon ganz verwundert, als er sah, wie seine Frau jetzt ganz ruhig ward, und nicht mehr zuckte und stöhnte.

„Ja, sie sind es,“ erwiederte der Doctor, „und der große Arzt schickt sie Eurer Frau durch mich zum Geschenk. Sie sind sehr kostbar und die reichen Leute müssen für jeden Tropfen einen Louisd'or bezahlen. Aber Euch giebt sie der Doctor Naudin umsonst, denn er will, daß Jeanne Marie noch lange leben und gesund bleiben soll. — Wie ist Euch jetzt, Bürgerin?“

„Mir ist ganz wohl, himmlisch wohl,“ sagte sie, als der Doktor jetzt zum zweiten Mal einige Tropfen auf ihre Schläfe rieb. „Ich fühle mich so leicht und frei, wie ich mich lange nicht gefühlt habe.“

„Gieb mir Deine Hand, Bürgerin,“ sagte der Doctor. „Erhebe Dich, denn Du bist gesund. Laß uns in die Kammer gehen zu dem unglücklichen Kinde, denn dort habe ich zu Euch zu sprechen.“

Er schritt mit Jeanne Marie an der Hand nach der Kammerthüre hin, und Simon folgte ihnen. Leise und schweigend traten sie jetzt ein in die düstere Kammer, gingen sie zu der Matratze hin, auf welcher das Kind lag.

Mit großen, weit geöffneten Augen starrte der Knabe auf sie hin, aber diese Augen waren ohne Glanz und ohne Leben, und nur der Athem, der langsam und schwer aus den halbgeöffneten Lippen hervorkeuchte, bewies, daß noch Leben in dieser armen, kleinen, zusammengefallenen Gestalt sei.

Der Doctor kniete nieder neben dem Lager, und sich tief herabbeugend, drückte er einen langen, innigen Kuß auf die schmale, fieberheiße Hand des Knaben. Aber Carl Ludwig blieb unbeweglich, nur senkte er langsam die Lider, und schloß die Augen.

„Sie sehen wohl, Doctor, er hört und sieht nicht,“ brummte Simon. „Er kümmert sich um nichts mehr, und weiß gar nicht, was um ihn her geschieht. Seit acht Tagen schon hat er kein Wort mehr gesprochen.“

„Seit jenem Tage nicht,“ murmelte Jeanne Marie, „seit jenem Tage nicht, als Du das Kind zwingen wolltest, mit Dir das lustige Spottlied auf seine Mutter zu singen.“

„Er hat es nicht gesungen?“ fragte der Doctor mit bewegter Stimme.

„Er ist eine eigensinnige, kleine Kröte,“ rief Simon heftig. „Ich hab' ihn anfangs gebeten, dann hab' ich ihm gedroht, und als Bitten und Drohen nicht helfen wollten, da habe ich ihn gezüchtigt, wie's dem unartigen Buben zukommt, wenn er nicht thun will, was sein Pflegevater von ihm fordert. Aber auch die Prügel sind vergeblich gewesen, und der eigensinnige Junge hat das lustige Lied nicht mit mir gesungen, und hat seitdem kein Sterbenswörtchen mehr gesprochen.* Es ist, als wäre er taub und stumm geworden zur Strafe dafür, daß er so ungehorsam gegen seinen guten Pflegevater gewesen ist.“

„Er ist aber weder taub noch stumm,“ sagte der Doktor feierlich. „Er ist nur ein guter Sohn, welcher das Lied nicht singen wollte, mit welchem man seine edle und unglückliche Mutter verspottete. Seht nur, ob ich Recht habe, seht diese Thränen, die aus seinen geschlossenen Augen niederrinnen. Er hat uns gehört, er hat uns verstanden, und er antwortet mir mit seinen

* Historisch. Siehe: Beauschêne, Histoire de Louis XVII. Vol. II.

Thränen! Oh, Sire," fuhr er leidenschaftlich fort, „bei dem geheiligten Andenken an Ihren Vater und Ihre Mutter, schwöre ich Ihnen Treue und Ergebenheit bis in den Tod, schwöre, daß ich gekommen bin, Sie zu befreien, für Sie zu sterben. Schauen Sie auf, mein König und mein Liebling. Ich vertraue Ihnen und diesen beiden Zeugen hier mein ganzes Geheimniß, ich lasse die Maske sinken, um mich Ihnen in meiner wahren Gestalt zu zeigen, damit Sie Vertrauen zu mir fassen, und es wissen sollen, daß der treueste Ihrer Diener vor Ihnen kniet, und Ihnen sein Blut und Leben weihen will. Oeffnen Sie die Augen, Ludwig von Frankreich, und sehen Sie, ob Sie mich erkennen!"

Er sprang auf, warf die große Allongenperrücke und den langen schwarzen Talar ab, und stand jetzt in der Uniform eines Municipalbeamten da.

„Ei, der Tausend," rief Simon mit einem lauten Lachen, „das ist ja —"

„Still," unterbrach ihn der Andere, „still. Er allein soll sagen, wer ich bin. Oh, sehen Sie mich an, mein König, überzeugen Sie diese Ungläubigen hier, daß Ihr Geist frei und stark ist, daß Sie sich alles dessen wohl bewußt sind, was um Sie her geschieht. Sehen Sie mich an, und wenn Sie mich erkennen, so nennen Sie meinen Namen!"

Und mit gefalteten Händen, in unaussprechlicher Bewegung neigte er sich über das Lager des Kindes, das immer noch mit geschlossenen Augen dalag.

„Ich wußt's ja, er hört nichts, und ist stumm," brummte Simon, während seine Frau ihre zitternden Hände faltete und mit thränenden Augen ein leises Gebet vor sich hinmurmelte.

Eine tiefe Stille trat ein, in angstvoller Erwartung schaute Jeder auf den Knaben hin. Jetzt öffnete er langsam die schweren, gerötheten Lider, und schauete mit einem scheuen, angstvollen Blick um sich. Aber dann haftete dieser Blick auf dem beredten, sprechenden Angesichte des Mannes, dessen Thränen wie warmer Himmelsthau auf sein blasses, eingefallenes Antlitz niedertropften.

Nun flog ein Zucken durch die Mienen des Knaben, ein Strahl der Freude blitzte in seinen Augen auf, und Etwas wie ein Lächeln umspielte seine zitternden Lippen.

„Kennen Sie mich? Wissen Sie meinen Namen?"

Das Kind hob seine Hand wie zum Gruß empor und sagte mit klarer, vernehmlicher Stimme: „Toulan! Fidèle!"

Toulan stürzte auf seine Knie nieder, und bedeckte die kleine, magere Hand des Knaben mit seinen Thränen und seinen Küssen.

„Ja, Fidèle," schluchzte er. „Das ist der Ehrentitel, welchen mir die königliche Märtyrerin gegeben, das ist der Name, welchen sie auf das Streifchen Papier geschrieben, mit welchem sie mir die goldene Dose zum Andenken gespendet. Diese goldene Dose, welche einst die Königin getragen, sie ist mein kostbarstes Besitzthum, und doch würde ich sie hingeben, um das Leben ihres Sohnes zu retten, glücklich, wenn ich nur das heilige Papier behalten könnte, auf welchem die Hand der edlen Königin für mich das Wort „Fidèle" geschrieben hat. Ja, Du armer, beklagenswerther Sohn der Könige, ich bin Fidèle, bin Toulan, über den Du oft so fröhlich gelacht hast, wenn er in Deinem Gefängniß mit Dir spielte."

Es flog wie ein Sonnenstrahl über das Angesicht des Kindes, und ein Lächeln verklärte seine Züge.

„Sie hat auch gelacht," flüsterte er, „sie auch, meine Mama Königin."

„Ja, sie hat auch gelächelt über unsere Scherze," sagte Toulan mit von Thränen erstickter Stimme, „und glaube mir, Sohn der Könige, sie schauet auch jetzt von dem Himmel zu uns hernieder, und sie lächelt ihren Segen auf uns herab, denn sie weiß, daß Toulan gekommen ist, ihren geliebten Sohn zu befreien, und ihn seinen Henkern zu entziehen. Saget mir nun, mein König und mein vielgeliebter Herr, wollt Ihr mir vertrauen, wollt Ihr Eurem gehorsamsten Diener und Unterthanen, wollt Ihr Toulan das Recht geben, Euch zu erlösen? Willigt Ihr ein, die Freiheit aus der Hand Eures Fidèle anzunehmen?"

Das Kind warf einen scheuen, ängstlichen Blick auf Simon und seine Gattin, und wandte dann erschauernd und erbebend das Haupt zur Seite.

„Sie antworten mir nicht, Sire," sagte Toulan mit flehender Stimme. „Oh, sprechen Sie, mein König, darf ich Sie befreien?"

Der Knabe antwortete einige Worte, aber so leise, daß Toulan sie nicht verstand. Er neigte sich näher zu ihm, und legte sein Ohr dicht an die Lippen des Kindes. Da tönte es leise, und nur ihm vernehmbar in sein Ohr: „Er wird Sie verrathen, nehmen Sie sich in Acht, Toulan. Aber sagen Sie nichts, sonst schlägt er mich todt!"

Toulan erwiderte nichts, er drückte nur einen langen, zärtlichen Kuß auf die zuckende Hand des Kindes.

„Hat er gesprochen?" fragte Simon. „Hast Du verstanden, Bürger, was er sagte?"

„Ja, ich habe es verstanden," erwiderte Toulan. „Er willigt ein, er erlaubt mir, Alles zu seiner Rettung zu versuchen, und er ist bereit, Alles zu thun, was wir deshalb von ihm fordern müssen. Und jetzt frage ich Euch, Bürger und Bürgerin, wollt Ihr mir helfen und beistehen, den Prinzen zu befreien?"

„Du weißt es ja, Toulan," sagte Simon rasch, „wir sind bereit zu Allem, vorausgesetzt, daß unsere Bedingungen erfüllt werden. Verschafft mir eine einträgliche Stelle außerhalb des Temple, gebt mir ein gutes Stück Geld, damit ich sorgenfrei leben, und wenn mir die neue Stelle nicht behagt, sie aufgeben und auf's Land ziehen kann, um auszuruhen von aller Arbeit, Gebt meiner Jeanne Marie ihre Gesundheit und Fröh-

lichkeit wieder, und ich will Euch behülflich sein, den kleinen Capet zu befreien."

„Ihr sollt durch mich und Doktor Naudin die einträgliche Stelle außerhalb des Temple haben," erwiderte Toulan lebhaft. „Außerdem sollt Ihr in dem Augenblick, wo Ihr mir außerhalb dieses Gefängnisses, draußen in der Freiheit, den Prinzen übergebt, von mir die baare Summe von zwanzigtausend Francs erhalten, und was Eure dritte Bedingung anbetrifft, daß ich der Bürgerin Jeanne Marie ihre Gesundheit und Fröhlichkeit wiedergeben soll, so bin ich gewiß, daß ich auch diese Bedingung erfüllen kann. Weißt Du es denn nicht, Bürger Simon, woran Dein Weib leidet? Weißt Du nicht, welches ihre Krankheit ist?"

„Nein, wahrhaftig nicht! Ich bin kein Doktor, wie sollte ich ihre Krankheit kennen?"

„So will ich sie Dir nennen, Bürger Simon. Dein Weib leidet an der schlimmsten aller Krankheiten, sie leidet an dem bösen Gewissen! Ja, das böse Gewissen ist es, welches Jeanne Marie den Schlaf und die Ruhe raubt, das böse Gewissen ist es, welches sie in der Nacht die weiße, bleiche Gestalt der erhabenen Märtyrerin sehen, und in ihren Augen das Wort „Mörderin" lesen läßt."

„Er hat Recht, oh, er hat Recht," wimmerte Jeanne Marie, indem sie auf ihre Knie niedersank. „Ich habe die Schuld an ihrem Tode, denn ich habe Toulan denuncirt, als er sie retten wollte. Ich habe sie gequält, oh, grausam gequält, und ich habe gelacht, als sie auf das Blutgerüst stieg, und ich lachte noch, als sie mich ansah mit jenem fürchterlichen Blick. Aber seitdem ist die Reue über mich gekommen und sie nagt an mir wie der Scorpion. Ich wollte sie anfangs von mir stoßen, und darum war ich schlecht und grausam gegen ihren Sohn, denn ich wollte die abscheuliche Reue in mir ersticken. Aber sie ward doch immer mächtiger in mir. Je mehr ich den Knaben schlug und peinigte, desto mehr rührten mich seine Thränen, und oft hätte ich vor Jammer sterben mögen, wenn ich ihn so wehklagen und flehen hörte. Ja, ja, es ist das böse Gewissen, welches mich krank und elend gemacht hat! Aber ich will wieder gut machen, ich bereue, oh, ich bereue! Hier lege ich meine Hand auf das Herz dieses Kindes und schwöre es seiner gemordeten Mutter: ich will wieder gut machen! Schwöre, daß ich ihren Sohn befreien will! Schwöre bei Allem, was mir heilig ist im Himmel und auf Erden, daß ich mir selber den Tod geben will, wenn es uns nicht gelingt, diesem Kinde die Freiheit wieder zu geben. Denn nur, wenn ich geholfen habe, ihn zu befreien, kann ich wieder gesund und glücklich werden. Das weiß ich, und darum schwöre ich Dir, Marie Antoinette, daß ich ihn befreien will. Aber wirst Du mir dann vergeben? Wirst Du dann Ruhe finden in Deinem armen Grabe, und nicht mehr zu mir kommen an mein Bett und mich nicht mehr verdammen und anklagen mit Deinen traurigen, fürchterlichen Augen?"

„Befreie und erlöse ihren Sohn, Jeanne Marie," sagte Toulan feierlich, „und seine Mutter wird Dir vergeben, und ihr geheiligter Schatten wird nicht mehr Deinen Schlaf beunruhigen, denn Du wirst ihr die Ruhe des Grabes wiedergegeben haben! Aber Du, Bürger Simon, willst Du nicht auch schwören, daß Du uns getreulich helfen willst, den königlichen Prinzen zu befreien? Weißt Du es denn nicht, daß auch in Deinem Herzen das Gewissen erwacht ist, und daß es das Gewissen ist, welches macht, daß Du Dich erbarmen und Mitleiden haben willst mit dem armen Knaben?"

„Ich weiß es, ja, ich weiß es," murmelte Simon verwirrt. „Seine sanften Augen und seine traurigen Mienen, die haben es mir angethan, und haben mich so weich und empfindsam gemacht, wie ein altes Weib. Es ist die höchste Zeit, daß ich den Jungen los werde, sonst geht's mir wie meinem Weibe, und ich kriege auch die Krämpfe und sehe auch Gespenster mit Dolchen in den Augen. Darum, damit ich ein fideler, starker Mann mit einem guten Gewissen und einem tapfern Herzen bleiben, muß ich von dem Knaben erlöst werden, und muß wissen, daß ich ihm was Gutes erzeigt habe, und sein Retter und Wohlthäter geworden bin. So schwöre ich denn bei der geheiligten Republik, und bei der geheiligten Freiheit, daß ich Euch helfen und Alles, was in meinen Kräften steht, thun will, um den kleinen Capet zu befreien und von hier fortzubringen. Ich hoffe, Du bist mit diesem Schwur zufrieden, Toulan, denn etwas anderes Heiliges als die Republik und die Freiheit giebt es für mich nicht."

„Ich bin zufrieden, Simon, und ich glaube Dir. Und nun laßt uns Alles besprechen, und überlegen, meine lieben Bundesgenossen. Der ganze Plan zur Flucht steht schon fertig in meinem Kopf verzeichnet, alle Vorbereitungen sind getroffen, und wenn Ihr genau und pünktlich Alles befolgen wollt, was ich Euch sage, so werdet Ihr in acht Tagen schon glückliche, freie Menschen sein."

„In acht Tagen schon," rief Simon freudig.

„Ja, in acht Tagen, denn es trifft sich glücklich, daß eben Einer von den Beamten der öffentlichen Wohlfahrt, der den Dienst an einem Thore hat, heftig erkrankt und nach dem Hôtel Dieu gebracht ist. Doktor Naudin giebt ihm noch höchstens drei Tage zu leben und dann ist diese Stelle also vacant. Man muß daher eifrig sein, und solche Vorkehrungen treffen, daß Du diese Stelle bekommst. Hört mich also an, Freunde, und merkt Euch Alles wohl."

Sie hatten neben dem Lager des Knaben eine lange Unterredung, und man sah wohl, daß der Prinz den ganzen Plan verstand, welchen Toulan mit beredten Worten auseinandersetzte, denn seine Mienen nahmen nach und nach einen immer bewegteren Ausdruck an. er hielt die Blicke unverwandt auf Toulan geheftet, und ein Lächeln umspielte seine Lippen.

Auch Simon und seine Frau waren ganz befriedigt von den Mittheilungen Toulan's, und betheuerten nochmals ihre Bereitwilligkeit, Alles zur Rettung des Prinzen zu thun, wenn sie dafür aus dem Temple erlöst würden.

„Ich will jetzt sogleich die nöthigen Schritte dazu thun, und an die Ausführung unseres Planes gehen," sagte Toulan, indem er sich mit einem freundlichen Kopfnicken verabschiedete, und dem Knaben ehrfurchtsvoll die Hand küßte.

„Fidèle," flüsterte Ludwig, „Fidèle, Sie glauben, daß ich gerettet werde?"

„Ich bin davon überzeugt, mein theuerer Prinz, Die Gnade Gottes und der Segen Ihrer erhabenen Eltern werden uns beistehen, das heilige Werk zu vollbringen. Leben Sie wohl, und bewahren Sie, so lange Sie hier sind, Ihr theilnahmloses, stumpfes Wesen. Ich werde nicht mehr hierher kommen, denn ich habe nun außerhalb des Gefängnisses für Sie zu thun. Aber Doktor Naudin wird alle Tage zu Ihnen kommen, und am Tage Ihrer Flucht werde ich an Ihrer Seite sein! Bis dahin segne Sie Gott, mein theurer Prinz!"

Toulan verließ das Gefängniß des kleinen Capet, und begab sich sofort in das Hôtel Dieu, wo er mit dem Doktor Naudin eine lange Besprechung hatte. Am Ende derselben bestieg der Direktor des Hospitals seinen Wagen, und fuhr in das Stadthaus, in dessen großem Saal ein Ausschuß der Beamten der öffentlichen Sicherheit seine permanente Sitzung hatte. Mit ernsten und eindringlichen Worten erstattete der ehrwürdige und allgemein geschätzte Arzt seinen Bericht über die Besuche, welche er seit einigen Tagen auf Befehl der Behörden im Temple gemacht und über die Zustände, welche er dort gefunden hatte. Pétion der Aeltere, welcher heute Vorsitzender des Ausschusses war, hörte dem Berichte des Hospital-Direktors mit ernster Ruhe zu, und die Schilderung von dem leidenden Zustande des „kleinen Capet" ließ ihn vollkommen gleichgültig, während er mit lebhafterer Theilnahme dem Bericht über das Simon'sche Ehepaar zuhörte.

„Der Bürger Simon hat sich um das Vaterland verdient gemacht, und er gehört zu den treuesten Anhängern der einigen und untheilbaren Republik," sagte Pétion, als Doktor Naudin seinen Bericht geendet hatte. „Die Republik muß als eine treue Mutter ihren treuen Söhnen dankbar sein, und ihnen ihre zärtliche Fürsorge bethätigen. Sage also, Bürger Naudin, was muß geschehen, um dem Bürger Simon und seiner Bürgerin die Gesundheit und das Wohlbehagen wieder zu geben."

„Sie sind Beide aus derselben Ursache krank geworden," erwiderte Naudin, „und sie werden auch Beide von demselben Remedium wieder gesund werden. Dieser Remedium ist: Luftveränderung und Wohnungswechsel! Man gebe dem würdigen Bürger Simon einen andern Posten, der ihm gestattet, sich frei umherzubewegen, und ihn nicht zwingt, immer nur die beengte Luft eines Gefängnisses einzuathmen; man nöthige seine Frau nicht, immer das Gewinsele und Gestöhne des kranken kleinen Capet anzuhören, und mit dem Gefangenen eine Gefangene zu sein, kurz und mit einem Worte, man gebe dem Bürger und der Bürgerin, welche die Freiheit lieben, und von ihrem Athem, als von ihrem Lebensbalsam zehren, man gebe ihnen die Freiheit wieder, und man wird ihnen damit, wenn es bald, ja unverzüglich geschieht, auch die Gesundheit wiedergeben."

„Es ist wahr," sagte Pétion, „die armen Leute führen da im Temple ein trauriges Dasein, und sind gezwungen, die Luft einzuathmen, welche die letzten Sprossen der Tyrannen mit ihrem Gifthauche verpestet haben. Man ist ihnen wohl schuldig, sie aus dieser schlechten Atmosphäre zu befreien, nachdem sie dort dem Vaterlande so treu und eifrig gedient haben. Der Bürger Simon ist stets bemüht gewesen, die vernachlässigte Erziehung des Sohnes der Wölfin zu verbessern, und aus dem unwürdigen Sohne Capets einen würdigen Sohn der Republik zu bilden."

„Er würde aber, selbst wenn Simon im Temple bliebe, nicht mehr lange Zeit mit der Bildung des kleinen Capet zu thun haben," sagte der Hospital-Direktor achselzuckend.

„Was meinst Du damit, Bürger Doktor?" fragte Pétion mit einem freudigen Aufblitzen seiner Augen.

„Ich meine damit, daß der Knabe nicht mehr lange zu leben hat, denn er leidet zugleich an der Auszehrung und an einer Gehirn-Erweichung, welche ihn bald zu einem Idioten machen wird, der gar keiner Bildung und Erziehung mehr fähig ist."

„Du bist überzeugt davon, daß der Sohn des Tyrannen nicht wieder gesund werden kann?" fragte Pétion mit einem gespannten Blick.

„Meine Wissenschaft lehrt mich, daß er nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben hat, und daß er den größten Theil dieser Zeit in blödsinnigem Zustande hinbringen wird. Man sollte deshalb schon den Bürger Simon aus dem Temple entlassen, damit seine Feinde und Gegner nicht von dem würdigen und eifrigen Sohne der Republik sagen und ausstreuen können, ertrage die Schuld an dem Tode des kleinen Capet, und an Simon's Erziehung sei er gestorben. Und außerdem, damit man der einigen und großen Republik nicht einen ähnlichen Vorwurf machen und sie der Grausamkeit gegen ein armes krankes Kind beschuldigen könnte, sollte man einige freundliche Fürsorge für den Zustand des Knaben haben."

Pétions Stirne bewölkte sich, und seine Augen hefteten sich mit einem düstern forschenden Blick auf den Arzt hin.

„Du bist sehr empfindsam, Doktor," sagte er spöttisch,

„und Du scheinst zu vergessen, daß der Knabe schon durch seine Geburt ein Verbrecher ist, mit welchem die Republik kein besonderes Mitgefühl haben kann."

„Für mich ist jeder Kranke, wenn ich an sein Lager trete, ein armer beklagenswerther Mensch," sagte Naudin einfach, „ich entsinne mich dann nicht, ob er ein Verbrecher ist, sondern gedenke nur seiner Leiden, und sinne auf Mittel, dieselben zu lindern. Die heilige und untheilbare Republik aber ist eine viel zu großmüthige und erhabene Mutter aller ihrer Kinder, als daß sie nicht auch Derer sich erbarmen sollte, welche verirrt und gefallen sind. Die Republik ist wie die Sonne, welche ihre Strahlen auch in den Kerker des Verbrechers hinein leuchten läßt, und scheint über die Gerechten und Ungerechten."

„Und was begehrst Du, daß die Republik für den Abkömmling der Tyrannen thun soll?" fragte Pétion verdrießlich.

„Ich begehre nicht viel," erwiderte Naudin lächelnd. „Man gestatte mir, das kranke Kind von Zeit zu Zeit zu besuchen, und in seinem unheilbaren Zustand ihm durch geeignete Arzneien wenigstens einige Linderung zu verschaffen, und man behandle den Knaben als das, was er ist, als ein Kind, dem man einige Zerstreuung und Unterhaltung gewähren muß. Wenn es nicht möglich und thunlich ist, ihn mit andern Kindern seines Alters verkehren zu lassen, so gebe man ihm wenigstens etwas Spielzeug zu seinem Zeitvertreib."

„Du verlangst im vollen Ernst, daß die Republik sich herbeilasse, Spielzeug für ihre gefangenen Verbrecher zu kaufen?" fragte Pétion mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ihr habt mir befohlen, zu dem kranken Knaben im Temple zu gehen, seinen Zustand zu untersuchen, und ihm die nöthigen Arzneien zu seiner Genesung zu verschreiben. Ich kann dem Unheilbaren keine Genesung bringen, aber ich kann ihm Arzneien zu Linderung seiner Leiden verschreiben. Die eine meiner Arzneien heißt: Spielzeug! Es steht bei Euch, zu entscheiden, ob die Republik meinem Kranken die Arznei verweigern will."

„Und Du sagst, der kleine Capet sei unheilbar krank?" fragte Pétion lebhaft.

„Unheilbar, Bürger Repräsentant."

„Nun," sagte Pétion mit einem grausamen Lächeln, „dann kann die Republik schon ein Uebriges thun, und dem letzten der Capets ein Spielzeug gewähren. Sie haben Jahrhunderte lang mit dem Glücke des Volkes ein freventliches Spielwerk getrieben, und das Letzte, was das Volk jetzt dem Letzten der Capets gewahrt, wird nur ein Spielwerk sein, mit dem er sich hinübergaukeln kann in die Ewigkeit. Bürger Doctor, Deine Anliegen sollen erfüllt werden. Die erste passende Stelle, welche vacant wird, soll dem Bürger Simon verliehen werden, damit er aus dem Gefängniß erlöst und der Freiheit wiedergegeben werde. Dem kleinen Capet wird man einiges Spielzeug geben, und Du wirst dafür sorgen, daß ihm außerdem kräftige und stärkende Mittel verabreicht werden. Dir bleibt die Pflicht, das kranke Kind bis zu seinem Tode zu beaufsichtigen."

27.

Das Wiegenpferd.

Dem Ausspruche Pétions gemäß wurde schon am nächsten Tage in die düstere Kammer des Prinzen einiges Spielzeug gebracht, und neben dem Lager des Kranken niedergesetzt. Aber Frau Simon bemühte sich vergeblich, diese Hampelmänner tanzen zu lassen, diese hölzernen Hähne und Hunde ihr heiseres Gekrächze und Gebell ertönen zu lassen, das kranke Kind achtete gar nicht darauf, es öffnete nicht einmal die Augen und hatte keinen Blick der Theilnahme für die bunten Sachen, welche die Municipalbeamten ihm gebracht hatten.

„Man wird es mit etwas Anderem versuchen müssen," sagte der mitleidige Beamte. „Weißt Du kein Spielzeug, was dem kleinen Capet vielleicht Vergnügen machen könnte?"

„Gebt ihm ein Reitpferd," rief Simon mit einem rauhen Lachen. „Ich bin überzeugt, wenn der eigensinnige Junge hörte, daß draußen ein Reitpferd steht, und er in Paris spazieren reiten dürfte, dann würde er auf der Stelle gesund sein, und aufstehen. Es ist pure Verstellung, daß er so blaß und theilnahmlos daliegt."

„Du bist sehr grausam, Bürger," murmelte der Beamte mit einem mitleidigen Blick auf das kranke Kind.

„Grausam, ja wohl, ich bin grausam," sagte Simon ingrimmig. „Aber die verfluchte Gefängnißluft ist es, die mich dazu gebracht hat. Wenn ich noch acht Tage hier bleiben muß, so stirbt mir Jeanne Marie, und ich werde verrückt. Der Hospital-Direktor hat uns das prophezeit, und Du weißt, Bürger, der ist der klügste Doktor in ganz Frankreich. Sei mal nicht grausam mit einem solchen Bewußtsein in Deinem kranken Kopf."

„Nun aber, Bürger, Du hast ja auch das Bewußtsein, daß es nicht mehr lange dauern wird," tröstete ihn der Beamte. „Die erste vacante Stelle soll ja Dir verliehen werden."

„Na, und möge das recht bald sein," seufzte Simon. „Ich will ein Gelübde thun, Bürger Municipalist. Wenn ich in acht Tagen von hier erlöst werde, und eine gute Stelle erhalte, so will ich dem kleinen Capet zum Andenken ein Pferd kaufen. Das heißt, nicht ein Pferd,

Marie Antoinette verläßt das Tribunal.

mit welchem er aus dem Gefängniß hinaus reiten kann, sondern bloß ein hölzernes, auf welchem er in dem Gefängniß reiten kann. Sag' einmal, kleiner Capet," schrie Simon, indem er sich über das Bett des Kindes neigte, „möchtest Du wohl ein recht hübsches hölzernes Pferd haben, um damit zu spielen?"

Ueber die blassen Lippen des Knaben flog der Schimmer eines Lächelns, und er schlug die Augen auf. „Ja," sagte er leise, „ja, ich möchte wohl ein hölzernes Pferd haben, und ich würde mich darüber freuen."

„Na, Bürger Municipalist," rief Simon feierlich, „ich nehme Dich zum Zeugen meines Gelübdes. Wenn ich eine andere Stelle bekomme, so schenke ich dem kleinen Capet ein Wiegenpferd. Du erlaubst es mir doch, Bürger Beamter?"

„Ich erlaube es Dir, Bürger Simon, und ich werde beim Wohlfahrts-Ausschuß schon jetzt davon Anzeige machen, damit es nachher Niemandem auffällt, und Niemand Dich an Deinem löblichen Vorhaben etwa gar verhindern will. Denn es ist sicherlich ein löbliches Vorhaben, einem kranken Kinde eine Freude bereiten zu wollen, und die große Republik, welche die gnadenvolle Mutter aller Franzosen ist, wird auch dieses ihres kranken Kindes sich erbarmen wollen. Ich wünsche Dir, Bürger, daß Deine Wünsche sich recht bald erfüllen, und Du recht bald von dem schweren Gefängnißdienst erlöst werdest."

Diese Erlösung ließ in der That, zum großen Entzücken Simon's, nicht lange auf sich warten. Nach wenigen Tagen schon traf die Wahrsagung des Doktors Naudin ein, und der Steuerbeamte, welchen man zu seiner Behandlung in das Hôtel Dieu gebracht hatte, starb. Der Direktor des Hospitals beeilte sich, der Behörde davon Anzeige zu machen, und noch an demselben Tage ward Simon zu dem Nachfolger des Verstorbenen ernannt.

Derselbe Municipalbeamte, welcher dem kranken Prinzen das Spielzeug gebracht hatte, kam jetzt auch, um Simon die Nachricht seiner Befreiung zu bringen, und er ergötzte sich an den stürmischen Ausbrüchen der Freude und des Entzückens, mit welchen das Simon'sche Ehepaar die Nachricht seiner Erlösung entgegennahm.

„Wir wollen fort, gleich auf der Stelle fort," jubelte Simon. „Unsere Sachen sind schon seit drei Tagen gepackt, und Alles ist schon bereit."

„Aber Ihr müßt Euch doch bis morgen gedulden, meine Freunde," sagte der Beamte lächelnd. „Dein Nachfolger, Bürger Simon, kann erst morgen Vormittag um zehn Uhr den Dienst hier im Temple antreten, und bis dahin mußt Du Dich also gedulden."

„Das ist sehr traurig," seufzte Simon. „Die Zeit bis morgen früh um zehn Uhr wird mir wie Blei auf den Schultern liegen. Ich versichere Dich, Bürger Beamter, der Temple könnte sich diese Nacht auch ohne mich behelfen. Die beiden Frauenzimmer Capet da oben sind eingeschlossen, und was den kleinen Capet hier unten anbetrifft, so hat man nicht einmal nöthig, ihn einzuschließen, denn er läuft doch nicht fort, sondern bleibt immer still und dumm auf seiner Matratze liegen."

„Das Kind ist also wohl sehr krank?" fragte der Beamte theilnehmend.

„Nicht eben sehr krank," erwiderte Simon gleichgültig, „aber der Doktor Naudin, der ihn alle Tage besucht, meinte heute, es möchte wohl dem Jungen im Kopf nicht recht klar sein, und er hat deshalb verordnet, daß ihm die langen dicken Haare abgeschnitten werden, damit es ihm am Kopfe etwas kühler werde. Die Jeanne Marie soll ihm also nachher die Haare abschneiden, und das wird wohl das letzte Geschäft sein, welches sie für ihn zu besorgen hat, denn Juchheisa, wir ziehen ab! Wir ziehen ab."

„Und hast Du wirklich für den kleinen Capet nichts weiter mehr zu besorgen, als bloß ihm die Haare abzuschneiden?" fragte der Beamte mit einem strengen, forschenden Blick.

„Nein," rief Simon lachend, „nichts weiter, denn — Alle Wetter, da fällt mir etwas ein. Ja, ich habe doch noch etwas Anderes für den kleinen Capet zu besorgen. Mein Gelübde! Ich hätte beinahe mein Gelübde vergessen! Ich habe ja geschworen, daß ich dem kleinen Capet, wenn ich von hier abgelöst würde, ein Wiegenpferd schenken wollte."

„Es freut mich, Bürger Simon, daß Du Dich Deines Gelübdes erinnerst," sagte der Beamte ernst. „Ich muß Dir sagen, daß der Wohlfahrts-Ausschuß, dem ich Dein Gelübde mitgetheilt hatte, sehr begierig war, zu wissen, ob der Bürger Simon desselben eingedenk bleiben würde. Gerade deshalb bin ich beauftragt worden, Dir die Nachricht Deiner Versetzung zu überbringen, und ich soll nachher dem Wohlfahrts-Ausschuß Bericht erstatten. Deine Vorgesetzten werden sich freuen zu erfahren, daß Du ein Ehrenmann bist, dem sein gegebenes Wort heilig ist, und der in guten Tagen nicht vergißt, was er in bösen Tagen gelobt hat. Gehe Du also nun hin, und kaufe dem kleinen Capet das versprochene Wiegenpferd. Ich werde gehen, und dem Wohlfahrts-Ausschuß melden, daß es meiner Mahnung nicht bedurfte, um Dich an Dein Gelübde zu erinnern, und daß Du nicht bloß ein guter Bürger, sondern auch ein guter Mensch bist. Geh', Simon, und kaufe das Wiegenpferd, und richte Dich so ein, daß Du morgen Vormittag um zehn Uhr den Temple verlassen, und Deine neue Stelle als Steuerbeamter an der Porte Macon antreten kannst."

„Die große Glocke von Notre-Dame soll die zehnte Stunde noch nicht ausgebrummt haben, wenn Jeanne Marie und ich schon mit all' unserm Hab und Gut von hier ausgewandert sind," lachte Simon. „Und jetzt will ich laufen und mein Gelübde erfüllen." Er warf

seine rothe spitze Flanell-Mütze auf sein schwarzes struppiges Haar, und verließ eiligen Schrittes den Temple. Als der Pförtner die Thür des letzten Hofes, welche auf die Straße hinausging, für den würdigen Bürger und Ehrenmann öffnete, blieb Simon einen Augenblick auf der Schwelle stehen, und fing mit dem Portier ein freundliches Gespräch an, und erzählte ihm lachend von seinem neuen Amt, und von dem Gelübde, welches er in Bezug auf dasselbe gethan.

„Wundere Dich also nicht, Bürger," fuhr er fort, „wenn Du mich nachher mit einem Pferd hier heran-traben siehst, nur daß es nicht das Pferd ist, welches mit mir trabt, sondern, daß ich es bin, welcher mit dem Pferde trabt. Ich bin aber einmal so närrisch gewesen, dem kleinen Capet ein Pferd zu versprechen, und ich muß nun schon Wort halten, zumal da der Sicherheits-Ausschuß es erlaubt hat."

„Na, wenn das ist, dann werde ich Dich passiren lassen, und wenn Du auch erst in der Nacht mit Deinem Pferd herangetrabt kommst," sagte der Portier gravitätisch. „Mit Erlaubniß des Sicherheits-Ausschusses Alles, ohne dieselbe nichts, denn ich möchte meinen Kopf noch ein bischen länger auf den Schultern behalten."

„Und ich verdenke Dir das nicht, Freund," sagte Simon mit einem vergnügten Grinsen. „Was man hier hat, weiß man zum Wenigsten, aber wohin Einen die liebe Maschine bringt, weiß man nicht. Uebrigens kannst Du den Municipalbeamten Roger fragen, ob ich Erlaubniß habe, mein hölzernes Pferd in den Temple zu bringen. Er ist noch drinnen, und wird auch wohl noch hier sein, wenn ich zurück komme."

Er nickte dem Portier freundlich zu, und trat hinaus auf die Straße. Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, blieb Simon einen Moment stehen, und schaute mit einem raschen Blick die Straße hinauf und hinab. Drüben an der Ecke der kleinen Querstraße stand in behaglicher Ruhe ein junger Commissionair in seiner Blouse, und schien in sorgloser Unbekümmertheit auf irgend eine Beschäftigung zu warten.

Simon schritt über die Straße hinüber und nach dem Commissionair hin.

„Nun?" fragte dieser laut. „Hast Du Arbeit für mich, Bürger?"

„Ja," sagte Simon leise und hastig. „Ja, Toulan, die Arbeit ist da. Morgen früh um zehn Uhr verlasse ich den Temple."

„Ich wußte es," flüsterte Toulan. „Aber sprich laut. Dort steht ein Mensch, der uns zu beobachten scheint."

„Komm," rief Simon laut, „komm, Bürger Commissionair, Du sollst mich zu einem Spielzeug-Magazin begleiten, und mir nachher das Gekaufte tragen helfen, denn es wird für mich allein zu groß und zu schwer sein."

Der Commissionair Toulan folgte ihm ohne Widerrede, und die Beiden gingen stumm und gleichgültig durch das geschäftige Gewühl der Menschen dahin. An der Ecke der Rue du Helder stieß der Commissionair unsanft gegen einen anderen Commissionair, der an dem Prellstein lehnte, und eben aufmerksam die Straße Helder hinabsah.

„Pardon, Bürger," sagte Toulan laut, und leise fügte er hinzu: morgen früh um zehn Uhr. Die Waschfrau wird die schmutzige Wäsche am Thor in Empfang nehmen. Punkt zehn Uhr müssen die Equipagen und die Knaben abfahren. Das Wiegenpferd soll gefüllt werden."

„Ja, es soll gefüllt werden," erwiderte der zweite Commissionair, und mit gleichgültigem Gesicht schritt er an den Beiden vorüber, und ging die Rue Helder hinab. Aber je weiter er kam, desto rascher ward sein Schritt, und als er jetzt in eine enge einsame Nebengasse einbog, wo er hoffen durfte, weniger beobachtet zu werden ward sein rascher Schritt zum eiligen Laufen, das er durch mehrere Gassen und Gäßchen fortsetzte, bis er in die Rue Vivienne kam. Nun mäßigte er wieder seinen Lauf, und trat ruhig und gelassen in einen Spielzeugladen ein, der mit geschmückten Fenstern und offener Thür an der Straße lag. Der Commis, der hinter dem Ladentische stand, fragte mit freundlicher Ruhe nach seinem Begehr.

„Zuerst erlaube mir, daß ich mich niedersetze, Bürger," sagte der Commissionair, indem er sich athemlos auf den Binsenstuhl niedergleiten ließ, der vor dem Ladentisch stand. „So, und wenn Du mir jetzt eine Wohlthat bereiten willst, so gieb mir ein Glas Wasser."

„He, Jean," rief der Commis dem Laufburschen zu, der im Hintergrunde des Ladens stand. „Hol' dem Bürger ein Glas Wasser vom nächsten Brunnen. Eile Dich."

Der Bursche nahm ein Glas und sprang aus dem Laden auf die Straße hinaus.

„In einer Viertel-Stunde werden sie hier sein, sagte der Commissionair rasch. „Benachrichtigen Sie gefälligst den Marquis."

„Den Tischler Lambert wollen Sie sagen," flüsterte der Commis. „Es ist nicht weit, wie Sie wissen, er wohnt uns schräg gegenüber, und er steht den ganzen Tag schon in der Hausthüre und wartet auf das Zeichen."

„So geben Sie es ihm, lieber Baron," sagte der Commissionair, und da eben der Bursche mit dem Glas Wasser herein kam, griff er eilig nach dem Glas, und that einen herzhaften Schluck, zur großen Befriedigung des Burschen, der ihm vergnügt zuschauete.

Der Commis war indessen in die Ladenthür getreten, und indem er hinüberschauete nach dem niedrigen Hause auf der entgegengesetzten Seite der Straße, zog er ein blaues rothgerändertes Taschentuch aus seiner Rocktasche, und führte es mit langsamer Gravität an seine Nase.

Der Mann mit der Blouse, welcher drüben in der Thüre des niedrigen Häuschens gestanden, nickte leicht mit dem Kopf, und trat in das Haus zurück.

„So," rief der Commissionair, „da ich jetzt wieder zu Athem gekommen und einen schönen Trunk bekommen habe, will ich Euch auch sagen, weshalb ich so gelaufen bin. Ich habe Euch einen Bürger hierher gewiesen, der Spielzeug kaufen will, und zwar etwas Prächtiges, wie ich glaube, denn er bringt gleich einen Commissionair mit, der die Sachen tragen soll. Nun will ich aber wissen, wie viel Procent Ihr mir von seinen Einkäufen gebt, denn Du kannst nicht verlangen, Bürger, daß ich meine Recommandation umsonst gebe."

„Ich bin nicht der Herr und der Ladenbesitzer," sagte der Commis achselzuckend. „Ich bin erst seit acht Tagen in das Geschäft eingetreten, und verwalte es, während der Besitzer eine nothwendige Reise auf ein paar Wochen macht. Ich kann also keine Belohnung geben. Frage den Burschen Jean, ob der Herr Duval in solchen Fällen Geld gegeben hat. Der Jean ist länger hier im Geschäft als ich."

„Herr Duval hat jedem Commissionair, welcher ihm einen Kunden zuführte, zwei Centimes vom Franc gegeben," sagte der Bursche mit wichtiger Miene.

„Nun, dann werde ich Dir also auch zwei Centimes vom Franc geben, vorausgesetzt, daß der Bürger für mehr als für einen Franc kauft."

„Aha, da kommt mein Bourgeois," rief der Commissionair, indem er auf Simon deutete, der eben mit Toulan in den Laden eintrat. „Nun Bürger, mach' nur recht schöne Einkäufe, denn je mehr Du kaufst, desto angenehmer ist es."

„Das glaube ich wohl," lachte Simon," das pflegt so zu sein in allen Kaufläden. Ich will auch etwas Prächtiges; ich will ein Wiegenpferd kaufen. Aber höre, Bürger, lasse mich gleich Deine besten und schönsten Pferde sehen, ein echtes Racepferd, denn ich sage Dir, der Bursche, der es reiten soll, ist auch von echter Race."

„Wir haben leider von dem Artikel nur wenig Vorrath," sagte der Commis achselzuckend. „Es ist nicht unsere eigentliche Branche. Aber weil in letzter Zeit öfter Nachfrage nach holzernen Pferden war, haben wir Bestellungen gemacht, und wenn Du ein paar Tage warten willst, Bürger —"

„Ein paar Tage," unterbrach ihn Simon heftig. „Nicht ein paar Stunden, nicht ein paar Minuten will ich warten. Wenn Du kein Wiegenpferd hast, so sag' es und ich gehe anderswo hin, meine Einkäufe zu machen."

Er wandte sich der Thüre zu, aber der Commis hielt ihn zurück. „Warte nur ein Minute," sagte er. „Ich möchte die Kundschaft nicht gern verlieren, und es ist möglich, daß ich Dir ein sehr schönes Pferd anschaffen kann. Der Tischler, der uns die Pferde macht, und sie ganz fertig aufgeputzt abliefert, wohnt uns gegenüber, und die Pferde sollten morgen fertig sein. Es kommt also auf eine Anfrage an, und der Bursche kann hinübergehen."

„Wir wollen lieber gleich mitgehen, Bürger," sagte Toulan. „Wenn wir finden, was Du brauchst, dann haben wir keine weiteren Umstände."

„Es ist wahr, es wird das Beste sein," rief Simon. „Komm, Bürger Commissionair."

„Ich gehe mit, um den Handel richtig zu machen," sagte der Commis. „He, Jean, nimm so lange meine Stelle hinter dem Ladentisch ein."

Simon war schon an der Seite Toulan's über die Straße gegangen. Der Commis folgte ihm mit dem zweiten Commissionair.

„Warum haben Sie den Burschen nicht entfernt, Herr Graf St. Prix?" fragte dieser.

„Es war unmöglich, Herr Graf Frotté," flüsterte dieser. „Duval ist ein sehr ängstlicher Mann, und er meinte, es würde Verdacht erregen, wenn zur selben Zeit, wo er verreiste, auch der Bursche, der in der Nachbarschaft sehr bekannt ist, aus seinem Laden verschwände. Er hat vielleicht Recht, und jedenfalls sieht die Sache sehr unverfänglich aus. Der schlaue Bursche selbst hat nichts gemerkt, hoffe ich, und wir werden ohne Hinderniß unser Ziel erreichen. Sie gehen morgen früh um zehn Uhr nach London ab?"

„Ja, so ist es, Herr Graf. Und Sie? Wohin geht Ihre Reise?"

„Nach Coblenz, zu den königlichen Prinzen," erwiderte der Graf St. Prix. „Nur vermuthe ich, daß wir Beide nicht das Ziel unserer Reise erreichen."

„Wenigstens nicht mit den Kindern, welche wir mit uns führen," murmelte der Andere, indem sie in das Haus des Tischlers eintraten.

Sie fanden Simon und Toulan in der großen Werkstatt in eifriger Unterhandlung mit dem Commis und dem Tischler, welche ihnen sechs ziemlich große Wiegenpferde, die in der Werkstatt aufgestellt waren, zeigten, und ihnen die Schönheiten derselben anpriesen.

„Mir scheint, sie sehen Alle eins wie das Andere aus," sagte Simon. „Sage Du einmal, Bürger-Commissionair, welches von diesen Racepferden gefällt Dir am besten?"

„Dieses hier mit den rothen Halftern," sagte Toulan, indem er seine Hand auf das größte der Pferde legte.

„Es ist ein verteufelt großes Thier," sagte Simon lachend. „Aber die rothen Halfter sind wirklich schön, und wenn wir Handels einig werden können, will ich das Pferd kaufen."

Sie wurden Handels einig, und nachdem Simon mit gravitätischer Miene die bedungenen zwanzig Francs gezahlt, hoben er und der Commissionair Toulan das Pferd auf ihre Schultern, und marschirten damit die Straße hinunter.

„Wissen alle diese Leute um das Geheimniß?" fragte Simon, während sie dahin schritten.

„Nein, Bürger, nur der Tischler weiß darum, und der verläßt schon morgen Paris und bringt den Prinzen in Sicherheit.“

„Um Gottes willen, sprich nicht so laut,“ murmelte Simon, einen angstvollen Blick umherwerfend. „Warum gehst Du aber selbst nicht mit dem Knaben fort und verläßt Paris, wo Du beständig in Gefahr bist?“

„Ich darf nicht,“ erwiderte Toulan feierlich.

„Du darfst nicht? Wer verbietet es Dir?“

„Das Gelübde, welches ich der Königin Marie Antoinette gethan, ihre Kinder aus dem Temple zu retten, oder zu sterben.“

„Nun, Du wirst ja hoffentlich morgen Dein Gelübde erfüllen, und also kannst Du fort.“

„Ich werde morgen die Hälfte meines Gelübdes erfüllen. Ich werde, wenn mein Plan gelingt, und Du mir hilfst, den Sohn der Königin erretten, aber die Tochter bleibt im Gefängniß zurück. Du siehst also, daß ich Paris nicht verlassen darf, denn die Tochter und die Schwägerin der Königin sind noch Gefangene, und ich muß sie befreien.“

„Es wäre mir lieber, wenn Du mit dem Knaben fortgingest, und niemals nach Paris zurückkehrtest,“ sagte Simon gedankenvoll.“

„Warum, Bürger? Traust Du mir nicht?“

„Ich traue Niemandem,“ sagte Simon düster. „Du könntest eines Tages, wenn es in Deinen Kram paßt, oder Du Dich dadurch retten könntest, mich verrathen, und beim Sicherheits-Ausschuß denunciren.“

„Und müßte ich nicht dasselbe fürchten, Simon? Könntest Du mich nicht auch verrathen?“

„Oh ich? Du weißt wohl, daß ich mich wohl hüten werde, nur ein Wort von dieser ganzen Geschichte zu verrathen, denn das hieße ja, mich selber verdächtigen. Aber still jetzt, still, da kommt schon der Temple heran, und mir scheint, die Mauern schielen mich so boshaft an, als wollten sie sagen: „da kommt ein Verräther her!“ Ach Toulan, es ist eine schlimme Sache um ein böses Gewissen.“

„Hilf mir getreulich, den Prinzen zu erretten, und Du wirst für Deine ganze übrige Lebenszeit ein gutes Gewissen haben, denn Du hast alsdann eine große und edle That vollbracht.“

„In Deinen Augen,“ murmelte Simon, „aber sicherlich nicht in den Augen des Convents, und wenn der davon erfährt, — na, da sind wir, und alles Reden und Ueberlegen ist jetzt zu spät!“

Er schlug drei Mal mit der Faust gegen die verschlossene Pforte des äußeren Hofes. Der Pförtner öffnete, und ließ die beiden Träger des Wiegenpferdes ungehindert passiren, indem er Simon meldete, daß der Municipalbeamte noch ganz besonders zu der Einbringung des Wiegenpferdes seine Erlaubniß gegeben.

„Aber von dem Commissionair, den Du da mitbringst,“ sagte der Pförtner gedankenvoll, von dem hat er freilich nichts gesagt, und ich kann nur erlauben, daß er Dir Dein Spielzeug bis in den zweiten Hof tragen hilft. Den Temple selbst darf er nicht betreten.“

„Es liegt mir auch gar nichts daran, in ein Gefängniß zu kommen,“ sagte der Commissionair sorglos. „In ein Gefängniß hineinkommen, ist leichter als wieder heraus. Nun frisch, Bürger Simon, vorwärts.“

Sie schritten weiter nach dem zweiten Hof hin. „Nun also,“ flüsterte Toulan, „nun Vorsicht und Besonnenheit. Morgen um zehn Uhr werde ich in meiner Verkleidung hier vor der Thüre stehen, und Du wirst mich dann herbeirufen, um Dir beim Ausziehen behülflich zu sein.“

„Ich wollte, es wäre erst vorbei,“ ächzte Simon. „Mir ist, als wackelte mein Kopf mir zwischen den Schultern und mein Herz klopft, als wäre ich ein junges Mädchen.“

„Muth, Simon, nur Muth. Bedenke, daß Du von morgen an ein freier und ein vermögender Mann sein wirst. Denn sobald Du der Wäscherin am Thore Macon Deinen Korb übergeben hast, werde ich Dir die ausbedungenen zwanzigtausend Francs einhändigen. Und —“

„Halt,“ rief die Schildwache an den Eingangspforten des Temple. „Es darf Niemand hier passiren ohne Erlaubnißschein.“

„Verlangst Du etwa, Bruder Bürger, daß mein Wiegenpferd einen Passirschein habe?“ fragte Simon lachend.

„Unsinn, ich spreche von dem Commissionair.“

„Der geht von selber, und mag gar nicht mit hinein. Aber sieh Dir sein Gesicht recht genau an, denn er kommt morgen wieder. Ich habe ihn mir herbestellt, damit er mir beim Ausziehen behülflich sei. Bringe auch einen Wagen mit, Bürger Commissionair, denn zum Tragen werden die Sachen zu schwer sein. Und jetzt hilf mir noch mein Pferd auf den Rücken laden. So! Auf morgen um zehn Uhr also, Bürger Commissionair.“

„Auf morgen um zehn Uhr,“ erwiderte Toulau, indem er Simon zunickte, und dann langsam über den Hof zurück schleuderte. Neben dem Pförtner an der Ausgangsthüre blieb er stehen, und unterhielt sich mit ihm, und erzählte ihm, daß er Simon morgen bei seinem Auszug aus dem Temple behülflich sein solle, und fragte gleichgültig, ob denn schon der Nachfolger Simon's als Gefangenwärter der Capets ernannt sei.

„Wolltest Du Dich etwa melden?“ fragte der Pförtner brummig.

„Ich? Bewahre, ich habe keine Lust zu solchem Dienst. Es muß eine abscheuliche Luft in dem Gefängniß sein.“

„Ist es auch, Bürger,“ bestätigte der Pförtner. „Und darum soll auch, wenn Simon morgen ausge-

gangen ist, ein bischen gereinigt und gelüftet werden, und darum wird der Nachfolger Simon's erst am Nachmittag einziehen."

„Na, ich beneide ihn nicht um den Einzug," lachte Toulan. „Lebe wohl, Bürger, morgen früh sehen wir uns wieder."

Er trat hinaus auf die Straße, und schlenderte ruhig dieselbe hinunter. Am Ende derselben blieb er stehen, und reichte dem Bettler, der dort, auf eine Krücke gestützt, an dem Hause lehnt, eine Gabe dar.

„Ist es vollbracht?" fragte der Bettler leise.

„Ja, Herr Marquis, Gott sei gelobt, es ist vollbracht, und bis hierher ist Alles gut gegangen. Das Pferd ist im Temple und nichts ist entdeckt.

„Nun möge die Gnade Gottes uns auch morgen noch beistehen," murmelte der Bettler. „Sie sind doch sicher, daß alle Anordnungen prompt erfüllt werden?"

„Ganz sicher, Herr von Jarjayes. Während Sie als Wäscherin mit dem Waschkorb Paris verlassen, werden unsere beiden Bundesgenossen in stattlichen Equipagen mit den Knaben aus zwei andern Thoren hinausfahren."

„Und Sie werden es sein, Toulan, welcher den König von Frankreich gerettet hat," flüsterte der Bettler. „Oh, seien Sie gewiß, daß ganz Frankreich es Ihnen einst danken wird, daß es Ihnen den Ehrentitel als Erretter des Vaterlandes geben wird."

„Herr Baron," sagte Toulan kopfschüttelnd, „für mich giebt es nur Einen Ehrentitel, und den hat mir die Königin von Frankreich gegeben. Ich heiße Fidèle, und ich begehre keinen andern Ehrentitel. Aber diesen Einen will ich mir bewahren, so lange ich lebe! Auf Wiedersehen morgen an der Porte Macon!" —

Der kleine Prinz Louis Charles hatte das Wiegenpferd, welches Simon mit lautem Zurufen ihm in die Kammer trug, mit ein wenig mehr Interesse aufgenommen, als das übrige Spielzeug. Er hatte sich sogar ein wenig von seiner Matratze aufgerichtet, und einen langen, prüfenden Blick auf das stattliche hölzerne Pferd gerichtet.

„Nun?" fragte der Municipalbeamte, welcher mit Simon in das Gefängniß eingetreten war, und die Einbringung des Spielzeugs überwacht hatte, „nun, wie gefällt Dir das Pferd, kleiner Capet?"

Der Knabe nickte langsam mit seinem schweren Kopf, aber er erwiederte nichts, nur streckte er seine abgemagerte, rechte Hand nach dem Pferd aus, und machte eine Bewegung, als wollte er aufstehen.

„Morgen, kleiner Capet," rief Jeanne Marie, ihn zurückhaltend. „Heute sollst Du Dich ganz ruhig verhalten, hat der Doktor gesagt, und ich will Dir auch jetzt gleich die Haare abschneiden, wie's der Doktor aufgetragen. Aber ich möchte, Bürger Municipaliste, daß Du dabei wärst, und die Operation überwachtest. Der Bursche wird sehr verändert aussehen, wenn man ihm die langen, gelben Haare abschneidet, und nachher könnte man denken —"

„Ja, wahrhaftig," unterbrach sie Simon lachend, „nachher könnte man denken, es wäre gar nicht der dumme Junge, der uns so lange gequält hat, und wir hätten ihn aus lauter Zärtlichkeit und Liebe mit uns genommen."

„Niemand wird den Republikaner Simon solchen Verrathes für fähig halten," betheuerte der Municipaliste, „und überdies wird ja der Knabe doch hier bleiben, und aus den Wolken kann ihm doch kein Stellvertreter fallen. Sei außer Sorgen, Simon, ich selbst werde morgen den Knaben recognosciren, und wenn er verändert aussieht, so werde ich ja wissen, wovon es ist."

„Ja, er wird wissen, wovon es ist," murmelte Simon, indem er mit einem grinsenden Lachen dem Municipalbeamten nachschauete, der jetzt das Gefängniß verließ.

„Schließe die Thüre, Simon," flüsterte Jeanne Marie. „Wir müssen wohl den Knaben befreien und herauslassen, wenn er nicht ersticken soll."

„Nein, nein," sagte Simon, seine Frau abwehrend, welche sich dem Wiegenpferd nähern wollte. „Er wird nicht ersticken, denn es sind unter dem Sattelzeug lauter Luftlöcher angebracht, und er kann's noch lange aushalten. Wir müssen vor allen Dingen vorsichtig, und auf Alles gefaßt sein. Es wäre eine schöne Geschichte, wenn die Beamten, welche den Wachtdienst im Temple haben, zufällig den Einfall hätten, noch einmal die Runde zu machen, und die Gefängnisse zu inspiciren. Ehe es nicht von Notre-Dame zehn Uhr geschlagen hat, wird er nicht herausgeholt. Nur etwas mehr Luft wollen wir ihm schaffen."

Er hob mit Behutsamkeit den Sattel ab, der mit einem tiefen Falz in den Rücken des hölzernen Pferdes eingelassen war, und horchte an der Oeffnung.

„Er athmet ganz ruhig und gleichmäßig," sagte er dann leise. „Er scheint zu schlafen. Jeanne Marie, behalte den Sattel in der Hand, und bei dem geringsten Geräusch fügst Du ihn wieder in die Oeffnung. Ich will nun beigehen, und unsere Sachen packen."

Als die Nacht gekommen war, als die letzte Ronde an den verschlossenen Thüren der Simon'schen Wohnung vorüber gegangen war, und die Beamten sich in den großen Saal, der ihnen zur Nachtwache diente, zurückgezogen hatten, begann in dem Innern der Simon'schen Wohnung eine eigenthümliche Bewegung.

Jeanne Marie, die sich angekleidet auf das Bett geworfen, schlüpfte unter der Decke hervor. Simon, der horchend neben der Thüre gestanden, trat jetzt zu dem kleinen Prinzen hin, und gebot ihm mit flüsternder Stimme, sogleich aufzustehen.

Das Kind, das jetzt aus seiner Gleichgültigkeit und Stumpfheit ganz erwacht schien, erhob sich sogleich, und

war auf Simons ferneren Befehl eifrig bemüht, sich seiner Kleider zu entledigen, und dafür die grobe Wollenjacke und die leinenen Beinkleider anzulegen, welche Simon aus seinem Bette hervorholte, und ihm darreichte.

Die Toilette war bald beendet und der kleine Prinz schauete mit einem schüchtern fragenden Blick zu Simon auf, der mit prüfendem Auge ihn betrachtete.

„Und die Strümpfe, Meister?" fragte er. „Bekomme ich keine Strümpfe?"

„Nein," brummte Simon rauh, „nein, der Sohn einer Wäscherin braucht keine Strümpfe. Da sind Holzschuhe, die wird man Dir in den Korb legen, und die kannst Du nachher anziehen, wenn wir glücklich heraus sind. Aber sieh den Bengel einmal an, Jeanne Marie. Mit den langen Haaren sieht er nicht wie ein Bube aus dem Volk aus. Du mußt ihm die Haare abschneiden."

Jeanne Marie schauderte. „Ich kann's nicht," murmelte sie, „es würd' mir sein, als wenn ich ihm den Kopf abschnitte, und die weiße Frau würde gewiß hinter mir stehen, und ihre großen Augen würden mich durchbohren."

„Na, na, schon wieder die dumme Geschichte," murrte Simon. „Gieb mir die Scheere her, Frau, ich werd's selbst besorgen, denn die Haare müssen bei dem Burschen herunter, ehe er in den Korb kommt. Na, na, fahre nur nicht so zusammen, Jeanne Marie, ich rede ja nicht von dem Guillotinenkorb, sondern nur von Deinem Waschkorb. Komm her, Capet, ich will Dir die Haare beschneiden."

Er nahm die große Scheere aus dem Werkzeugkorb, und ließ sich auf den Holzschemel nieder, der neben dem Tische stand, auf welchem ein düsteres Talglicht brannte und einen unsichern Schein durch das Gemach warf. „Komm her, Capet!"

Der Knabe schlich schwankend näher, und zuckte angstvoll zusammen, als Simon ihn packte, und ihn zu sich zwischen seine Knie zog.

„Thue ihm nichts zu leide, Simon, sei vorsichtig mit ihm," murmelte Jeanne Marie, indem sie auf ihre Knie niedersank, und ihre Hände faltete. „Bedenke, Mann, daß sie hier ist, und daß sie Dir zuschauet, und daß sie ihre Augen in meinen Kopf bohrt, wenn Du ihrem Kinde ein Leides zufügst."

Simon schauete mit einem scheuen und angstvollen Blick ringsum. „Es ist die höchste Zeit, daß wir hier fortkommen," brummte er. „Die höchste Zeit, wenn ich nicht auch noch verrückt werden soll. Jetzt halte Deinen Kopf herunter, Capet, damit ich Dir die Locken abschneide." Das Kind neigte sein Haupt, aber ein leises, mühsam unterdrücktes Schluchzen kam aus seiner Brust hervor, während die Scheere Simons knirschend durch seine Locken fuhr und sie von seinem Haupte abtrennte.

„Warum weinst Du, Capet?" fragte Simon, eifrig in seiner Beschäftigung fortfahrend.

„Es thut mir so leid, Meister, daß Du mir die Locken abschneidest."

„Du glaubst wohl, Du eitler Affe, daß Deine Locken etwas besonders Schönes sind?"

„Oh nein, Meister. Aber es ist nur," seufzte das Kind mit leisem Weinen, „es ist nur, daß ich meine Locken so lieb habe, weil sie ihre Hand darauf gelegt, und weil sie sie geküßt hat, als ich sie zum letzten Mal gesehen."

„Wer, sie?" fragte Simon rauh.

„Meine Mama Königin," sagte Ludwig mit einem so lauten, zärtlichen Ton, daß es Jeanne Marie Thränen in die Augen trieb, und daß selbst der Schuster sich davon bewegt fühlte.

„Still," sagte er leise. „Still, Du darfst Deine Mutter niemals so nennen. Du bist von morgen früh an der Sohn einer Wäscherin, merke Dir das, und sei jetzt still! So! Die Haare sind nun fertig; hebe die Locken vom Boden auf und lege sie da auf den Tisch, Jeanne Marie. Wir müssen sie hier lassen, damit der Municipalbeamte sie morgen findet, und sich nicht wundert, wenn er den Jungen nicht erkennt. Jetzt wollen wir den Waschkorb holen, und probiren, ob der Capet hineinpaßt."

Er holte aus der Kammer einen hohen, mit einem Deckel geschlossenen Korb hervor, packte den Knaben, hob ihn hinein, und befahl ihm, sich auf dem Boden des Korbes niederzulegen.

„Er paßt gerade hinein," sagte er dann zu seiner Frau. „Wir wollen jetzt etwas schmutzige Wäsche über ihn werfen und er kann die Nacht in dem Korbe bleiben. Man muß auf alle Fälle bedacht sein, denn es giebt so mißtrauische Beamten, und es wäre ja nicht das erste Mal, daß sie zur Nachtzeit hier Untersuchung hielten. Der kleine Capet muß in dem Korbe bleiben, und wir wollen jetzt seinen Nachfolger aus dem Pferde heraus holen."

Er ging jetzt zu dem Wiegenpferd hin, zog einige, in dem Riemenzeug und den Verzierungen angebrachte Schrauben heraus, und hob dann vorsichtig die obere Hälfte des Pferdes von dem Untergestell ab. In der innern, nun aufgedeckten Höhlung des Pferdes lag zusammengekauert und mit geschlossenen Augen ein blasser, kranker Knabe — der Neffe des Marquis von Jarjayes, der letzte Sprößling der Barone von Tardif, welcher jetzt thun sollte, wie es alle seine Ahnen gethan, welcher sein Leben hingeben sollte für seinen König und Herrn.

Jeanne Marie hatte sich von ihren Knieen erhoben, nahm das Licht von dem Tisch, und näherte sich damit dem Kinde, das in dem engen Raum wie in einer Bahre lag.

Der kleine Prinz hatte sich in dem Korb aufgerichtet, und über dem Rande desselben hob sich sein bleiches

Antlitz hervor mit den großen blauen Augen, die neugierig und staunend auf das kranke Kind gerichtet waren.

„Er sieht nicht aus wie der Sohn der Könige," murmelte Jeanne Marie mit einem langen, prüfenden Blick auf das bleiche, gedunsene Gesicht des Blödsinnigen.

„Wir wollen ihm nur rasch die Kleider anziehen," flüsterte Simon, „dann wird er schon so aussehen, denn Kleider machen Leute. Steh' auf, Kleiner, Du darfst jetzt Dich wieder aufrichten. Du sitzest nicht mehr in Deinem curiosen Gefängniß."

Er rüttelte und schüttelte den Knaben, der langsam und müde die Lider aufschlug und ihn mit seinen blöden, glanzlosen blauen Augen anstierte, ohne sich indessen zu bewegen.

„Er versteht Dich nicht," sagte Jeanne Marie. „Hast Du vergessen, daß Toulan sagte, der Knabe sei taubstumm?"

„Es ist wahr, ich habe es vergessen, und doch ist es ein Glück für uns. Denn ein Taubstummer kann unser gefährliches Geheimniß nicht verrathen. Komm, Jeanne Marie, gieb die Kleider her, wir wollen den Taubstummen jetzt zu einem Prinzen herausputzen."

Sie zogen ihm die Sammetjacke, die kurzen Beinkleider von schwarzem Tuch, die Strümpfe und Schuhe des Prinzen an, der immerfort aus dem Korbe hervorschauete, und mit unverwandten Blicken das blasse, leise wimmernde Kind betrachtete, welches jetzt von Simon und seiner Frau auf der Matratze des Prinzen gebettet ward.

„So," sagte Simon leise, indem er dem Taubstummen die Steppdecke überwarf, „so, jetzt ist der königliche Prinz fertig, und wir können jetzt sagen, wie sie es sonst in St. Denis sagten, wenn sie einen neuen Bewohner für die Königsgruft gebracht hatten: le roi est mort, vive le roi! Du, verhalte Dich ruhig in Deinem Korbe, Capet, denn Du siehst es ja, Du bist abgesetzt, und Dein Nachfolger hat Deinen Thron eingenommen."

„Meister," flüsterte Ludwig ängstlich und schüchtern, „Meister, ich bitte sehr, darf ich Dich etwas fragen?"

„Na, Du darfst, Du kleine, namenlose Kröte. Frage also."

„Meister, muß das kranke Kind sterben, wenn ich gerettet werde?"

„Wie meinst Du das, Junge. Was willst Du damit sagen?"

„Ich meine nur, Meister, ich will damit nur sagen, daß, wenn der arme Knabe darum sterben muß, weil er für mich gelten soll, daß ich dann lieber hier bleiben will. Denn —"

„Nun, sprich zu Ende, dummer Junge. Was meinst Du mit Deinem „Denn"? Du willst also lieber hier bleiben?"

„Ja, Meister, wenn ein Anderer für mich sterben und geschlagen und gequält werden soll, dann will ich lieber hier bleiben, denn Schläge thun gar zu weh, und ich möchte doch nicht, daß ein anderer armer Junge sie für mich bekäme. Das wäre schlecht von mir, und—"

„Und Du bist ein dummer Junge, der gar nicht weiß, was er spricht," sagte Simon, ihm mit der Faust drohend. „Unterstehe' Dich nur zu muckfen und noch ein solch dummes Wort zu sagen, und ich schlage Dich nicht blos todt, sondern ich schlage auch diesen elenden, jämmerlichen Jungen todt, und dann wirst Du sicherlich Schuld sein an seinem Tode. 'Runter mit Dir in den Korb, und wenn Du Dich noch ein einziges Mal unterstehst, in die Höh' zu kommen, oder wenn Du nicht morgen gehorsam Alles thust, was wir Dir sagen, so schlage ich nicht Dich todt, sondern dieses erbärmliche Geschöpf hier, damit ich's in den Waschkorb packen und von hier forttragen kann. 'Runter in den Korb!"

Der Knabe war schon in den Korb niedergekauert, und als Jeanne Marie nach einiger Zeit vorsichtig heranschlich, um zu sehen, ob er eingeschlafen wäre, sah sie, wie Louis Charles auf dem Grunde des tiefen Korbes kniete, und die gefalteten Hände zum Himmel erhoben hatte.

„Simon," flüsterte sie, „Simon, lache nicht über mich, und schilt mich nicht aus. Ihr sagt zwar, es giebt keinen Gott, und die Republik hat den lieben Gott und die Kirche und die Priester abgeschafft. Aber laß mich nur ein einziges Mal niederknieen und zu dem Gott beten, mit welchem eben der kleine Louis Charles spricht, und zu dem die Oesterreicherin noch auf dem Schaffot gesprochen hat."

Ohne Simons Antwort abzuwarten, sank Jeanne Marie auf ihre Knie nieder. Die Hände faltend, lehnte sie die Stirn an das Geflechte des Korbes, und flüsterte leise: „Louis Charles, hörst Du mich?"

„Ja," lispelte das Kind, „ich höre Dich, Bürgerin."

„Ich flehe zu Dir um Vergebung," flüsterte Jeanne Marie. „Ich habe mich schwer an Dir versündigt, aber die Reue hat mein Herz gepackt und zerfleischt es und läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Oh, vergieb mir, Sohn der Königin, und wenn Du betest, so bete zu Deiner Mutter, daß sie mir auch vergeben möge, was ich Böses an Dir gethan."

„Ich will zu meiner lieben Mama Königin für Dich beten, und ich weiß, sie wird Dir vergeben, denn sie war so sehr gut, und sie hat mir immer gesagt, man müsse allen seinen Feinden vergeben, und meinem lieben Papa habe ich schwören müssen, daß ich Alles vergeben und vergessen wollte, was die Menschen uns Böses gethan. Und darum vergebe ich Dir auch, Bürgerin, und darum will ich Alles vergessen, was mir Meister Simon Böses gethan hat, denn meine Mama und mein Papa haben gewollt, daß ich das thun sollte."

Jeanne Marie ließ ihr Haupt tiefer auf ihre Brust sinken, und preßte ihre beiden Fäuste gegen ihre Lippen,

um den Aufschrei ihrer Gewissensbisse und ihrer Reue zurückzudrängen.

Meister Simon schien von dem leisen Geflüster nichts verstanden zu haben, er war eifrig damit beschäftigt, seine Sachen zusammen zu packen, und Niemand sah, wie er hastig mit der Hand über seine Augen fuhr, als wolle er den Staub wegwischen, der ihn plötzlich am Sehen verhinderte.

Allmälig ward es still in dem düstern Raum. Das Geflüster in dem Korb war verstummt. Jeanne Marie hatte sich leise zu ihrem Lager begeben, und war in Thränen eingeschlafen, und auf der Matratze lag das kranke ächzende Kind, der Nachfolger des Königs Ludwigs des Siebenzehnten, der in dem Korbe schlief.

Nur Simon war noch wach, und es mußten düstere und grausame Gedanken sein, welche ihn beschäftigten. Da saß er auf dem Schemel neben dem niedergebrannten Licht, die Stirn in düstere Falten gelegt, die Lippen fest auf einander gepreßt, und mit den kleinen funkelnden Augen hineinstarrend in das Leere mit einem Blick voll Zorn und wilder Drohung.

„Es muß sein," murmelte er zuletzt, „ja es muß sein. Ich würde sonst keine Minute Ruhe haben, und immer das Messer an meinem Halse fühlen. Einer von uns Beiden muß fort, damit er den Andern nicht verräth. Ich will der Eine nicht sein, also muß es Toulan sein!"

Er stand auf, wie Jemand, der einen festen, unabänderlichen Entschluß gefaßt hat, und reckte sich und dehnte die knochigen, eckigen Glieder. Dann warf er noch einen letzten Blick auf das fremde Kind, das lallend und stöhnend auf der Matratze lag, ließ sich auf sein Bett niederfallen, und bald verkündeten seine langen mächtigen Athemzüge, daß Meister Simon eingeschlafen war.—

Am nächsten Morgen herrschte in den untern Räumen des Temple ein reges, geschäftiges Leben. Meister Simon bewerkstelligte seinen Auszug, und alle seine Habseligkeiten wurden hinausgeschafft auf den Hof, um von dort auf den Wagen gepackt zu werden, welchen der Commissionair Toulan heran gefahren hatte. Neben diesem Wagen stand einer von den Beamten des Salut publie, und beobachtete prüfend jedes Meuble, und jedes Stück, das auf den Wagen geladen ward, und ließ sich selbst die Schachteln und Kisten öffnen, um hinein zu schauen. Nicht, wie er sagte, weil der Wohlfahrts-Ausschuß an der Redlichkeit des treuen und eifrigen Dieners der Republik zweifelte, sondern nur um der Form zu genügen, und dem Gesetze zu gehorchen, welches beföhle, daß die Behörde ein wachsames Auge auf Alles zu richten habe, was jemals mit der Familie des Tyrannen in Zusammenhang gekommen.

„Und Du thust mir den größten Gefallen, Bürger Beamter, wenn Du Alles recht genau untersuchst," sagte Simon, ihm freundlich zunickend. „In der Republik sind wir alle gleich, und ich sehe nicht ein, warum mir nicht heute geschehen sollte, was ich morgen Andern thun werde. Du weißt ja, ich bin Steuerbeamter an der Porte Macon geworden, und ich werde von morgen an auch aller andern Leute Sachen durchstöbern. So ist es denn ganz recht, daß mir dasselbe heute passirt. Uebrigens wirst Du nicht mehr viel zu besichtigen haben, denn wir sind bald fertig mit dem Aufpacken, und ich denke, es wird nur noch der Korb mit den Kleidern und der Wäsche meiner Frau da sein. Das ist aber das Heiligthum meiner Frau, und den Korb wollte sie selbst mit dem Commissionair herausbringen. Richtig, da kommen sie schon."

Eben trat Jeanne Marie auf den Hof, gefolgt von dem Commissionair. Sie trugen Beide an Stricken, die gleich Handhaben an beiden Seiten angebracht waren, einen großen länglicht viereckigen Korb, dessen halb geöffneter Deckel allerlei Frauenkleider und Tücher sichtbar werden ließ.

„Platz da," rief Simon lachend, „Platz da für die Bürgerin Simon und ihre kostbare Aussteuer!"

„Du, spotte nicht, Simon," sagte seine Frau, ihm lachend mit der Faust drohend. „Wenn Dir meine Aussteuer nicht kostbar genug ist, so werde ich von Dir fordern, daß Du mir schönere Sachen anschaffst."

„Bürgerin, Deine Aussteuer ist prachtvoll," lachte Simon, „und nicht ein einziges Stück fehlt in Deiner Corbeille de Noce. Komm, ich will dem Commissionär helfen, den Korb auf den Wagen zu setzen, denn er ist für Dich zu schwer, holdeste Sylphide."

Er packte mit kräftigem Arm den Korb, und half dem Commissionär, ihn auf den Wagen zu schwingen.

„Aber laßt mich zuvor in den Korb schauen, wie es meine Pflicht ist," sagte der Beamte. „Ihr seid zu rasch gewesen! Du weißt ja, Bürger, daß ich alle Deine Sachen untersuchen muß. Das Gesetz will es so."

„So bitte ich Dich, Bürger Beamter, daß Du auf den Wagen steigst und den Korb öffnest," sagte Simon ruhig. „Du kannst nicht verlangen, daß wir das schwere Gestell noch einmal herunternehmen, damit Du es untersuchst."

„Ich verlange es auch nicht, Bürger, aber ich muß den Korb untersuchen."

Der Beamte sprang auf den Wagen, aber Jeanne Marie war ihm schon zuvorgekommen, und stand schon droben neben dem Korbe, dessen Deckel sie geöffnet hatte.

„Schaue hinein, Bürger Beamter," sagte sie würdevoll. „Ueberzeuge Dich, daß nur die Toilettengegenstände und die Garderobe einer Frau in diesem Korb enthalten sind, und dann melde der Republik, daß Du es für nöthig befunden, den Korb der bekannten Strickerin der Guillotine zu untersuchen, als wäre die Jeanne Marie eine verkleidete Herzogin, welche sich dem Arm der Gerechtigkeit entziehen will."

„Ich bitte um Vergebung, Bürgerin," sagte der Beamte, „Jedermann kennt und verehrt die Strickerin der Guillotine, aber —"

„Aber, Du bist neugierig, und Du möchtest ein paar von meinen Kleidern sehen. Nun sieh also!"

Sie hob die Kleider empor, welche zu oberst auf dem Korbe lagen, und hielt sie lächelnd dem Beamten entgegen.

„Und da unten?" fragte dieser. „Was liegt weiter unten in dem Korbe?"

„Weiter unten," erwiderte Jeanne Marie mit dem Ausdruck tiefster Indignation und zürnender Verschämtheit, „weiter unten liegt meine schmutzige Wäsche, und ich hoffe nicht, daß die Republik es für nöthig hält, auch diese zu untersuchen. Ich würde mich wenigstens dagegen opponiren, und alle meine Freundinnen zu Hülfe rufen." *

„Oh, Du wirst das nicht nöthig haben, Bürgerin," sagte der Beamte, sich freundlich verneigend. „Es wäre indiscret, die Untersuchung Deiner Sachen noch weiter fortzusetzen, und die Republik hat Respekt vor den Geheimnissen einer ehrbaren Frau."

Er sprang von dem Wagen nieder, während Jeanne Marie mit grollender Miene ihre Kleider wieder in den Korb legte, und den Deckel niederzog.

„Können wir jetzt abfahren?" fragte sie, sich neben dem großen Korb auf dem Holzschemel niederkauernd, der dort hingestellt war.

„Ja, wenn der Bürger Beamte nichts dagegen hat, können wir abfahren," erwiderte Simon. „Unsere Sachen sind alle aufgeladen."

„So fahret fort, ich habe nichts dagegen, und ich wünsche Dir und Deiner Bürgerin viel Glück und Freude auf Deiner neuen Carrière."

Der Beamte winkte einen letzten gnädigen Gruß mit der Hand, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Neben dem großen, hartmäuligen und langhaarigen Pferde, das den Wagen zog, ging der Commissionair, um zuweilen, wenn man um eine Ecke biegen mußte, dem Pferde in den Zügel zu fassen, und es mit kräftigem Rucke zu lenken. Zur Seite des Wagens schritt Simon einher, mit aufmerksamem Auge sein Eigenthum überwachend, und sorgsam jedes Stück wieder zurecht rückend, das vielleicht von dem Rütteln auf dem Steinpflaster sich verschoben hatte. Oben aber auf dem Wagen neben dem großen Korbe thronte Jeanne Marie, die einstige Strickerin der Guillotine, und ihr nackter brauner Arm ruhte auf dem Korbe, auf dessen Boden, von der schmutzigen Wäsche und den Kleidern der Bürgerin Simon bedeckt, der Sohn Marie Antoinettens, der König Ludwig der Siebenzehnte, das finstere Gefängniß des Temple verließ, und seinen Auszug hielt in die Welt, welche für ihn nur Leiden und Enttäuschungen, nur zerschmetterte Hoffnungen und vernichtete Ideale haben sollte.

Das geschah am neunzehnten Januar 1794, und an eben diesem Tage, an welchem der junge unglückliche König Ludwig der Siebenzehnte den Temple verließ, schrieb seine Schwester Therese, welche mit ihrer Tante Elisabeth noch in den obern Räumen des Temple wohnte, in ihr Tagebuch (das in späterer Zeit unter dem Titel: "Récit des évènements arrivés au Temple, par Madame Royale" erschienen ist) folgende Worte: „Am 19. Januar hörten meine Tante und ich unter uns in dem Zimmer meines Bruders ein großes Geräusch, welches uns auf die Vermuthung brachte, daß mein Bruder den Temple verließe, und wir wurden davon überzeugt, als wir durch das Schlüsselloch unserer Gefängnißthüre blickend, Packete wegtragen sahen. An dem folgenden Tage hörten wir die Thüre des Zimmers, worin mein Bruder sich befunden hatte, öffnen und vernahmen die Schritte von Menschen, welche darin umhergingen, was uns in dem Glauben bestärkte, daß er weggebracht worden."

Das armselige Fuhrwerk, welches neben der Strickerin der Revolution einen König beherbergte, fuhr indessen langsam und vorsichtig durch die Straßen hin, unbeachtet von den Leuten, die im geschäftigen Schritt an ihm vorüber kamen. Nur zuweilen begegnete man einem Commissionair, der freundlich zu dem Commissionair Toulan herantrat, ihn als einen Bekannten begrüßte, und nach seinem Wohlergehen fragte. Toulan nickte ihnen dann vertraulich zu, und antwortete laut und harmlos, daß es ihm sehr wohl ergehe, und daß er dem Bürger Simon, welcher glücklich den Temple verlassen, bei seinem Umzug behülflich sei, und mit ihm nach der Porte Macon fahre.

Die Commissionaire wünschten ihm dann lachend eine glückliche Reise und gingen weiter ihres Weges, aber je ferner sie dann dem Wagen waren, desto mehr verdoppelten sie ihre Schritte, und hier und dort begegneten sie andern Commissionairen, denen sie die Worte Toulans wiederholten, und welche dann auch von dannen gingen, und sie weiter trugen zu den Freunden auf den Straßen, zu den Freunden in stillen verborgenen Kammern, in glänzenden Palästen. Und in einem solchen Palaste brachte die Botschaft eine seltsame Bewegung hervor. Der Graf von Frotté, welcher in diesem Palaste wohnte, und dem die Republik den Aufenthalt in Paris erlaubt hatte, vielleicht um den reichen Legitimisten desto besser überwachen zu kön-

* Die eigenen Worte der Frau Simon, nach ihrer eigenen Erzählung wiedergegeben, wie sie dieselbe im Jahre 1819 den frommen Schwestern, welche sie in ihrer Todeskrankheit pflegten, mitgetheilt hat. Die frommen Schwestern des Frauenhospitals in der Rue Sèvres in Paries haben diese Aussage der Jeanne Marie Simon, welche in dem Frauenhospital 1819 gestorben, noch im Jahre 1851 öffentlich vor Gericht wiederholt und beeidigt, und zwar in den Proceßverhandlungen wider den Herzog der Normandie, der angeklagt war, sich fälschlich für den König Ludwig XVII. auszugeben, und dem das Gericht nicht beweisen konnte, daß er es nicht sei.

nen, der Graf von Frotté befahl, seine Reise-Equipage sogleich vorfahren zu lassen. Drunten im Hofe hatte schon seit einer halben Stunde der Postillion mit vier tüchtigen Pferden bereit gestanden und des Befehles geharrt. Jetzt wurden die Pferde rasch an die mit Koffern bepackte Equipage angespannt, und sie war kaum vor dem großen Portal vorgefahren, als auch schon der Graf die große Doppeltreppe hinabschritt, dicht eingehüllt in den großen Reisepelz. Ihm zur Rechten schritt ein kleiner Knabe von kaum zehn Jahren dahin, auf dem kurzgeschnittenen blonden Haar ein pelzverbrämtes Sammetbarett, die schlanke zierliche Gestalt umhüllt von einem langen Sammetmantel, der herniederfiel bis auf die Schuhe mit den goldenen, von Brillanten funkelnden Schnallen.

Der Graf von Frotté schien für den Knaben ganz besondere Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit zu hegen, denn er ließ ihn nicht allein zu seiner Rechten gehen, sondern blieb auch neben dem Portal stehen, damit der Knabe den Vortritt habe, und dann beeilte er sich, ihm zu folgen, drängte den Bedienten zurück, welcher neben dem offenen Schlag der Equipage stand, neigte sich ehrfurchtsvoll und bot dem Knaben die Hand, um ihm beim Einsteigen behülflich zu sein. Der schöne elegante Knabe nahm diese Ehrfurchtsbezeugungen ruhig hin, und schien es ganz natürlich zu finden, daß der Graf von Frotté mit eifriger Beflissenheit alle Decken und Pelze um die Füße und die Gestalt des Knaben schob, um ihn vor jedem Luftzug zu bewahren. Erst als dies geschehen, bestieg auch der Graf den Wagen und nahm dort seinen Platz zur Linken des Knaben ein. Der Diener schloß mit lautem Geräusch die Wagenthüre, und der Haushofmeister trat mit ehrerbietiger Miene näher und fragte: „Wohin befehlen der Herr Graf?"

„Den Weg nach Puy," sagte der Graf von Frotté mit lauter Stimme, und der Haushofmeister rief es mit eben so lauter und deutlicher Stimme dem Postillion zu: „Den Weg nach Puy!"

Der Wagen fuhr mit lautem Donnern aus dem Hofthor hinaus, und der Diener blickte ihm nach, bis er verschwunden war, dann folgte er dem Haushofmeister, der ihn mit einem Wink bedeutete, mit ihm in sein Kabinet einzutreten.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, Bürger," sagte der Haushofmeister mit wichtiger Miene. „Zuerst aber muß ich Sie bitten, mir das feierliche Versprechen zu geben, daß Sie ein treuer und gehorsamer Diener des Herrn Grafen sein und bleiben wollen, und daß nichts Sie von Ihrem Eid und Ihrer Pflicht abwendig machen kann."

Der Bediente betheuerte es feierlich, und der Haushofmeister fuhr fort: „Der Herr Graf hat eine Reise angetreten, von der nicht gesprochen werden und die wo möglich ein Geheimniß bleiben soll. Ich fordere daher von Ihnen, daß, wenn Jemand Sie fragt, wohin der Graf gereist sei, Sie erwidern, Sie wüßten es nicht. Außerdem aber, und vor allen Dingen werden Sie nicht davon sprechen, daß der Graf nicht allein gereist ist, sondern in Gesellschaft des jungen — Herrn, dessen Namen und Stand ich übrigens ebenso wenig weiß, als wie Sie. Wollen Sie mir versprechen, meine Worte getreulich zu befolgen?"

Der Bediente betheuerte es mit feierlichen Schwüren und höchst ehrbarem Gesicht. Der Haushofmeister winkte ihm zu, sich zu entfernen, und blickte ihm dann lange und mit einem seltsamen Ausdruck nach.

„Er ist ein Spion des Sicherheitsausschusses," murmelte er vor sich hin. „Ich bin überzeugt, daß er es ist, und er wird sicherlich gleich heute hingehen und seinen Bericht bei der Behörde machen, und sie werden sich den Kopf zerbrechen, was der Herr Graf in Puy zu thun hat, und wer der Knabe ist, welcher meinen kinderlosen Herrn begleitet. Nun, das ist es ja eben, was wir wollen: Die verdammten Spürhunde und Mörder auf eine falsche Fährte zu bringen! Das ist ja eben des Herrn Grafen Zweck und Absicht, und dazu hat ihm ja der Herr Morin de Guerivière seinen einzigen lieben Sohn geliehen! Denn Alles, was wir haben und sind, unser Blut und Leben, unsere Kinder selbst, Alles gehört unserm König und Herrn! Hoffen wir also, daß der Plan des Herrn Grafen gelingt, und daß der Sicherheits-Ausschuß auf eine falsche Fährte gebracht werde."

Inzwischen hatte das elende Fuhrwerk mit den Habseligkeiten Simon's den langen Weg durch die Straßen langsam zurückgelegt und hielt jetzt an seinem Ziel, dem Mauthgebäude neben der Pforte Macon an. Vor diesem Gebäude stand eine Frau in der schmucken und sauberen Tracht der Wäscherinnen aus dem Dorfe Vannes, welches damals schon wie heute der Wohnort der Wäscherinnen von Paris war.

„He," rief die Wäscherin mit lautem Lachen, indem sie der Frau Simon half, von dem Wagen hernieder zu steigen, „he, kommst Du endlich, Bürgerin? Seit zwei Stunden warte ich auf Dich, denn Du hast mich um elf Uhr hierher bestellt, und jetzt ist es ein Uhr. Was wird nun mein Mann und mein kleiner Bube sagen, daß ich heute so spät heimkomme?"

„Ich bitte Dich um Verzeihung, Bürgerin," bat Jeanne Marie freundlich. „Unsere Fahrt hierher ist langsamer gegangen, als ich dachte, denn die Sachen waren nur lose gepackt, und wenn wir rascher gefahren wären, hätten sie leicht beschädigt werden können. Aber nun will ich Dich nicht länger aufhalten, Bürgerin Marion, und Du sollst sogleich meine Wäsche haben. Es ist dies Mal sehr viel Wäsche, und ich habe Dir daher Alles gleich in den Korb zusammengepackt. Du kannst den Korb so auf Deinen Wagen stellen, und mir die Sachen darin zurückbringen. He, Simon, und Du, Bürger Commissionair, nehmt doch zuerst den Korb herunter, und tragt ihn hinaus auf den Wagen der

Wäscherin Marion, welche draußen neben der Barrière steht.

Die beiden Männer legten sofort Hand an, hoben den großen Korb herunter und trugen ihn hinaus zu dem offenen Gefährte, das dort stand, und auf welchem in regelrechter Ordnung große Bündel schmutziger Wäsche lagen. Neben der Barrière stand der Unterbeamte, dessen Vorgesetzter Simon jetzt ward, und es fiel ihm daher nicht ein, den Korb untersuchen zu wollen, den sein neuer Chef mit dem Commissionair auf den Wagen der Wäscherin setzte. Einige Neugierige, welche umher standen, hatten ihre ganze Aufmerksamkeit dem Wagen zugewandt, welcher die Habseligkeiten und das Ameublement des neuen Steuerbeamten enthielt, der natürlich in diesem abgelegenen Quartier eine sehr wichtige Person war, und Jeanne Marie bemühte sich überdies durch lautes Sprechen und heftige Gesticulationen die Aufmerksamkeit der müßigen Gaffer an sich zu fesseln.

Niemand achtete daher auf die beiden Männer, welche eben den Korb auf den Wagen geschoben hatten, und Niemand hörte die Worte, welche sie leise sprachen.

Die Wäscherin hatte den Korbdeckel aufgehoben und wühlte in den Kleidern und Wäschestücken, als wolle sie den Inhalt des Korbes untersuchen.

„Sire," flüsterte sie dabei leise, „Sire, hören Sie mich?"

Eine schwache dumpfe Stimme antwortete: „Ich höre Sie."

„Und werden Sie es ertragen, noch eine kurze Zeit in Ihrem Versteck zu bleiben?"

„O ja, ich werde es ertragen. Aber ich ängstige mich und ich möchte gerne von hier fortkommen!"

Die Wäscherin schlug den Deckel des Korbes zu und sprang von dem Wagen hernieder. „Es ist alles in Ordnung und es ist die höchste Zeit, daß ich abfahre," sagte sie. „Ich habe noch einen weiten Weg und mein Mann und mein Kind erwarten mich."

„So gehe mit Gott," sagte der Commissionair, indem er der Wäscherin, als wäre sie eine alte Bekannte von ihm, die Hand darreichte. „Gehe mit Gott, und möge er Dich behüten vor allem Ungemach, und Dich segnen mit Glück und Freude!"

Er hatte es ganz laut gesagt, als sollte es noch ein Anderer hören außer der Wäscherin, welche eben die Zügel ergriff. Es hatte auch ein Anderer die Worte Toulans gehört, und eine sanfte und zitternde Stimme rief: „Lebewohl, Fidèle! Ich danke Dir, lieber Toulan!"

Der Wagen setzte sich in Bewegung und fuhr in raschem Trabe die Straße hinab durch die Reihe der kleinen Häuser der Vorstadt dahin. Die beiden Männer standen und schaueten ihm nach, bis der Wagen der Wäscherin in einer Wolke von Staub ihren Blicken entschwunden war.

Dann hob Toulan seine Augen langsam zum Himmel empor, und ein frommer andächtiger Ausdruck durchleuchtete sein gutes, energisches Angesicht.

„Du schauest zu mir hernieder, meine Königin und Herrin," sagte er leise und unhörbar, „ich fühle den Blick Deiner himmlischen Augen, und er legt sich wie ein heiliger Segen auf mein dankerfülltes Herz. „Ich weiß, meine Königin, Du bist in dieser Stunde mit mir zufrieden, und es ist mir, als flüsterte Deine geliebte Stimme über mir in der Luft das Wort: „Fidèle." Gieb mir nun auch Deinen Segen, daß ich mein Werk vollende, daß es mir gelingt, Dir die Tochter und die Schwester zu retten, wie ich Dir den Sohn errettet habe. Mein Leben ist Deinem Dienste geweiht, und ich werde alle Deine Lieben erretten oder sterben."

„Nun, Toulan," sagte Simon leise, „ich habe endlich mein Wort gehalten, und der kleine Capet ist gerettet. Wirst Du nun auch Dein Wort halten?"

„Sicher werde ich das," sagte Toulan, dessen Blick langsam sich vom Himmel niedersenkte, und dessen Angesicht noch glühte wie in einer seligen Verzückung. „Ja, Simon, ich werde Dir mein Wort halten, wie Du es mir gethan hast. Komm in Dein Haus, damit ich Dir Deine Belohnung auszahle."

Er schritt hastig durch die Barrière zurück in die Stadt, und trat gefolgt von Simon in das Haus ein, welches von nun an die Wohnung des Steuerbeamten Simon sein sollte.

Drinnen ging es geschäftig her, denn Jeanne Marie hatte außer dem Unterbeamten auch einige von den neugierigen Zuschauern zu ihrer Hülfe requirirt, und sie schalt ihren Mann, der eben mit Toulan in die Stube trat, daß er sich so lange mit der schmucken Wäscherin unterhalten habe, statt ihr zu helfen.

„Nehmt Ihr Beide nur jetzt die schweren Matratzen," befahl sie, „und tragt sie da nebenan in die Kammer."

Die beiden Männer gehorchten rasch, und trugen die Matratzen in die Kammer. Aber dann schlossen sie hinter sich die Thüre ab.

Toulan nahm aus der großen langschößigen Weste, die er unter seiner blauen Blouse trug, mehrere Rollen hervor, brach sie auseinander, und ließ die Goldstücke auf die Matratze niederrollen.

„Zähle, Simon," sagte er, „es sind richtige zweihundert und funfzig doppelte Goldstücke, alle mit den erhabenen Symbolen der großen einigen und untheilbaren Republik. Mögen sie Dir Glück und Freude bringen, und Dir ein Lohn sein für das große Glück, zu welchem Du mir und allen Denen, welche den König und sein Haus lieben, heute verholfen hast."

„Aber es wird mich doch Niemand verrathen?" fragte Simon ängstlich, während er eifrig damit beschäftigt war, die Goldstücke zusammen zu raffen, und zwischen den beiden Matratzen zu verstecken. „Sage, Toulan, es wird mich doch Niemand verrathen, und und mich bei der Sicherheits-Behörde anklagen?"

„Sei ruhig, Simon, und fürchte nichts! Dich verrathen hieße ja zugleich die große Sache verrathen, der wir dienen, und den jungen König der Verfolgung seiner Feinde überliefern. Aber es weiß ja auch Niemand außer mir, daß Du aus freiem Willen und mit Bewußtsein uns geholfen hast, den König zu erretten. Ich habe absichtlich zu Deiner Sicherheit alle die andern Verbündeten glauben gemacht, daß ich Dich selber getäuscht habe, und daß Du nichts von der Unterschlagung des Kindes weißt. Sei also nur ganz ruhig! Nur Toulan kennt Dein Geheimniß, und Toulan ist verschwiegen wie das Grab. Aber laß uns jetzt hinaus gehen, und Deiner Bürgerin helfen, die Sachen in's Haus bringen, und nachher gestattest Du mir wohl, daß ich ganz still und ohne weiteres Abschiednehmen von dannen mache. Lebewohl, Bürger, möge es Dir recht gut gehen in Deinem neuen Wirkungskreise!"

Er nickte Simon freundlich zu, und da Jeanne Marie eben mit lauter Stimme nach dem Commissionair rief, öffnete Toulan hastig die Thür und eilte geschäftig zu ihr hin.

Simon schaute ihm nach mit einem langen finstern Blick. Dann schüttelte er langsam sein Haupt und es flammte wie ein Blitz in seinen Augen auf.

„Es muß sein," sagte er leise vor sich hin. „Ich würde sonst Tag und Nacht keine Ruhe haben, und es wäre noch schlimmer als im Temple. Er hat es ja selbst gesagt: nur Toulan kennt mein Geheimniß. Wenn Toulan also stirbt, wird mein Geheimniß mit Toulan begraben, und ich kann dann mein Leben genießen, und brauche nicht ewig in Angst zu leben, daß ich verrathen werde. Aber," fuhr er nach kurzem Sinnen entschlossen fort, „aber was geschehen soll, das muß bald geschehen, denn sonst kann ich mit hineinfallen in die Grube, die ich für Toulan's Leiche graben will! Wenn der kleine Capet erst in Sicherheit gebracht und der Republik entgangen ist, dann könnte Toulan am Ende aus Rache die ganze Geschichte bekennen und mich mit in's Unglück bringen. Ich muß also den Kerl unschädlich machen, so lange ich sicher bin, daß er mich nicht verräth! Ja, ja, so soll es sein, Toulan muß sterben, damit Simon leben kann. Ein jeder ist sich selbst der Nächste."

Mit entschlossenem Schritt verließ Simon die Kammer, und trat in die Stube, in welcher der Commissionair Toulan eben mit Jeanne Marie beschäftigt war, die Meubles zu ordnen.

„Es ist gut, daß ich Dich noch treffe," sagte Simon, ihm zunickend. „Denn ich hatte ganz vergessen, Dir zu sagen, daß ich noch ein Geschenk für Dich habe, welches Dir gewiß Freude machen wird, und das ich recht expreß für Dich aufgehoben und versteckt habe."

„Was ist es, Simon? Was für ein Geschenk hast Du für mich?"

„Ein sehr kostbares, wenigstens wirst Du und Deines Gleichen es dafür halten, glaube ich. Ich habe die langen gelben Locken, welche die Jeanne Marie gestern dem kleinen Capet abgeschnitten hat."

„Und die willst Du mir geben, Simon?" fragte Toulan freudig. „Dieses heilige Andenken willst Du mir schenken?"

„Ja, das will ich," lachte Simon, „und expreß darum habe ich sie mitgenommen. Sie liegen unter allerlei Kram und Geschirr in meinem Arbeitskasten versteckt. Aber ich kann sie Dir heute in dem Wirrwarr nicht heraussuchen, denn sie liegen ganz auf dem Boden des Kastens. Komm also morgen früh, und Du sollst Deinen kostbaren Schatz in Empfang nehmen. Wenn Du willst, kannst Du um neun Uhr Vormittags schon kommen, und wenn ich selber vielleicht zu thun habe, und nicht hier sein kann, so werde ich der Jeanne Marie die Haare geben, und sie wird sie Dir einhändigen."

„Sei gewiß, daß ich kommen werde," sagte Toulan eifrig. „Gieb mir Deine Hand und laß Dir danken für Deine zartsinnige Freundlichkeit. Wahrlich, ich habe Dir Unrecht gethan, denn ich hielt Dich dessen nicht für fähig. Ich danke Dir, Simon, oh, ich danke Dir herzlich, und morgen früh um neun Uhr ganz pünktlich werde ich hier sein, um meinen kostbaren Schatz in Empfang zu nehmen. Lebewohl bis dahin, Simon. Ich habe keine Ruhe und keine Rast mehr, sondern muß umher horchen und lauschen, ob noch Alles ruhig im Temple und ob unser Geheimniß nicht entdeckt ist."

Er eilte von dannen, und bald war seine schlanke, kräftige Gestalt an der Ecke der Straße verschwunden.

Den ganzen Tag über war Simon gedankenvoll und schweigsam, und unverdrossen war er seinem Weibe bei dem Ordnen des Hausgeräthes behülflich. Am Nachmittag aber erklärte er, daß er noch einmal nach dem Temple gehen müsse, weil er dort auf dem oberen Corridor noch eine Kiste mit Geräthschaften, die sein Eigenthum seien, zurückgelassen habe.

„Es scheint mir, Mann, Du hast Heimweh nach dem Temple," sagte Jeanne Marie scherzend, „und Du bist traurig, weil Du nicht mehr in den alten, schwarzen Mauern lebst."

„Ja wohl, ich habe Heimweh nach dem Temple," rief Simon, „und darum gehe ich hin."

Aber er schlug nicht den Weg nach dem Temple ein, sondern begab sich nach dem Stadthause, und schellte so heftig an der Klingel der Eingangsthüre, daß der Portier ganz entsetzt herbeistürzte, um zu öffnen.

„Du bist es, Bürger," sagte er dann erstaunt. „Ich glaubte, es sei ein Unglück passirt."

„Es ist auch ein Unglück passirt, und ich komme, um den Sicherheits-Ausschuß zu benachrichtigen," erwiderte Simon eifrig. „Der Ausschuß ist doch noch beisammen?"

„Ja wohl, er ist drinnen im kleinen Rathssaal. Du wirst den Huissier an der Thüre finden, und Dich von ihm anmelden lassen."

Der Dauphin und der Schuster Simon.

Simon schritt vorwärts und fand vor dem Rathssaale den Huissier, der ihn nach seinem Begehr fragte.

„Geh' hinein, Bürger, und melde, daß Simon hier ist und eine wichtige, staatsgefährliche Nachricht bringt."

Eine Minute später ward Simon in den Saal gerufen, in welchem der Sicherheits-Ausschuß versammelt war. Alle diese gestrengen Herren der Republik kannten Simon als einen treuen und eifrigen Republikaner, auf dessen Ergebenheit man zählen konnte und dessen Gesinnung unzweifelhaft war.

„Ich komme," sagte Simon feierlich, „ich komme, Jemand als Verschwörer gegen die Republik, und als Hochverräther gegen unsere Freiheit anzuklagen."

„Wer ist es, und was hat er gethan?" fragte der Vorsitzende mit einem grausamen Lächeln.

„Was er gethan hat? Er will erst Etwas thun, und ich will es eben just verhindern! Er will die Brut der Wölfin aus dem Temple befreien. Wer weiß, vielleicht hat er es schon gethan, denn als ich heute Morgen den Temple verließ, war der neuerwählte Gefangenwärter noch nicht da, und der kleine Capet war allein. Wer es ist, der im Stande wäre, den kleinen Capet und die Frauenzimmer zu befreien? Es ist Toulan, der Vaterlandsverräther, der Royalist Toulan!"

„Toulan," wiederholte Pétion achselzuckend. „Wir wissen sehr wohl, daß Toulan ein Verräther ist, und daß die Republik sich zu ihm der schlimmsten Dinge gewärtigen kann. Er ist daher schon einmal angeklagt, aber er hat sich der gerechten Strafe durch die Flucht entzogen, und ist wahrscheinlich nach Coblenz zu den Brüdern des Tyrannen gegangen. Unsere Polizei ist wachsam und hat doch keine Spur von ihm entdeckt."

„So erlaubt mir, Bürger Repräsentant, daß ich der Polizei auf die Spur helfe," sagte Simon lächelnd. „Seid so gut, und schickt morgen ein paar Beamte von der Sicherheits-Behörde zu mir, und ich werde Euch Toulan, den Hochverräther, den Royalisten, überliefern."

28.

Toulan's Tod.

Am andern Morgen mit dem Glockenschlag Neun trat Toulan, als Commissionär verkleidet, in das Haus des neuen Steuerbeamten an der Porte Macon ein. Simon empfing ihn schon auf dem Hausflur, und führte ihn lächelnd in sein Wohnzimmer.

„Du siehst," sagte Toulan, „ich bin pünktlich, und ich muß Dir sagen, daß ich vor Ungeduld und Verlangen kaum die Zeit habe erwarten können. Ich hoffe, Dein Versprechen ist Dir nicht leid geworden, und Du willst mir jetzt das herrliche Andenken, welches Du mir verheißen hast, übergeben?"

„Ich kann's leider nicht," erwiderte Simon achselzuckend. „Meine Frau hat die Haare, welche sie dem kleinen Capet abgeschnitten, Dir durchaus selber übergeben wollen, und sie ist eben ausgegangen. Du mußt sie erwarten, wenn Dir wirklich daran liegt, die Haare des kleinen Capet zu haben."

„Ja, es liegt mir sehr viel daran," betheuerte Toulan. „Diese Haare meines geliebten jungen Königs werden mein heiligstes Besitzthum sein, und—"

„Nun, nun," unterbrach ihn Simon, „jetzt übertreibst Du, Bürger. Die goldene Dose, welche Dir die Oesterreicherin gegeben, ist Dir doch wohl noch lieber? Du hast sie doch noch in Deinem Besitz?"

„Ob ich sie habe?" rief Toulan. „Ich würde eher mein Leben lassen, als dies Andenken an Marie Antoinette."

„Na, dann versuche einmal, was Du am längsten behalten wirst, das Leben oder die Dose der Oesterreicherin," lachte Simon, indem er nach der Kammerthüre hinsprang und sie aufriß. Zwei Beamte des Sicherheits-Ausschusses, gefolgt von Bewaffneten, traten ein.

„Ihr habt Alles gehört?" fragte Simon triumphirend.

„Ja, mir haben Alles gehört, und wir verhaften Dich, Toulan, als einen überführten Verräther. Führt ihn in die Conciergerie. Die Behörden werden entscheiden, was weiter mit ihm geschehen soll!"

„Nun," sagte Toulan ruhig, „die Behörden werden mir wohl die Ehre erzeigen, mich den Weg wandeln zu lassen, den mein König und meine Königin gewandelt sind, und ich werde dem Beispiel der edlen Dulder folgen, und sterben für die heilige Sache des Königthums. Laßt uns gehen, damit ich nicht länger die Luft einathmen muß, welche der Gottesleugner und Verräther Simon verpestet hat! Wehe über Dich, Simon! In Deiner Sterbestunde mögest Du meiner gedenken, und dessen, was ich Dir jetzt sagen will: „Du schickst mich in den Tod, damit Du ruhig leben kannst. Aber Du wirst auf Erden keine Ruhe finden, und wenn Niemand Dich anklagt, so wird Dein Gewissen Dich anklagen. Auf Deinem Todtenbette wirst Du mein Angesicht vor Dir sehen, und am Tage des Gerichts wirst Du meine Stimme hören, welche vor dem Throne Gottes Dich anklagt als einen heimtückischen Verräther und Mörder! Mein Blut komme über Dich, Simon!" *

* Simon genoß seiner Freiheit und seines Blutgeldes nur kurze Zeit. Er verfiel schon nach einem Jahre dem Wahnsinn, der bald in Tobsucht ausartete, und starb im Irrenhause Bicêtre. Seine Frau dagegen lebte noch bis zum Jahre 1821, starb im Hospital zu Paris, und betheuerte noch in ihrer Todesstunde, daß der „kleine Capet" auf die oben angegebene Weise von ihr und ihrem Manne aus dem Temple befreit sei.

Am andern Tage herrschte große Aufregung im Temple, und der Sicherheits-Ausschuß begab sich in corpore dahin. Der Lampenanzünder, welcher am Abend dieses Tages, an welchem Simon den Temple verlassen hatte, wie immer mit seinen beiden Kindern gekommen war, die Lampen anzuzünden, der Lampenanzünder hatte behauptet, das Kind, welches da auf der Matratze liege, sei nicht der kleine Capet. Er müsse das wissen, denn er kenne ihn ganz genau, er habe ihn ja täglich gesehen, wenn er in der Kammer die Lampe angezündet habe, welche die Commune dem kleinen Capet bewilligt hatte.

Der neue Gefangenwärter, August Lasne, war sehr entsetzt über diese Behauptung des Laternenanzünders, und begab sich in der Frühe des nächsten Morgens in das Stadthaus, um sofort seine Anzeige zu machen.

Der Sicherheits-Ausschuß verfügte sich also zur eigenen Untersuchung in den Temple, nachdem man sich gegenseitig das Wort gegeben, über das wichtige Ereigniß das tiefste Geheimniß walten zu lassen, und auch den Beamten des Temple strenges Schweigen zur Pflicht gemacht hatte.

Die Beamten fanden auf der Matratze einen ächzenden, fieberheißen Knaben in den Kleidern des Dauphin. Diese erkannten sie als diejenigen, welche die Republik vor einem Monat erst für den kleinen Capet hatte anfertigen lassen, aber Niemand von Denen selbst, welche die Tageswache im Temple gehabt, und daher den kleinen Capet oft auf der Plattform des Temple mit dem Schuster Simon gesehen, Niemand konnte sagen, ob dies Kind mit dem von Geschwüren überdeckten Körper, dem verschwollenen, gedunsenen Gesichte, den blut unterlaufenen, blöden Augen, ob das wirklich der kleine Capet sei, und ob die Krankheit ihn so entstellt haben könnte, daß man in diesem blödsinnigen Kind den Knaben nicht wieder zu erkennen vermöchte, den man in seinen Erholungsstunden so leicht und graciös hatte sich umher bewegen gesehen.

Die Beamten ließen vor allen Dingen den Direktor des Hôtel Dieu, den Doktor Naudin berufen, damit er das Kind inspicire.

Der Doktor erschien sogleich, und erklärte feierlich und bestimmt, dies sei derselbe Knabe, den er vor einigen Tagen, als er die kranke Frau Simon besucht habe, dort gesehen, nur habe die englische Krankheit, welche des Knaben Glieder verrenke, ihn noch etwas mehr entstellt, und das Haar, welches man auf seinen Rath dem Knaben wegen der Geschwüre auf der Kopfhaut abgeschnitten habe, gäbe ihm allerdings ein sehr verändertes Aussehen, und möge wohl die Schuld daran tragen, daß der Laternenanzünder ihn nicht wieder erkannt habe.

Dieselbe Aussage machte Simon, den man gleichfalls herbeirief, um den kleinen Capet zu recognosciren. Er erkannte in dem kranken Knaben ganz unbedingt den kleinen Capet, den er ja noch gestern gesehen, und dem seine Frau erst gestern die Haare abgeschnitten. Er brachte diese abgeschnittenen Haare als vollgültigs Zeugniß mit, und es fand sich, daß sie in der Farbe mit denen des kranken Kindes genau übereinstimmten.

Dennoch hegten einige von den Beamten Zweifel, und diese Zweifel erhöheten sich noch, als am selben Tage noch der Bediente des Grafen von Frotté dem Sicherheits-Ausschuß die Anzeige machte von der plötzlichen geheimnißvollen Abreise des Grafen, und von dem Knaben, welcher ihn begleitet, und den der Graf mit so großer Ehrfurcht behandelt hatte.

Dieser Knabe konnte der Dauphin sein, welchen der Graf von Frotté in Gemeinschaft mit Toulan auf irgend eine räthselhafte Weise aus dem Temple entführt haben mochte, und dem man daher auf jeden Fall nachspüren mußte. Zur selben Zeit ward der Regierung die Anzeige gemacht, daß auch der Graf von St. Prix Paris verlassen habe, und zwar auch in Begleitung eines Knaben, mit dem er den Weg nach Deutschland eingeschlagen habe. Die Staatsregierung sandte deshalb unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Abgeordneten Chazel nach Puy, um dort den Grafen von Frotté mit dem Knaben zu verhaften, und den Abgeordneten Chauvaine auf die Straße nach Deutschland, um wo möglich den Grafen St. Prix noch einzuholen.

Allein beide Abgeordnete kamen nach einiger Zeit unverrichteter Sache nach Paris zurück. Chazel hatte in Puy allerdings den Grafen Frotté nebst dem Knaben verhaftet. Allein der Graf hatte so unleugbare Beweise gegeben, daß der Knabe nicht der Dauphin sei, er hatte so viel unverdächtige Zeugen aus Paris herbeicitirt, welche den Knaben als den Sohn des Herrn von Guerivière, der sich in Coblenz bei den Prinzen befand, recognoscirten, daß nichts weiter übrig blieb, als den Grafen und seinen Schützling wieder frei zu geben.

Der Abgeordnete Chauvaine aber hatte nicht einmal den Grafen von St. Prix mehr einholen können, und hatte nur erfahren, daß derselbe in Begleitung eines Knaben glücklich die Rheingrenze nach Deutschland hin überschritten habe.

Es war also vergeblich, weitere Nachforschungen anzustellen, und man mußte daran festhalten, daß der im Temple befindliche Knabe, dessen Siechthum sich mit jedem Tage mehr steigerte, wirklich der kleine Capet, der Sohn des Königs Ludwigs des Sechszehnten sei. Den Verdacht, welchen man dagegen hegte, mußte man als ein tiefes Geheimniß behandeln, damit die Royalisten nicht neuen Muth schöpften aus der Möglichkeit, daß der König von Frankreich gerettet sei. *

* Bei späteren Nachforschungen in den Archiven von Paris hat man unter andern wichtigen Papieren, welche sich auf die Flucht des Prinzen beziehen, auch ein Decret des National-Convents, datirt vom 26. Prairial (14. Juni) 1794, gefunden, welches allen Behörden

Aber die geheimen Untersuchungen und Nachspürungen, und die Verhöre, welche man in dieser Sache mit Toulan anstellte, um vielleicht von ihm noch irgend ein Geständniß, eine Enthüllung zu erlangen, dieses Alles verzögerte die Entscheidung über Toulan's Schicksal von Woche zu Woche, von Monat zu Monat.

Am zwanzigsten Januar 1794 war er verhaftet und in die Conciergerie gebracht, und erst am neunten Mai verurtheilte ihn der Convent zum Tode, als überführt: von der Frau Capet Geschenke, namentlich die goldene Dose angenommen, und mehrmals Pläne gemacht zu haben, um die Familie Capet aus dem Gefängniß zu befreien.

An demselben Tage ward auch Madame Elisabeth, die Schwester Ludwigs des Sechszehnten, zum Tode verurtheilt, angeklagt, mit ihren im Ausland befindlichen Brüdern durch Vermittelung Toulan's eine geheime Correspondenz geführt zu haben, deren Zweck die Befreiung der königlichen Familie aus dem Temple gewesen sei.

Als man Madame Elisabeth den Urtheilsspruch verkündete, lächelte sie. „Ich danke meinen Richtern," sagte sie, „daß sie mir erlauben, zu Denen zu gehen, welche ich liebe, und welche ich nun Alle bei Gott wiederfinden werde."

Toulan empfing den Urtheilsspruch mit vollkommener Ruhe. „Nicht wahr," sagte er, „die einige, untheilbare und erhabene Republik ist eben so großmüthig, wie es ehedem die Monarchie war, und sie bewilligt dem zum Tode Verurtheilten eine letzte Gnade, und gewährt ihm eine letzte Bitte?"

„Ja, sie thut das, vorausgesetzt, daß er nicht etwas Unmögliches bittet. Sie wird auch Dir gern eine letzte Bitte gewähren."

„Nun," sagte Toulan, „so bitte ich, daß ich an demselben Tage und zu derselben Stunde hingerichtet werde, wie Madame Elisabeth, die Schwester des Königs von Frankreich, und daß mir erlaubt sei, bis zu ihrer Hinrichtung an ihrer Seite zu bleiben."

„Dann hast Du nur noch bis morgen zu leben, Bürger Toulan," erwiderte der Vorsitzende des Tribunals, „denn Elisabeth Capet wird morgen hingerichtet." —

In der Frühe des nächsten Morgens fuhren drei Karren von der Conciergerie ab. Auf jedem dieser Karren saßen acht Personen, Männer und Frauen aus der höchsten Aristokratie. Sie hatten für diesen heutigen Tag ihre glänzendsten Hofkleider angelegt, und sich geschmückt wie zu einem freudigen Feste. Die Damen trugen über dem großen Reifrock die schönsten reichgestickten, mit Silber- und Goldspitzen verzierten Seidenkleider, sie hatten ihr schön frisirtes Haar mit Blumen und Bändern geschmückt, und hielten prächtige Fächer in den Händen. Die Herren trugen gold- und silbergestickte Sammetröcke, und Manschetten von den feinsten Spitzen umgaben ihre weißen Hände. Das Haupt hatten sie unbedeckt, und trugen den kleinen dreieckigen Hut unter dem rechten Arm, wie sie es bei Hofe, in Gegenwart der königlichen Familie gethan.

Alle in den Sälen und Gefängnissen der Conciergerie gefangenen Aristokraten hatten um die hohe Ehre gefleht, an dem heutigen Tage hingerichtet zu werden, und Jeder, dem sein Flehen erhört worden, hatte dafür gedankt als für eine gewährte Gnade.

„Es ist das letzte Hoffest, welches wir heute feiern," sagten die Begnadigten, indem sie die Karren bestiegen, um zur Guillotine gebracht zu werden. „Wir haben das hohe Glück, der letzten großen Cour bei Hofe beizuwohnen, und wir wollen uns dieser Ehre würdig zeigen!" Alle Gesichter waren lächelnd, alle Augen strahlend, und als die vierundzwanzig Verurtheilten an dem Fuße des Schaffots aus den Karren herniederstiegen, hätte man glauben mögen, vierundzwanzig Glückliche zu sehen, welche im Begriffe waren, ein Hochzeitsfest zu begehen. Niemand hätte es ihnen ansehen können, daß es der Tod sei, welchem sie sich vermählen sollten.

Nur zwei Personen befanden sich in der prachtvollen und auserlesenen Gesellschaft, welche weniger geschmückt waren, und weniger glänzend erschienen als die andern.

Das war dieses junge Mädchen mit dem bleichen, engelgleichen Angesicht, das zwischen der Schwester des Herrn von Malesherbes und der Frau des ehemaligen Ministers Montmorin saß, im schlichten weißen Gewande, das Haupt bedeckt mit einem einfachen Mullschleier, der sie umgab wie eine weiße Wolke, auf welcher sie gen Himmel schweben sollte. Die zweite ungeschmückte Person, das war der Mann, welcher hinter ihr saß, der Mann mit dem entschlossenen trotzigen Angesichte, dem man es nicht ansah, daß er vor einer Stunde noch heiß und schmerzlich geweint hatte, als er Abschied nahm von seinem geliebten Weibe und seinem einzigen Kinde. Aber das war jetzt Alles vorüber und überwunden, und auf dieser hohen gedankenvollen Stirn war nicht mehr der leiseste Schatten irdischen Leides oder zaghaften Bedauerns.

Die Schmerzen der Erde waren überwunden, und Toulan wollte auch im Tode noch dem Namen Ehre machen, welchen die Frau ihm gegeben, die er auf Erden am meisten und am heiligsten geliebt, er wollte sterben als: Fidèle.

Die Damen und Herren dieser seltsamen feierlichen Gesellschaft, welche hier im Angesichte des Schaffots sich versammelt hatten, waren von den Karren herniedergestiegen. Droben auf dem Schaffot stand die blitzende Maschine, und neben ihr die Henker. Allen

den Befehl gab, „den jungen Capet nach allen Richtungen hin zu verfolgen." — Der Knabe, welchen man im Temple als den „kleinen Capet" gefangen hielt, starb daselbst am 8. Juni 1795, in völliger Stumpfsinnigkeit.

war freigestellt, in welcher Reihenfolge sie hinaufsteigen und das Haupt unter das Fallbeil legen wollten. Nur das hatte der Convent bestimmt, daß Madame Elisabeth die Letzte sein sollte in der Reihe, und nur Toulan sollte ihr nachfolgen.

Strahlend und hell war das Antlitz der Prinzessin, strahlend und hell die Erscheinung ihres improvisirten Hofes, dessen Ceremonienmeister der Tod war. Die Herren hatten es sich als eine Gnade erbeten, daß sie den Damen voranschreiten durften auf das Schaffot. Einer nach dem andern schritten sie die Treppe hinauf, und im Vorüberschreiten grüßten die Cavaliere die Prinzessin tief und ehrfurchtsvoll, wie sie es bei Hofe gethan. Und Madame Elisabeth dankte ihnen mit einem Lächeln, das nicht mehr dieser Welt angehörte.

Als die Häupter der zwölf Cavaliere gefallen waren, als man die Körper beseitigt, die Köpfe in den Korb geworfen, und das Schaffot von dem Blut ein wenig gesäubert hatte, kam die Reihe an die Damen. Jede von ihnen erbat es sich als eine Gnade, zum letzten Abschied die Tochter der Könige umarmen zu können, und mit dem Kuß, welchen Elisabeth auf ihre Lippen drückte, schien eine himmlische Freudigkeit in den Herzen der Frauen aufzublühen. Lächelnd bestiegen sie das Schaffot, lächelnd neigten sie ihr Haupt unter das Fallbeil.

Jetzt hatte die letzte der Damen, die Marquise von Crussol d'Amboise, den Todeskuß von der Prinzessin empfangen, und schritt die Stufen des Schaffots hinan.

Nur Elisabeth und Toulan befanden sich noch am Fuße desselben.

„Fidèle," flüsterte Elisabeth mit sanfter Stimme, „bald werde ich nun bei meinem Bruder und bei meiner Schwester sein. Gieb mir die Hand, Bruder. Du sollst mich in den Tod geleiten, und ich will Dir drüben am Anfang des neuen Lebens meine Hand geben, und Dich zu Marie Antoinette führen. Schwester, will ich ihr sagen, dies ist das einzige treue und gute Herz, welches auf Erden für Dich geschlagen, und ich bringe es Dir, damit Du Dich auch im Himmel seiner freuest. Toulan, es giebt für alle Menschen nur Einen Ehrentitel, das ist Fidèle. Jeder Mensch ist gleich dem Hiob, der inmitten seiner Leiden die Stimme Gottes vernahm, welche zu ihm sprach: „Sei getreu bis in den Tod und ich will Dir die Krone des Lebens geben!"

Eben rasselte das Fallbeil nieder, ein dumpfer Laut, und das Haupt der Marquise Crussol d'Amboise fiel in den Korb.

„Elisabeth Capet! Jetzt ist die Reihe an Dir! Komm herauf!"

„Ich komme!"

Sie schritt nach dem Schaffot. In ihrem weißen Gewande mit dem durchsichtigen verklärten Angesicht glich sie einem Engel. Es schien Toulan, als wenn ihr Fuß gar nicht mehr die Erde berühre. Er folgte ihr bis zum Schaffot, und wie sie die Stufen hinaufschweben wollte, legte er sanft seine Hand auf ihren Arm.

„Prinzessin, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß zu verkünden! Ich habe mit einem feierlichen Schwur gelobt, daß meine Lippen es keinem Sterblichen verrathen sollten. Aber Sie, Elisabeth, gehören schon zu den Unsterblichen, der Friede Gottes leuchtet von Ihrer Stirn, und ich will, daß sie mit einer letzten Erdenfreude sich aufschwingen in den Himmel. Hören Sie also mein Geheimniß: „Der Knabe, welcher im Temple schmachtet, ist nicht der Dauphin. Ich habe das Versprechen erfüllt, welches ich der Königin gegeben, ich habe den Dauphin gerettet, und er befindet sich jetzt in der Vendée unter sicherer geheimer Obhut des Prinzen Condé."

„Elisabeth Capet, komme herauf, oder wir müssen Dich mit Gewalt heraufholen."

„Ich komme! Lebe wohl, Fidèle, Du hast die Wahrheit gesagt, Du hast mir die letzte Erdenfreude bereitet. Ich danke Dir. Küsse jetzt meine Lippen, gieb Deiner Schwester den Todeskuß, Fidèle. Lebe wohl, mein Bruder!"

Er berührte die Lippen, die sich mit einem traurigen Lächeln ihm zuneigten. „Lebe wohl, meine Schwester!"

Sie schritt die Stufen hinauf, und auf dem Schaffot angelangt, löste sie mit ruhiger Gelassenheit den Schleier und machte ihre Toilette des Todes.

An dem Fuße des Schaffots lag Toulan auf seinen Knieen. Seine großen Augen, welche zu Elisabeth emporgerichtet waren, strahlten in seliger Verzückung, und in seinem Herzen leuchteten, wie von einem feurigen, diamantenblitzenden Finger geschrieben, heilige und tröstende Worte auf, welche Toulan selber mit frommer Andacht las.

„Die Liebe überwindet den Tod! Die Liebe überwindet auch das Leben. Die Liebe welche die höchste Freundschaft ist, und die Freundschaft, welche die höchste Liebe ist, diese Liebe hebt empor über alle Erdenliebe, und um dieser Liebe willen mußt Du Alles hingeben und fahren lassen, was Du sonst noch auf Erden werth gehalten, und was Dir nahe gestanden in irdischer Zärtlichkeit. In dieser Liebe hast Du gelebt, in dieser Liebe sollst Du sterben und eingehen in den Himmel!"

„Toulan, komm herauf! Hörst Du nicht, Toulan, daß wir Dich rufen? Siehst Du nicht, daß Elisabeth Capet Dir Platz gemacht hat?"

Er hatte es nicht gesehen, wie das edle Haupt der Prinzessin hinabgefallen war in den Korb, hatte es nicht gehört, daß die Henker ihn gerufen. Er hatte nur die Diamantenschrift der geoffenbarten Liebe in seinem Herzen gelesen.

Jetzt schritt er die Stufen hinan, und sein Antlitz leuchtete in demselben Strahl des Entzückens, welcher Elisabeth's Stirn umglänzt hatte.

Ein lauter gellender Schrei ertönte aus der Menge, in welcher ein junges Weib ihren Nachbarn ohnmächtig in die Arme sank, während der Knabe, der neben ihr stand, die Arme nach dem Schaffot emporstreckte, und mit lautem Schmerzensschrei rief: „Vater! Lieber Vater!"

Toulan wandte sich nicht zu ihnen hin. Kein Erdenweh hatte mehr Raum in dieser Seele, welche den Schmerz überwunden und die ewige Freudigkeit in sich aufgenommen hatte.

Ruhig neigte er sein Haupt unter das Fallbeil. „Die Liebe ist Gott," sagte er ganz laut. „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott —"

Das Fallbeil rasselte hernieder und schnitt die letzten Worte von Toulan's Lippen.

29.

Ohne Namen und Stand.

Der Prinz von Condé ging mit lebhaften Schritten in seinem Kabinet auf und ab. Seine Stirn war düster, seine Augen waren trübe, und zuweilen hob er die Hand empor und fuhr sich über dieselben hin, als wolle er den Schleier beseitigen, der ihm den Blick trübte.

„Es muß sein," sagte er nach einer Weile entschlossen zu sich selber. „Ja, es muß sein! Ich sehe kein anderes Mittel, ihn vor den Nachstellungen seiner Freunde und seiner Feinde zu retten. Er muß fort, und das sogleich!"

Er trat hastig an den Tisch, schellte heftig und befahl dem eintretenden Kammerdiener den fremden Knaben, welcher gestern angekommen, zu ihm zu führen.

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür, und ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren, mit großen blauen Augen, blondgelockt, zierlich von Gestalt, zart von Gesichtsfarbe, trat in das Cabinet.

Der Prinz von Condé schien von seinem Anblick auf das Tiefste bewegt. Er eilte mit offenen Armen dem Knaben entgegen, drückte ihn fest an sein Herz und küßte sein lockiges Haar und seine Augen.

„Willkommen, oh seien Sie mir tausend Mal willkommen," sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme. „Wie lange habe ich diesen Augenblick ersehnt, und wie glücklich bin ich, daß er endlich gekommen ist. Sie sind gerettet, Sie sind der Freiheit, dem Leben wiedergegeben, und es erwartet Sie hoffentlich eine große und glänzende Zukunft."

„Dann werde ich sie Ihnen zu verdanken haben, mein Cousin," sagte der Knabe mit seiner lieblichen, wohlklingenden Stimme. „Sie haben mich erlöst aus dem fürchterlichen Gefängniß, und ich danke Ihnen das Leben. Auch ich bin froh, daß ich Sie endlich sehe, denn ich wollte Ihnen so gern meinen Dank sagen, und ich habe jeden Abend zu Gott gebetet, daß er mir das Glück gönnen möchte, endlich meinen lieben Vetter, den Prinzen von Condé, begrüßen zu können."

Der Freudenstrahl auf dem Angesicht des Prinzen war längst verblaßt, und eine Wolke lagerte sich auf seiner Stirn, wie er mit einem scheuen, forschenden Blicke sich umschaute im Zimmer, als fürchte er, irgend Jemand könne außer ihm die Worte des Knaben gehört haben.

„Nennen Sie mich nicht Ihren Cousin," sagte er leise, und selbst seine Stimme war verändert, war düster und heiser.

Der Knabe heftete seine großen blauen Augen mit einem Ausdruck der Verwunderung auf das verdüsterte Antlitz des Prinzen von Condé.

„Sie freuen sich nicht mehr, mich hier zu sehen? Es ist Ihnen unangenehm, wenn ich Sie meinen Cousin nenne?"

Der Prinz antwortete nicht sogleich, sondern ging wieder mit großen Schritten auf und ab, dann blieb er vor dem Knaben stehen, der mit unbefangener Ruhe seinen heftigen Bewegungen zugeschaut hatte.

„Setzen wir uns," sagte der Prinz von Condé, „setzen wir uns und plaudern wir!"

Er reichte dem Knaben die Hand, führte ihn zu dem Divan, und nachdem dieser auf demselben sich niedergelassen, schob der Prinz sich einen Fauteuil heran, und nahm dem Knaben gegenüber Platz.

„Plaudern wir," wiederholte er. „Ich möchte vor allen Dingen wissen, ob Sie ein gutes Gedächtniß haben, denn man hat mir gesagt, daß Ihr Kopf gelitten hätte, daß Sie keine Erinnerung von der Vergangenheit bewahrt hätten."

Ein sanftes, trauriges Lächeln umspielte die Lippen des Knaben. „Ich habe, wie man es mir geheißen hat, von der Vergangenheit geschwiegen," sagte er, „aber ich habe sie nicht vergessen."

„Sie erinnern sich Ihrer Mutter?" fragte der Prinz.

Der Knabe zuckte zusammen, eine glühende Röthe flog über seine Wangen hin, der dann eine tiefe Blässe folgte. „Monsieur," fragte er mit zitternder Stimme, „wäre es wohl möglich, daß ich meine theure Mama Königin vergessen könnte. Meine Mama Königin, die ihren kleinen Louis Charles so sehr geliebt hat? Ach, mein Herr, Sie würden mich das nicht gefragt haben, wenn Sie gewußt hätten, wie weh Sie mir gethan?"

„Ich bitte um Vergebung," sagte der Prinz verlegen. „Ich sehe wohl, Sie erinnern Sich. Aber lassen Sie mich Sie noch einmal prüfen. Wollen Sie mir erzählen, was Ihnen geschehen, seit Sie Ihren grausa-

men Pflegeeltern entführt worden? — Wie hießen doch diese Leute und was waren sie?"

„Meine Pflegeeltern, oder meine Peiniger hießen Bürger und Bürgerin Simon. Der Mann war Schuster gewesen, aber nachher war er Aufseher und Schließer im Temple, und als man mich von meiner Mama, meiner Schwester und Tante fortnahm, mußte ich bei diesen schrecklichen Leuten im Temple wohnen."

„Es ging Ihnen schlecht dort?"

„Sehr schlecht, mein Herr! Ich ward beschimpft und gemißhandelt, und das Allerschlimmste war, daß sie mich zwingen wollten, schändliche Lieder auf meine Mama Königin zu singen."

„Sie haben die Lieder aber nicht gesungen?" fragte der Prinz von Condé.

Die Augen des Knaben flammten höher auf. „Nein," sagte er stolz, „ich habe sie nicht gesungen. Sie hätten mich todt schlagen können, ich wäre lieber gestorben, als daß ich es gethan hätte."

Der Prinz nickte beifällig. „Und wie kamen Sie von diesen Leuten fort?" fragte er.

„Sie wissen es wohl, Prinz von Condé," erwiderte der Knabe lächelnd, „Sie sind es ja, der mich hat befreien lassen."

„Erzählen Sie mir von dieser Befreiung ein wenig," bat der Prinz, „und sagen Sie mir, wie es Ihnen seitdem ergangen ist. Ich habe, wie Sie meinen, zu Ihrer Befreiung beigetragen, aber jedenfalls bin ich doch nicht persönlich dabei thätig gewesen. Wie entkamen Sie aus dem Temple?"

„Man hatte mich in einen Korb mit Wäsche gepackt, den die Bürgerin Simon bei ihrem Auszug aus dem Temple mit sich nahm. Sie übergab diesen Korb mit Wäsche, in welchem ich verborgen war, einer Wäscherin, welche uns an dem Thore von Maeon erwartete. Sie hatte ein kleines Wägelchen mit Eseln bespannt bereit stehen, der Korb ward aufgeladen, und fort ging es bis nach einem Dorfe, dessen Namen ich nicht weiß. Dort machten wir Halt, ich ward aus dem Korbe genommen und in ein Haus gebracht, in welchem wir ein paar Stunden blieben, uns ausruhten und umkleideten."

„Wir? Wen verstehen Sie unter Wir?"

„Mich und die vermeintliche Wäscherin," erwiderte der Knabe. „Diese Wäscherin war aber Niemand anders als der Herr von Jarjayes, den ich schon lange kannte, und der mit Fidèle, ich wollte sagen mit Toulan, den Plan zu meiner Flucht ersonnen und ausgeführt hatte. Herr von Jarjayes kleidete sich nun um, ich bekam auch andere Kleider, und nachdem wir den ganzen Tag in dem Hause versteckt gewesen, bestiegen wir Abends einen Wagen und fuhren die ganze Nacht durch. Am nächsten Tage blieben wir wieder irgendwo in einem Hause versteckt, und setzten die Nacht unsere Reise fort."

„Sagte man Ihnen, wohin die Reise ginge?"

„Herr von Jarjayes sagte mir, daß der Prinz von Condé mein Beschützer und Retter sei, daß dieser großmüthige Prinz die nöthigen Gelder hergegeben habe, und daß ich auf einem seiner Schlösser so lange verborgen bleiben solle, bis der Prinz mir sagen würde, daß es an der Zeit sein würde, mich öffentlich anzuerkennen. Bis dahin, sagte mir Herr von Jarjayes, sollte ich niemals von der Vergangenheit sprechen, und kein einziges Wort verrathen von Allem, was mich beträfe oder meine Familie. Er sagte mir, wenn ich dies nicht genau befolgte, so würde ich nicht blos zu dem Schuster Simon zurückgebracht werden, sondern ich würde dann auch Schuld daran sein, daß man meiner Schwester Thereſe und meiner Tante Elisabeth das Leben nähme, wie man es meinen lieben Eltern gethan. Sie begreifen, mein Prinz, daß ich nun stumm war."

„Ja, ich begreife. Wohin brachte Sie der Herr von Jarjayes?"

„Auf eins der Schlösser des Prinzen von Condé in der treuen und schönen Vendée. Ach es war sehr schön dort, sehr friedlich und prächtig, und es waren sehr liebe und freundliche Menschen dort um mich. Sie sagten dort, ich wäre der Neffe des Prinzen von Condé, der wegen seiner geschwächten Gesundheit auf dem Lande leben müßte, und man umgab mich mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Ich hatte da auch einen Hofmeister, der mich unterrichtete, und dann kam auch zuweilen der tapfere General Charette zum Besuch auf das Schloß. Er war immer sehr aufmerksam und höflich gegen mich, und erzeigte mir allerlei Freundlichkeiten. Eines Tages bat er mich, einen Spaziergang mit ihm im Park zu machen. Ich that es natürlich, und da, wie wir eben in einer dunklen Allee gingen, fiel er vor mir auf die Kniee nieder, und nannte mich Majestät, und sagte, er wisse sehr wohl, daß ich der König von Frankreich sei, und daß der edle und getreue Prinz von Condé mich aus dem Gefängniß gerettet habe."

„Diable," murmelte der Prinz in sich hinein, „unsere theuren Freunde sind immer unsere schlimmsten Feinde."

Der Knabe achtete nicht auf das Gemurmel des Prinzen, sondern fuhr eifrig fort: „Der General beschwor mich, ich sollte es ihm eingestehen, daß ich der Sohn des Königs Ludwigs sei, und ich sollte ihm folgen, bei seiner kleinen Armee bleiben, die mich sofort anerkennen, und zum König von Frankreich ausrufen würde."

„Und was antworteten Sie?" fragte Condé gespannt.

„Mein Prinz," erwiderte der Knabe mit stolzer, ernster Miene, „ich habe Ihnen gesagt, daß ich dem Herrn von Jarjayes mein Wort gegeben, nichts zu verrathen, bis Sie mir sagten, daß es an der Zeit sei. Ich konnte dem Herrn von Charette also nichts zuge-

stehen, und erwiederte ihm daher, daß er sich in einem großen Irrthum befände, und daß ich durchaus keine andere Ehre habe und beanspruche, als die, der Neffe des Herrn Prinzen von Condé zu sein."

„Sie sagten das?" fragte Condé erschrocken.

Der Knabe hob sein Haupt mit einer raschen Bewegung empor, und Etwas von dem stolzen und feurigen Wesen Ludwigs des Vierzehnten blitzte in seinen Augen auf.

„Ich wußte damals noch nicht," erwiederte er, „daß dem Prinzen von Condé die Verwandtschaft mit mir nicht mehr genehm ist."

Der Prinz machte eine verlegene Miene und schlug vor dem flammenden Blicke des Knaben die Augen nieder. „Fahren Sie fort, wenn ich bitten darf," sagte er leise. „Was that der General Charette, als Sie ihn zurückwiesen?"

„Erst bat er und weinte, und beschwor mich, ich solle ihm vertrauen, und vor ihm, als dem treuesten und besten Royalisten, mein Incognito ablegen. Da ich dennoch aber standhaft blieb und nichts verrieth, ward der General von Charette wüthend, stieß mich von sich, hob die geballten Fäuste drohend empor, und schwur, er wolle sich an denen rächen, die ihn betrogen und hintergangen hätten, da er es nun wohl einsehe, daß ich kein Bourbon sei, denn der Sohn meiner Väter würde nicht so feig und erbärmlich handeln, seine Herkunft und seinen Namen zu verleugnen."

„Und Sie schwiegen trotz dieser Herausforderung?"

„Ja, mein Herr, ich schwieg, und ließ Herrn von Charette trotz seines Schmerzes und seines Zornes bei dem Glauben, er habe sich getäuscht, oder vielmehr er sei getäuscht worden."

„Oh," rief Condé, „man sieht es wohl, daß Sie in der Schule der Leiden gestählt worden, und daß die Jahre des Unglücks doppelt zählen, denn Sie haben, trotz Ihrer zwölf Jahre, gehandelt wie ein Mann."

„Mein Prinz," sagte der Knabe stolz, „die Bourbons sind mit funfzehn Jahren majorenn, und dürfen nach dem Gesetz als selbstständig regierende Könige die Krone von Frankreich tragen. Sie müssen also früh anfangen zu lernen. Dies war die Meinung der Königin Marie Antoinette, die mich in meinem fünften Jahre schon lesen lehrte. Sie, mein Prinz, haben in großmüthiger Fürsorge Alles gethan, um mich zu befähigen, daß ich dereinst den Gesetzen meines Hauses genügen könnte, wenn es Gott gefallen sollte, daß der Sohn meines unglücklichen theuren Vaters den erledigten Thron der Bourbonen wieder einnehmen dürfte. Sie haben diese zwei Jahre, welche ich in Verborgenheit und Stille auf Ihrem Schlosse in der Vendée lebte, für mich zu einem starken und festen Fundament gemacht, auf welchem sich das Gebäude meines Lebens aufrichten kann. Ich habe, Dank den ausgezeichneten Lehrern, welche Sie mir gegeben, Gelegenheit gehabt, viel zu lernen und zu studiren, und Alles das nachzuholen, was in den letzten Jahren der Erniedrigung versäumt und vergessen war."

„Ihre Lehrer geben Ihnen das Zeugniß, daß Sie von unermüdlichem Fleiße gewesen, und in Monaten mehr gelernt haben, als Andere in Jahren. Sie sprechen mehrere Sprachen, und sind besonders wie ich wünschte, in der Kriegswissenschaft und der Mathematik unterrichtet worden."

„In den Studien der Könige und der Soldaten," sagte der Knabe mit einem stolzen Lächeln.

„Ich fürchte, Sie werden diese Studien zunächst nur für den Soldaten gemacht haben," seufzte Condé. „Ihre Aussichten sind sehr trübe, ja, trüber noch, als damals, wo Sie den Temple verließen. Diese zwei Jahre haben Ihre Lage noch gefährlicher gemacht. Es war ein Glück, daß Sie dieselben in Einsamkeit und Verborgenheit zubringen, und Ihre Erziehung vervollkommnen konnten, und es wäre sicherlich segensvoll gewesen, wenn Sie noch einige Jahre länger dieser Ruhe und diesen Studien hätten nachhängen können. Aber Ihre Feinde hatten Ihnen unermüdlich nachgeforscht, sie waren Ihnen auf der Spur, und hätte ich Sie noch länger dort gelassen, so würde man Sie eines Tages von einem Dolch oder einem Schuß durchbohrt im Park gefunden haben. Wie mir der Schloßcastellan berichtete, trieben sich allerlei verdächtige Leute in der Nähe des Schlosses und des Parks umher, und dies waren, wie ich vermuthe, die Emissaire Ihrer Feinde. Bei der ersten Benachrichtigung davon ließ ich Sie das Schloß verlassen, und unter sicherm Schutz hierher bringen. Jetzt erlauben Sie mir eine Frage. Wissen Sie, wer Ihre Feinde sind?"

„Ich glaube wohl, daß ich es weiß," erwiderte Louis Charles mit einem traurigen Lächeln. „Meine Feinde sind dieselben Menschen, welche meinen Vater und meine Mutter auf das Blutgerüst geführt, den Thron der Könige zerstört, und Frankreich statt der Krone eine rothe Mütze aufgesetzt haben. Meine Feinde sind die Republikaner, welche jetzt über Frankreich herrschen, und denen natürlich Alles daran gelegen sein muß, mich aus dem Wege zu schaffen, denn mein Leben ist ihr Sterben! Frankreich wird eines Tages der rothen Mütze überdrüßig werden, und wieder die Krone, die ihm gebührt, auf sein Haupt setzen wollen, sobald es erst sicher ist, daß der, welcher allein berechtigt ist, diese Krone zu tragen, noch am Leben ist."

„Und wer meinen Sie, ist allein berechtigt, die Krone von Frankreich zu tragen?"

„Sie fragen, als ob Sie nicht wüßten, daß ich der einzige Sohn und Erbe des gemordeten Königs von Frankreich bin."

„Der einzige Sohn, aber nicht der einzige Erbe. Man wird Ihnen dies Erbe streitig machen, man wird, selbst wenn Frankreich sich aus einer Republik in ein Königthum wieder umgestalten möchte, Alles thun, kein Mittel unversucht lassen, um Sie, den

Sohn Ludwigs des Sechszehnten, von dem Throne fortzudrängen, und die Krone einem Andern aufzusetzen."

„Mein Herr, wenn das Königthum siegt, gehört die Krone mir. Wer dürfte es alsdann wohl wagen, sie mir streitig zu machen?"

„Ihre Feinde! Nicht Diejenigen Ihrer Feinde, welche Sie vorher genannt haben, sondern die andere Hälfte Ihrer Feinde, von deren Existenz Sie, wie es mir scheint, noch keine Ahnung haben, Ihre Feinde, die Royalisten."

„Wie denn, mein Prinz," fragte Louis Charles ganz erstaunt, „Sie nennen die Royalisten meine Feinde?"

„Ja, und sie sind es, mächtige, starke und unermüdliche Feinde. Bemerken Sie es denn nicht, daß sie sogar über mich schon Gewalt gewonnen haben, so daß ich es selbst hier in diesem Gemache nicht wage, Ihnen den Ihnen gebührenden Titel zu geben, aus Furcht, die Wände könnten Ohren haben, und mich verrathen, und die Gefahr, welche über Ihrem Haupte schwebt, nur noch vergrößern? Ich will Ihnen jetzt den gefährlichsten Ihrer Feinde nennen: es ist der Graf von Provence."

„Wie, mein Oheim, der Bruder meines Vaters, er wäre mein Feind?"

„Er ist Ihr Feind, wie er der Feind Ihrer Mutter war. Glauben Sie mir, junger Mann, nicht das Volk in Frankreich hat die Revolution erzeugt, sondern die Prinzen haben es gethan. Der Graf von Provence, der Graf von Artois, und der Herzog von Orleans, das sind die ersten Revolutionaire gewesen, sie haben das Feuer an den Thron gelegt, sie haben es geschürt und genährt mit den Brochüren und Libellen, welche sie gegen die Königin Marie Antoinette über Frankreich ausstreuten. Sie thaten es aus Haß, aus Rache und aus Ehrgeiz. Die Königin Marie Antoinette hatte ihren Gemahl für sich und die Politik des Hauses Oesterreich gewonnen, sie hatte sich dadurch in Opposition gestellt zu dem Grafen von Provence und der ganzen königlichen Familie. Der Graf von Provence hat ihr das niemals verziehen, und er wird es auch Ihnen nie verzeihen, daß Sie der Sohn Ihrer Mutter sind. Der Graf von Provence, oder wie er sich jetzt nennt, der Graf von Lille, ist Ihr unversöhnlicher Feind, und er wird Alles thun, um Sie in's Verderben zu führen, denn der Graf von Lille ist ehrgeizig, und sein einziges Ziel ist: König von Frankreich zu werden!"

„König von Frankreich? Der Graf von Provence, der Bruder des Königs, könnte sein Nachfolger sein wollen, wenn ich, der Sohn des Königs, da bin, und mein Erbe fordere?"

„Man wird Ihre Forderung nicht anerkennen, man wird Sie verleugnen und für einen Betrüger erklären. Ach, der Graf von Provence ist ein eigensinniger und harter Charakter. Er will seinen Weg machen, und wenn Sie ihm ein Hinderniß sind auf seinem Wege, so beseitigt er Sie, ohne Mitleid und ohne Gewissensbisse, glauben Sie es mir, der ich in diesen drei Jahren des Exils fast immer in der Nähe des Prinzen gewesen bin. Ich hatte mich wohl gehütet, den beiden Prinzen den Plan zu Ihrer Befreiung mitzutheilen, und auch nachdem Ihre Befreiung gelungen, schwieg ich, denn ein Geheimniß ist nur sicher, wenn es so wenig als möglich Mitwisser hat. Als man aber im vorigen Jahre von Paris aus die Benachrichtigung erhielt, daß der Knabe, welchen man im Temple als den sogenannten Sohn des enthaupteten Königs gefangen hielt, nach langer Krankheit gestorben sei, da wagte ich es dennoch, dem Grafen von Lille eine Andeutung über den wirklichen Thatbestand zu machen. Ich sagte ihm, ich glaube zu wissen, daß der König Ludwig der Siebenzehnte von treuen und ergebenen Dienern aus dem Temple befreit worden, und an einem sichern Orte verborgen gehalten werde. Wissen Sie, was der Graf von Provence mir darauf erwidert hat?" —

„Ich bitte, sagen Sie es mir," seufzte Louis Charles leise.

„Er hat mir erwidert: „Ich rathe Ihnen, mein Vetter, dergleichen alberne Märchen nicht zu glauben, und sich nicht von schlauen Betrügern dupiren zu lassen. Mein unglücklicher kleiner Neffe ist im Temple gestorben, das ist eine von der Republik und allen ihren Behörden anerkannte und beglaubigte Thatsache, die Niemand ableugnen darf. Der Sohn ist nach einem langen Märtyrerthum als ein neues Opfer der blutdurstigen Republikaner gefallen und wir tragen noch die Trauer um unsern heimgegangenen Neffen, den König Ludwig den Siebenzehnten. Sollte jetzt aber irgend ein kluger Kopf auf den schlauen Gedanken kommen, den Gestorbenen wieder auferstehen zu lassen, so werde ich der Erste sein, welcher ihn desavouirt und ihn für einen Betrüger erklärt." — Dies waren die Worte des Grafen von Lille, und Sie werden nun eingestehen, daß ich Recht habe, wenn ich den Grafen von Provence Ihren Feind nenne, und es nicht für gerathen hielt, ihm das Geheimniß Ihrer Befreiung mitzutheilen?"

„Ich gestehe es Ihnen ein," sagte der Prinz traurig. „Er würde das Geheimniß wohl für immer begraben haben."

„Hören Sie nun weiter! Vor einigen Wochen ließ mich der Prinz nun zu sich rufen, und ich sah an seinem düstern Gesicht und an seinen blitzenden Augen, daß er irgend eine unangenehme Nachricht mußte erhalten haben. Er ließ mich auch nicht lange auf die Bestätigung meiner Vermuthung warten. Mit seiner scharfen und schneidenden Stimme fragte er mich, was das für ein Neffe sei, den ich auf meinem Bergschloß in der Vendée erziehen ließe? Der General von Charette habe durch einen seiner Emissaire ihm davon Nachricht gegeben, und ihm auch gemeldet, daß in der Vendée das Gerücht

ginge, dieser mein sogenannter Neffe sei der gerettete König Ludwig der Siebenzehnte, den ich aus dem Temple hätte befreien lassen. Auch er, der General von Charette, habe anfangs daran geglaubt. Er habe sich deshalb heimlich auf mein Bergschloß begeben, und den jungen vermeintlichen König aufgesucht. Da habe er sich überzeugt, daß jener Knabe durchaus keine Aehnlichkeit mit dem kleinen Prinzen Louis Charles habe, den der General ja früher in den Tuilerieen gesehen, und daß er ganz gewiß nicht der Sohn Ludwigs des Sechszehnten sei."

„Er hat es mir wohl gesagt, daß er sich rächen würde," murmelte Louis Charles. „Er schwur mir, daß ich der Stunde gedenken solle, in der ich ihm mein Vertrauen verweigert habe."

„Er hat seinen Schwur erfüllt, denn er hat sich laut und öffentlich zu der Ansicht bekannt, daß der König Ludwig der Siebenzehnte im Temple gestorben sei, und er hat seine Armee den Eid der Treue für den König Ludwig den Achtzehnten, das heißt: für den Grafen von Provence oder Lille schwören lassen. Der Graf selber berichtete mir das, und dann setzte er mit drohender Stimme hinzu: „Ich rathe Ihnen, mein Vetter, daß Sie Ihren jungen Neffen entweder öffentlich als Ihren Neffen auftreten lassen, oder ihn für immer beseitigen. Ich rathe Ihnen ferner, sich nicht von Abenteurern und Heuchlern betrügen zu lassen. Man weiß, daß Sie zu den getreuesten Anhängern der Königin Marie Antoinette gehörten, und es mag Leute geben, welche Ihre Treue mißbrauchen und Ihnen vorschwindeln wollen, daß der arme kleine Louis Charles wirklich aus dem Temple gerettet sei. Leugnen Sie es nur nicht, man hat Ihnen damals sehr viel Geld abgenommen, und Sie glauben lassen, man bedürfe desselben zur Befreiung des jungen Königs von Frankreich. Es war eine Falle, welche man auf Ihre Loyalität und Ergebenheit berechnet hatte, und Sie sind auch wirklich in die Falle gegangen. Aber Sie haben Ihr Geld vergeblich hingegeben, der arme beklagenswerthe König konnte nicht gerettet werden, und er ist im Temple als Gefangener der Republik gestorben. Hüten Sie sich wohl, irgend einem Märchen Glauben zu schenken, denn ich sage Ihnen, mich würde man nicht dazu bringen, ein Gläubiger zu werden. Ich bin jetzt der rechtmäßige König von Frankreich, ich bin Ludwig der Achtzehnte, und ich bin fest entschlossen, jeden Prätendenten, der sich unterfangen wollte, sich für Ludwig den Siebenzehnten auszugeben, nicht bloß für einen Betrüger zu erklären, sondern ihn auch als einen Hochverräther und Rebellen zu bestrafen und unschädlich zu machen. Merken Sie sich dies wohl, und warnen Sie deshalb Ihren räthselhaften Neffen, daß er keine Komödie spielt, die für ihn jedenfalls zu einer Tragödie werden, und mit seinem Tode enden könnte." Dies waren die Worte des Grafen von Lille," fuhr der Prinz von Condé aufathmend fort, „und Sie begreifen nun, weshalb ich Sie so plötzlich, und so geheimnißvoll aus meinem einsamen Schloß fortführen und hierher bringen ließ."

„Ich begreife Alles," seufzte Louis Charles schmerzlich, „ich begreife, daß es für mich besser gewesen wäre, wenn Sie mich nicht befreit hätten, sondern wenn ich gestorben wäre, wie mein Vater und meine Mutter gestorben sind."

„Wir müssen unsere Hoffnungen auf die Zukunft richten," sagte Condé traurig, „denn ich gestehe es zu, in der Gegenwart ist für Sie wenig zu hoffen, und es giebt kaum einen Ort, wo Sie sicher sind vor den Verfolgungen und den Dolchen Ihrer Feinde. Die Republikaner wünschen eben so sehr Ihren Tod als die Royalisten. In Frankreich bedrohen Sie beide Parteien, und wollte ich nun jetzt das Aeußerste wagen, wollte ich Sie an irgend einen der europäischen Höfe bringen, den Souverain mit Ihrer Ankunft bekannt machen, und für Sie Beistand und Hülfe erflehen, so würde ich nirgends Glauben finden, denn die französische Republik nicht allein, sondern auch der Graf von Lille würde Protest einlegen und Sie öffentlich vor ganz Europa desavouiren. Es ist deshalb dringend nöthig, daß Sie, um vor Ihren Feinden gesichert zu sein, für einige Zeit noch verschwinden, und daß wir vorsichtig und geduldig die Zeit abwarten, welche geeignet ist, Sie wieder auf den Schauplatz zurückzuführen."

„Glauben Sie, daß diese Zeit jemals kommen wird?" fragte der Prinz mit einem traurigen Kopfschütteln.

„Ich glaube es, und vor allen Dingen, ich hoffe es," erwiderte Condé rasch. „Die größte Schwierigkeit ist nur, für Sie einen Aufenthaltsort zu finden, wo man Sie nicht vermuthet, und wo Sie daher sicher sind vor allen Nachstellungen. Ich kann Sie ja, zu meinem größten Leidweisen, nicht hier behalten, denn meine Familie ist zu bekannt, als daß ich ihr plötzlich einen legitimen Neffen unterschieben könnte, und der Graf von Lille vor allen Dingen würde nicht daran glauben. Ich gestehe, daß es mir sehr viel Unruhe und Kopfzerbrechen verursacht hat, ein sicheres Asyl für Sie zu entdecken."

„Sie glauben es aber jetzt gefunden zu haben?" fragte Louis Charles gleichgültig.

„Ja, ich glaube es, oder vielmehr, ich weiß gewiß, daß ich es gefunden habe. Sie müssen dorthin gebracht werden, wo man Sie am wenigsten vermuthet, Sie müssen an einem Orte verborgen werden, wo es Niemand einfallen kann, Sie zu suchen."

„Und wie heißt dieser Ort?"

„Er heißt Mainz."

Der Knabe, welcher mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, vielleicht nur um seine Thränen nicht sehen zu lassen, der Knabe schaute rasch empor und das tiefste Erstaunen malte sich in seinen schönen beweglichen Zügen.

„Mainz?“ fragte er. „Ist das nicht eine Festung am Rhein, welche die Truppen der französischen Republik besetzt haben?“

„Ja, und der Commandeur von Mainz, der Anführer der Truppen, ist der General Kleber, einer der tapfersten und edelsten Soldaten der französischen Republik.“

„Und zu diesem General Kleber wollen Sie mich schicken? Ach, mein Prinz, das heißt, Sie wollen, um mich vor allen Verfolgungen zu retten, mich gleich in den Krater des feuerspeihenden Berges hinunterwerfen.“

„Es ist nicht so schlimm, wie Sie denken, mein junger Freund. Der General Kleber ist im Grunde seines Herzens ein guter und treuer Royalist, und wenn er dennoch der Republik dient, so thut er es, weil er vor allen Dingen Soldat, Soldat seines Vaterlandes ist, und weil sein Vaterland jetzt der tapfern Armee seiner Soldaten sehr bedarf, um die Ehre und den Ruhm Frankreichs aufrecht zu halten. Ich habe einen sichern Mann zum General Kleber geschickt, ihm unser Geheimniß anvertrauen lassen, und ihn um Schutz und um ein Asyl für Sie gebeten. Der General Kleber ist bereit, Ihnen Beides zu gewähren, und er hat seinen Adjutanten hierher nach Coblenz gesandt, um von hier seinen Neffen abzuholen, und ihm denselben nach Mainz zu bringen. Dieser Neffe sind Sie, und wenn Sie Ihre Einwilligung geben, so werden Sie sofort von hier abreisen, und nach Mainz gehen können.“

„Und wenn ich meine Einwilligung nicht gebe?“ fragte Louis Charles mit einem stolzen, zürnenden Blick.

„Ich gestehe,“ sagte Condé achselzuckend, „ich gestehe, daß ich auf diesen Fall nicht vorbereitet bin, und im Augenblicke nicht alle die nachtheiligen Folgen übersehen könnte, welche für Sie aus solcher Weigerung entstehen würden.“

„Beruhigen Sie sich, Condé, ich weigere mich nicht,“ rief der Prinz. „Ich habe zunächst nur Eins zu bedenken, daß ich Ihnen keine Unannehmlichkeiten und Gefahren bereite, und ich sehe wohl, daß solche für Sie vorhanden wären, wenn ich nicht darein willigte, auf's Neue zu verschwinden. Der Sohn des Königs verschwand, um als der Neffe des Prinzen von Condé wieder aufzuerstehen, und jetzt wird auch der Neffe des Prinzen von Condé wieder verschwinden, um als Neffe des Generals Kleber wieder aufzuerstehen. Ach, wer weiß, ob ich dann nicht sehr bald wieder als der Neffe des Schusters Simon auferstehen werde, um dann auf der Guillotine meine letzte Auferstehung zu feiern.“

„Ich hoffe, im Gegentheil, daß Sie an dem Tage, an welchem Frankreich wieder seine Auferstehung feiert, mit ihm auferstehen, und aus der Verborgenheit hervorgehen als der Sohn Ihres Vaters, als der Erbe des Königs von Frankreich. In der nächsten Zeit hat sich in Frankreich die Republik consolidirt, und an einen Umschwung der Dinge ist nicht zu denken. Aber das wird nicht ewig dauern, und in der Stunde der Entscheidung, wenn die Republik mit dem Königthum die letzte große Schlacht der Existenz kämpft, in dieser Stunde müssen Sie auf dem Kampfplatz erscheinen, müssen die Standarten der Lilien hoch emportragen, und die Royalisten zu sich rufen im Namen Gottes und des Königs, Ihres Vaters.“

„Und wenn dann mein Oheim, der Graf von Provence, mich für einen Betrüger erklärt?“

„Dann müssen Sie öffentlich und feierlich vor ganz Frankreich protestiren, müssen die Beweise Ihrer Abkunft der Nation vorlegen, müssen vollgültige Zeugen aufrufen, und müssen zuletzt, wenn man Ihre Existenz anerkennen mußte, sich um Ihren Thron an das Herz der französischen Nation wenden. Glauben Sie mir aber, wenn das Herz Frankreichs zu wählen hat zwischen Ihnen und dem Grafen von Provence, so wird es diesen nicht wählen, denn der Graf hat es nie besessen, und Gott ist gerecht.“

„Gott ist gerecht,“ wiederholte Louis Charles traurig. „Gott ist gerecht, und doch sind der König und die Königin von Frankreich auf der Guillotine gestorben, und ihr Bruder nennt sich König von Frankreich, während der Sohn Ludwigs des Sechszehnten sich vor ihm verbergen muß bei dem General der französischen Republik, die gegen die Freunde meiner Eltern im Felde steht.“

„Es ist wahr,“ seufzte Condé traurig, „es ist zuweilen recht schwer, die Gerechtigkeit Gottes zu erkennen, aber man muß doch immer auf sie hoffen, und zuletzt offenbart sie sich doch immer noch in ihrer Herrlichkeit. Auch für Sie wird die Stunde der Gerechtigkeit kommen. Erwarten Sie dieselbe in Standhaftigkeit und Geduld; wenn sie aber gekommen ist, so rufen Sie mich, und ich werde Ihren Ruf nicht überhören, ich werde Sie unterstützen mit meinem Zeugniß und meiner Anerkennung. Ich habe alle Documente, welche sich auf Ihre Flucht beziehen, alle Zeugnisse Derer, welche bei dieser Flucht thätig gewesen, gesammelt, und außerdem eine detaillirte Relation Ihrer, von mir veranstalteten Flucht aufgesetzt, und mit meiner Namensunterschrift und meinem Siegel versehen. Ich habe ferner die Zeugnisse der Lehrer, welche Sie auf meinem Schlosse Chambord unterrichteten, beigefügt, und der Castellan des Schlosses hat den Tag Ihrer Ankunft dort verzeichnen und bezeugen müssen. Ich bin bereit, Ihnen diese Papiere zu übergeben, wenn Sie mir schwören wollen, daß Sie dieselben nicht mißbrauchen, sondern sie dem General Kleber übergeben wollen, damit er sie Ihnen aufbewahre.“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich das thun will,“ sagte der Prinz fest.

Condé reichte ihm eine kleine, eng zusammengewickelte Rolle von Papieren dar. „Hier diese Papiere enthal-

ten Ihre Zukunft," sagte er, „und es wird hoffentlich aus diesen Papieren für Sie eine Krone erwachsen. Bis dahin möge die Republik sie Ihnen aufbewahren. Der General Kleber erwartet Sie, und sein Adjutant harrt Ihrer im Nebenzimmer. Erlauben Sie mir nun noch einen Rath: Bleiben Sie standhaft, widerstehen Sie allen Versuchern, welche Sie mit süßen Worten bethören möchten, sich zu bekennen als den König von Frankreich. Denn seien Sie überzeugt, diese Versucher sind die Emissaire Ihrer Feinde, und wenn Sie ihnen bekennen würden, daß Sie der König Ludwig der Siebenzehnte wären, so hätten Sie damit Ihr eigenes Todesurtheil ausgesprochen. Die Kugel, welche hoffentlich den Neffen des Generals Kleber verschont, würde sicherlich das Herz von dem Neffen des Grafen von Lille treffen. Leugnen Sie also, wie Sie geleugnet haben vor dem General von Charette. Schwören Sie mir, daß Sie das Geheimniß Ihrer Abkunft treulich bewahren und es nicht eher enthüllen und veröffentlichen wollen, als bis ich Sie von dem Schwur, durch welchen ich jetzt ihre Lippen schließe, wieder entbinde, und Ihnen sage, daß die Stunde des Handelns und der Offenbarungen gekommen ist. Schwören Sie das mir bei dem Angedenken der Treue, welche ich Ihnen bewiesen habe, und stets bereit sein werde, Ihnen auf's Neue zu bethätigen."

„Sie haben mir das Leben gerettet," sagte Louis Charles feierlich, „mein Leben also gehört Ihnen, und ich gebe es Ihnen, indem ich Ihnen bei dem Angedenken an meine theuren geliebten Eltern, bei dem Angedenken besonders an meine edle und hochherzige Mutter, die Königin Marie Antoinette, schwöre, daß ich das Geheimniß meiner Abkunft treu und vorsichtig bewahren, und mich erst dann berechtigt halten will, es öffentlich vor aller Welt zu verkünden, wenn Sie, der Prinz von Condé, mir dazu die Erlaubniß und Ermächtigung gegeben haben."

„Ich danke Ihnen," sagte Condé, „denn ich bin jetzt beruhigt über Ihre nächste Zukunft. Der General Kleber und die französische Republik, werden Sie vorläufig beschützen gegen den gefährlichen Kronprätendenten, den Grafen von Lille, und es wird, so Gott will, ein Tag kommen, an welchem Frankreich bereit ist, den Sohn seiner Könige wieder zu erheben auf den Thron, der ihm gebührt. Lassen Sie uns hoffen, auf diesen Tag und seien Sie überzeugt, daß ich nichts versäumen werde, um zu helfen, daß er herbeikomme. Und nun, da wir jetzt scheiden, nun beuge ich vor Ihnen meine Kniee, mein junger König, nun erkenne ich Sie feierlich an als den Sohn meines vielgeliebten Vetters, des Königs Ludwigs des Sechszehnten, als den rechtmäßigen Erben des Thrones der Lilien. Mögen die Geister des hingemordeten Königspaares, möge Gott und das Ohr meines Königs den Schwur vernehmen, den ich jetzt aussprechen will. Ich schwöre, daß ich niemals einen andern Prinzen anerkennen will als König von Frankreich, so lange Sie, der König Ludwig der Siebenzehnte, unter den Lebenden weilen. Ich schwöre, daß, wenn ich jemals dieses Gelübde breche und einen andern König von Frankreich anerkenne, daß Sie, Ludwig der Siebenzehnte, mich anklagen dürfen als einen Hochverräther, und mich zum Tode verurtheilen dürfen, wie es einem Hochverräther geziemt. Ich schwöre, daß ich diesem Todesurtheil mich dann unterwerfen will, ohne Widerrede und Murren. Ich schwöre dies bei dem allmächtigen Gott, und bei dem Angedenken an Ihre königlichen Eltern, deren Geister bei uns sind in dieser Stunde."

„Und ich, Prinz von Condé, ich nehme Ihren Schwur an," sagte Ludwig Carl ernst. „Ich gehe jetzt hinaus in die Verbannung, aber ich nehme Ihren Schwur mit als meine Hoffnung auf die Zukunft, und Gott wird geben, daß ich niemals nöthig habe, Sie an denselben zu erinnern, sondern daß Sie desselben in Treue gedenken werden. Leben Sie wohl, meine Krone ruht in Ihrem Herzen."

„Und in diesen Papieren, Sire. Uebergeben Sie dieselben dem tapfern General Kleber, und er wird Sie schützen und behüten als sein heiligstes und höchstes Gut!"

Er küßte die Hand des Prinzen, welche sich nach den Papieren ausstreckte, und beeilte sich dann, den Offizier herbeizurufen, welcher im Nebenzimmer auf den „Neffen des Generals Kleber" wartete, und keine Ahnung davon hatte, welch' eine wichtige Mission ihm übertragen worden. —

Aber der General Kleber wußte es desto besser, und obwohl er mit keinem Worte, keiner Andeutung es verrieth, fühlte Ludwig Carl doch an der sanften Freundlichkeit, dem milden Blicke, dem traurigen Lächeln, mit welchem der General seinen jungen Neffen in Mainz empfing, daß er das Geheimniß seines Lebens kenne und es zu ehren wisse. —

„In Mainz, unter der Obhut und Pflege des Generals Kleber blieb nun sein „Neffe Louis," wie er ihn nannte, die nächste Zeit, und bald hatte der Neffe die ganze Zuneigung seines Oheims erworben, und war bei Tag und bei Nacht sein unzertrennlicher Gefährte. Sie schliefen in Einem Zimmer, sie aßen an Einem Tisch. Zu allen Paraden und militärischen Uebungen mußte der Neffe seinen Oheim begleiten, und um aus seinem Liebling einen tüchtigen Soldaten zu bilden, machte sich der General für ihn zum Lehrer und Unteroffizier, ertheilte ihm selber Unterricht in den Kriegswissenschaften, exercirte mit ihm das Reglement und den praktischen Soldatendienst. Und sein Neffe begriff leicht und gab sich mit Feuereifer den Studien hin, denen sein theurer Oheim mit ihm oblag. Verklungen waren jetzt die Schmerzen und Kümmernisse seiner Vergangenheit und nur die Erinnerungen seiner glücklichen Kinderzeit ruhten in verschwiegener Stille auf dem Grunde seines Herzens, wie Perlen auf dem Grunde des Meeres.

„Wann werden sie emporsteigen aus der Tiefe? Wann wird aus den Perlen der Erinnerungen sich die Krone der Zukunft zusammenfügen?“

Der Knabe fragte das wohl still in seinem Herzen, der heranwachsende Jüngling wiederholte sich wohl in verschwiegener Seele diese Frage an jedem Abend und an jedem Morgen. Aber nie sprachen seine Lippen sie aus, und nie verrieth er auch nur mit der leisesten Andeutung, daß er noch etwas Anderes sei, als der „Neffe des Generals Kleber.“ Als solchen kannte ihn die französische Garnison von Mainz, für Jedermann war er der Neffe seines Onkels, und Niemand dachte daran zu fragen, ob er noch einen andern Namen führe. Er war der Neffe des edeln, tapfern und heldenmüthigen Generals Kleber, das genügte. Das war der Name, der Stand und Rang seines Neffen Louis.

30.

Der Baron von Richemont.

So vergingen Wochen, Monate und einige Jahre sogar, und an dem düstern Horizont von Frankreich stieg ein neues Gestirn auf, und aus dem blutbefleckten, leichengedüngten Boden der französischen Republik erwuchs ein waffengerüsteter Krieger. Ein Einziger nur! Aber Einer, vor dem bald Millionen sich beugen sollten, und der wie der Schlachtengott gebieten sollte über die Geschicke der Völker und der Fürsten.

Dieser Eine und Einzige das war der General Bonaparte, das war derselbe junge Mann, welcher einst in den ersten blutigen Zeiten der französischen Revolution dem Sturm auf die Tuilerien zugeschaut, und zu seinem Begleiter, dem Schauspieler Talma, sein Bedauern geäußert hatte, daß der König nicht seinen Soldaten befahl, diese „Canaille von Volk“ mit Kartätschenkugeln zu verjagen.

Jetzt war aus dem jungen Lieutenant von damals, welcher die Gastfreundschaft des Schauspielers annahm, und es sich gefallen lassen mußte, daß dieser mit ihm sein Weißbrod und sein Mittagsessen theilte, jetzt ward aus dem Lieutenant Bonaparte der General Bonaparte geworden, und dieser General diente demselben Volke, welches er als Lieutenant mit Kartätschen zusammenschießen wollte. Bei der Belagerung von Toulon, bei den innern Kämpfen mit den Verschwörern gegen die Republik und den Sectionen hatte Bonaparte sich so sehr hervorgethan, hatte in dem Feldzuge in Italien von 1794 sich so sehr ausgezeichnet, daß die Augen des französischen Gouvernements schon auf ihn gerichtet waren, und daß man es der Wittwe des Generals von Beauharnais, der schönen Josephine nicht verargen mochte, wenn sie dem jungen, außergewöhnlichen Manne ihre schöne Hand reichte, und ihn annahm zu ihrem Gemahl. Diese Heirath mit der schönen Wittwe hatte Bonaparte nicht allein das Glück der Liebe gegeben, sondern sie brachte ihm auch die Befriedigung des Ehrgeizes. Josephine war die Freundin von Barras und Tallien, den damaligen Lenkern der französischen Republik, und ihrem Einfluß gelang es, daß der junge General Bonaparte nach Italien geschickt ward, um dort das Oberkommando über die französische Armee zu übernehmen. Ein junger General von sechsundzwanzig Jahren den Oberbefehl über eine Armee, deren vier Corps von den Generälen Massena, Augereau, Serrurier und La Harpe commandirt wurden!

Damals schrieb der Vater Junot's, des spätern Herzogs von Abrantes, an seinen Sohn, welcher auch bei der französischen Armee in Italien stand: „Wer ist denn der General Bonaparte? Wo hat er gedient? Kein Mensch weiß Etwas von ihm.“

Und Junot, welcher damals schon der treue Gefährte und der Bewunderer Bonaparte's war, antwortete seinem Vater: „Sie fragen mich, wer der General Bonaparte sei? Ich könnte antworten: um zu wissen, wer er ist, muß man Er selbst sein. Ich kann Ihnen nur sagen, daß er, so weit ich ihn zu beurtheilen vermag, einer von den Männern ist, mit denen die Natur geizt, und die sie nur von Jahrhunderten zu Jahrhunderten auf die Welt bringt.“

Hätte Junot nicht seinem Vater geantwortet, so würden es bald die Thaten des jungen Generals selber gethan haben. Bald gab es in ganz Frankreich, in ganz Italien, ja in ganz Europa keinen Menschen mehr, welcher fragen mochte: Wer ist der General Bonaparte?“

Jedermann wußte es, sein Name war in aller Munde, die Soldaten beteten ihn an, ihn, der bei Lodi und Mailand als Sieger an ihrer Spitze gestanden, der auf der Brücke von Arcole in mörderischem Kugelregen ihnen die Fahne voran getragen. Diplomaten und Politiker bewunderten ihn, der Venedig gestürzt und das stolze, hoffärtige Oesterreich gezwungen hatte, Frieden zu machen mit der verhaßten französischen Republik, welche die Tochter des österreichischen Kaiserhauses auf das Blutgerüst geführt hatte. Die Republikaner aber und das Direktorium der französischen Republik fürchteten Bonaparte, weil sie in ihm den Feind der Republik ahnten und seine steigende Macht und seinen wachsenden Ruhm fürchteten.

Deshalb ward der General Bonaparte nach dem mit Oesterreich geschlossenen Frieden von Campo Formio von der italienischen Armee abberufen und kehrte nach Paris zurück. Deshalb, um den gefürchteten und herrschsüchtigen jungen General, der dem Direktorium der Republik mit jedem Tage gefährlicher ward, zu entfernen, und zugleich seinem thatendurstigen Geiste glänzende Beschäftigung zu geben, deshalb machte das Directorium dem General Bonaparte den Vorschlag, mit einer Armee nach Aegypten zu gehen und den Ruhm

und die Siege Frankreichs hinauszutragen über das Meer nach dem fernen Orient.

Bonaparte nahm mit seinem ganzen Feuergeiste diese Idee auf, welche ihm Barras und Talleyrand so klug und fein zu insinuiren gewußt, und alle seine Zeit, seine Gedanken und seine Kräfte verwandte er nur darauf, sich auszurüsten mit Allem, was nöthig war, um einen langen und hartnäckigen Krieg im fremden Lande siegreich zu Ende zu führen.

Eine glänzende und starke Flotte ward ausgerüstet und als Befehlshaber der vielen Tausende, die unter Bonaparte's Oberkommando nach Aegypten ziehen sollten, berief Bonaparte die kriegsgewandtesten, tapfersten und berühmtesten Commandeurs der französischen Armee.

Es konnte nicht fehlen, daß unter diesen als einer der Ersten und Hervorragendsten auch der General Kleber sich befand, und natürlich begleitete diesen sein junger Adjutant und Neffe Louis.

Am neunzehnten Mai 1798 verließ die französische Flotte den Hafen von Toulon und segelte hinaus auf das Weltmeer, um nach dem Orient zu gehen, denn, wie Bonaparte sagte, „nur im Orient giebt es große Reiche und große Speculationen, im Orient, wo sechshundert Millionen Menschen leben."

Aber die sechshundert Millionen haben keine Armee, wie die französische es ist, keinen Oberfeldherrn, wie Bonaparte, keine Generäle wie Murat, Junot, Desaix, und vor allen Dingen wie Kleber!

Kleber war der Nächstkommandirende unter Bonaparte, er theilte seine Gefahren, er theilte seine Siege, und mit ihm theilte sie sein Neffe Louis, dieser junge Mensch von vierzehn Jahren, den man nach seiner hohen, schlanken Gestalt, nach dem Ernst und der Verständigkeit seines Wesens mindestens für einen Jüngling von achtzehn Jahren hielt, und der, in der Schule des Unglücks erwachsen, zu jenen früh gereiften Naturen gehörte, welche das Schicksal gepanzert und gestählt hat, damit sie dem Unheil fort und fort als muthige Kämpfer gegenüber treten können.

Es war am Morgen des zweiten Juli. Die französische Armee war ausgeschifft und stand unfern von Alexandrien auf dem alten heiligen Boden von Aegypten.

Es mußte schnell gehandelt werden, denn Nelson war mit einer Flotte im Anzug, bereit, mit den Franzosen zu kämpfen um den Besitz Alexandriens. Hatte man die Stadt nicht erobert vor der Ankunft der englischen Flotte, so war der Sieg zweifelhaft. Bonaparte wußte das wohl. „Das Glück giebt mir höchstens drei Tage Zeit," rief er, „wenn ich sie nicht benutze, sind wir verloren!"

Aber er benutzte sie! In furchtbarer Schnelle ward die Ausschiffung der Truppen vollbracht, in furchtbarer Schnelle ordnete sich auf ägyptischem Boden die französische Armee in drei Divisionen unter den Anführern Morand, Bon und Kleber. Ihnen Allen voran Der, in dessen Haupte das Riesenunternehmen erdacht, Der, welcher mit seinem Heldengeist das Ganze leitete! Ihnen Allen voran der Oberbefehlshaber Bonaparte.

Nachdem er die ganze Armee inspicirt, jedem Befehlshaber seine Ordre gegeben, ritt er, begleitet von seinem Generalstabe, den Hügel hinauf nach der Säule des Pompejus, um von dort aus den Gang der Dinge zu beobachten. Die Armee rückte im Sturmschritt vor, und bald mußte die von Alexander dem Großen erbauete Stadt ihre Thore seinem Nachfolger, Bonaparte dem Großen, öffnen.

Weiter ging es nach kurzer Rast, weiter hinein in das Land der Pyramiden. „Erinnert Euch," rief Bonaparte seinen Soldaten zu, indem er auf diese Riesendenkmäler zeigte, „erinnert Euch, daß vierzig Jahrhunderte von jenen Pyramiden auf Euch herabschauen."

Und die Pyramiden der großen Ebene vor Kairo sahen die glorreichen Thaten und die Siege der französischen Armee, sie sahen den Untergang des ägyptischen Heeres. Der Nil murmelte mit seinen blutig roth gefärbten Wogen dem tapfern Mameluckenheer das Todtenlied, und die vierzig Jahrhunderte, welche mit Alexanders Geiste herniederschaueten von den Pyramiden, wurden ausgelöscht von dem glorreichen Siege, welchen Bonaparte am Ufer des Nils, am Fuße der heiligen Denkmäler errang.

Eine neue Zeit sollte beginnen. Die alte Zeit war begraben für Aegypten, und aus den Trümmern vergangener Jahrhunderte sollte ein neues Aegypten wieder geboren werden, ein Aegypten, welches Frankreich dienstbar war, und ihm in Gehorsam sich unterordnete als Vasall.

Das war Bonaparte's Plan, und er that Alles, um denselben zur Ausführung zu bringen. Er zog von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg, und nachdem er Aegypten erobert, und in Kairo seine Residenz genommen, begann er sofort das neu eroberte Land zu organisiren, und dem in Trägheit verkommenen Morgenlande die Cultur des geistesregen Abendlandes zuzuführen. Aber Aegypten wollte aus der Hand seines Besiegers die Schätze der Cultur nicht annehmen, es bäumte sich immer wieder auf gegen die blutige Hand, die es niederdrückte, es erhob sich immer wieder in flammendem Rachegefühle gegen den verhaßten Feind. Beweis davon war der furchtbare Aufstand in Kairo, der in der Nacht des zwanzigsten Oktober begann und nach tagelangem Wüthen mit der grausamen Niedermetzelung von sechstausend Mamelucken endete. Beweis davon waren die immer wieder sich erneuernden Angriffe der Schwärme von Beduinen und Mamelucken auf die französische Armee. Diese Schwärme wagten sich sogar heran bis vor die Thore von Kairo und alarmirten immer wieder die Bevölkerung, welche sich endlich unter den Fuß des Siegers geschmiegt hatte. Aber es gelang Bonaparte, auch die

gefährlichen Stämme der Beduinen zu unterwerfen, wie er die Bevölkerung der Städte unterworfen hatte. Er schickte einen seiner Adjutanten, den General Croisier, mit einem Corps tapferer Soldaten hinaus in die Wüste, um den gefährlichen Kriegerstamm Emir zu bekämpfen, und Croisier machte dem Befehle seines Generals Ehre. Es gelang ihm, den ganzen Stamm zu umzingeln, und gefangen zu nehmen. Ein furchtbares Strafgericht begann nun. Vor den Augen ihrer Weiber, ihrer Kinder, ihrer Mütter, wurden alle Männer des Stammes, mehr als fünfhundert an der Zahl, hingerichtet und ihre Köpfe in Säcke eingepackt. Die heulenden und wehklagenden Frauen und Kinder trieb man nach Kairo. Viele verschmachteten unterwegs, oder starben unter den Säbelhieben ihrer Feinde, aber mehr als Tausend gelang es doch bis nach Kairo zu bringen. Sie mußten lagern auf dem großen Platze El Bekir mitten in Kairo, bis dort die Esel anlangten, welche die schreckliche Beute des Sieges auf ihren Rücken trugen in den bluttriefenden Säcken. Die ganze Bevölkerung von Kairo ward entboten auf den Riesenplatz El Bekir, und sie mußte schauen, wie die Säcke geöffnet wurden, und die blutigen Köpfe der Ueberwundenen herniederrollten auf Aegyptens heilige Erde.—

Von nun an herrschte eine Zeitlang Ruhe; der Schrecken hatte die Besiegten gelähmt und unterjocht, und Bonaparte konnte seinen Siegeslauf fortsetzen. Er zog nach Syrien und mit ihm zog Kleber, und mit Kleber zog sein junger Adjutant, sein Neffe Louis. Er sah die Schrecken und die Gräuel des Krieges, er war dabei, der Sohn der Könige von Frankreich, als das Heer der Republik die Städte in Syrien, El Arisch und Gaza, eroberte, er nahm an der Seite Klebers Theil an der Erstürmung von Jaffa. Er war dabei, als das besiegte Jaffa den Eroberern seine Thore öffnen mußte; er war auch dabei, der Sohn der Könige, als in der großen Karavanserei viertausend türkische Soldaten ihre Waffen streckten, und sich als Gefangene unterwarfen, nachdem man ihnen versprochen, daß man ihnen das Leben schenken wolle.

Er war auch dabei, der Sohn Marie Antoinette's, als man die Unglücklichen hinaustrieb an die Gestade des Meeres und sie erschoß, um ihrer los und ledig zu werden!

Er war auch dabei, der Sohn Ludwigs des Sechszehnten, als Bonaparte in den Pest-Lazarethen in Jaffa seinen Besuch machte. Er schritt durch die Krankensäle dahin an der Seite seines Oheims Kleber, und dieser sah, wie das Antlitz des Jünglings, der so oft an seiner Seite dem Tod auf dem Schlachtfeld und im Sturm der Belagerung ruhig in's Auge geschaut, wie dieses Antlitz jetzt zuckte, und Todesbleiche seine Wangen überzog.

„Was war Dir, mein Sohn?" fragte Kleber, als er nach diesem berühmten Besuche der Pestkranken mit seinem jungen Adjutanten in seine Wohnung zurückkehrte. „Warum erbleichtest Du auf einmal, Louis?"

„General," erwiderte Louis verlegen, „ich weiß es nicht zu sagen."

„Du hättest nicht mit in das Spital gehen sollen," sagte Kleber kopfschüttelnd. „Du weißt, ich wollte es Dir Anfangs nicht erlauben, aber Du bestandest darauf, und batest, und flehtest so lange, bis ich Dir endlich erlauben mußte, uns in das Spital zu begleiten. Aber doch, ich gestehe es selbst, es war ein furchtbarer Anblick, diese Kranken zu sehen mit den verschwollenen, von Blut und Eiter und Geschwüren übergossenen Körpern. Ich begreife es jetzt, mein Sohn, weshalb Du zitterte st und erblaßtest. Du hattest Furcht vor dieser scheußlichen Krankheit!"

„Nein, General," erwiderte Louis sanft, „nein, ich hatte keine Furcht. Haben Sie nicht gesehen, daß ich herbeisprang, und dem Ober-General Bonaparte half, als er den armen Pestkranken aufhob, der vor der Thüre des Krankensaales am Boden lag, und daß ich denselben mit ihm in den Saal getragen habe?"

„Ich habe es gesehen, Louis, und ich habe mich Deines Muthes gefreut, und deshalb überraschte es mich, daß Du nachher bleich wurdest und zitterte st, und daß ich Thränen in Deinen Augen sah. Was erschütterte Dich auf einmal so sehr? Sage es mir, mein Sohn."

Der junge Mann hob langsam den gesenkten Blick empor und schaute Kleber mit seinen großen, blauen Augen lange an. „General," sagte er leise, „ich weiß es selber nicht, was mich so sehr erschütterte. Wir standen Beide gerade vor dem Bette eines Kranken, dem ich, was er so sehr erflehte, einen Krug mit Wasser gereicht hatte. Er heftete seine großen Augen auf mich, und seine schmerzzuckenden Lippen murmelten: „Gott segne Dich! Alle Heiligen und alle Engel mögen Dich beschützen." Wie er die Worte sprach, da klangen sie in meinem Herzen wieder, als wären sie nur das Echo einer längst verklungenen Zeit. Es war mir, als thäte sich in mir plötzlich ein dunkler Vorhang auseinander, und ich schauete wie im Traum ein wunderbares, glänzendes Bild. Ich sah eine schöne, erhabene Frau von königlicher Gestalt, von edlem, hoheitsvollem Wesen. Ich sah neben ihr zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, die sie an der Hand führte, und mit denen sie dahin schritt durch einen langen Saal, welcher auch in langen Reihen mit Betten angefüllt war. Und wie diese Frau mit den beiden Kindern an der Hand durch die Reihen der Betten dahin schritt, da war es, als leuchte die Sonne auf in dem düstern, traurigen Saal, und überstrahlte die bleichen Gesichter der Kranken. Sie richteten sich auf in ihren Betten, und streckten ihre bleichen, abgezehrten Hände aus nach der hohen Frau, welche, strahlend von Milde und Güte, ihnen zulächelte, und dankten ihr mit heißen Segensworten für ihren Besuch und ihre tröstenden Worte. Nur Eine von den Kranken hatte sich nicht

erhoben, sondern lag steif auf ihrem Bett ausgestreckt, und ächzte und klagte, und flüsterte unverständliche Worte, auf die Niemand achtete, weil die Aufmerksamkeit Aller auf den hohen Besuch gerichtet war. Der Knabe aber, welcher neben der hohen Frau ging, der hatte das Aechzen der Kranken verstanden, und er machte sich los von seiner Mutter, nahm den Krug, der auf dem Tischchen zwischen den beiden Betten stand, füllte aus demselben ein Glas mit Wasser, und hielt dies der Kranken an die lechzenden, zitternden Lippen. Sie trank mit gierigen Zügen und dann hefteten sich ihre brechenden Augen auf den Knaben und ihr sterbender Mund lispelte: „Gott segne Dich! Alle Heiligen und alle Engel mögen Dich beschützen!" Und die Kranken alle wiederholten es laut: „Gott segne Dich, alle Engel und alle Heiligen mögen Dich beschützen!" Die hohe Frau aber mit einem himmlischen Lächeln neigte sich nieder zu dem Knaben, drückte einen zärtlichen Kuß auf seine goldigen Locken und wiederholte mit lauter Stimme: „Gott segne Dich! Alle Engel und alle Heiligen mögen Dich beschützen!" — Dies, mein General war das Traumbild, welches plötzlich vor meinen innern Augen erschien, als der Pestkranke heute jene Worte sprach. Es war mir, als vernähme ich auf einmal ein längst verklungenes Heimathslied, ich hörte die wundervolle Stimme der erhabenen Frau, welche damals jene Worte sprach, es war mir, als fühlte ich den Kuß, den sie damals auf das Haupt des fünfjährigen Knaben gedrückt, fühlte ihn tief bis in mein innerstes Herz hinein, und er glühte dort und brannte als das Siegel unsterblicher Liebe, und mein ganzes Wesen erschauerte, und meine Augen füllten sich mit Thränen. Sie werden mich darum nicht schelten, General, denn es waren die Lippen meiner Mutter, welche jenen Segenskuß auf das Haupt ihres unglücklichen Sohnes preßten, und diese Mutter —"

Er stockte, Thränen erstickten seine Stimme, und als schäme er sich seiner tiefen Rührung, verhüllte er mit beiden Händen sich das erglühte Angesicht.

Auch General Kleber wandte sich ab und fuhr sich mit der Hand über die Augen, die auf einmal wie von einem Nebel überdüstert waren. Dann, nach einer langen Pause, legte er sanft seine Hand auf die Schulter des Jünglings, der noch immer verhüllten Angesichts da stand.

„Solche Erinnerungen sind heilig," sagte er, „und ich ehre solche Erinnerungen, mein theurer, vielgetreuer Sohn. Möge der Segenswunsch, welcher damals von den Lippen einer Frau, die auch ich gekannt und verehrt habe, deren Name aber nie zwischen uns genannt werden darf, möge er an Ihnen zur Erfüllung gehen! Mögen alle Engel und alle Heiligen Sie auch dann beschützen, wenn Menschen es nicht mehr vermögen, wenn das Schicksal Sie trennt von Denen, welche Ihnen Ihre Liebe und Ihre Treue gewidmet haben."

Der Jüngling ließ die Hände von seinem Antlitz gleiten und blickte mit erschrockener, fragender Miene den General an.

„Wie meinen Sie das, Oheim? Sie wollen doch nicht sagen, daß —"

„Daß wir uns trennen müssen? Ja, mein theurer Neffe, das will ich sagen," unterbrach ihn Kleber traurig. „Dieses Wort brennt schon lange auf meiner Seele, und es ist nothwendig, daß ich es Ihnen sage. Ja, wir müssen uns trennen, Louis!"

„Warum, ach mein Gott, warum?" sagte Louis schmerzlich. „Warum wollen auch Sie mich verstoßen, Sie, der einzige Mensch, der mich ein wenig liebt?"

„Gerade, weil ich Sie liebe, mein Sohn, gerade darum muß ich mich von Ihnen trennen. Sie haben, seit wir in Aegypten sind, gekränkelt, Ihre Wangen sind bleich geworden, die Fülle Ihrer Glieder ist geschwunden, und der trockene und harte Husten, der Sie jeden Morgen heimsucht, hat mich, wie Sie wissen, schon lange geängstigt. Ich habe deshalb, nachdem alle Mittel meines Arztes vergeblich waren, mich, wie Sie wissen, an den Arzt des Obergenerals, an Corvisart, gewandt, und der hat Sie einer genauen und gründlichen Untersuchung unterworfen."

„Es ist wahr," sagte Louis sinnend, „er hat mich untersucht mit der Genauigkeit eines Kaufmannes, der sich einen Sclaven erkaufen und seine Tüchtigkeit prüfen will. Er hat aus seiner Hand ein Hörrohr gemacht, das er auf meine Brust legte, und an dem er horchte, während ich athmen mußte, als wäre ich ein Vulcan. Er hat sein Ohr auf mein Herz gelegt, und während er das that, mir erzählt, daß sein Vater Leibarzt am französischen Hofe gewesen, und die hingemordete Königin viel Vertrauen zu ihrem Arzte gehabt habe. Und da wunderte er sich, daß mein Herz so heftig klopfte bei seiner Erzählung."

„Und das Resultat aller dieser Untersuchungen ist, daß Sie nach Europa zurückkehren müssen, Louis," sagte Kleber traurig. „Corvisart hat es als unumgänglich nothwendig für Ihre Constitution erklärt, und dem Gebote des Arztes muß gehorcht werden, als wäre es ein Gebot Gottes. Sie können das Klima von Aegypten nicht vertragen, so lautet Corvisarts Ausspruch, wenn man Ihr Leben nicht verkürzen, Sie nicht ewigem Siechthum Preis geben will, so müssen Sie so rasch als möglich nach Europa zurückkehren, denn nur dort werden Sie genesen und erstarken, und Gesundheit und Kraft wieder erlangen. Sie sehen also ein, Louis, daß ich mich von Ihnen trennen muß, obwohl es ein tiefer Schmerz für mich ist, denn ich liebe Sie wie meinen eigenen Sohn, und ich habe Niemand auf der Welt, der mir nahe steht."

„Und ich, wen habe ich sonst auf der Welt?" fragte Louis schmerzlich. „Wer steht mir nahe, wer nimmt Theil an mir, außer Ihnen! Ach, mein General, stoßen Sie mich nicht von sich! Glauben Sie mir, es ist

schöner und besser für mich, wenn ich ein paar kurze und glückliche Jahre an Ihrer Seite lebe und dann an Ihrem treuen und zärtlichen Herzen meinen letzten Seufzer aushauche, besser, als wenn ich einsam und freundlos in die fremde, kalte Welt hinauswandern muß, wo mich Niemand liebt, wo ich immer umgeben sein werde von Feinden oder von Gleichgültigen. Es mag sein, daß mein Körper in der Luft Europa's Genesung und Stärke findet, aber mein Herz wird dort immer krank sein, denn es hat seine Heimath verloren, wenn es Sie verloren hat, mein väterlicher Freund."

General Kleber schüttelte langsam sein Haupt. „In der Jugend verschmerzt und vergißt man leicht," sagte er.

„General, Sie sagen das mir, und Sie haben mich weinen sehen im Pestsaal, weil das Wort eines Sterbenden mir die Erinnerung frühester Jugendzeit zurückrief? O, glauben Sie mir, mein Herz vergißt und verschmerzt nie und wenn ich heimkehren muß nach Frankreich, nach Paris, so wird es für mich sein, als müßte ich immer die Leidensstation des Kalvarienberges mit blutenden Füßen und zerschlagener Brust hinaufwandern, um auf der Höhe anzulangen, wo man mich an das Kreuz schlagen wird. Denn, glauben Sie mir, General, mein ganzes Leben wird nichts sein, als ein Durchwandeln der Leidensstation, wenn Sie mich hinaustreiben aus dem Asyl, welches Ihre Liebe mir gewährte. Lassen Sie mich hier! Lassen Sie mich in Verborgenheit und Stille leben unter den Fittichen Ihrer Liebe, und glauben Sie nicht, was Ihnen die Aerzte sagen. Das Leben der Menschen liegt in der Hand Gottes, und wenn er es erhalten will, ist es in der Wüste Aegyptens so gesichert, wie in Paris, wie in der Hauptstadt der Welt!"

„Weil Gott Ihr Leben erhalten will, Louis, gerade deshalb mahnt er mich durch die Stimme des Arztes an das, was meine Pflicht ist, mahnt mich, meinen eigenen Schmerz zu überwinden und den Sohn meines Herzens hinzugeben an die ferne Heimath. Nein, Louis, es ist eine beschlossene Sache, wir müssen uns trennen, Sie müssen nach Frankreich zurückkehren."

„Und wenn es denn wahr ist," fragte Luis schmerzlich, „wenn ich denn wirklich nach Frankreich zurückkehren soll, warum müssen wir uns denn trennen? Warum muß ich denn ohne Sie nach Frankreich zurückkehren? Warum, wenn Sie mich wirklich lieben, warum begleiten Sie mich nicht? Es sollen ja doch, wie ich Sie gestern sagen hörte, mehrere Schiffe mit einem Theil unserer Truppen nach Frankreich zurückkehren? Warum können Sie also nicht mit mir gehen?"

„Warum?" fragte Kleber traurig. „Ich will es Ihnen sagen, Louis: Weil Bonaparte es nicht erlauben wird. Hören Sie mich, mein Sohn, ich will Ihnen jetzt ein Geheimniß mittheilen: Es sind vor einigen Tagen Nachrichten aus Europa eingetroffen, die ersten Nachrichten und Zeitungen, welche wir seit zehn Monaten erhalten haben. Diese Zeitungen sind sehr schlimmer Art, sie künden uns, daß alle von Frankreich in Italien gemachten Eroberungen wieder verloren sind, daß Frankreich mit Oesterreich, mit Spanien, mit allen europäischen Mächten in Krieg und Fehde steht, daß das französische Gouvernement im Innern bedroht ist von den Fractionen, welche die Blutherrschaft der Guillotine wieder zurückrufen möchten. Ich habe Bonaparte's Antlitz beobachtet, während er diese Nachrichten erhielt, und ich habe in demselben gelesen, was er entschlossen ist zu thun. Er wird, sobald er noch einen großen Sieg erfochten, Aegypten verlassen und nach Frankreich zurückkehren."

„Er wird nicht dahin zurückkehren ohne Sie, den bewährtesten, den tapfersten seiner Generäle. Sie wissen es wohl, man nennt sie die rechte Hand Bonapartes, man sagt, Bonaparte sei der Kopf der französischen Armee, General Kleber sei seine rechte Hand."

„Bonaparte wird es der Welt beweisen wollen," rief Kleber, „daß er nicht blos der Kopf, sondern auch der rechte Arm, das Herz, der Fuß, die Seele der französischen Armee sei! Und weil er dies beweisen will, wird er allein nach Frankreich zurückkehren, nur wenige seiner getreuen Untergebenen werden ihn begleiten dürfen, die Männer, die ihm jemals opponiren könnten, die etwa seinem Ehrgeiz, seiner Herrschsucht Hemmnisse in den Weg legen möchten, die werden hier zurückbleiben. Glauben Sie nun, daß Bonaparte mich zu seinem Begleiter wählen wird?"

Der junge Mann senkte traurig sein Haupt auf seine Brust. „Nein," sagte er leise, „nein, ich glaube es nicht."

„Und ich weiß es gewiß," rief Kleber. „Ich werde hier in Aegypten zurückbleiben, und ich werde hier sterben! Still! Widersprechen Sie mir nicht, es giebt Vorahnungen, welche uns nicht täuschen, und die Gott uns sendet, damit wir uns darnach richten und unser Haus bestellen sollen. Mein Haus ist bestellt, mein Testament ist gemacht, ich habe es Bonaparte übergeben, und er hat mir feierlich geschworen, daß dasselbe in allen Punkten getreulich ausgeführt werden soll. Es bleibt mir nur noch übrig, für Ihre nächste Zukunft zu sorgen und Bedacht darauf zu nehmen, daß Sie nach Frankreich zurückkehren."

„Sie bleiben dabei?" fragte Louis traurig.

„Ja, junger Mann, ich bleibe dabei, Sie dürfen sich Ihrer Zukunft nicht entziehen, und diese wird, so Gott will, eine glänzende sein. Alle Anzeichen bürgen dafür, daß Frankreich anfängt der Republik überdrüssig zu werden, daß es vielleicht bald bereit ist, den Thron der Lilien wieder aufzurichten. Junger Mann, soll dieser wieder aufgerichtete Thron Demjenigen zufallen, welcher einst zu dem Sturze desselben so viel beigetragen, welcher der Verleumder, der Ankläger, der heimtückische Todfeind der Königin Marie Antoinette gewe-

sen? Wollen Sie, daß der Graf von Provence König von Frankreich werde?"

„Nein, niemals darf das geschehen," rief Ludwig mit blitzenden Augen, mit aufflammendem Angesicht. „Niemals kann das sein, denn damit der Bruder Ludwigs des Sechszehnten als Ludwig der Achtzehnte den Thron bestiege, müßte sein legitimer Vorgänger, müßte Ludwig der Siebenzehnte gestorben sein!"

„Er ist gestorben, und das französische Gouvernement hat in den Acten des Stadthauses den von den Aerzten und den Beamten des Temple beglaubigten Todtenschein von Louis Charles Capet, dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten. Mein Sohn, damit der Graf von Provence diesen Todtenschein nicht als rechtsgültig anerkenne, müssen Sie bereit sein, ihm und der Welt andere Papiere und Zeugnisse entgegenzustellen, um ihm zu beweisen, daß Ludwig der Siebenzehnte nicht gestorben ist. Es ist dies ein heiliges Opfer der Rache, welches Sie den Manen der unglücklichen Königin Marie Antoinette darbringen müßten, selbst wenn es sich nicht dabei um einen Thron und eine Königskrone handelte!"

„Sie haben Recht," rief Louis begeistert, „mein ganzes Leben soll diesem heiligen Dienste der Rache geweiht sein, und keinen andern Zweck und Inhalt soll es haben als diesen: Marie Antoinette zu rächen an dem grausamsten ihrer Feinde, dem Grafen von Provence, und den Sohn, welchen Sie nach dem Tode ihres Gemahls begrüßt hat als den König von Frankreich, diesen Sohn wieder zu erheben auf den Thron, welcher ihm gehört, und den er dem Grafen von Provence nicht überlassen will und darf! Sie haben Recht, General, ich muß nach Europa zurückkehren, ich muß nach Frankreich die Papiere bringen, welche ihm beweisen sollen, daß Ludwig der Siebenzehnte nicht im Temple gestorben, sondern daß er gerettet worden ist! Ich bin bereit zu gehen, und den Schmerz der Trennung von Ihnen auf mich zu nehmen."

„Möge Gott geben, daß wir Beide für diesen Schmerz entschädigt werden, mein Sohn," erwiderte Kleber, indem er den jungen Mann zärtlich in seine Arme schloß. „Es bleiben uns noch einige Wochen des Zusammenseins. Benutzen wir dieselben, um aus ihnen heitere und schöne Erinnerungen genußvoller Stunden zu bewahren. Bonaparte wird Aegypten nicht eher verlassen, bevor er seinem Ruhm eine glänzende Waffenthat hinzugefügt hat. Denn nicht als Besiegter, sondern in der Glorie des Sieges wird er zurückkehren wollen nach Frankreich!" — —

General Kleber hatte Recht gehabt. Er kannte Bonaparte hinlänglich, um auf seinem Angesichte lesen zu können, er verstand die stumme Sprache dieses ehernen Angesichtes des wieder lebendig gewordenen Cäsars.

Es bedurfte für Bonaparte eines großen Sieges, um mit Ehren und Ruhm nach Europa zurückkehren zu dürfen. Er feierte diesen Sieg, indem er bei Abukir den vereinten Türken und Engländern eine entscheidende Schlacht abgewann, eine Schlacht, welche zu den glorreichsten und ruhmvollsten gehörte, welche Bonaparte noch gewonnen. Achttausend Gefangene waren die Beute dieses einundzwanzigsten Juli 1799. Viertausend Todte lagen auf dem Schlachtfeld, und eben so viele Todte waren von den eroberten oder in den Grund gebohrten Schiffen der Engländer hinabgesunken in das Meer, dessen Wogen noch am andern Tage mit blutrothem Schaum an das Ufer rollten.

Bonaparte selber hatte die ganze Schlacht geleitet, Bonaparte hatte den Sieg persönlich entschieden, indem er an der Spitze eines Reiter-Regiments im Moment, da die Schlacht zu schwanken begann, dem türkischen Pascha entgegen ging und durch sein muthvolles Beispiel die wankenden Regimenter begeisterte zu neuem muthvollem Vordringen. Selbst General Kleber konnte dem Helden von Abukir seine Bewunderung nicht versagen, und als er, nachdem der Sieg entschieden war, Bonaparte auf dem Siegesfelde begegnete, da schloß er ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in seine Arme. „General," rief er begeistert, „Sie sind so groß wie die Welt, aber die Welt ist nicht groß genug für Sie!" *

Der Sieg, dessen Bonaparte bedurfte, war also gewonnen, und Bonaparte konnte nun mit Ehren nach Frankreich zurückkehren! Heimlich ließ er Alles zur Abreise vorbereiten, heimlich ließ er zwei Schiffe ausrüsten, welche ihn und seine Begleiter nach Europa zurücktragen sollten. Die Armee durfte erst nach seiner Abfahrt von seiner Entfernung erfahren, aber so sehr man auch das Geheimniß zu bewahren wußte, so gab es doch einige Wenige, denen man es mittheilen mußte, und zu diesen Wenigen gehörte glücklicher Weise der General Kleber. Denn ihn hatte Bonaparte sich zu seinem Nachfolger erwählt, Kleber sollte den Oberbefehl über die ganze französische Armee in Aegypten übernehmen, deshalb mußte Bonaparte ihn wohl von seiner nahe bevorstehenden Abreise in Kenntniß setzen. An demselben Tage, an welchem dies geschehen, begab sich Kleber zum General Desaix, der sein genauer Freund war, und von dem er wußte, daß er zu den Begleitern Bonaparte's gehören und mit diesem nach Frankreich zurückkehren würde. Die beiden Generäle hatten eine lange geheime Unterredung mit einander und am Ende derselben gingen sie Beide in die Wohnung Klebers, und in das Gemach seines Adjutanten Louis. Der General Desaix neigte sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem jungen Manne, der ihm erröthend und gleichsam beschämt von den Huldigungen, die ein so berühmter General ihm darbrachte, seine Hand reichte. Desaix drückte auf diese Hand einen Kuß, und aus seinen Augen, welche selten geweint,

* Denon, Mémoires. Vol. I. p. 349.

fiel eine Thräne nieder auf die Hände des Jünglings.

„Aber, mein General," rief Louis ganz erschrocken, was thun Sie?"

„Ich huldige dem Unglück und der Vergangenheit," sagte Desair feierlich, „und diese Thräne, welche ich auf Ihre Hand geweint, sie ist das Siegel meiner Treue und Verschwiegenheit für die Zukunft. Junger Mann, ich schwöre Ihnen, Ihr Geheimniß in meiner Brust zu tragen wie einen heiligen Schatz, und mit meinem Leben und meinem Herzblut die Papiere zu vertheidigen, welche Ihr Oheim, der General Kleber, mir heute anvertraut hat. Ich bin der Soldat der Republik, ich habe dieser Treue geschworen, und muß und will sie ihr halten. Ich kann mich nicht zum Parteigänger machen, aber ich werde stets der Beschützer des Unglücks und der Helfer in unverschuldeter Noth sein. Darauf verlassen Sie sich, und nehmen Sie mich an zu Ihrem Freund."

„Ich nehme Sie an, General," sagte Louis sanft, „und wenn ich Ihnen auch nicht versprechen kann, daß ich Sie ebenso zärtlich lieben werde, wie meinen Oheim, den General Kleber, der zugleich mein Vater, mein Lehrer und mein Beschützer war, und dem ich Alles verdanke, was ich jetzt bin, so kann ich doch versprechen, daß ich nach ihm Niemand so sehr lieben werde, als Sie, mein General, und daß Niemand da ist, und Niemand mich in Europa erwartet, der Ihnen meine Liebe streitig machen könnte. Ich bin sehr arm an Liebe, und doch fühle ich, daß mein Herz reich ist an Liebe, die indessen Niemand will und begehrt."

„Bewahren Sie sich diesen Reichthum, mein Sohn," sagte Kleber, indem er zum Abschied und zum Segen seine Hand auf das Haupt des jungen Mannes legte. „Bewahren Sie sich ein weiches, liebendes Herz, denn es mag einst, wenn das Schicksal gerecht ist, einem ganzen Volke zu Gute kommen, und das Herz des Menschen muß dann die Versöhnung herbeiführen zwischen diesem Volk und seinem König! Leben Sie wohl, mein Sohn, wir sehen uns heute zum letzten Mal, denn Sie werden in dieser Stunde noch mit Desair aufbrechen und hinunter gehen an das Meer. Es kann sein, daß in dieser letzten Nacht noch die Abfahrt stattfindet, und es ist so gut! Eine rasche und unvermuthete Trennung kürzt auch die Schmerzen des Scheidens ab. Sie werden sie bald überwunden haben, und wenn Sie wieder in Paris sind, wird die Vergangenheit hinter Ihnen hinabsinken in das Meer."

„Niemals, oh niemals," rief Louis bewegt. „Ich werde niemals meinen Wohlthäter, meinen zweiten Vater vergessen!"

„Mein Sohn, es vergißt sich leicht in Paris, und besonders wenn man dorthin geht, um aus den Trümmern der Vergangenheit sich eine neue Zukunft aufzurichten! Ich aber werde Sie nie vergessen, und wenn meine Ahnung mich nicht trügt, und wenn ich bald sterbe, so werden Sie noch nach meinem Tode erfahren, daß ich Sie geliebt habe, als meinen Sohn! Gehen Sie nun, und ich sage zu Ihnen, wie es einst ein geliebter theurer Mund gesagt, und wie es Ihnen die Kranken und Sterbenden wiederholt haben: „Gott segne Dich! Alle Engel und alle Heiligen mögen Dich beschützen!"

Sie hielten sich noch einmal fest umschlungen, dann schieden sie, — um sich nimmer wieder zu sehen. —

In dieser Nacht, bevor der Morgen zu dämmern begann, reiste der General Desair ab, begleitet von seinem General-Adjutanten Louis und einigen wenigen Dienern. Er begab sich nach Alexandrien, wohin der Befehl des General Bonaparte ihn und eine kleine Schaar anderer Getreuer berufen.

Noch immer war die bevorstehende Abreise des Ober-Generals ein sorgsam gepflegtes Geheimniß, und der Divan in Kairo war nur benachrichtigt worden, daß Bonaparte einige kleine Reisen im Delta unternehmen wolle.

Am dreiundzwanzigsten August 1799, eine Stunde nach Mitternacht, verließen zwei französische Fregatten den Hafen von Alexandrien.

Auf einer dieser Fregatten befand sich Bonaparte, der Kaiser der Zukunft. Auf der zweiten befand sich Louis Charles, der König der Vergangenheit.

Als ein Namenloser, ein Unbekannter, ein Heimathloser kehrte der sechszehnjährige Sohn der Könige nach Frankreich zurück, nach Frankreich, das sich nicht mehr seiner Vergangenheit und seiner Könige zu erinnern schien, sondern nur noch Bewunderung, Liebe und Enthusiasmus hatte für das neue, glänzende Gestirn, welches über Frankreich aufgegangen war, für Bonaparte.

Er war heimgekehrt aus Aegypten, um Italien, welches verloren war, wieder zu erobern, aber er fand doch in Paris noch andere Arbeit, und er vollbrachte sie mit der Energie und Kühnheit, welche alle seine Handlungen charakterisirte.

Er machte durch einen kühnen Staatsstreich der bisherigen Verfassung ein Ende, entkleidete den Convent und den Rath der Fünfhundert seiner Macht, und gab der französischen Republik eine neue Verfassung, indem er drei Consuln an ihre Spitze stellte, Sièyes, Roger Ducos, und sich selber, Bonaparte.

Aber auch die drei Consuln sollten nur ein Uebergang sein, nur ein Schritt vorwärts auf dem Siegeslaufe Bonaparte's. Schon nach wenigen Wochen wurden sie beseitigt, und Bonaparte trat nun als Erster Consul an die Spitze Frankreichs.

Am fünfundzwanzigsten Dezember 1799 begrüßte Frankreich den Obergeneral Bonaparte als den Ersten Consul der französischen Republik. Ein neues Jahrhundert brach an, und mit dem Beginn dieses neuen Jahrhunderts öffneten sich die Pforten der Tuilerien des verödeten Palastes der Könige, einem neuen Herrscher.

Bonaparte, der Erste Consul, schlug seinen Wohnsitz auf in den Tuilerien, und als der Frühling kam, der erste Frühling des neuen Jahrhunderts, da begab sich der Consul mit seiner Gemahlin Josephine hinaus nach St. Cloud in die Sommer-Residenz. Der Park der Königin Marie Antoinette war von der französischen Nation dem ersten Consul zum Geschenk dargebracht worden, und in den Gemächern, in welchen einst die Königin mit ihrem Sohne Louis Charles und ihrer Tochter Therese geweilt, da wohnte jetzt Josephine mit ihrem Sohn Eugen und ihrer Tochter Hortense.

„Ich wollte, ich wäre in Aegypten geblieben," seufzte Louis Charles oft, wenn er in der Stille und Einsamkeit seines Gemaches sich seinen Erinnerungen, seinen Träumen hingab. „Es wäre besser gewesen, dort in der Fremde jung zu sterben, während noch alle Sterne der Hoffnung über mir strahlten, besser als hier ein elendes, dunkles Leben hinzuschleppen, und alle Sterne nach und nach erblassen zu sehen."

Ja, die Sterne der Hoffnung erblaßten nach und nach für den Sohn des Königs Ludwigs. Niemand dachte an ihn, Niemand glaubte an ihn! Er war gestorben in dem Temple, das war Alles, was man wissen wollte. Der Todte wurde von Allen beklagt, der Lebende wäre Jedem unbequem gewesen. Er war todt und begraben, der kleine König Ludwig der Siebenzehnte, Niemand sprach von ihm, Niemand dachte an ihn!

Man sprach nur von dem Ruhm, der Größe des ersten Consuls, man feierte Josephinens Schönheit und Anmuth in denselben Sälen, welche einst wiederhallten von den Lobhymnen für die schöne Königin Marie Antoinette. Die halbe Million Liebhaber, welche sich einst vor Marie Antoinette gebeugt, war jetzt Josephinen ergeben, und huldigte ihr mit demselben Enthusiasmus, mit welchem sie einst der Königin gehuldigt hatte. Der Sohn des Generals, welcher einst dem König Ludwig dem Sechszehnten den Eid der Treue geleistet, der Sohn des Generals von Beauharnais ist jetzt der Adoptivsohn des Beherrschers von Frankreich, während der Sohn des Königs ohne Namen, ohne Rang und Titel sich verborgen halten muß. Ein Glück noch für ihn, daß Desaix da ist, Desaix, der tapfere General, der sich des Heimathlosen erbarmt, und ihm eine Stätte giebt in seinem Hause und in seinem Herzen. Niemand kennt ihn sonst, den Obrist Louis, er ist der Adjutant des Generals Desaix, das ist sein einziger Rang, sein einziger Titel!

Aber er ist immer noch der Neffe des Generals Kleber, der in Aegypten zurückgeblieben ist, und der dort zu Ende des Jahrhunderts bei Heliopolis einen glänzenden Sieg über die Türken und Mameluken errungen hat. Er ist immer noch der Neffe des Generals Kleber, und zu Ende des Jahres 1800 bringt die Fregatte l'Aigle, welche aus Aegypten gekommen, ein großes Packet mit für den General Desaix. Es enthält viel Werthpapiere, viele Rollen mit Goldstücken, auch Brillanten und Perlen. Aber es enthält auch ein schwarz versiegeltes Schreiben, und dieses Schreiben ist an den Adjutanten des Generals Desaix, an den Obristen Louis gerichtet.

Dieses Schreiben enthält das Testament Kleber's, des Oberbefehlshabers der französischen Armee in Aegypten. Er hatte es dem General Menou nebst seinen Papieren, seinen Schätzen übergeben mit der Weisung, alle diese Dinge nach seinem Tode sofort an den General Desaix nach Frankreich zu schicken.

Der General Menou folgte jetzt dieser Weisung, denn Kleber ist todt. Die meuchelmörderische Kugel eines Mamelucken hat ihm am vierzehnten Juni 1800 den Tod gebracht! Das Testament Kleber's ist ein letztes Zeugniß seiner Liebe für seinen Neffen Louis, denn er hat in demselben Louis zu seinem Universalerben eingesetzt, und Kleber war reich durch ererbtes Vermögen, reich durch Kriegsbeute.

Aber Louis Charles freute sich dessen nicht, es machte keinen Eindruck auf ihn, als Desaix, der eifrig die Hinterlassenschaft geordnet und geprüft hatte, ihm jetzt mittheilte, daß er der Besitzer einer Million geworden sei.

„Eine Million! Was soll ich damit," erwiderte Louis traurig. „Wären es eine Million Soldaten, und ich dürfte mich an ihre Spitze stellen, und mit ihnen die Tuilerien erstürmen und in St. Cloud meinen Einzug halten, dann wollte ich mich glücklich preisen. Aber was nützen mir eine Million Francs. Ich kann nichts mit ihnen anfangen, ich müßte denn einen Kramladen anlegen wollen, und vielleicht die Kundschaft des ersten Consuls der Republik erobern."

„Still, junger Mann, still," beschwichtigte Desaix. „Sie sind verbittert und trübe, und ich begreife das, denn der Horizont ist für Sie düster, und bietet Ihnen keine heitere Aussicht dar. Aber eine Million Francs ist immerhin eine gute Sache, und Sie werden das einst noch zu schätzen wissen. Diese Million Francs macht Sie zu einem reichen Mann, und ein reicher Mann ist ein freier und unabhängiger Mann. Wenn Sie nicht mehr als Soldat dienen wollen, so giebt Ihre Million Ihnen die Möglichkeit, frei und unabhängig zu leben, und das ist immerhin Etwas. Meine nächste Sorge soll nun sein, Ihnen Ihr Vermögen sicher zu stellen gegen alle Wechselfälle des Zufalls, um so mehr, da wir sehr bald zu neuen Schlachten nach Italien ziehen. Ich kann daher Ihr Vermögen nicht in Händen behalten, und auch Ihre Papiere nicht, denn Ihr Vermögen und Ihre Papiere das ich Ihre Zukunft, und wir müssen dieselbe sichern Händen anvertrauen, und sie einem Manne des Friedens übergeben. Wissen Sie, wer dieser Mann ist?"

„Ich kenne Niemand, General," erwiderte Louis

achselzuckend, „Niemand, dem ich vertrauen dürfte außer Ihnen.“

„Aber ich kenne glücklicher Weise einen ganz sichern und zuverlässigen Mann, und soll ich Ihnen sagen, wie dieser Mann heißt?“

„Thun Sie es, General, ich bitte Sie darum.“

„Dieser Mann heißt Fouché.“

Louis fuhr auf, und eine Todtenblässe bedeckte seine Wangen. „Fouché, der Polizeipräfect, Fouché, der Hochverräther, welcher im Convent für den Tod des Königs Ludwigs gestimmt hat? Ihm, dem rothen Republikaner, dem Manne des Blutes und des Verrathes, ihm wollen Sie meine Papiere und mein Vermögen übergeben?“

„Ja, Louis, denn bei ihm allein sind Sie sicher. Fouché wird Sie beschützen, und er wird sich jetzt mit eben solchem Eifer Ihrer annehmen, als er einst mit Eifer die Königsfamilie verfolgt hat. Ich kenne Fouché genau, und ich stehe für ihn ein. Man muß die Menschen nicht immer nach dem äußern Schein beurtheilen. Der, welcher sich heute als unsern Feind zeigt, leiht uns morgen vielleicht einen hülfreichen Arm und wird unser Freund, sei es, daß sein Herz sich gewandt habe, sei es, daß sein Charakter schwankend ist. Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, welche dieser Ursachen Fouché bestimmt hat, aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß er für Sie ein Beschützer und Freund sein wird, und daß ich Ihr Vermögen und Ihre Papiere in keine sichereren Hände niederlegen kann, als in die seinen.“ *

Louis widersprach nicht, er neigte sein Haupt seufzend auf seine Brust und unterwarf sich.

Und weiter rollte nun im neuen Jahrhundert der Siegeswagen Bonaparte's, rollte wieder hinab über die Alpen nach den gesegneten Fluren Italiens. Rache wollte der Sieger von Lodi und Arcole nehmen an den Feinden, welche die Siegesbeute wieder eroberten, Rache an Oesterreich, welches den Frieden von Campo Formio gebrochen.

Und er nahm diese Rache, der Consul Bonaparte, nahm diese Rache bei Marengo, wo er den Oesterreichern am vierzehnten Juni eine glänzende Schlacht abgewann, und mit derselben sich ganz Italien als Siegespreis wieder eroberte.

Aber noch einen andern Siegespreis kostete dieser Tag. Der General Desaix hatte sein siegreiches Vordringen mit seinem Tode bezahlt. In muthigem Kampfessturm war er, von einer Kugel tödtlich getroffen, seinem Adjutanten Louis in die Arme gesunken, und nur mit äußerster Lebensgefahr hatte ihn dieser, gleichfalls verwundet, aus dem Schlachtgetümmel hinweg getragen, damit er nicht zerstampft werde von den Rossen seiner eigenen Soldaten.

* Desaix's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc de Normandie Pag. 61.

Armer Louis Charles! Nun stand er ganz allein, ganz vereinsamt! Auch der letzte Freund war von ihm gegangen! Der Tod hatte ihm Alles genommen, die Eltern, die Krone, die Heimath, den Namen, die Freunde! Er stand allein, ganz allein auf der Welt! Kein Mensch, der Theil an ihm nimmt, der ihn kennt, der von ihm weiß!

In Trübsinn und Schmerz versunken blieb er nach der Schlacht von Marengo in Alessandria, und ließ seine äußere Wunde heilen, während die innere fort und fort blutete, und er den Tod verwünschte, daß er nicht auch ihn getroffen, sondern nur den letzten Freund von ihm genommen.

Und als die Wunden geheilt waren, was sollte er nun thun, unter welchem Namen, welchem Titel sollte er sich melden, sich einschreiben lassen bei der Armee? Sein einziger Beschützer war todt, sein Adjutant Louis war mit ihm gestorben. Er legte die Uniform ab, die er getragen als Soldat dieser Republik, welche seinen Thron und sein Erbe zerstört hatte, und in einfachen unscheinbaren Gewändern, ein unbekannter einfacher junger Mensch, kehrte er zurück nach Paris.

Desaix hatte wohl Recht gehabt. Es war immerhin Etwas, eine Million Francs zu besitzen; so arm er auch war an Liebe und Glück, diese Million Francs machte ihn wenigstens zu einem freien unabhängigen Menschen, und deshalb wollte er sich sein Eigenthum wieder fordern von dem Manne, den er sonst verabscheute, weil er zu den Mördern seines Vaters gehörte.

Fouché indessen nahm den jungen Mann ganz so auf, wie Desaix es erwartet hatte. Er zeigte sich ihm als theilnehmender Beschützer, er war gerührt von dem Anblick dieses jungen Mannes, dessen Antlitz das Zeugniß seiner Abkunft, der das lebende Abbild des unglücklichen Königs Ludwigs des Sechszehnten war, den Fouché auf das Schaffot gebracht. Vielleicht hatte der Mann des Blutes und der Guillotine jetzt Gewissensbisse, vielleicht wollte er wieder gut machen an dem Sohne, was er an den Eltern verschuldet! Vielleicht dachte er daran, sich den Sohn der Bourbons als ein Schreckmittel für den ehrgeizigen Consul der Republik zu bewahren, oder vielleicht auch konnte man dereinst den ehrgeizigen Grafen von Lille, der an allen europäischen Höfen intriguirte und wühlte, und hetzte gegen die französische Republik, überall Heere warb, um die Republik zu vernichten, vielleicht konnte man ihn damit einst beseitigen, daß man den imaginairen Ansprüchen Ludwigs des Achtzehnten die rechtmäßigen Ansprüche Ludwigs des Siebenzehnten entgegenstellte und den Oheim vernichtete mit dem Neffen.

Als eine nützliche Handhabe des politischen Intriguenspiels konnte der Sohn Ludwigs des Sechszehnten gebraucht werden, und dann, wenn man ihn gebraucht hatte, war es immer noch Zeit, je nach den Umständen, ihn entweder anzuerkennen, oder auch ihn als einen Betrüger zu desavouiren.

Vorläufig aber paßte es in die Pläne des schlauen Fouché, ihn anzuerkennen, und sich den Anschein zu geben, als wolle er ihn unterstützen. Er zeigte sich ehrfurchtsvoll und theilnehmend gegen den armen, vereinsamten Jüngling, er nannte ihn mit leiser zitternder Stimme: „Majestät!“ Er flehte um seine Verzeihung für die Vergangenheit. Er sprach mit solcher tiefen Ergriffenheit, so feierlicher Zerknirschung von dem guten, dem großen und sanftmüthigen König Ludwig dem Sechszehnten, daß das Herz des Sohnes sich davon tief ergriffen fühlte. Dann aber, als Fouché nun mit flammenden Worten der Begeisterung von der edlen, unglücklichen Königin Marie Antoinette zu sprechen begann, als er mit glühender Beredtsamkeit ihre Schönheit und Anmuth im Glück, ihre Größe und Standhaftigkeit schilderte im Unglück, da schmolz aller Zorn, aller Trotz des jungen Mannes hin in den Thränen der Rührung und Liebe, welche er dem Andenken seiner Mutter weihete.

„Ich vergebe Ihnen, Fouché, ja, ich vergebe Ihnen,“ rief er, ihm seine beiden Hände darreichend. „Ich sehe es wohl, die Gewalt der politischen Parteiungen hat Sie hingerissen, aber Ihr Herz kann nicht böse sein, denn Sie haben meine edle und schöne Mutter geliebt. Ich vergebe Ihnen also, und ich vertraue Ihnen!“

Fouché sank tief bewegt auf seine Knie nieder vor dem Sohn der Könige und nannte sich seinen ersten Unterthan, und gelobte ihm, Alles anzuwenden, um den jungen König wieder zu erheben auf den Thron seiner Väter, und beschwor Ludwig, ihm zu vertrauen, einzugehen auf seine Pläne und Nichts zu thun und zu unternehmen, ohne ihn um Rath gefragt zu haben.

Louis versprach es ihm. Er sagte Fouché, daß er der einzige Mensch sei, welcher mit ihm ohne Verhüllung und Umschweife von der Vergangenheit gesprochen, daß er ihn dadurch überrascht und zum Bekenntniß der Wahrheit gezwungen habe, welche sonst auf seiner Zunge gefesselt sei. Er sagte ihm, daß er dem Retter seines Lebens mit einem feierlichen Eide gelobt habe, sich nicht eher zu bekennen als den Sohn Ludwigs des Sechszehnten, als den König von Frankreich, nicht eher, bis dieser Retter und Wohlthäter ihm dazu die Ermächtigung gegeben, und ihn von seinem Eide des Schweigens entbunden habe. Er machte es daher zur ersten Bedingung seines Vertrauens, daß auch Fouché zu Niemandem sein Geheimniß verrathen, sondern es treu in seiner Brust bewahren solle.

Fouché gelobte Alles, er band seine Zunge mit einem heiligen Eid und verschwur sich, daß sein Mund niemals das Geheimniß verrathen solle, welches der König von Frankreich ihm anvertraut habe. Aber er gestand zugleich, daß der erste Consul sehr wohl wisse, wie der Sohn des Königs aus dem Temple erlöst sei, und daß unter den nachgelassenen Papieren Kleber's sich ein Brief an Bonaparte befunden, in welchem dieser ihm mittheilte, daß er, Kleber, genau wisse, der kleine Capet lebe noch, und in welchem er Bonaparte beschwor, sich der Waise des Thrones der Lilien anzunehmen. Bonaparte hätte daher in der Stille Nachforschungen anstellen lassen, er hätte erfahren, daß Louis als der Adjutant des Generals Desair die Schlacht von Marengo mitgemacht, daß er dort verwundet sei, und im Lazareth von Alessandria bis zu seiner Genesung geblieben war. Seitdem aber wäre ihm jede Spur des jungen Mannes verloren gegangen, und er hätte jetzt Fouché beauftragt, den Adjutanten Kleber's und Desair's ausfindig zu machen, und ihm zuzuführen.

„Sie werden das nicht thun,“ rief Louis hastig, „Sie werden mich nicht verrathen.“

„Sie haben Furcht vor ihm?“ fragte Fouché mit einem verächtlichen Lächeln.

Der junge Mann erröthete, und eine Wolke flog über seine klare Stirn hin. „Furcht,“ wiederholte er achselzuckend, „die Söhne meiner Väter kennen keine Furcht, und ich habe es auf dem Schlachtfelde von Abukir, in den Pesthäusern von Jaffa, und auf dem Schlachtfelde von Marengo bewiesen, daß ich keine Furcht kenne. Aber wenn man einem blutdürstigen Löwen auf seinem Wege begegnet, so weicht man ihm aus, und wenn ein Tiger seine Krallen nach uns ausstreckt, so entflieht man, das ist die Pflicht der Selbsterhaltung, und nicht die Flucht eines Feiglings.“

„Sie glauben also, daß dieser Löwe dürstet nach königlichem Blute?“

„Ich glaube, daß er dürstet nach königlichem Range, und daß er kein Mittel verschmähen wird, um alle Hindernisse zu beseitigen, die ihm auf dem Wege zum Throne sich entgegenstellen möchten. Glauben Sie nur, mein Herr, der Mann, welcher nach der Schlacht von Abukir das Todesurtheil aussprach über fünftausend gefangene Feinde, der Mann würde sich keinen Moment besinnen, das Todesurtheil auszusprechen über einen armen, schutzlosen, jungen Menschen, wie ich es bin; er würde mich zermalmen, wie der Löwe mit seiner Tatze die Fliege erschlägt, welche es gewagt, um seine Mähne zu spielen.“

„Es scheint, Sie kennen den Löwen sehr gut,“ sagte Fouché lächelnd, „und ich glaube wohl, daß Sie ihn richtig beurtheilen. Seien Sie aber außer Sorgen. Er soll es von mir nicht erfahren, daß ich von Ihnen weiß und Ihren Aufenthaltsort kenne. Mag Bonaparte mich dann immerhin für einen schlechten Polizeimann erklären, ich werde ihm in allen andern Dingen zu beweisen suchen, daß ich wachsam bin. Vielleicht werde ich im Nothfall mich zu einer Fälschung entschließen, und um Ihr Leben nicht zu gefährden, werde ich dem Consul Ihren Tod verkünden. Es sind sehr viele junge Offiziere bei Marengo gefallen, oder hinterher an den Folgen ihrer Verwundungen gestorben. Warum sollte der Adjutant des Generals Desair nicht auch dieses Schicksal gehabt haben? Ja, ich glaube, dies

wird das Beste sein. Ich werde Sie todt sagen, um Ihr Leben zu beschützen. Ich werde mir aus Alessandria einen Todtenschein besorgen, aus welchem klar hervorgeht, daß der Adjutant des Generals Desair, welcher dort im Lazareth gelegen, der Obrist Louis, an seinen Wunden gestorben und dort begraben ist."

„Ich soll also zum zweiten Male aus dem Leben verschwinden?" fragte Louis traurig.

„Ja, Sire, um nachher mit desto größerem Glanz in dasselbe wieder einzutreten," erwiderte Fouché eifrig.

„Wer weiß, ob dies jemals geschieht," seufzte Louis. „Wie soll ich zuletzt meine Existenz beweisen, wenn ich zwei Mal gestorben, zwei Mal begraben bin? Wer bürgt mir dafür, daß ich später im Stande sein werde, die Menschen zu überzeugen, daß ich kein Betrüger bin, daß meine ganze Existenz nicht ein Mährchen ist? Es giebt schon jetzt nur noch Wenige, welche wissen und glauben, daß der kleine Capet aus dem Temple entkommen und mit Kleber als dessen Adjutant nach Aegypten gegangen ist. Wenn nun diese Wenigen noch erfahren, daß der Adjutant Louis gefallen ist, wenn man ihnen den Todtenschein vorlegt, wie sollen Sie dann mir nachher glauben, wenn ich ihnen künde, daß ich lebe, und daß ich der bin, für welchen ich mich ausgebe? Das Siegel des Königthums steht Niemand auf der Stirne geschrieben und wir wissen aus der Geschichte, daß es falsche Kronprätendenten gegeben hat!"

„Sie werden mit Ihren Papieren beweisen, daß Sie kein solcher sind," sagte Fouché lebhaft. „Und Gott wird geben, daß auch ich noch lebe, wenn die Zeit gekommen ist, in welcher Sie mit offenem Visir vor Frankreich hintreten und Ihr Erbe und Ihren Thron zurückfordern können. Hoffen Sie auf diese Zeit und bewahren Sie bis dahin Ihre Papiere wohl. Ich übergebe Ihnen hier dieselben, denn ich weiß nicht, ob sie bei mir sicherer sind, als bei Ihnen. Tragen Sie dieselben immer bei sich, trennen Sie sich Tag und Nacht nicht von ihnen, denn in diesen Papieren ruht Ihre Zukunft und Ihre Krone und kein anderer Mensch außer Ihnen selber kann dieselben behüten. Diese Papiere sind wichtiger für Sie, als eine Million, obwohl man auch diese nicht verachten soll! Hier sind die Quittungen und Scheine über Ihr Vermögen. Ich habe dasselbe niedergelegt in der Bank von Frankreich, und Sie können es dort zu jeder Zeit erheben gegen diese Scheine, die ich Ihnen hiermit übergebe, und die Sie nur mit Ihrer Namens-Unterschrift zu versehen haben."

„Mit meiner Namens-Unterschrift!" rief Louis schmerzlich. „Aber, mein Herr, welches ist denn mein Name? Wie heiße ich? Man nannte mich sonst den Neffen Kleber's, den Adjutanten Desair's, den Oberst Louis. Aber der Oberst Louis darf ja nicht mehr bekennen, daß er lebt, und Sie wollen dem ersten Consul durch einen Todtenschein beweisen, daß der Neffe Klebers gestorben ist? Wer bin denn ich? Welchen Namen soll ich unter jene Papiere setzen, unter welchem Namen soll der Namenlose, der Gestorbene und Begrabene, der Wiederauferstandene und wieder Gestorbene und Begrabene, unter welchem Namen soll er sich unter den Lebendigen aufhalten dürfen?"

„Es ist wahr," sagte Fouché. „Einen Namen, oder vielmehr die Maske eines bürgerlichen oder adelichen Namens müssen Sie schon vor Ihr königliches Antlitz legen, und es ist dringend nothwendig, daß wir Ihnen einen Namen geben, und Sie mit unverfänglichen und sichern Papieren versehen, welche Ihre Existenz beweisen und Sie sicher stellen gegen jede Anfechtung."

„Nun wohl, so sagen Sie mir, wie ich heißen soll," sagte Louis traurig. „Seien Sie der Taufpathe des Einsamen und Namenlosen."

„Wohlan, ich will es sein," rief Fouché lebhaft. „Ich habe in der Verblendung der politischen Leidenschaft meine Stimme erhoben gegen das Leben des Vaters, ich will jetzt reuevoll und bußfertig meine Stimme erheben für das Leben des Sohnes, und ihm behülflich sein, wieder einzutreten in das Leben und in die menschliche Gesellschaft. Junger Mann, ich will Ihnen einen Namen, einen Rang und einen Stand geben so lange, bis die französische Nation Ihnen Ihren wahren Namen, Ihren Rang und Stand wiedergiebt. Sie sollen hinfort der Baron von Richemont heißen. Wollen Sie es annehmen?"

„Ja, ich will es annehmen," sagte Louis sanft. „Der Baron von Richemont zu sein, ist immer noch besser, als ein Todter und Begrabener ohne Namen zu sein."

„Wohlan, mein Herr Baron," rief Fouché. „So werde ich selbst Ihnen die nöthigen Certificate und Papiere ausstellen, und auch auf der Bank von Frankreich Ihre Papiere auf den Namen des Barons von Richemont einzeichnen lassen. Wenn es Ihnen gefällig ist, so kommen Sie morgen wieder zu mir, und ich werde dem Herrn von Richemont seine Familien-Papiere übergeben."

„Ich werde kommen, seien Sie dessen gewiß," sagte Louis, ihm die Hand reichend. „Es verlangt mich, wenigstens unter einem anerkannten Incognito durch das Leben zu gehen und Gott allein weiß, ob ich jemals wieder aus diesem Incognito hervortreten werde! —"

Er grüßte Fouché mit einem traurigen Lächeln und entfernte sich. Fouché horchte auf die verklingenden Schritte und dann brach er in ein lautes, spöttisches Lachen aus.

„Thörichter Knabe," sagte er, die Hand drohend erhebend, „thörichter Knabe, Du meinst, daß nur Gott allein es weiß, ob Du jemals aus Deinem Incognito hervortreten werdest. Du irrst, außer Gott weiß es

noch Fouché. Ja, Fouché weiß, daß dies Incognito sich über Dir ausbreitet als ein Netz, aus welchem Du nie wieder hervorgehen wirst! Nein, der Baron von Richemont soll sich niemals verwandeln in den König Ludwig den Siebenzehnten. Aber er soll mir ein Werkzeug sein, mit welchem ich diesen ehrgeizigen Consul Bonaparte, der nach dem Throne strebt, und diesen ränkesüchtigen Grafen von Lille, der sich im Exil noch der König Ludwig der Achtzehnte nennt, in Schrecken halte, und mit welchem ich drohe, wenn man mir droht. Nur zu, mein kleiner Baron Richemont, ich weiß nicht, was ich aus Ihnen machen kann, aber ich weiß, daß Sie aus mir einen reichen, gefährlichen und gefürchteten Mann machen sollen! Armer, gläubiger Thor, wie leicht gingest Du in die Falle! Der Baron von Richemont soll nie wieder daraus hervorgehen! Dafür bürge ich Dir! Ich, Fouché!"

31.

Fouché.

Der erste Consul ging mit heftigen Schritten in seinem Cabinet auf und ab. Seine Augen schossen Blitze, und sein Angesicht, welches sonst so undurchdringlich war, wie das der ehernen Statuen der römischen Kaiser, sein Angesicht verrieth in dieser Stunde die tiefe und stürmische Bewegung seines Innern. Seine Lippen, welche fest aufeinander gepreßt waren, öffneten sich zuweilen zu einem Worte der Drohung, oder des Zornes, und dieses Wort schleuderte er dann gleich einem vergifteten Pfeil dem Mann entgegen, der in ehrerbietiger Haltung, mit bleichen Wangen und demuthsvoller Miene unweit von der Thür neben dem mit Acten und Papieren bedeckten Marmortische stand. Dieser Mann war Fouché, der frühere Polizeiminister von Paris, jetzt nur noch das Mitglied des Senates der Republik. Er hatte sich in die Tuilerien begeben, um eine geheime Audienz zu fordern von dem Consul Bonaparte, welcher jetzt schon den kleinen Beisatz „Erster" Consul vergessen gemacht hatte, und der alleinige Beherrscher von Frankreich war.

Jetzt hielt Bonaparte mitten in seinem stürmischen Gange plötzlich inne, blieb vor Fouché stehen, und schaucte ihn mit seinen flammenden Augen an, als wären seine Blicke zwei Dolche, welche er tief in das Herz seines Feindes einbohrte. Aber Fouché sah das nicht, denn er stand da mit niedergeschlagenen Augen, und schien es gar nicht zu gewahren, daß Bonaparte ihm so nahe war.

„Fouché," rief Bonaparte ungestüm, „ich kenne Sie, und ich lasse mich nicht von Ihrer gleißnerischen zerknirschten Miene täuschen! Sie sollen wissen, daß ich Sie nicht fürchte, Sie nicht und alle die Gespenster nicht, die Sie heraufbeschwören möchten. Sie meinen, mich zu schrecken, oder Sie wollen, daß ich Ihnen Ihr Geheimniß theuer bezahle. Sie sollen aber wissen, daß ich gar nicht schreckhafter Natur bin, und daß ich kein Geld ausgebe für die Räthsel, die ich ohnedies zu lösen wohl die Macht habe. Ich warne Sie, Herr Geheimnißkrämer, seien Sie wohl auf Ihrer Huth! Sie haben Ihre Spionage, aber ich habe meine Polizei, und diese berichtet mir allerlei seltsame Dinge. Man weiß, mein Herr, daß Sie mit dem Auslande correspondiren. Verstehen Sie mich wohl, mit dem Auslande!"

„Consul," erwiderte Fouché ruhig, „ich habe wahrlich nicht gewußt, daß die Republik es ihren treuen Dienern verbietet, nach dem Auslande Briefe zu schicken."

„Die Republik wird es niemals gut heißen, daß einer ihrer Diener mit ihren Feinden im Briefwechsel stehe," rief Bonaparte mit donnernder Stimme. „Still, mein Herr, keine Ausflüchte, keine Umschweife. Lassen Sie uns offen und geradezu sprechen. Sie correspondiren mit dem Grafen von Lille."

„Sie wissen das, Consul, denn ich habe die Ehre gehabt, Ihnen selbst einen Brief zu übergeben, den der Prätendent an Sie gerichtet, und mir zur Besorgung übersandt hatte."

„Einen lächerlichen, abgeschmackten Brief," rief Bonaparte achselzuckend, „einen Brief, in welchem dieser Narr mich auffordert, ihn heimzuholen nach Frankreich und ihm selber die Stelle zu bezeichnen, welche ich neben ihm einzunehmen wünsche. Wahrhaftig, ein Tollhäusler könnte keinen wahnwitzigeren Brief schreiben! Ich soll mir die Stelle bezeichnen, welche ich einzunehmen gedenke. Nun gewiß, das werde ich thun, aber es wird auf dieser Stelle kein Raum neben mir sein für die Bourbonen, welche Frankreich ausgespieen hat, wie man ein Gift ausspeiet, das Einem den Tod bringen wollte. Diese verhaßten und schwächlichen Bourbonen werden niemals wieder zu Macht und Ansehen gelangen. Frankreich hat sich von ihnen gewandt, Frankreich verabscheuet diese entartete Race der Könige, es will sich ein neues Gebäude seiner Macht und Herrlichkeit schaffen, aber für die Bourbonen wird kein Platz in demselben sein! Merken Sie sich das, mein Herr Intriguant, und bauen Sie keine Luftschlösser. Ich fordere von Ihnen ein offenes Bekenntniß, oder ich werde Sie als einen Landesverräther, einen Royalisten anklagen."

„Consul, ich werde dieser Anklage nicht aus dem Wege gehen," erwiederte Fouché ruhig, „und ich denke wohl, Frankreich wird mit Antheil und Spannung einem Prozesse folgen, der ihm ein großes und wichtiges Geheimniß enthüllt; der ihm sagt, daß der rechtmäßige König von Frankreich nach der Ansicht des Consuls Bonaparte nicht im Temple unter der liebevollen Aufsicht des Schusters Simon gestorben, son-

dern noch am Leben, und also der rechtmäßige Thronerbe von Frankreich ist. Es wird das unter den Royalisten viel Freude und Jubel erregen!"

Der Consul stampfte wüthend mit dem Fuß auf den Boden, seine Augen schossen Blitze, und als er dann sprach, klang seine Stimme wie das Rollen des Donners, so zürnend, so gewaltig und so mächtig.

„Ich werde den Jubel und die Freude dieser Royalisten in Jammergeschrei und Klagelieder zu verwandeln wissen," rief er. „Alle Feinde Frankreichs sollen es erfahren, daß ich das Schwert in Händen halte, nicht bloß gegen die äußern, sondern auch gegen die innern Feinde. Frankreich hat mir dieses Schwert gegeben, und ich werde es nicht aus der Hand legen, und es nicht senken, und kämen alle Könige Europa's, und alle Bourbonen aus den Gräberhallen von St. Denis zu mir her, um es von mir zu fordern! Ich bin das lebendig gewordene Schwert Frankreichs, und nie wird sich dieses Schwert beugen vor dem Scepter eines Bourbonen. Eher könnten aus dem abgestorbenen Stocke, den der Wanderer durch die Wüste trägt, frische Zweige sprießen, als aus dem Schwerte Bonaparte's der Scepter der Bourbonen erwächst, gleichviel, ob dieser Bourbon sich Ludwig der Siebenzehnte, oder der Achtzehnte nennt! Merken Sie sich das, Fouché, und merken Sie sich auch, daß, wenn ich einmal gesagt habe: „ich will", ich dann auch meinem Willen Geltung zu verschaffen wissen werde, und stemmte sich die ganze Welt mir entgegen."

„Ich weiß das, Consul," sagte Fouché ehrerbietig. „Gott gab Ihnen zum Wohle Frankreichs einen eisernen Willen, und einen Feuerkopf, der dazu geschaffen ist, nicht bloß Lorbeeren, sondern auch Kronen zu tragen."

Ein flammender Blitz aus den Augen des Consuls Bonaparte schoß über das Antlitz Fouché's hin, aber dieser schien es nicht zu sehen, denn er hatte die Augen niedergeschlagen, und seine Miene war ganz unbefangen und harmlos.

„Sie sprechen da ein Wort aus, welches sich nicht ziemt," sagte Bonaparte ruhig. „Ich bin der erste Diener der Republik, und in einer Republik giebt es keine Kronen."

„Auch nicht einmal Bürgerkronen, General?" fragte Fouché mit einem feinen Lächeln. „Ich meine doch, diese edelste der Kronen kann überall gedeihen, und kein Haupt hat solche Bürgerkrone mehr verdient, als das edle und große Haupt des Consuls Bonaparte, der die Republik Frankreich als würdige Rivalin an die Seite ihrer Schwester Nord-Amerika stellt."

Bonaparte warf sein Haupt stolz zurück. „Ich geize nicht nach dem Ruhm, der Washington Frankreichs zu sein," rief er.

„Doch sind Sie es, General," erwiderte Fouché lächelnd. „Nur wohnt der Washington Frankreichs nicht in einem „weißen Hause," das ihm die Republik erbaut hat, sondern in den Tuilerien, die er als Erbe der Könige von Frankreich in Besitz genommen hat. General, Sie haben als der Würdigste, der Berufenste, der Größte und Mächtigste das Erbe der Könige von Frankreich empfangen. Zu diesem Erbe gehört auch die Krone von Frankreich. Warum wollen Sie dies Erbe allein von allen andern zurückweisen?"

„Und wenn ich Ihnen sagte, daß ich es nicht will?" fragte Bonaparte. „Und wenn ich Ihnen eingestände, daß ich mich würdig fühlte, die ganze ungetheilte Erbschaft der Bourbonen anzutreten? Wären Sie verwegen und tollkühn genug, ein solches Mährchen zu glauben, und es für Wahrheit zu nehmen?"

„Consul, Sie haben schon so viele Wunder verrichtet, und solche Zaubermährchen zur Wahrheit gemacht, daß ich kein Mährchen mehr für unausführbar halte, sobald Sie Ihre Hand darauf legen."

„Und darum halten Sie sich einen Zauberstab verborgen, den Sie im entscheidenden Momente hervorziehen wollen, um ihn mir entgegen zu halten, wie das Kreuz dem Beelzebub im Mährchen?"

„Ich verstehe Sie nicht, Consul," sagte Fouché mit der allerunschuldigsten Miene von der Welt.

„Nun wohl, so will ich mich Ihnen verständlich machen," donnerte Bonaparte. „Der Zauberstab, den Sie sich verborgen halten, heißt Ludwig der Siebenzehnte. Oh, schütteln Sie nicht Ihren listigen Kopf, leugnen Sie nicht mit diesen gleißnerischen Lippen, welche einst das Todesurtheil über Ludwig den Sechszehnten ausgesprochen haben, und die jetzt einem Narren und Betrüger einreden wollen, daß er der Sohn des gemordeten Königs sei. Wahrlich, es ist zum Lachen! Der Königsmörder will die Mordthat versöhnen, indem er eine Fabel ersinnt, und aus einem Mannequin einen König schafft."

„General, keine Fabel und kein Mannequin," rief Fouché mit drohender Stimme. „Der Sohn des unglücklichen Königs lebt, und —"

„Ah," unterbrach ihn Bonaparte triumphirend, „Sie gestehen es also endlich ein, Sie haben mir also endlich Ihr großes Geheimniß verrathen? Ich habe den schlauen Fuchs aus seiner Verschanzung heraus getrieben, und die Jagd kann nun anfangen. Es soll eine tüchtige Hetzjagd werden, glauben Sie es mir, und ich werde nicht eher ruhen, bis ich dem schlauen Fuchs das Fell über die Ohren gezogen habe, es sei denn, —"

„Daß er pater peccavi sagt?" fragte Fouché mit leisem Lächeln.

„Es sei denn, daß er mir den Wechselbalg ausliefert, den er als Deus ex machina gebrauchen wollte," sagte Bonaparte. „Mein Lieber, es hilft Ihnen nichts, jetzt das alte Lügensystem wieder zu beginnen. Der Zorn hat sie verrathen, und es ist mir gelungen, den Fuchs selbst zu überlisten. Der sogenannte Sohn des Königs existirt, das ist Ihnen

einmal entschlüpft, und es läßt sich nicht wieder zurücknehmen."

„Nein, es läßt sich nicht wieder zurücknehmen," seufzte Fouché. „Ich habe mich verrathen, oder vielmehr ich bin überlistet worden. Sie sind in allen Dingen ein Held und ein Meister, in der List sowohl wie in der Tapferkeit und Klugheit. Ich beuge mich vor Ihnen, wie vor einem Genius, den Gott selber auf die Erde gesandt hat, damit er die Welt, welche aus den Fugen gerathen, wieder in Ordnung bringen soll. Ich beuge mich vor Ihnen als vor meinem Herrn und Meister, und statt Ihnen zu opponiren, werde ich von jetzt an mich damit begnügen, Ihr Werkzeug zu sein, vorausgesetzt, daß Sie mich zu demselben annehmen wollen."

„Das heißt, Fouché, vorausgesetzt, daß ich Ihnen Ihre Bedingungen erfüllen will," rief Bonaparte achselzuckend. „Nun wohl, nennen Sie mir Ihre Bedingungen! Ohne Umschweife! Was fordern Sie?"

„Consul, um uns verständigen zu können, müssen wir Beide ganz offen und ohne Rückhalt mit einander reden können. Wollen Sie mir gestatten, daß ich das thue?"

„Thun Sie es," sagte Bonaparte mit einem Nicken seines stolzen Hauptes.

„Consul, Sie haben mich bei Seite geschoben. Sie haben kein Vertrauen mehr zu mir. Sie haben mir die Stelle des Polizeiministers entzogen, und diese meinem Feinde Regnier gegeben. Das hat mich geschmerzt, das hat mich beleidigt, denn es hat mich vor der ganzen Welt gebrandmarkt als einen Unbrauchbaren, den Bonaparte verachtet. Ihre Feinde haben geglaubt, diese meine Mißstimmung zu ihrem Vortheil ausbeuten und aus dem entlassenen Polizeiminister sich einen Feind Bonapartes anwerben zu können. Verschworene aller Art haben sich an mich gedrängt, Emissaire des Grafen Lille, Abgesandte der Royalisten in der Vendée sind zu mir gekommen, aber auch Abgesandte der Republikaner, der rothen, blutigen Republikaner, von denen Sie, Bonaparte, eben so sehr gehaßt werden, wie von den Royalisten, denn diese Republikaner werden es Ihnen niemals vergeben, daß Sie sich an die Spitze der Republik gestellt und sich zu ihrem Herrn gemacht haben. Alle diese Parteien haben mir Anträge gemacht, alle Ihre Feinde wollten mich zu ihrem Mitverschworenen machen. Ich habe ihnen Allen mein Ohr geliehen, ich bin auf alle ihre Pläne eingegangen, und bin zu dieser Stunde der Mitverschworene sowohl der Republikaner als der Royalisten. Oh, ich bitte," fuhr Fouché fort, als Bonaparte auffuhr, und die Lippen öffnete, um zu sprechen, „ich bitte, General, hören Sie mich bis zu Ende an, unterbrechen Sie mich nicht, bis ich Ihnen Alles gesagt habe. Ja, ich bin der Theilnehmer an drei verschiedenen Verschwörungen, und sogar ein sehr regsamer Theilnehmer. Da ist erstlich die Verschwörung der Republikaner, welche Sie als einen Tyrannen der Republik verabscheuen, da ist zweitens die Verschwörung der Royalisten, welche den Grafen von Lille wieder auf den Thron setzen wollen, und da ist drittens die Verschwörung der wahren und echten Capetisten, welche die „Waise des Temple," den kleinen Capet, zum König Ludwig den Siebenzehnten machen wollen. Diese Verschwörungen sind alle Drei darauf berechnet, vor allen Dingen und zu allererst den Bonaparte zu beseitigen, und ihm den Tod zu geben. Ja, um dieses Ziel zu erreichen, haben sogar die drei Verschwörungen sich zu Einer vereinigt, und einen Compromiß mit einander geschlossen. Welcher Verschwörung es gelingt, den Consul Bonaparte zu ermorden, die soll die herrschende werden, und vor der wollen die andern sich zurückziehen, so daß, wenn der Consul Bonaparte von dem Dolch eines Republikaners getroffen wird, die Republik in Frankreich vorläufig die gültige Staatsform bleiben soll; wenn aber die Kugel eines Royalisten Ihr Haupt trifft, so strecken die Republikaner die Waffen, und willigen ein, daß Frankreich durch allgemeine und öffentliche Volksabstimmung entscheide, ob es eine Republik oder ein Königreich sein will!"

„Nun?" fragte Bonaparte ruhig, als Fouché jetzt schwieg, und einen fragenden, forschenden Blick auf das Antlitz Bonapartes heftete, das indessen ganz kalt und undurchdringlich geblieben war. „Nun, warum halten Sie inne? Ich habe Sie mit keiner Frage unterbrochen. Fahren Sie also fort!"

„Ich fahre fort, Consul. Ich habe mich, wie gesagt, zum Theilnehmer dieser drei Verschwörungen gemacht, denn um den Cerberus bekämpfen zu können, muß man alle seine Köpfe zusammen treffen, und um der wirksame Kämpfer einer großen Sache sein zu können, muß man alle ihre Feinde und ihre Pläne kennen. Ich kenne nun alle die Pläne der Verschworenen, und weil ich sie kenne, ist es mir möglich gewesen, sie hinzuhalten, und Unfrieden und Zwist unter sie zu bringen, und zwar durch die dritte Verschwörung, durch die Anhänger der Waise des Temple, durch Ludwig den Siebenzehnten. Ich habe durch diese rührende Gestalt die Partei der Royalisten gespalten und veruneinigt, ich habe dem Grafen von Lille dadurch schon viele und bedeutende seiner Anhänger entzogen, und sogar einige der Hauptverschworenen, welche nach Paris gekommen waren, um für Ludwig den Achtzehnten zu kämpfen, haben neulich in einer geheimen Gesellschaft das Knie gebeugt vor Ludwig dem Siebenzehnten, und ihm Treue geschworen."

„Das ist nicht wahr," rief Bonaparte ungestüm. „Sie erzählen mir Ammenmährchen, mit denen man Kinder, aber keine Männer schreckt. Es giebt keine geheimen Gesellschaften in Paris!"

„General, wenn Ihnen das Ihr Polizeiminister Regnier gesagt hat, so beweist er dadurch nur, daß er kein Polizeimann ist, und von der geheimen Polizei und Spionage gar nichts versteht. Ich sage Ihnen, Ge-

neral, es giebt geheime Gesellschaften in Paris, und ich muß das wohl wissen, denn ich bin Mitglied von vier verschiedenen Gesellschaften."

„Ach, mein Herr," höhnte Bonaparte, „Sie dementiren sich selber. Vorher sprachen Sie nur von drei Verschwörungen, und jetzt sind schon vier daraus geworden."

„Ich sprach jetzt von geheimen Gesellschaften, Consul, und nicht jede geheime Gesellschaft kann eine Verschwörung genannt werden. Vorhin, als ich Ihnen die Verschwörung detaillirte, sprach ich von dreien, jetzt, da wir von geheimen Gesellschaften sprechen, habe ich eine vierte zu nennen. Aber diese verdient nicht den Namen einer Verschwörung, denn sie beabsichtigt nicht Mord und Umsturz, und bewaffnet sich nicht mit Dolchen und Pistolen oder andern Mordwaffen."

„Ich wäre doch neugierig, den Namen Ihrer vierten Gesellschaft zu erfahren," rief Bonaparte heftig.

„Ich werde Ihre Neugierde befriedigen, General. Diese vierte geheime Gesellschaft führt den Bundesnamen: „die Bonapartisten," oder — erlauben Sie, daß ich mich dichter zu Ihnen neige, damit die Wände des alten Königsschlosses das Wort nicht hören, — oder die „Kaiserlichen."

Bonaparte zuckte zusammen, und eine glühende Röthe schoß einen Moment über seine Wangen hin. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, General, was ich schon vorher sagte: Ihre Stirn ist dazu gemacht, nicht bloß Lorbeeren, sondern eine Krone zu tragen, und es giebt nur ein Mittel, die andern drei Verschwörungen zu ersticken, nur das Mittel der vierten geheimen Gesellschaft. Um die Republikaner und die Royalisten unwirksam zu machen und unter die Füße zu treten, dazu bedarf Frankreich eines Kaisers."

„Und Sie wollen Ihren Ludwig den Siebenzehnten, Ihren Mannequin zum Kaiser von Frankreich machen?"

„Nein, General," erwiderte Fouché feierlich, „nein, ich will den Consul Bonaparte zum Kaiser der Franzosen machen."

Der Consul erbebte und sein Auge flog wie ein Blitz durch das Gemach, das einstige Cabinet Ludwig des Sechszehnten hin, als wollte er sich überzeugen, daß Niemand dies gefährliche Wort der Zukunft gehört habe. Dann senkte es sich langsam nieder, ohne den Blicken Fouchés zu begegnen, die in höchster Spannung auf Bonaparte gerichtet waren.

Eine Pause trat ein, eine lange angstvolle Pause. Dann hob Bonaparte das Auge langsam wieder empor, und es leuchtete in demselben wie ein Sonnenstrahl.

„Ist Ihre vierte geheime Gesellschaft zahlreich?" fragte er mit jenem zauberhaften Lächeln, das ihm alle Herzen gewann.

„Es gehören Künstler, Dichter, Gelehrte, und vor allen Dingen Offiziere und Generäle dazu," erwiderte Fouché. „Sie wird mit jedem Tage zahlreicher, und da ich glücklicher Weise nur von meiner Stelle als Polizeiminister abgesetzt worden, aber noch Mitglied des Senats der Republik bin, so ist es mein Bestreben gewesen, in dem Senate mir einflußreiche Mitglieder für meine geheime Gesellschaft der Kaiserlichen zu gewinnen. Wenn mir mein Streben gelingt, so wird aus der geheimen Gesellschaft bald eine öffentliche werden, und der Senat wird sich mit einer öffentlichen Ansprache an Sie wenden, und Sie anflehen, allen Verschwörungen und Intriguen dadurch ein Ende zu machen, daß Sie sich an die Spitze von Frankreich stellen, und die Kaiserkrone annehmen, welche der Senat Ihnen anbietet. Aber —"

„Ich begreife Ihr Aber, Fouché," unterbrach ihn Bonaparte hastig. „Sie wollen Ihre Bedingungen stellen. Eine Kaiserkrone fällt nicht so unmittelbar vom Himmel auf ein Menschenhaupt, es müssen immer Hände da sein, welche sie auffangen, und es könnte ja kommen, daß diese von der fallenden Krone zerschmettert würden. Man muß sie daher für den Heroismus belohnen. Nehmen wir also an, daß ich an alle Ihre Mährchen glauben wollte, sogar an Ihr Mährchen von dem Kaiserreich der Zukunft. Sagen Sie nun Ihre Forderungen."

„General, wenn ich Ihnen und ganz Frankreich durch Thatsachen beweise, daß Frankreich zerklüftet wird von Verschwörungen, daß der Krebsschaden der geheimen Gesellschaften an dem innersten Mark seines Lebens frißt und alle Institutionen gefährdet, werden Sie mir dann zugestehen, daß ich mehr dazu geeignet bin, Polizeiminister zu sein, als Herr Regnier d'Angely, welcher behauptet und Ihnen zu sagen wagt, daß es in Frankreich keine geheime Gesellschaften gäbe?"

„Beweisen Sie mir durch Thatsachen die Existenz Ihrer Verschwörungen, und ich werde Ihnen dann die Pflicht auferlegen, mir beizustehen, dieser Hydra den Kopf zu spalten. Geben Sie mir Beweise, und Sie werden wieder Polizeiminister."

Fouché verneigte sich. „Sie sollen die Beweise haben, General, noch heute, sogleich! Vorausgesetzt, daß wir uns ganz verständigt haben. Ich bin ehrgeizig, General, und ich möchte nicht eines Tages wieder in das Nichts zurückgedrängt werden können, wenn es meinen Feinden abermals gelingen sollte, mir Ihr Vertrauen zu entziehen. Jetzt bin ich wenigstens noch Mitglied des Senats, aber wenn der Senat abgeschafft wird, und ich dann später wieder aufhörte Polizeiminister zu sein, so wäre ich nichts weiter als Fouché, der in Ungnade gefallene Fouché. Voilà tout!"

„Nicht doch," sagte Bonaparte lächelnd, „Sie werden immer eine historische Berühmtheit bleiben, Sie werden immer noch der Königsmörder Fouché sein. Ist das nicht ein schöner Titel für einen Republikaner?"

„Ach, General, ich sehe, daß Sie mich verstanden haben," rief Fouché. „Es handelt sich um einen Titel, um einen Namen, um Rang und Stand für mich. Vorausgesetzt, daß hier in den Tuilerien wieder ein Thron errichtet würde, müßten wir auch wieder Hofgesellschaft, wieder Männer mit Orden, Titeln und Würden haben."

„Es ist wahr," sagte Bonaparte gedankenvoll, „die Welt dreht sich immer wieder in denselben Kreisen der Narrheit und Eitelkeit, und wenn man auch den Versuch macht, sie daraus empor zu ziehen, so kehrt sie doch immer bald wieder in die alten Bahnen zurück. Die Menschen sind doch nichts als Schauspieler, und Jeder möchte sich mit flitternden Lumpen ausstaffiren, um eine erste Rolle zu spielen, und auf dem Zettel die Weltgeschichte genannt zu werden. Wie mochten Sie also genannt werden, Fouché, wenn wirklich auf dem großen Theater der Welt das Drama eines Kaiserreiches in Scene ging?"

„Ich möchte einen Fürsten- oder einen Herzogstitel erhalten, Sire."

Bonaparte zuckte leicht in sich zusammen, und konnte das Lächeln der Befriedigung, welches sein Angesicht überstrahlte, nicht unterdrücken. Es war das erste Mal, daß man ihn anredete wie einen König oder Kaiser, und dieses „Sire," welches Fouché wie ein süßes Gift in das Ohr Bonaparte's träufelte, schmeichelte seinen Sinnen, und berauschte sein Herz gleich einer köstlichen Musik. Aber dann, mit der Riesengewalt seines Geistes bezwang er diese Stimmung und brach plötzlich in ein lautes lustiges Lachen aus. „Gestehen Sie, Fouché," rief er, „daß es sehr komisch ist, den Consul mit einem Senator der Republik von einem Kaiserreich und von Herzogstiteln faseln zu hören. Wahrhaftig, wenn die strengen Republikaner von Ihrer Verschwörung Numero Eins das hörten, so würden sie berechtigt sein, uns als Hochverräther und Verschwörer anzuklagen!"

„Wir müssen ihnen zuvorkommen, wir müssen sie anklagen!"

„Wenn wir dazu die sichere Handhabe besäßen."

„Ich besitze sie, und ich werde sie Ihnen geben, Consul Bonaparte, sobald mir der Kaiser der Zukunft neben der Stelle als Polizeiminister einen Fürstentitel in Aussicht gestellt hat."

„Nun wohl," lachte Bonaparte, „der Kaiser der Zukunft verspricht Ihnen, sobald er im Stande ist, dergleichen Herrlichkeiten zu backen, daß er seinen Polizeiminister Fouché mit in den Backofen schieben und ihn als Fürst oder Herzog wieder herausziehen will. Der Kaiser der Zukunft giebt Ihnen sein Ehrenwort darauf, daß er dies thun will. Sind Sie nun zufrieden, mein Herr Republikaner?"

„Sire, vollkommen zufrieden," sagte Fouché, sich tief verneigend.

„Und jetzt lassen Sie uns ernsthaft reden," rief Bonaparte lebhaft. „Sie haben von Verschwörungen gesprochen, Sie behaupten die Existenz derselben. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie mir handgreifliche Beweise versprochen haben, verstehen Sie mich wohl, handgreifliche Beweise, das heißt, es ist mir nicht genug, die Papiere und die Listen der in's Ausland geflüchteten Verschwörer als Beweise zu erhalten. Ich will Personen, ich will Menschen von Fleisch und Blut, Hochverräther, die ich nicht in effigie, sondern in Wirklichkeit an den Galgen hängen kann, damit sie der ganzen Spatzengesellschaft der Verschwörer und Hochverräther als warnendes Schreckbild dienen, und diesem Unfug für immer ein Ende machen. Ich bin es endlich müde, immer von Hochverräthern, vergifteten Dolchen, Windbüchsen, Complotten und Hinterhalten aller Art bedroht zu werden. Es ist Zeit, auch den Häuptern dieser Bravi, die aus England, Deutschland, Rußland und Italien hierher gesandt werden, einmal einen Schrecken einzujagen, und ich bin es satt, ewig das alte Sprüchwort zu illustriren: „den kleinen Dieb hängt man, den großen läßt man laufen." Ich will endlich einen großen Dieb haben, um ihn zu hängen, denn das ist das einzige Mittel, um diese Leute zu erschrecken und ihnen Respect einzuflößen."

„Sire, Sie sollen Ihre großen Diebe haben," sagte Fouché lächelnd.

„Geben Sie sie mir, und bei Gott, ich werde sie nicht wieder entschlüpfen lassen," rief Bonaparte heftig. „Es ist wahrlich Zeit, ein Exempel zu statuiren, und diesen Leuten endlich zu zeigen, daß ich das Wiedervergeltungsrecht in Anspruch nehme. Der Graf von Lille und der Herzog von Enghien hetzen immer wieder die Meute ihrer Verschwörer auf mich, sie scheinen gar keinen andern Zweck zu haben, als mich aus dem Leben zu schaffen, und sind unermüdlich mit ihren Dolchen, Höllenmaschinen und Complotten. Aber ihre eigenen Personen und die ihrer höhern Helfer und Lenker bleiben dabei immer aus der Schußweite; sie arrangiren die Mordpläne immer aus gesicherter Entfernung, und riskiren dabei gar nichts, denn wenn wir einige untergeordnete Werkzeuge atrappiren und bestrafen, so schreien die so mörderischen Spione, welche das Netz gewebt, noch obendrein über Barbarei und Grausamkeit, und berufen sich auf ihr heiliges Recht, jedes Mittel anzuwenden, um wieder zu ihrer Erbschaft zu gelangen und den Thron in Frankreich wieder aufzurichten. Sie leugnen es gar nicht, daß sie sich kein Gewissen daraus machen würden, mein Blut zu vergießen. Nun, warum sollte ich mir also ein Gewissen daraus machen, das ihre zu vergießen? Blut für Blut, das ist das natürliche, unvermeidliche und untrügliche Gesetz der Wiedervergeltung, wehe dem, welcher es herausfordert. Diese Bourbonen thun es! Ich habe niemals einen von ihnen persönlich beleidigt; eine große Nation hat mich an ihre Spitze gestellt, und mein Blut ist ebenso viel werth, als das ihrige, es ist kein Pfützenblut, und es ist endlich Zeit, daß ich es al pari mit dem ihrigen

stelle. Ich will nicht länger allen Mördern zur Zielscheibe dienen, und dann nachher immer nur den Dolch finden, statt endlich die Hände, die diese Dolche leiteten, zu fassen. Schaffen Sie mir die Hände, damit ich sie nur Einmal packen kann, und alle Dolche werden für immer verschwinden."

„Ich werde Ihnen diese Hände schaffen, oder wenigstens einige Finger derselben."

„Ich will sie Alle haben," rief Bonaparte ungestüm, „alle Finger, alle Hände. Sie haben von drei verschiedenen Verschwörungen gesprochen. Ich will die Anführer dieser drei Verschwörungen, und dann mögen alle andern laufen. Wenn man der Hydra ihre drei Köpfe abschlägt, muß sie endlich doch sterben. Geben Sie mir also die drei Köpfe. Den Kopf der Republikaner, und den der beiden Royalisten. Den Kopf der Verschwörung Numero Zwei kenne ich, es ist der Graf von Lille, und das ist die schlaue Spinne, die sich immer hinter ihren Netzen verkriecht, aber ich kenne auch die Hand, welche durch diesen Kopf in Bewegung gesetzt wird; das ist der Herzog von Enghien, der Enkel Condé's. Das ist ein unermüdlicher Verschwörer, ganz ausstaffirt mit Höllenmaschinen und Dolchen gegen mich. Ach, er soll sich in Acht nehmen, der kleine Herzog von Enghien! Fasse ich ihn, so übe ich das Wiedervergeltungsrecht, denn ich will endlich Ruhe haben. Kommen wir nun zu Ihrer Verschwörung Numero Drei, zu Ihrem Deus ex machina, dem sogenannten Ludwig den Siebenzehnten. Dieser Deus existirt wirklich?"

„Ja, General, er existirt."

Bonaparte lachte laut, aber dieses Lachen klang doch wie eine Drohung. „Ich habe von diesem Märchen gehört," sagte er. „Der gutmüthige Kleber glaubte daran, und nach seinem Tode übergab man mir ein nachgelassenes Schreiben Kleber's, das an mich gerichtet war, und in welchem Kleber mir schrieb, sein sogenannter Neffe Louis sei der Erbe des Königs von Frankreich, der König Ludwig der Siebenzehnte, und mich dringend anflehte, der „Waise des Temple" meinen Schutz zu gewähren. Ich ließ sogleich nach ihm forschen. Es war nach der Schlacht von Marengo, und dieser Monsieur Louis war bis dahin Adjutant des Generals Desair."

„Ja, General, Adjutant des Generals Desair bis zur Schlacht von Marengo, das heißt bis zum Tode des Generals Desair."

„Wenn ich nicht irre, ward sein Adjutant bei dieser Schlacht selbst verwundet, und lag in Alessandria im Lazareth?"

„Es ist so, General. Ich bewundere, wie genau Sie von den Schicksalen dieses jungen Mannes unterrichtet sind."

„Von da an ist mir jede Spur verloren gegangen, und alle meine Nachforschungen sind vergeblich gewesen. Der Adjutant Desair's, der so tapfer gefochten, der meinen sterbenden Kriegskameraden in seinen Armen gehalten, hätte wohl eine Belohnung, ein Avancement verdient, und ich wollte es ihm gewähren, deshalb forschte ich nach ihm, aber es war vergeblich, und jede Spur ist verloren. Ich glaubte ihn gestorben, und jetzt kommen Sie, und fabeln mir von einer Verschwörung Ludwigs des Siebenzehnten. Dieser junge Betrüger existirt also immer noch, und es giebt Kinderseelen, welche an die Erzählung seines Märchens glauben?"

„General, er erzählt gar nichts davon, denn er ist sehr schweigsam und sehr verschlossen. Aber er hat Zeugnisse, welche für ihn sprechen, und welche beweisen, daß es sich bei ihm nicht um Märchen, sondern um ein Stück Geschichte handelt. Seine Papiere beweisen klar und unwiderleglich seine Abkunft und den Gang seiner Lebensschicksale."

„Ich möchte diese Papiere wohl einmal sehen," rief der Consul.

„Er läßt sie niemals aus seinen Händen, General, denn er weiß sehr wohl, daß eine Krone daraus hervorblühen kann."

„So bringen Sie mir den ganzen Menschen, dann habe ich ihn und seine Krone," rief Bonaparte mit der grollenden Stimme eines Löwen. „Ist dieser Mensch nicht das Haupt einer Verschwörung?"

„Ja, General, das Haupt einer Verschwörung, die ich geleitet habe, weil ich alle Fäden dieser Verschwörungen in Händen haben mußte, wenn ich klar sehen wollte. Um die Royalisten zu prüfen, warf ich ihnen diesen Bissen hin, und Viele von ihnen haben angebissen, und haben sich dem jungen König zugewandt. So habe ich eine Spaltung in den Reihen der Royalisten herbeigeführt, und der Graf von Lille merkt schon die Folgen davon. Die sogenannte Waise des Temple hat zu dieser Stunde keinen Feind, der ihn glühender haßt, als der Graf von Lille."

„Aber diese Feindschaft des Grafen von Lille huscht wie eine Blindschleiche im Dunkeln dahin," grollte Bonaparte. „Ich brauche greifbare Anklagen, haltbare Beweise, an denen ich meine Feinde packen kann. Können Sie mir diese geben?"

„General, es wird mir nicht schwer werden, alle meine Anschuldigungen zu beweisen; wir sprechen nachher davon. Erlauben Sie mir nur vorher noch ein Wort über den gefährlichen Adjutanten Desair's, den Obristen Louis. Sie sagten, General, Sie hätten sich vergeblich bemüht, über diesen interessanten und tapfern jungen Mann Nachrichten zu erhalten. Diese Bemühungen fallen in die Jahre, in welchen Herr Regnier d'Angely Polizeiminister war und in welchen es meinen Feinden gelungen, mir das Vertrauen des Ersten Consuls zu entziehen. Aber wäre ich damals Polizeiminister gewesen, so würde ich Ihnen haben sagen können, daß der junge Mann, welchen Sie suchten, und über den Sie gar keine Auskunft erhalten konnten, daß dieser Monsieur Louis hier in Paris lebte."

„Was?“ rief Bonaparte auffahrend. „Dieser sogenannte König Ludwig der Siebenzehnte wäre damals in Paris gewesen?“

„General, er ist noch da, er lebt in Paris seit vier Jahren, ungefähr so lange, als Herr Regnier d'Angely Polizeiminister ist.“

„Und Regnier hat mir nichts davon gesagt? Er hat nicht gewußt, daß ein so gefährliches Individuum in Paris lebt?“

Fouché zuckte die Achseln. „Herr Regnier, der die Existenz geheimer Gesellschaften in Frankreich bestreitet, und Ihnen sagt, daß die Meuchelmörder, welche in letzter Zeit so oft Ihr Leben gefährdet haben, daß die Alle aus dem Auslande von den Kronprätendenten geschickt werden, und daß es in Frankreich gar keine Verschwörer giebt, Herr Regnier konnte daher auch die Häupter dieser geheimen Gesellschaften nicht kennen. Er ließ dieselben als harmlose Privatpersonen ungehindert in Paris ihrem Vergnügen nachgehen. Ich aber kenne sie, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, General, daß der sogenannte Neffe Klebers, der Obrist Louis, hier in Paris lebt. Er kam gleich nach seiner Ankunft in Paris zu mir, und ich händigte ihm die Papiere und Documente ein, welche mir Desair für ihn anvertraut und welche ich feierlich geschworen hatte, seinem Adjutanten Louis zu übergeben. Der junge Mann faßte Vertrauen zu mir, und da ich ihm mit Reue und Begeisterung von seinem Vater und seiner Mutter sprach, und ihn als Majestät anredete, gewann ich seine Liebe. Er öffnete mir sein Herz, gestand mir, daß er Ludwig der Siebenzehnte sei, und forderte von mir Rath und Unterstützung. Ich sagte ihm Beides zu und zeigte mich sehr unterthänig und ergeben. Mein erster Rathschlag war, daß der junge Mann unter einem erborgten Namen incognito leben sollte. Damit ihm dies möglich wäre, gab ich ihm selber den Namen für sein Incognito, und ließ ihm die nöthigen Beglaubigungen und Documente, bestehend in seinem Taufschein, Geburtsschein, und Eheschein seiner Eltern, in den Papieren über seine von den Eltern angetretene Erbschaft ausfertigen.“

„Und alle diese Documente waren falsch und betrügerisch?“ fragte Bonaparte erstaunt.

„Es giebt überall gefällige Beamte in Frankreich,“ erwiderte Fouché lächelnd. „Ich begnügte mich aber nicht, meinem Schützling die Papiere zu verschaffen, welche ihm einen anständigen Namen, eine honorable Familie und ein sorgenfreies Leben sicherten, sondern ich that noch mehr. Nachdem ich dem jungen Manne zu seiner Wiedergeburt und zu seinem neuen Leben behülflich gewesen, sorgte ich nun auch dafür, ihm seinen Todtenschein zu verschaffen und dem Monsieur Louis den Paß aus dem Leben zu besorgen. Um ihn vor jeder Nachstellung zu sichern, sagte ich ihm, müsse der Adjutant Desair's gestorben sein. Er billigte das, und ich trug Sorge, mir aus dem Lazareth von Alessandria ein beglaubigtes und untersiegeltes Attest zu verschaffen, welches bescheinigt, daß der Obrist Louis, der Adjutant des Generals Desair, im Lazareth von Alessandria an seinen Wunden gestorben sei.“

„Mein Gott,“ rief Bonaparte, „es ist also Alles im Leben käuflich!“

„Ja, General, Alles, die Treue wie die Liebe, das Leben wie das Sterben! Ich habe den Sohn des Königs von Frankreichs sterben und wieder auferstehen lassen, Alles mit Geld und Bestechung. Als indessen der Todtenschein für den Oberst Louis hier bei mir anlangte, war inzwischen eine Veränderung eingetreten. Ich war meiner Ministerstelle enthoben, und Regnier war mein Nachfolger. Ich behielt also den Todtenschein in meiner Verwahrung; aber um meinen Schützling im Falle meines Todes sicher zu stellen, schrieb ich ihm, daß ich den Todtenschein für ihn, als den Neffen Klebers, den Obersten Louis, erhalten habe, und daß er daher fortan ungefährdet unter seinem angenommenen Namen in Paris leben könne. Diesen Brief unterzeichnete ich mit meinem ganzen Namen, und fügte auch mein Siegel hinzu, damit im Nothfall ihm dieses Schreiben dereinst als Document zur Beglaubigung seiner Existenz dienen könne.“

„Fouché, Sie sind ein schlauer Fuchs,“ sagte Bonaparte mit einem Lächeln. „Es ist leichter, sich vor einer Kanonenkugel zu hüten, als vor Ihren Listen und Ränken, und von Ihnen kann man wirklich sagen, wie der Preußenkönig es gesagt: „Gott, behüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich schon selber hüten!“ Demnach haben Sie den Obrist Louis aus Freundschaft sterben, und unter einem andern Namen wieder auferstehen lassen?“

„Ja, General, so ist es! Der Oberst Louis, das heißt, der rechtmäßige König Ludwig der Siebenzehnte, ist in meinen Händen ein Werkzeug, das ich allen Parteien als Schreckbild entgegen halten, das ich aufhalten und verschwinden lassen kann, je nachdem es mir beliebt. Vorläufig hat mir dieses Werkzeug dazu genützt, um nicht allein Uneinigkeit und Hader in die beiden Parteien der Royalisten zu bringen, sondern auch viele Republikaner, die ein weiches Herz hatten, dem jungen, unglücklichen König als eifrige Parteigänger zuzuführen.“

„Und später,“ sagte Bonaparte mit strengem Ton, „später möchten Sie dieses Ihr Werkzeug dazu benutzen, um auch die vierte Partei, von welcher Sie vorher sprachen, um auch die Bonapartisten zu schrecken? Sie haben sich aber geirrt, Fouché, diese Berechnung stimmt nicht, und Ihre Klugheit hat sich hier überklügelt. Mich schrecken sie nicht, und wenn es wirklich geschehen könnte, daß die französische Nation mir eine Kaiserkrone anböte, so würde ich, indem ich den Fuß auf den Thron setzte, ihn zugleich auf den Nacken aller Rebellen und Kronprätendenten setzen. Mit einem einzigen Elephantentritt würde ich sie Alle vernichten.

Ich will keine Parteiungen und politische Zerklüftungen, ich will alle diese Revolten und Empörungen zum Schweigen bringen. Es soll in Frankreich keine geheimen Gesellschaften geben, und gegen alle und jede Verschwörer, weß Standes und Ranges sie immer sein mögen, werde ich von nun an die unnachsichtigste Strenge der Gesetze in Anspruch nehmen. Merken Sie sich dies, Fouché. Ich will ein Ende machen mit allen Parteien, und nur, wenn Sie mir die Häupter derselben überliefern, das heißt, nicht meiner persönlichen Rache, denn ich kenne keine Rache gegen dies feige Gewürm der Verschwörer, sondern der gerechten Strafe nnd den vergeltenden Gesetzen der Justiz Frankreichs, nur wenn Sie im Stande sind, durch einen großen Coup und eine begründete Anklage alle Verschwörungen zu vernichten, und alle geheimen Gesellschaften an das Licht zu ziehen, nur dann werden Sie Polizeiminister. Nur dann wird der künftige Kaiser Ihnen einen Herzogstitel geben."

„General, ich baue auf Ihr Wort, und ich bin sicher, Polizeiminister und Herzog zu werden. Wir werden ein Ende machen mit allen Verschwörern."

„Auch mit diesem Monsieur Louis," sagte Bonaparte lebhaft. „Es ist eine unbequeme und lästige Gestalt. So lange er lebt, würde er selbst in dem Hermelin eines Kaisermantels wie ein lästiges Insekt sein, das immer sticht und prickelt. Man muß sich solche Insekten nicht in seinen Pelz kommen lassen, und dieser Monsieur Louis muß ein für alle Mal beseitigt werden. Ich hoffe, er hat sich hinlänglich in die Verschwörung verwickelt, um nicht mit heiler Haut wieder herauskommen zu können!"

„General, ich sagte Ihnen schon, daß seine Anhänger ihm vorgestern in einer geheimen Versammlung feierlich gehuldigt haben als ihrem König. Es ist freilich wahr, daß der arme kleine Mensch dagegen lebhaft opponirte, und alle Ehren und Würden beharrlich von sich ablehnte, aber das Factum bleibt doch dasselbe."

„Und an diesem Factum soll man ihn festhalten," rief Bonaparte mit grollender Stimme. „Es muß ein Exempel statuirt werden, und dieser Louis ist dazu eine geeignete Persönlichkeit. Er muß das bête de souffrance sein für alle Uebrigen. Er ist das Haupt einer Verschwörung, wir werden dieses Haupt zerschmettern, und dann werden die Glieder von selber zerfallen. Außer den empfindsamen Seelen, welche die Ammenmährchen lieben, und an alle glauben, wird Niemand da sein, der um ihn weint. Niemand wird seinen Tod beklagen, aber Alle wird er schrecken. Richten Sie sich nicht darnach, Fouché, und setzen Sie jetzt die Höllenmaschinen Ihrer Intriguen in Bewegung, damit wir ein Ende machen mit den Verschwörungen."

„General, dazu ist nur Eins nöthig, nur, daß ich Polizeiminister bin, und die Gewalt in Händen habe, um meine Höllenmaschinen wirksam spielen zu lassen.„

„Aber ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Sie erst zum Minister machen will, wenn Sie mir die untrüglichen Beweise geben, daß Ihre Verschwörungen nicht die Hirngespinste Ihrer ehrwürdigen Phantasie sind."

„Nun wohl denn, General, jetzt, da wir einig sind, bin ich bereit, diese Beweise zu geben. Ich habe Ihnen gesagt, daß die Royalisten und Republikaner sich dahin geeinigt haben, Ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie haben aus ihren Parteien im Auslande fünfzig Mitglieder durch Kugelung ausgewählt, welche sich nach Paris begeben sollten, um hier das große Werk Ihrer Vernichtung zur Ausführung zu bringen. Diese fünfzig Mörder und Räuber sind in Paris angelangt, und ihre Häupter haben gestern eine Zusammenkunft mit den Häuptern der hiesigen Verschworenen gehabt."

„Fouché," rief Bonaparte mit donnernder Stimme, „bedenken Sie wohl, was Sie sagen. Sie spielen um Ihren Kopf! Wenn diese fünfzig Mörder und Räuber nur eine Erfindung Ihrer Phantasie sind, so sind Sie es, welcher dafür zu büßen hat."

„Diese fünfzig Räuber und Mörder sind seit vorgestern in Paris," sagte Fouché ruhig. „Sie sind auf verschiedenen Wegen, unter angenommenen Namen als harmlose Reisende hier angelangt, und es hat gestern die erste Besprechung mit dem Haupte der republikanischen Partei stattgefunden."

„Wer ist dieses Haupt? Nennen Sie es mir, oder ich nenne Sie einen Lügner und Betrüger!"

„Dieses Haupt," sagte Fouché langsam, jedes Wort betonend, „dieses Haupt ist der General Moreau."

Bonaparte stieß einen dumpfen Schrei aus, eine aschfarbene Bläße überzog sein Angesicht, er preßte die Lippen fest auf einander, seine Augen flammten auf in so furchtbaren Zornesblitzen, daß selbst Fouché erbebte, und den Blick niedersenkte.

„Moreau," murmelte Bonaparte nach einer langen Pause, „Moreau ein Verschworener, ein Staatsverräther. Moreau im Bunde mit Mördern, welche die Royalisten gegen mich aussenden! Ich wußte wohl, daß er mein Feind sei, aber ich dachte nicht, daß seine Feindschaft ihn zum Meuchelmörder machen könne."

Er ging mit heftigen Schritten, die Hände auf dem Rücken gefaltet, mehrmals auf und ab, dann blieb er dicht vor Fouché stehen, und schaute ihm starr und fest in's Gesicht.

„Fouché, bleiben Sie bei Ihrer Behauptung, daß Moreau ein Verschwörer ist?"

„Ich bleibe dabei, General."

„Und diese fünfzig Mörder, welche die Royalisten mir senden, sind in Paris?"

„Ja, General, sie sind in Paris, und Georges und Pichegru stehen an ihrer Spitze."

„Fouché," schrie Bonaparte, die geballte Faust drohend gegen ihn ausstreckend, „Fouché, so wahr ein Gott lebt, ich lasse Sie als einen Staatsverräther hinrichten, wenn Sie gelogen haben!"

„General, so wahr ein Gott lebt, ich habe die Wahrheit gesagt. Ich bin hierher gekommen, um Ihnen zu zeigen, wer Ich bin, und wer Regnier ist. Ich habe gewartet, bis das ganze Netz dieser Verschwörungen ausgebreitet und vollendet sei. Jetzt ist die Zeit da, wo ich sprechen mußte, und also sage ich Ihnen: General, handeln Sie, denn es ist Gefahr im Verzuge!"

Bonaparte hatte sich, zitternd vor innerer Bewegung, auf den Fauteuil niedergeworfen, und er nahm, wie er das in Momenten der furchtbarsten Aufregung zu thun pflegte, das aufgeschlagene Taschenmesser von seinem Schreibtisch und begann, während er tiefem Nachdenken sich hingab, an der Holzlehne des Fauteuils zu schnitzeln.

Fouché stand an die Wand gelehnt, und schaute mit vollkommener Ruhe und einem unmerklichen Lächeln dieser seltsamen Beschäftigung des Generals zu, als die Thüre des Cabinets geöffnet wurde und der Mameluck Rustan in derselben erschien.

„Consul," sagte er leise, „der Staatsrath Réal ist wieder da, und verlangt dringend Gehör."

Bonaparte fuhr empor, warf das Messer hin, und sprang auf. „Réal," rief er mit lauter Stimme.

Sofort erschien in der offenen Thür der Gerufene, eine hohe ernste Gestalt, mit so bleicher verstörter Miene, daß es selbst Bonaparte, trotz seiner eigenen innern Erregung, gewahrte.

„Was haben Sie, Réal?" fragte er lebhaft. „Haben Sie den zum Tode Verurtheilten gesprochen?"

„Ja, General, ich habe ihn gesprochen," murmelte Réal mit bleichen Lippen.

„Und es ist wie ich sagte, nicht wahr? Dieser Wundarzt Querolle hat sich nur verrühmt, große Entdeckungen machen zu können, weil er nur sein Leben um einige Stunden verlängern wollte. Er hat seine Frau vergiftet, um seine Concubine zu heirathen, und der Giftmischer wird hingerichtet."

„General," rief Fouché beinahe freudig, „ich kenne Querolle, und ich weiß, daß seine Frau sich selbst vergiftet hat. Querolle ist kein Giftmischer."

„Was ist er denn, Herr Allwissenheit?" schrie Bonaparte.

„General, er ist ein Verschwörer!"

„Ein Verschwörer!" widerholte Bonaparte, und jetzt wandte sein düsterer Blick sich wieder auf den Staatsrath hin. „Réal, was wissen Sie? Was hat Ihnen der Verurtheilte gesagt?"

„Consul, er schwört, daß er unschuldig ist an dem Tode seiner Frau, aber er klagt sich selber an, daß er einer Verschwörung angehört, welche bezweckt, den Consul der Republik, den General Bonaparte zu ermorden. Er behauptet, daß die Royalisten und Republikaner sich zu einem Bunde geeinigt haben, daß fünfzig Emissaire des Grafen von Lille und des Herzogs von Enghien, an ihrer Spitze Pichegru und Georges, sich in Paris eingeschlichen haben, daß sie gestern eine Zusammenkunft mit dem General Moreau, und dem in Paris verborgenen, sogenannten König Ludwig den Siebenzehnten gehabt haben, und daß zu dieser Stunde fünfzig Mörder die Straßen von Paris durchschleichen und die Tuilerien bewachen, auf eine Gelegenheit lauernd, um den Ersten Consul zu ermorden."

Das düstere Auge Bonaparte's wandte sich langsam von dem bleichen Antlitz des Staatsrathes Réal auf das ruhige kluge Gesicht Fouché's hin, der sich wohl hütete, irgend einen Ausdruck des Triumphes und der Befriedigung in seinen Mienen lesen zu lassen. Dann ging Bonaparte langsam durch das Gemach hin, und stieß mit dem Fuß die Thür auf, die in den großen Empfangsaal führte, in welchem, wie immer um diese Stunde, alle Großwürdenträger der Republik versammelt waren, um von dem Ersten Consul die Tagesbefehle zu erhalten.

„Murat," rief Bonaparte mit lauter Stimme, und sofort trat der Gerufene, der General Murat, damals Gouverneur von Paris, in die Thüre des Kabinets ein.

„Murat," befahl Bonaparte mit seiner gebieterischen Schlachtenstimme, „Sie geben sogleich Befehl, daß sämmtliche Thore von Paris geschlossen werden, und kein Fremder hinausgelassen werde bis auf Weiteres. Sie werden in einer Stunde wieder hierher kommen, und von mir eine Proklamation an Ihre Soldaten empfangen, welche Sie unterzeichnen, drucken, und an alle Straßenecken von Paris ankleben lassen. Treffen Sie alle Vorbereitungen! Gehen Sie!"

Murat trat ehrerbietig grüßend aus der Thür des Cabinets zurück, und jetzt rief die gebieterische Stimme Bonaparte's seinen General-Adjutanten aus dem Empfangsaal herbei.

„Duroc," sagte der Erste Consul mit ruhiger, fast feierlicher Stimme, „Duroc, Sie begeben sich mit zwölf Mann Soldaten zu dem General Moreau, und verhaften ihn, wo Sie ihn finden."

Das edle, offene Gesicht Duroc's erbleichte, und nahm den Ausdruck des Schreckens und Entsetzens an. „General," murmelte er, „ich bitte, daß —"

Aber Bonaparte war dies Mal nicht gewillt, auf die besänftigende Stimme seines Lieblings zu hören.

„Keine Einwendungen," donnerte er. „Sie haben zu gehorchen! Weiter nichts!"

Duroc, bleich und tief bewegt, trat zurück, und Bonaparte schlug die Thür des Cabinets wieder zu. „Réal," sagte er, „kehren Sie in das Gefängniß zu dem Verurtheilten zurück, bringen Sie ihm seine Begnadigung, und schaffen Sie ihn hierher, denn ich will ihn selbst verhören. Eilen Sie!"

Der Staatsrath Réal entfernte sich, und Bonaparte blieb jetzt allein mit Fouché zurück. „Sie haben Ihre Beweise gegeben, Fouché," sagte Bonaparte, „und ich glaube Ihnen jetzt. Wenn man Wölfe hetzen muß, sind Sie ein guter Bluthund, und wir wollen die Jagd beginnen. Ich mache Sie von diesem Augenblick an vorläufig zum Chef der geheimen Polizei, Sie werden als solcher mir diese ganze Sache erst zu Ende führen, mir helfen, das ganze Mordgewebe zu zerreißen, und Ihr Lohn wird sein, daß ich Sie wieder zum Polizeiminister ernenne.* Ich werde mein Wort erfüllen, sobald Sie das Ihre erfüllt, und mir die Häupter der Verschworenen ausgeliefert haben."

„Sie lassen eben Moreau verhaften, General," erwiderte Fouché ehrerbietig. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß in einigen Stunden auch Pichegru und Georges verhaftet sein werden."

„Sie vergessen die Hauptperson," rief Bonaparte, über dessen eherner Stirn es wie eine Gewitterwolke hinzog. „Sie vergessen die Fratze des begrabenen Königthums, den sogenannten König Ludwig den Siebenzehnten. Still! Ich sage Ihnen, ich will diesen Menschen haben, ich will der royalistischen Natter den Stachel ausreißen, damit sie nicht mehr beißen kann. Schaffen Sie mir den Menschen her. Die Republik ist eine zürnende Göttin, und sie verlangt ein Königsopfer. Geben Sie mir diesen Betrüger, oder es geschieht etwas Schlimmeres, und ich nehme ein anderes königliches Haupt! Gehen Sie, und ich rathe Ihnen, bringen Sie mir, ehe die Sonne sinkt, die Botschaft, daß dieser fabelhafte König Ludwig als Betrüger verhaftet ist, oder die Sonne Ihres Glückes ist auf immer untergegangen! Fort jetzt! Gehen Sie hier hinaus durch den kleinen Corridor, und dann durch die geheime Pforte, Sie kennen den Weg! Gehen Sie!"

Fouché wagte dem gebieterischen Befehl nicht zu widersprechen, sondern zog sich leise und eilig nach der Portière zurück, welche nach dem kleinen düstern Vorzimmer, und von da durch eine Thür, welche nur die Eingeweihten zu öffnen verstanden, auf den geheimen Corridor führte.

Aber kaum war Fouché in das kleine düstere Vorzimmer eingetreten, als eine Hand sich auf seinen Arm legte, und eine Frauenstimme flüsterte: „Ich muß Sie sprechen! Sogleich! Kommen Sie! Hierher!"

Die Hand zog ihn vorwärts nach der Wand hin, eine sprang auf, leise, geräuschlos. Die Hand zog Fouché vorwärts, die Stimme flüsterte: „Vier Stufen hinab. Seien Sie vorsichtig!"

* Die Ernennung Fouché's zum Polizeiminister erfolgte dann ihm Juni dieses Jahres 1804.

32.

Josephine.

Fouché weigerte sich nicht, er folgte ohne Widerstreben seiner Führerin die kleine Treppe hinunter, den dunklen Corridor hinab, die andere kleine Treppe wieder hinauf. Er hatte die Stimme erkannt, er wußte, daß seine Führerin keine andere war, als Josephine, die Gemahlin des Ersten Consuls.

Jetzt, durch die geheime Thüre, die sich am Ende des Corridors befand, traten sie ein in ein düsteres kleines Vorzimmer, ganz dem ähnlich, welches vor dem Cabinet des Consuls lag, und Josephine führte ihn von dort nun in ihr Cabinet.

„Sie werden Bonaparte nichts sagen von diesem geheimen Wege, Fouché," sagte Josephine mit sanfter, bittender Stimme. „Er kennt ihn nicht, ich habe ihn heimlich anfertigen lassen, während er im vorigen Sommer in Boulogne war. Sie schwören mir, daß Sie nichts davon verrathen?"

„Ich schwöre es, Generalin."

„Gott weiß es, daß ich diesen Weg nicht geschaffen habe aus Neugierde, um Bonaparte behorchen zu können," fuhr Josephine fort. „Aber es ist zuweilen nöthig, daß ich weiß, was geschieht, und daß ich, wenn Bonaparte wüthet, herbeieilen kann, ihn zu besänftigen, und seinen Zorn zu beschwichtigen. Ich habe schon manches Unheil verhütet, seit ich diesen geheimen Weg gehen und Bonaparte behorchen kann. Aber was habe ich heute hören müssen! Oh Fouché, es war Gott selber, welcher mir den Gedanken eingab, zu horchen. Ich war bei ihm, als man Sie meldete, und ich dachte mir wohl, daß Ihr Besuch etwas Besonderes, Schreckliches zu bedeuten habe. Ich habe Alles gehört, Fouché, Alles, sage ich Ihnen! Ich weiß, daß sein Leben bedroht ist, daß fünfzig Dolche auf ihn gerichtet sind. Oh mein Gott, diese ewige Angst und Aufregung wird mich tödten! Ich habe keinen Frieden, keine Seelenruhe mehr! Seit dem unglücklichen Tage, daß wir unser liebes, kleines Haus verlassen haben, um in den Tuilerien zu wohnen, seit diesem Tage ist es vorbei mit allem Glück und aller Freude. Warum haben wir das gethan, warum sind wir nicht in unserm kleinen Luxemburg geblieben, warum haben wir uns verleiten lassen, das Schloß der Könige zu bewohnen!"

„Dem größten Manne Frankreichs geziemt es wohl, das ausgestorbene Haus der Könige zu bewohnen," sagte Fouché.

„Ja wohl," seufzte Josephine, „ich kenne diese Redensarten, mit denen Ihr meinem armen Bonaparte den Kopf betäubt. Oh Ihr, Ihr, seine Schmeichler

und Hetzer, Ihr werdet die Schuld tragen, wenn das Unglück über uns hereinbricht! Ihr habt ihn berauscht mit dem Weihrauch der Schmeichelei, Ihr flößt ihm täglich, stündlich dies süße Gift ein, an welchem unser Glück und unser Friede sterben wird. Er war so gut, so fröhlich, so glücklich, mein Bonaparte! Er war zufrieden mit den Lorbeeren, welche seine Siege ihm um die Stirn gelegt, aber Ihr flüstertet fort und fort in sein Ohr, daß seinen Lorbeeren eine Krone gebühre. Ihr schmeicheltet seinen ehrgeizigen Wünschen, und was ganz geheim in der Tiefe seines Herzens schlummerte, und was ich beschwichtigte mit meinen Küssen, mit meiner streichelnden Hand, das gabt Ihr Euch alle Mühe hervorzuziehen an das Licht: seinen Ehrgeiz, seine Eitelkeit, seine Machtgelüste! Oh Fouché, Ihr seid schlecht, grausam und erbärmlich! Ich hasse, ich verabscheue Euch Alle, denn Ihr werdet die Mörder meines Bonaparte sein!"

Sie hatte das Alles mit leiser Stimme, mit fliegendem Athem gesprochen, während die Thränen ihr über das liebliche Angesicht strömten, und ihre ganze Gestalt bebte vor innerer Bewegung. Jetzt sank sie ganz zerbrochen auf einen Sessel nieder und schlug ihre kleinen, von Brillanten funkelnden Hände vor ihr Angesicht.

„Generalin, Sie sind ungerecht," sagte Fouché leise. „Wenn Sie meine Unterredung mit dem Ersten Consul gehört haben, so wissen Sie auch, daß ich gerade gekommen bin um ihn vor Mördern zu bewahren, und sein kostbares Leben zu sichern."

„Und dabei das Gift von der zukünftigen Kaiserkrone in sein Ohr zu träufeln," zürnte Josephine. „Oh, ich kenne das! Mit Verschwörungen, mit Dolchen hetzt Ihr ihn vorwärts. Ihr wollt, daß Er Kaiser werde, damit Ihr Herzöge und Fürsten werdet! Ich sehe das Alles, und ich kann's nicht hindern, denn er glaubt mir nicht mehr, er hört nicht mehr auf die Stimme seiner Josephine, sondern nur noch auf die Stimme seiner ehrgeizigen Schmeichler, und er wird sich die Kaiserkrone aufzwingen lassen zu unserm Unglück! Oh ich weiß das! Diese Kaiserkrone wird uns zerschmettern! Man hat es mir wohl in meiner Jugend schon prophezeiht, daß ich Kaiserin würde, aber man hat mir auch prophezeiht, daß es nicht auf lange Zeit sein würde. Und ich möchte so gern noch leben, und ich möchte so gern noch glücklich sein!"

„Sie werden es sein, Generalin," sagte Fouché lächelnd. „Es ist immerhin ein Glück, eine Kaiserkrone zu tragen, und Ihr schönes und edles Haupt verdient es sie zu besitzen."

„Nein, nein," rief sie zornig. „Fangen Sie Ihre Schmeicheleien nicht auch bei mir an! Ich bin es zufrieden, eine geliebte und glückliche Frau zu sein, ich verlange keine Krone. Die gekrönten Häupter, welche in den Tuilerien wohnen, sind dem Unheil verfallen, und die Perlen ihrer Krone verwandeln sich in Thränen! Aber was hilft es, daß ich das Alles Ihnen sage und klage, es ist doch vergeblich, ganz vergeblich! Ich habe Sie auch nicht deshalb hierher geführt. Es ist um etwas ganz Anderes! Hören Sie, Fouché, ich kann es nicht hindern, daß Ihr Bonaparte zum Kaiser macht, aber Ihr sollt ihn nicht zum Königsmörder machen! Ich leide es nicht, bei Gott und allen Heiligen schwöre ich es Ihnen, ich leide es nicht!"

„Ich verstehe Sie nicht, Generalin," sagte Fouché, „ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Oh, Sie verstehen mich sehr wohl, Fouché. Sie wissen, daß ich von dem König Ludwig dem Siebenzehnten spreche."

„Ach, Generalin," lachte Fouché, „Sie wollen sagen von dem Betrüger, der sich für die „Waise des Temple" ausgiebt."

„Der ist es, Fouché. Ich weiß es, ich kenne die Geschichte seiner Flucht. Ich war als Gefangene in der Conciergerie, und ich war in seinem Gefängniß mit Toulan, dem Getreuen der Königin. Er kannte meine Anhänglichkeit für die unglückliche Königin, er vertraute mir sein Geheimniß von der Flucht des Dauphin. Und später, als ich befreit ward, da haben mir Tallien und Barras es bestätigt, daß der Dauphin entflohen war, daß er vom Prinzen von Condé verborgen gehalten werde. Ich habe Alles gewußt, Alles, sage ich Ihnen, ich habe gewußt, wer der Adjutant Kleber's war, ich forschte ihm nach, als er nach der Schlacht von Marengo verschwunden war, und als meine Agenten mir meldeten, daß der junge König gestorben sei, da habe ich um ihn getrauert und für ihn gebetet. Und nun, da ich erfahre, daß der unglückliche Sohn meiner schönen Königin noch lebt, nun soll ich es dulden, daß er wie ein Verbrecher sterben soll. Nein, nimmermehr wird das geschehen, ich sage Ihnen, Fouché, ich werde es nicht leiden, ich will nicht, daß dieser unglückliche junge Mann geopfert werde! Sie müssen ihn retten, ich will es!"

„Ich!" rief Fouché erschrocken. „Aber Sie wissen, daß das unmöglich ist, denn Sie haben ja meine Unterredung mit dem Ersten Consul gehört. Er hat es selbst gesagt: „Die Republik fordert ein Königsopfer. Wenn es nicht dieser sogenannte König Ludwig ist, so wird es der Herzog von Enghien sein," denn ein Opfer muß fallen, damit die Royalisten erschrecken, und endlich Ruhe geben."

„Aber ich will nicht, daß Ihr Menschenopfer bringt, rief Josephine, „die Republik soll kein blutiger Moloch mehr sein wie in den Zeiten der Guillotine. Sie sollen, und Sie müssen den Sohn der Königin Marie Antoinette retten. Ich verlange es, damit ich in meinem Gewissen Ruhe habe, damit ich ohne Vorwürfe leben und vielleicht sogar wieder glücklich sein kann."

„Aber es ist unmöglich!" betheuerte Fouché. „Sie

haben es ja gehört. Wenn ich nicht, bevor die Sonne sinkt, den Obrist Louis in das Gefängniß gebracht habe, so ist die Sonne meines Glückes untergegangen."

„Und ich sage Ihnen, Fouché, wenn Sie dies thun," rief Josephine drohend, „wenn Sie dies zweite Mal zum Königsmörder werden, so bin ich Ihre unversöhnliche Feindin für das ganze Leben, so übernehme ich es, die Königin und ihren unglücklichen Sohn an Ihnen zu rächen, so werde ich Sie mit meiner Feindschaft verfolgen auf jedem Schritt, und ich werde nicht eher ruhen, als bis ich Sie vernichtet habe. Und Sie wissen wohl, Bonaparte liebt mich, und ich habe Einfluß auf ihn, und was ich will, das setze ich zuletzt doch durch mit meinen Bitten, meinen Thränen, meinem Schmollen. Reizen Sie mich also nicht, Fouché, wollen Sie nicht, daß ich Ihre unversöhnliche Feindin werde! Retten Sie den Sohn des Königs, welchen Sie gemordet haben, versöhnen Sie die Manen des unglücklichen Königspaares. Fouché, wir sind hier in dem Kabinet der Königin. Hier hat sie oft geweilt, hier hat sie ihren Sohn an's Herz gedrückt und den Segen Gottes für ihn erfleht. Fouché, der Geist der Königin Marie Antoinette ist bei uns, und sie wird es hören, wenn Sie unbarmherzig ihrem Sohne das Leben weigern. Marie Antoinette wird Sie anklagen vor dem Throne Gottes, und wird zu ihm flehen, daß auch er Ihnen Barmherzigkeit verweigere, wenn Sie, Fouché, einst kommen, vor dem Throne Gottes Rechenschaft abzulegen von Ihren Thaten auf Erden. Fouché, im Namen der Königin, auf meinen Knieen flehe ich Sie an, retten Sie ihren Sohn!"

Und Josephine, das Antlitz in Thränen gebadet, sank auf ihre Kniee nieder und hob die gefaltenen Hände flehend empor. Fouché, tief erschüttert, bleich von den Erinnerungen, welche Josephine in ihm erweckt, Fouché neigte sich zu ihr nieder, und beschwor sie aufzustehen, und da sie sich weigerte, und da sie immerfort flehte, und drohte und weinte, ward sein Starrsinn endlich gerührt, oder vielleicht war es auch nur seine Klugheit, welche ihm rieth, aus der allmächtigen Gemahlin des zukünftigen Kaisers sich lieber eine Bundesgenossin als eine Feindin zu machen.

„Stehen Sie auf, Generalin," sagte er. „Welcher sterbliche Mensch vermöchte es, Ihren Bitten zu widerstehen, da selbst Bonaparte es nicht kann. Ich will Ihren Schützling retten, möge nachher aus mir werden, was da wolle!"

Sie sprang auf, und in dem Ungestüm ihrer Freude schlang sie ihre schönen Arme um Fouchés Hals und küßte ihn. „Fouché," sagte sie, „ich gebe Ihnen diesen Kuß im Namen der Königin Marie Antoinette. Es ist ein Kuß der Vergebung und des Segens. Sie schwören mir, daß Sie ihn retten wollen?"

„Ich schwöre es Ihnen, Generalin."

„So schwöre ich Ihnen, daß, sobald er gerettet ist, und Bonapartes Zorn ihn nicht mehr erreichen kann, ich Bonaparte Alles sagen und bekennen, und Alles so darstellen will, daß Bonaparte Sie belohnen und Ihnen sogar dankbar sein soll. Nun sagen Sie mir aber, wie Sie ihn retten wollen?"

„Ich werde es nur können, wenn Sie mir helfen, Generalin."

„Ich bin zu Allem bereit, das wissen Sie wohl. Sagen Sie, was ich thun soll!"

„Sie müssen selber ein paar schriftliche Zeilen an den jungen Mann richten, Sie müssen ihn im Namen seiner Mutter, der Königin Marie Antoinette beschwören, daß er flieht, daß er sich rette vor dem Zorne des Ersten Consuls, daß er Europa verlasse."

„Oh Fouché," sagte Josephine traurig, „wie schlau Sie sind. Sie wollen meine Handschrift haben, um sich im Nothfall damit zu rechtfertigen vor dem Ersten Consul. Nun wohl, es sei, ich will Ihnen dieses Billet schreiben."

Sie eilte zu ihrem Schreibtisch hin, und warf mit fliegender Hand rasch einige Worte auf ein Briefpapier, dann reichte sie es Fouché hin: „Lesen Sie," sagte sie, „es enthält Alles, was Sie gefordert haben, nicht wahr?"

„Ja, Generalin, und Sie haben Alles mit so schönen und rührenden Worten gesagt, daß der junge Mann davon bewegt werden, und Ihnen gehorchen wird. Wollen Sie nun noch die große Güte haben, das Blatt in ein Couvert zu stecken, und es zu adressiren?"

Sie faltete es und schob es in ein Couvert. „An wen soll ich es adressiren?" fragte sie dann.

„Adressiren Sie: „An den König Ludwig den Siebenzehnten."

Sie that es mit einem raschen Federzug und reichte dann Fouché das Blatt dar. „Nehmen Sie," sagte sie, „es ist Ihre Rechtfertigung. Und damit Sie ganz sicher sind," fuhr sie mit einem feinen Lächeln fort, „damit Sie ganz sicher sind, behalten Sie diesen Brief. Was ich dem jungen Manne schriftlich sagen wollte, werde ich ihm lieber mündlich sagen."

„Wie?" rief Fouché, „Sie wollten —"

„Den König sehen und sprechen," sagte sie traurig, „ihn um Vergebung flehen für mich und für Bonaparte. Still, widersprechen Sie mir nicht, es ist eine beschlossene Sache. Ich will den jungen Mann sehen."

„Aber er kann doch nicht hierherkommen, Generalin, hierher in die Höhle des Löwen?"

„Nein, nicht hierher in das entweihte Königsschloß," rief sie schmerzlich. „Nein, er kann nicht hierher kommen, ich werde zu ihm gehen."

„Sie scherzen, Generalin, das ist ja unmöglich. Sie, die Gemahlin des Ersten Consuls, Sie wollten —"

„Ich will eine Pflicht der Dankbarkeit und der Treue erfüllen, Fouché. Ich fühle mich in meinem

Herzen noch immer als die Unterthanin der Königin. Lassen Sie mich meinem Herzen folgen! Hören Sie! Mein Wagen steht bereit. Ich wollte zu meiner Freundin Tallien fahren. Ich werde statt dessen eine Spazierfahrt machen; im Bois de Boulogne lasse ich halten, schicke meinen Wagen fort, um zu Fuß zurückzukehren. Sie erwarten mich dort neben der Fontaine mit einem Fiaere, und führen mich zu dem König."

„Es sei," sagte Fouché. „Ihr Wille soll mir Befehl sein. Nur bitte ich, sich zu beeilen, denn Sie wissen wohl, daß ich heute Vieles zu thun habe. Ich werde die Zeit benutzen, dem jungen Manne die nöthigen Reisepapiere zu besorgen. Sie aber Generalin, müssen ihm heraushelfen aus Paris. Denn Sie wissen ja, daß die Thore geschlossen sind."

„Ich werde Bonaparte sagen, daß ich mich ängstige in diesem verschlossenen Paris. Ich werde hinausfahren nach St. Cloud. Sein Wagen kann dem meinen folgen, und wenn die Thorwache ihn hindern will, werde ich ihr befehlen, ihn passiren zu lassen! Nun eilen wir uns!"

Eine Stunde später stieg Josephine, nachdem sie ihre Equipage mit dem Bedienten, — denn es gab in der Republik jetzt schon wieder Herren und Bediente, — fortgeschickt hatte, in den unscheinbaren Fiaere, der sie neben der Fontaine erwartete. Fouché empfing sie in demselben, und konnte nicht müde werden sich zu entschuldigen über das schlechte Fuhrwerk, dessen die Gemahlin des Ersten Consuls sich bedienen müßte.

Josephine lachte. „Mein Lieber," sagte sie, „es hat Zeiten gegeben, wo ich sehr glücklich und sehr stolz gewesen wäre, wenn ich solch' einen Fiaere gehabt hätte, und nicht gezwungen gewesen wäre, zu Fuß im Schmutze die Straßen von Paris dahinwandern zu müssen. Lassen Sie es gut sein! Mich haben die jetzigen Tage des Ueberflusses nicht hochmüthig gemacht, und ich habe ein gutes Gedächtniß für die Vergangenheit. Aber sagen Sie mir, Fouché, wohin fahren wir, und wo wohnt der junge König?"

„Wir fahren, wenn Sie es gütigst genehmigen, in meine Wohnung, und ich habe den jungen Mann dorthin gebracht, denn in seiner Wohnung ist er nicht mehr sicher. Ich habe dieselbe von den Agenten der geheimen Polizei umstellen lassen, die seine Rückkehr erwarten, und Befehle haben, ihn sofort zu verhaften. Er wird aber natürlich nicht zurückkehren, und es wird dann leichter den Anschein gewinnen, als ob er von der Gefahr, die ihn bedrohete, eine Ahnung gehabt, und zu rechter Zeit entflohen sei. Aber da sind wir schon vor meiner Thür, und wenn Sie den dichten Schleier, den Sie glücklicher Weise an Ihrem Hut befestigt haben, recht sorgfältig über Ihr Antlitz ziehen, so hoffe ich, wird Niemand sehen, daß die schönste Frau in Paris mein Haus mit Ihrer hohen Gegenwart beehrt.

Josephine antwortete nicht auf diese Schmeichelei des Herrn Senators, sondern zog nur den schwarzen Spitzenschleier fest über ihr Angesicht, und beeilte sich, den Fiaere zu verlassen und in das Haus einzutreten.

„Fouché," flüsterte sie, während sie die Treppe hinauf schritt, „Fouché, mein Herz klopft so fürchterlich, wie damals, wo ich nach den Tuilerien fuhr, um der Königin Marie Antoinette vorgestellt zu werden. Es war das erste Mal, daß ich die Königin von Frankreich sprach."

„Und jetzt Generalin, werden Sie zu dem letzten König von Frankreich sprechen," sagte Fouché lächelnd.

„Weiß er, wer ich bin?"

„Nein, Generalin, ich habe es Ihnen überlassen wollen, es ihm zu sagen. Hier sind wir an dem Salon, er ist da drinnen!"

„Warten Sie noch einen Augenblick, Fouché. Ich muß mich erst sammeln. Mein Herz klopft fürchterlich! So! Oeffnen Sie jetzt die Thüre!"

Sie traten ein in den kleinen Salon. Josephine blieb neben der Thüre stehen, und während sie hastig den Hut mit dem verhüllenden Schleier abnahm und ihn Fouché darreichte, waren ihre großen leuchtenden braunen Augen unverwandt auf den jungen Mann gerichtet, der die Hände über der Brust in einander geschlagen, in der Fensternische stand, und ruhig und gelassen den Eintretenden entgegenschauete. In dieser Haltung, mit dem ruhigen Ausdruck seines Gesichtes, dem sanften Blick seiner blauen Augen, glich er so genau den Jugendbildern, welche man früher von Ludwig dem Sechszehnten gehabt, daß Josephine einen Ausruf des Staunens und der Ueberraschung nicht zurückhalten konnte, und rascher vorwärts schreitend sich dem jungen Manne näherte, der jetzt aus der Fensternische hervor und ihr entgegen trat.

„Madame," sagte er, sich tief verneigend vor dieser edlen und lieblichen Frau, die er nicht kannte, deren theilnahmsvoller und inniger Blick aber sein Herz erbeben machte, „Madame ohne Zweifel sind Sie die Dame, von welcher Herr Fouché mir gesagt hat, daß ich Sie hier erwarten solle?"

„Ja, ich bin es," sagte Josephine mit vor Rührung bebender Stimme, die in Thränen schwimmenden Augen unverwandt auf dieses ernste jugendliche Antlitz gerichtet, das ihr vergangene schöne Zeiten zurückrief. „Ich bin gekommen, um Sie zu sehen, um Ihnen die Grüße eines Mannes zu bringen, den Sie geliebt haben, der Sie anbetete, und der gestorben ist, indem er Sie segnete."

„Von wem reden Sie, Madame?" fragte Louis erbleichend. „Es ist wahr, Alle welche mich geliebt haben, sind todt, und nur aus dem Grabe können mir Liebesgrüße ertönen. Aber wer ist es? Welcher Gestorbene grüßt mich durch diese schönen Lippen?"

„Die Menschen nannten ihn Toulan," flüsterte Josephine, „die Königin Marie Antoinette nannte ihn Fidèle."

„Fidèle," rief Louis mit einem Schmerzensschrei. „Fidèle ist todt! Mein Lebensretter, Er, dessen Treue, dessen Kühnheit mich erlöste aus meinem fürchterlichen Gefängniß. Oh, Madame, welch eine traurige Nachricht bringen Sie mir da!"

Josephine wandte sich mit einem leuchtenden, triumphirenden Blicke nach Fouché um, der hinter ihr in der Nähe der Thüre stehen geblieben war. Dieser Blick sagte: Sie sehen es, er ist kein Betrüger. Er hat die Probe bestanden."

Fouché verstand die Sprache dieses Blickes sehr wohl, und ein Lächeln glitt über seine Züge hin. Dann wannte Josephine sich wieder dem jungen Manne zu.

„Sie wußten es nicht, daß Toulan gestorben ist?" fragte sie sanft.

„Wie konnte ich es wissen," rief er schmerzlich. „Man brachte mich damals weit fort auf ein einsames Schloß, wo ich mehrere Jahre verblieb, dann kam ich nach Deutschland, und von dieser Zeit habe ich fortwährend im Auslande gelebt. Seit ich wieder in Paris bin, habe ich wohl den Versuch gemacht, mich nach ihm zu erkundigen, allein Niemand konnte mir Nachricht über Toulan geben, und so tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß er wirklich nach Amerika gegangen, denn das war seine Absicht, wie mir der andere Herr, der ihm bei meiner Lebensrettung behülflich gewesen, damals gesagt hatte."

„Dieser andere Herr," sagte Josephine leise, „dieser andere Herr war der Baron von Jarjayes. Und das Kind, welches man in den Temple brachte, war der —"

„Der Sohn des Grafen von Frotté," ergänzte Louis.

„Fouché, er ist es," rief Josephine. „Es ist der Sohn meiner edlen, unglücklichen Königin Marie Antoinette. Oh Sire, lassen Sie mich Ihnen meine Ehrfurcht bezeugen, wie es der Unterthanin zukommt, wenn sie ihrem König gegenüber steht. Sire, ich beuge meine Kniee vor Ihnen, und ich möchte mein ganzes Leben hinströmen in Thränen und Schmerz, möchte mit jeder dieser Thränen Sie um Vergebung anflehen für Frankreich, für uns Alle!"

Und die schöne, leidenschaftliche Creolin sank auf ihre Kniee nieder, und hob das liebliche, von Thränen überfluthete Angesicht zu dem jungen Manne empor, der verwirrt, erröthend sie anstarrte, dann sich hastig zu ihr neigte, und sie beschwor, sich zu erheben.

„Nicht eher, Sire," rief Josephine, „als bis Sie mir sagen, daß Sie mir, daß Sie uns Allen vergeben haben."

„Ich Ihnen? Mein Gott, was könnte ich Ihnen zu vergeben haben? Herr Fouché, wer ist diese Dame, welche mich und meine Schicksale kennt, welche mir Grüße bringt von Fidèle? Was kann ich ihr zu vergeben haben? Wer ist sie? Nennen Sie mir ihren Namen."

„Monsieur," sagte Fouché, zögernd näher tretend, „diese Dame ist —"

„Still, Fouché, ich will es ihm selber sagen," unterbrach ihn Josephine. „Sire, als Ihre schöne erhabene Mutter noch in Versailles weilte, hatte ich die Ehre, ihr vorgestellt zu werden, und an den Empfangstagen, an den großen, wie den kleinen, war ich zugegen. Eines Tages, es war schon in den unglücklichen Tagen der Schreckenszeit, wo die schöne Königin Versailles und das geliebte Trianon verlassen hatte, und in den Tuilerien wohnte, eines Tages begab ich mich dorthin, um der Königin meine Ehrfurcht zu bezeugen."

„Das heißt, Madame," rief Louis, „Sie waren eine muthige und treue Frau, denn nur die Muthigen und die Treuen wagten sich damals noch in die Tuilerien. Oh, sprechen Sie weiter, weiter! Sie wollten der Königin Ihre Ehrfurcht bezeugen, sagten Sie. Die Königin empfing Sie, nicht wahr?" Man führte Sie in den kleinen, gelben Salon?"

„Nein, Sire, die Königin war nicht dort, sie war in dem kleinen Musiksaal, und weil damals die Etiquette nicht mehr so strenge geübt wurde, war es mir gestattet, die Marquise von Tourzel in den Musiksaal begleiten zu dürfen. Die Königin bemerkte unser Eintreten nicht, denn sie sang. Ich aber blieb an der Thüre stehen, und betrachtete mir das wunderliebliche Bild, welches ich da vor mir sah. Die Königin, im weißen, schmucklosen Gewande, das hellbraune, wenig gepuderte Haar von einem schwarzen Spitzentuch verhüllt, saß am Spinett, auf dem ihre weißen Hände ruhten. Unfern von ihr in der Fensternische saß Madame mit einer Stickerei beschäftigt. Ganz nahe bei ihr, auf einem kleinen Fauteuil saß ein Knabe von fünf Jahren. Ein liebliches Kind mit langen goldenen Locken, mit großen blauen Augen, wie ein Engel anzuschauen. Die kleinen, von Spitzenmanschetten eingerahmten Hände ruhten auf der Lehne des Fauteuils, die Blicke hielt er unverwandt auf das Antlitz der Königin gerichtet, und seine ganze zärtliche Kinderseele lag in dem Blicke, mit welchem er auf seine Mutter schauete. Die Königin sang, und der Ton dieser tiefen seelenvollen Stimme klingt immer noch in meinem Herzen nach. Die Königin sang ein Lied für ihren Sohn:

"Dors, mon enfant, clos ta paupière,
Tes cris me déchirent le coeur;
Dors, mon enfant, ta pauvre mère
A bien assez de sa douleur."

Und während sie sang, wandte sie ihr Haupt zur Seite, nach ihrem Sohne hin, der unbeweglich, wie von einem Zauber befangen, ihr zuhörte. „Seht," rief da Madame, die Schwester des holden Knaben, „seht, ich glaube, der Louis Charles ist eingeschlafen." Da fuhr das Kind auf, und eine glühende Röthe überdeckte seine Wangen. „Oh Therese," rief er zürnend, „wie könnte man wohl schlafen, wenn meine Mama Königin singt!" Die Königin aber neigte sich zu ihm, drückte einen lan-

gen Kuß auf sein Haupt, und eine Thräne fiel aus ihren Augen auf sein goldenes Haar. Ich sah es, und unwillkürlich füllten auch meine Augen sich mit Thränen, ich konnte sie nicht zurückhalten, und ging leise wieder hinaus, um draußen im Vorsaal mich wieder zu fassen. Sire, ich sehe sie noch vor mir, diese schöne Königin und ihre Kinder, und es ergeht mir heute, wie damals, ich muß weinen!"

„Und ich, oh mein Gott, und ich!" murmelte Louis, indem er seine beiden Hände vor sein zuckendes Antlitz schlug. Selbst Fouché schien bewegt, und seine Lippen zuckten und seine Wangen erblaßten.

Eine lange Pause trat ein. Man hörte nichts, als das krampfhafte Schluchzen des jungen Mannes, der noch immer die Hände vor seinem Antlitz hielt und so heftig weinte, daß die Thränen in schweren Tropfen zwischen seinen Fingern hervorquollen.

„Sire," rief Josephine jetzt mit flehender Stimme, „Sire, bei der Erinnerung an jene schöne Stunde beschwöre ich Sie, vergeben Sie mir, daß ich jetzt in diesen Zimmern wohne, welche einst die Königin Marie Antoinette bewohnte. Ach, es ist nicht mein Wunsch gewesen, und nur mit Bangen und Kummer habe ich es gethan. Glauben Sie mir das, Sire, und vergeben Sie mir, daß man mich gezwungen hat, in dem Schlosse der Könige zu wohnen."

Er ließ die Hände von seinem Antlitz gleiten, und starrte sie an. „Sie wohnen in den Tuilerien? Wer sind Sie, Madame, oh mein Gott, wer sind Sie?"

„Sire, damals war ich die Vicomtesse Generalin von Beauharnais, jetzt bin ich—"

„Die Gemahlin des Ersten Consuls," rief der Prinz, entsetzt zurückweichend, „die Gemahlin dessen, der mich verfolgt, der mich, wie Fouché sagt, auf das Schaffot bringen will."

„Oh Sire, vergeben Sie es ihm," flehte Josephine. „Er ist nicht schlecht und nicht grausam, aber die Umstände zwingen ihn, so zu handeln. Gott selber, so scheint es, hat ihn auserkoren, diesem unglücklichen, aus tausend Wunden blutenden Lande mit seinem Heldenschwert und seinem Heldengeiste den Frieden und die Gesundheit wieder zu geben. Er war der Retter Frankreichs und die dankbare Nation jauchzte ihm entgegen, und legte vertrauensvoll die Zügel der Regierung in seine Hände. Frankreich ist wieder stark und groß und glücklich geworden durch seine Siege, durch seine Regierung, und dennoch wird er täglich von Mördern bedroht, dennoch giebt es beständig Verschwörungen, deren Ziel es ist, den Mann zu tödten, dem Frankreich jetzt seine Wiedergeburt verdankt. Was Wunder, daß er, um endlich diesen Verschwörungen, diesen Attentaten ein Ende zu machen, durch eine That des Schreckens den Verschwörern Furcht einjagen will. Er ist dazu fest entschlossen, der Löwe ist durch neue Verschwörungen aus seiner Ruhe aufgeschreckt, und das Schütteln seiner Mähnen wird dies Mal alle diejenigen vernichten, welche es gewagt, sich wider ihn zu verschwören. Sire, ich klage Sie nicht an, ich sage nicht, daß Sie Unrecht thun, Alles zu versuchen, um das Erbe Ihrer Väter wieder zu erlangen. Möge Gott richten zwischen Ihnen und Ihren Feinden! Aber Ihre Feinde haben die Macht in Händen, und Sie müssen der Macht weichen! Oh mein unglücklicher, theurer, beklagenswerther Herr, ich beschwöre Sie, retten Sie sich vor dem Zorne des Ersten Consuls, vor den Verfolgern, welche ausgesandt sind, Sie zu suchen. Wenn man Sie findet, sind Sie verloren, und Niemand auf der Welt wird Sie dann noch retten können. Fliehen Sie also, fliehen Sie, da es noch Zeit ist!"

„Fliehen," rief der junge Prinz schmerzlich. „Abermals fliehen! Mein ganzes Leben ist eine fortwährende Flucht, ein fortwährendes Verbergen gewesen! Wie der ewige Jude muß ich wandern von Land zu Land, kann nirgend rasten, nirgend Frieden finden. Heimathlos, elternlos, ohne Namen irre ich umher, und wie ein gehetztes Wild muß ich immer wieder auf, denn immer ist die Meute wieder hinter mir. Nun so sei es denn, ich bin es müde, meinem Schicksal noch länger zu trotzen, ich ergebe mich in das Unvermeidliche. Möge der Erste Consul mich als einen Verschwörer auf das Blutgerüst schicken, ich bin bereit zu sterben, denn im Tode werde ich wenigstens die Ruhe finden, welche mir das Leben so grausam versagt. Ich fliehe nicht, ich bleibe! Das Beispiel meiner Eltern wird mich zu sterben lehren."

„Oh sprechen Sie nicht so," flehte Josephine, „haben Sie Erbarmen mit mir, Erbarmen mit sich selber! Sie sind noch so jung, das Leben hat Ihnen noch so Vieles zu ersetzen, es bleibt Ihnen noch so Vieles zu hoffen! Sie müssen leben, nicht um den Tod Ihrer erhabenen Eltern zu rächen, sondern um ihn zu versöhnen, um ihr Andenken zu verklären. Sohn der Könige, Sie haben das Leben erhalten von Gott und von Ihren Eltern, Sie dürfen nicht leichtsinnig es hinwerfen, sondern Sie müssen es vertheidigen, denn der Segen Ihrer Mutter ruht auf Ihrem Haupte, das Sie retten müssen vor dem Schaffot!"

„Sie müssen leben," sagte Fouché, „denn Ihr Tod würde Denen eine Freude sein, welche die wüthenden Feinde der Königin Marie Antoinette waren, und Ihre lachenden Erben sein würden. Wollen Sie dem Grafen von Lille das unbestrittene Recht gönnen, sich Ludwig den Achtzehnten zu nennen? Dem Grafen von Lille, welcher die Königin Marie Antoinette so viel Thränen hat vergießen gemacht?"

Der Prinz fuhr empor, und eine Zornesflamme leuchtete in seinen Augen auf. „Nein," rief er, „der Graf von Lille soll diese Freude nicht haben! Er soll sein fluchbeladenes Haupt nicht mit dem ruhigen Bewußtsein auf das Kissen legen, daß Er der König der Zukunft sei. Mein Schatten soll ihm den Schlaf beunruhigen,

und die Möglichkeit, daß ich wiederkommen und mein Eigenthum von ihm zurückfordern könnte, soll der Schrecken sein, der die Ruhe von ihm fern hält. Sie haben Recht, Madame, ich muß leben! Der Geist der Königin Marie Antoinette schwebt über mir, und er will, daß ich lebe, und durch mein Leben sie räche an ihrem ärgsten Feind! So möge es denn geschehen! Sagen Sie mir, Fouché, wohin ich wandern, wo der arme Verbrecher sich verbergen soll, dessen einziges Verbrechen doch darin besteht, daß er lebt, daß er der Sohn seines Vaters ist? Wo giebt es eine Höhle, in der das arme gehetzte Wild sich verkriechen kann vor der verfolgenden Meute?"

„Sire, Sie müssen fort, weit, weit fort in die Ferne," rief Josephine. „Der Arm des Ersten Consuls ist mächtig und stark, und sein Adlerblick schaut über ganz Europa hin und würde Sie überall entdecken und finden."

„Sie müssen jenseits des Meeres vorläufig eine Heimath suchen," sagte Fouché, näher tretend. „Ich habe schon darnach meine Maßregeln getroffen, daß Sie es können. Es gehen täglich von Marseille Schiffe nach dem Süden ab, auf einem dieser Schiffe gehen Sie nach Amerika. Amerika ist das Land der Freiheit, der Abenteuer und der großen Begebenheiten. Sie werden dort hinlängliche Beschäftigung finden können für Ihren Geist, für Ihren Thatendrang."

„Es ist wahr," sagte Louis mit einem bittern Lächeln, „ich werde nach Amerika gehen. Ich werde mir bei den Wilden eine Zuflucht suchen, vielleicht ernennen mich diese zu ihrem Häuptling, und schmücken mein armes Haupt mit einer Krone von Federn als Ersatz für meine Krone von Gold. Ja, ich will nach Amerika! In den Urwäldern, bei den Kindern der Natur wird es wohl eine Stätte geben für den Ausgestoßenen, den Heimathlosen. Madame, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und Ihre Güte, und meine Dankbarkeit soll darin bestehen, daß ich mich ganz Ihrem Willen unterwerfe. Sie haben die Königin Marie Antoinette geliebt, Segen über Sie und Alle, die Sie lieben!"

Er reichte Josephine seine beiden Hände dar, und als sie dieselben an ihre Lippen drücken wollte, neigte er mit einem traurigen Lächeln sich zu ihr.

„Madame, segnen Sie meine arme Stirne mit dem Kuß dieser Lippen, welche einst die Hand meiner Mutter geküßt haben!"

Josephinens Lippen berührten mit einem sanften Kusse die reine klare Stirn des jungen Mannes und eine Thräne fiel aus ihren Augen auf sein blondes Haar.

„Gehen Sie, Sire," sagte sie, „und möge Gott Sie segnen und behüten. Wenn Sie jemals meiner bedürfen, so rufen Sie mich, und seien Sie gewiß, daß so lange ich lebe, ich niemals Ihre Stimme überhören werde!" —

Eine Stunde später fuhr die Gemahlin des Ersten Consuls hinaus nach St. Cloud. An der Ecke der Rue St. Honoré schloß sich ein zweiter Wagen dem ihren an, und der junge Mann, welcher in demselben saß, grüßte ehrfurchtsvoll Josephine, welche sich weit aus dem Wagen neigte, um seinen Gruß zu erwidern.

An der Barrière hielten die Wagen an, denn die Thore von Paris waren noch immer geschlossen. Aber Josephine winkte den Offizier der Wache an ihren Wagen, und er kannte zum guten Glücke die Gemahlin des Ersten Consuls.

„Es ist also nicht nöthig," fragte Josephine mit einem reizenden Lächeln, „nicht nöthig, daß ich einen Erlaubnißschein vom Ersten Consul herbeischaffe, um mit meiner Begleitung das Thor passiren zu können? Sie glauben also nicht, daß ich, und mein Cabinetssecretair, der in dem zweiten Wagen sitzt, zu den Räubern gehören, welche das Leben meines Gemahls bedrohen?"

Der Offizier, ganz bezaubert von der Anmuth und Holdseligkeit Josephinens, verneigte sich tief, und gab dann der Wache den gebieterischen Befehl, sofort das Thor zu öffnen, und die beiden Wagen passiren zu lassen.

Der Sohn der Königin war also gerettet! Zum zweiten Male verließ er Paris, um als ein Geächteter, Ausgestoßener ungewissem, abenteuerlichem Schicksal entgegen zu gehen.

33.

Nach langer Wanderschaft.

Für die Stadt Paris war der sechszehnte Februar 1804 ein Tag des Schreckens und des Entsetzens. Die Thore blieben den ganzen Tag geschlossen, Militär-Patrouillen durchzogen die Straßen, an deren Ecken die Proklamation angeheftet war, durch welche Murat, der Gouverneur von Paris, der Stadt verkündete, daß fünfzig Räuber und Mörder sich in derselben befänden, und dem Consul nach dem Leben trachteten.

Der Verurtheilte, Chirurg Querolle, hatte indessen seine Bekenntnisse gemacht, und die Hauptverschworenen und ihre Verstecke genannt, und erst, nachdem alle von ihm genannten Personen aufgefunden und verhaftet waren, öffnete man wieder die Thore der Hauptstadt.

Ein großartiger Prozeß begann nun, nachdem man nach und nach immer mehr noch der Verschworenen, welche vom Ausland als Abgesandte der Bourbonen nach Paris gekommen waren, dort verhaftet hatte. Auch der General Pichegru, der Parteigänger Geor-

ges, und vor allen Dingen der General Moreau befanden sich unter den Verhafteten, angeklagt einer Verschwörung gegen das Leben des Ersten Consuls.

Die Geschichte dieses Prozesses war umgeben von einem geheimnißvollen Dunkel, und nur flüsternd wagte man sich zu erzählen, daß General Pichegru sich in seinem Gefängniß selbst entleibt habe, oder wie man noch leiser flüsterte, daß er im Gefängniß hingerichtet worden. Dann aber an einem Tage sah man in ganz Paris nur bleiche, traurige Gesichter, und ein Gemurmel des Entsetzens durchlief alle Straßen und alle Häuser.

Es hieß: Der Herzog von Enghien, der Enkel des Prinzen von Condé, sei von französischen Soldaten jenseits der Grenze im Baden'schen arretirt und nach Vincennes gebracht worden. Dort sei er in derselben Nacht angeklagt, der Mitwisser und Beförderer eines Complotts zu sein, das gegen das Leben des Ersten Consuls und die Ruhe der Republik gerichtet gewesen, von dem rasch versammelten Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, und in selber Nacht dieses einundzwanzigsten März sei der Herzog von Enghien in dem Festungswall von Vincennes erschossen worden.

Das Gerücht kündete die Wahrheit. Bonaparte hatte sein Wort erfüllt, er hatte der bedrohten Republik ein königliches Opfer dargebracht, er wollte durch eine That des Schreckens die Verschwörer mit Entsetzen und Angst erfüllen, damit sie abständen von ihren blutigen Plänen.

Das Mittel war grausam, aber es erreichte die Wirkung, welche Bonaparte davon erhoffte, und hinfort gab es in Frankreich keine Verschwörungen mehr gegen das Leben des Ersten Consuls, der sich noch in demselben Jahr am achtzehnten Mai zu einem Kaiser erklärte.

Wenige Tage darauf erschien die öffentliche Anklageakte gegen die Verschworenen, und am dritten und vierten Juni fanden die öffentlichen Verhöre statt, denen Fouché als wieder installirter Polizeiminister beiwohnte, während Regnier in seiner neuen Würde als Großrichter präsidirte.

Siebenzehn der Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt, Andere zu langjährigem Gefängniß, zu diesen gehörte der General Moreau. Aber die Volksstimme erklärte sich so laut und so energisch für den tapfern General der Republik, daß man es für gerathen hielt, dieselbe nicht zu überhören. Moreau ward aus dem Gefängniß entlassen, und begab sich nach der spanischen Grenze, von wo er sich nach Nordamerika einschiffte.

Am fünfundzwanzigsten Juni wurden auf dem Grêveplatz zwölf der Verschworenen, an ihrer Spitze Georges, hingerichtet, die andern fünf zum Tode Verurtheilten hatte der nunmehrige Kaiser Napoleon zur Deportation begnadigt.

Die sanfte gutherzige Josephine schaute allen diesen Dingen mit Angst und Trauer zu, aber sie konnte sie nicht hindern, denn ihre Macht über das Herz ihres Gemahls war schon im Erlöschen, und die Sonne ihres Glückes war im Untergehen. Ihre Bitten, ihre Thränen hatten nicht mehr, wie sonst, entscheidende Gewalt über Bonaparte, und sie hatte mit derselben den Tod des Herzogs von Enghien nicht abwenden können.

„Ich habe Alles versucht," sagte sie mit Thränen in den Augen zu Bourienne, dem Cabinetschef des Kaisers, „ich wollte um jeden Preis ihn von seinem traurigen Vorhaben abbringen. Er hatte es mir nicht anvertraut, aber Sie wissen, wie ich seine Gedanken errathe. Auf mein Eindringen gestand er mir auch seine Absicht, aber mit welcher Härte stieß er meine Bitten von sich. Ich habe mich an ihn geklammert, und bin vor ihm auf die Kniee niedergestürzt. „Mischt Euch in das, was Euch angeht," schrie er wüthend, indem er mich zurückstieß. „Dies sind nicht Weibersachen, laßt mich in Frieden." Und so mußte ich denn das Entsetzliche geschehen lassen, und konnte es nicht hindern. Nachher aber, nachdem es geschehen, war Bonaparte doch tief ergriffen, und mehrere Tage blieb er traurig und schweigsam, und schalt nicht mehr, wenn er mich in Thränen fand." *

Die Jahre vergingen, die Tage des Glanzes und der Herrlichkeit, und ihnen folgten für Josephine, und dann auch für Napoleon die Tage der Schmerzen und des Elends! Von Napoleon verstoßen, trauerte Josephine vier Jahre lang um ihre verschmähte Liebe und ihr zertretenes Glück, dann aber, als Napoleons Glücksstern erlosch, als er seiner Kaiserkrone beraubt ward und Frankreich verlassen mußte, dann brach Josephinens Herz, und sie verbarg sich in ihrem Grabe, um Napoleons Erniedrigung nicht zu sehen.

Das Kaiserthum war also beseitigt, und der Graf von Lille, von den fremden Potentaten, nicht von der französischen Nation gerufen, kehrte nach Frankreich zurück, um als Ludwig der Achtzehnte den Thron der Lilien wieder aufzurichten.

Und wo war, während dies geschah, der Sohn der Königin Marie Antoinette? Wo war Ludwig der Siebenzehnte?

Er hatte das Wort wahr gemacht, welches er zu Josephine gesprochen. Er war in die Urwälder und zu den Wilden gegangen, und sie hatten ihm eine Krone von Federn gegeben, und ihn zu ihrem König ernannt.† Jahre lang lebte er unter ihnen, geehrt als ihr König, geliebt als ihr Held. Aber dann faßte ihn die Sehnsucht nach der Heimath und dem Vaterlande, und er benutzte die Gelegenheit, als er im Auftrag seines Vol-

* Bourienne: Mémoires du Consulat et l'Empire. Vol. V.

† Mémoires du Duc de Normandie. Pag. 89—162.

kes nach Brasilien ging, mit dem Kaiser Don Juan einen Handelsvertrag abzuschließen, um nicht wieder zurückzukehren zu seinem schwarzen Volke. Den kostbarsten Schatz, den er besaß, seine Papiere, hatte er indessen zu bewahren gewußt auf allen Fahrten und Fährlichkeiten seines Lebens, und diese Papiere verschafften ihm bei Don Juan eine gastfreie und ehrenvolle Aufnahme. Von Don Juan erfuhr der König ohne Thron und ohne Erbe die Veränderungen, welche inzwischen in Frankreich sich begeben, und mit der ersten Schiffsgelegenheit, welche sich ihm darbot, kehrte er nun zurück nach Europa, nach Paris, wo er in der Mitte des Jahres 1816 eintraf.

Der Prinz von Condé, jetzt der Herzog von Bourbon, empfing den Heimkehrenden mit zärtlicher Freude, aber auch mit schmerzlichem Bedauern, denn jetzt war es zu spät, und keine Hoffnung auf eine Restituirung konnte er dem Heimgekehrten, dem „Zu spät Gekommenen" geben. Der Graf von Provence war jetzt der König Ludwig der Achtzehnte, und niemals würde er von seinem Throne herniedersteigen, um an den Sohn der Königin Marie Antoinette die Krone zurückzugeben, die er mit so viel Genugthuung und Stolz auf seinem eigenen Haupte trug.

Viel einfacher und bequemer war es also, den Prätendenten für einen Wahnsinnigen, oder einen Abenteurer zu halten, und ihn für immer zu beseitigen. Vergeblich waren alle Briefe, die der Baron von Richemont, welchen Namen Louis immer noch führte, an seinen Oheim, den König, an seine Schwester, die Herzogin von Angoulême richtete, und sie um ein Wiedersehen, eine Zusammenkunft bat. Man antwortete ihm nicht, man wollte diesen Abenteurer nicht sehen, den man nicht anerkennen konnte, ohne den König Ludwig den Achtzehnten zu entthronen, und dem Sohne der Herzogin von Angoulême, dem Herzog von Berry, die Aussicht auf eine Krone zu rauben.

Ludwig der Siebenzehnte war gestorben, und er durfte nicht wieder unter die Lebendigen zurückkehren. Er sah das, er wußte das, und eine tiefe Schwermuth erfaßte ihn. Aber er raffte sich wieder empor, er wollte nicht sterben! Er wollte leben, seinen grausamen Verwandten zum Schrecken und zur Rache!

Aber es war ein ruheloses unstätes Leben, das der Sohn der Königin führen mußte, um sich vor den Dolchen und Verfolgungen, den Attentaten seiner mächtigen Feinde zu retten. Der Prinz von Condé beschwor ihn, sich zu sichern vor den Mordanfällen, welche mehr als Einmal auf den „Baron von Richemont" gemacht wurden, und Louis gab seinen Bitten, seinen Thränen nach. Er ging abermals auf Reisen, aber als er nach zwei Jahren von diesen Reisen durch Asien und Afrika zurückkehrte, und durch Italien, an dessen Küste er gelandet war, reiste, ward er im Jahre 1818 auf Ansuchen des österreichischen Gesandten in Mantua verhaftet, und in das Staatsgefängniß von Mailand abgeführt.

Sieben Jahre saß der unglückliche Prinz in dem österreichischen Gefängniß, ohne jemals verhört, jemals vor einen Richter gefordert zu werden. Sieben Jahre der Einsamkeit, des Dunkels und der Entbehrung. Aber der Sohn Marie Antoinettens hatte in seinen Kinderjahren schon gelernt, die Entbehrungen zu ertragen, und sein Gefängnißleben in Mailand war doch nicht so hart und so grausam, wie das Gefängnißleben im Temple neben seinem Peiniger Simon. Hier wenigstens gab es doch mitleidige Seelen, die sich seiner erbarmten, selbst die Schließer der Gefängnisse waren höflich und freundlich, wenn sie in die Zelle des „Königs von Frankreich" eintraten, und hinter der Wand seiner Zelle ertönte eines Tages eine Stimme, welche mit sanftem, melodischem Ton eine Romanze sang, welche Louis gedichtet, und welche er, als er jene Nachbarzelle bewohnte, an die Mauer geschrieben.

Diese Stimme, welche wie ein Liebesgruß aus der Welt ihm ertönte, es war die Stimme Silvio Pellico's. Der berühmte Verfasser der „Prigioni" erzählt selbst diese Begrüßung mit seinem Nachbar in einfachen rührenden Worten.

„Man trug mein Bett," erzählt er, „in die neue, mir angewiesene Zelle, und sobald die „Secondini" (Aufseher) mich allein gelassen, war meine erste Sorge, die Mauern zu untersuchen. Man las da einige geschriebene Erinnerungen, mit Kreide, mit Bleistift oder auch mit einem scharfen Griffel aufgezeichnet. Ich fand auch da zwei hübsche französische Strophen, die ich bedauere nicht abgeschrieben zu haben. Sie waren unterzeichnet: „Herzog von der Normandie!" Ich fing an sie auf meine Melodie der armen Magdalena zu singen, als eine Stimme neben mir sie mit einer andern Melodie wiederholte. Als der Sänger geendigt hatte, rief ich ihm ein Bravo zu, er antwortete mir mit einem höflichen Gruß und fragte mich, ob ich Franzose sei."

„Nein, ich bin Italiener, und nenne mich Silvio Pellico."

„Der Dichter der Francesca di Rimini?"

„Ja, derselbe."

„Und nun folgte ein höfliches Compliment, mit den üblichen Beileidsbezeugungen über meine Gefangenschaft."

„Er fragte, aus welchem Theil von Italien ich gebürtig sei, und als ich ihm sagte, aus dem Piemontesischen, aus Saluzzo, erfolgte abermals ein höfliches Compliment über den Charakter der Piemontesen, und insbesondere über die verdienstvollen Männer von Saluzzo, namentlich über Bodini." (Ein berühmter Typograph, Direktor der Staatsdruckerei in Parma.) Diese Lobeserhebungen waren kurz und fein, und verriethen einen feingebildeten Geist."

„Jetzt, mein Herr," sagte ich, „erlauben Sie mir, daß ich Sie frage, wer Sie sind?"

„Sie sangen so eben ein Lied, das ich gedichtet."

„Diese schönen Verse, die hier auf der Mauer geschrieben stehen, sind also von Ihnen?"

„Ja, mein Herr."

„Sie sind also—"

„Der Herzog der Normandie."

„Der Gefangenwärter ging eben unter unserm Fenster vorüber und ich schwieg also. Nach einiger Zeit nahmen wir die Unterhaltung wieder auf. Als ich ihn fragte, ob er Ludwig der Siebenzehnte sei, antwortete er mir bejahend, und begann mit Heftigkeit gegen Ludwig den Achtzehnten, seinen Oheim, den Usurpator seiner Rechte, zu declamiren."

„Ich bat ihn, mir in kurzen Umrissen seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er that es, und erzählte mir auf das Genaueste alle die Einzelheiten, die sich auf das Leben Ludwigs des Siebenzehnten bezogen, und die ich nur zum Theil kannte. Wie man ihn mit dem Schuster Simon eingeschlossen, wie man ihn gezwungen, gegen seine eigene Mutter eine schändliche Verleumdung zu unterzeichnen, ꝛc. Dann erzählte er mir von seiner Rettung und von seiner endlichen Flucht nach Amerika, von seiner Wiederkehr, um den Thron seiner Väter zu reclamiren, und von seiner Verhaftung in Mantua.

„Er trug seine Geschichte mit außerordentlicher Lebhaftigkeit vor. Alle Einzelnheiten der französischen Revolution waren ihm gegenwärtig, er sprach von ihnen mit natürlicher Beredtsamkeit, und wußte sehr apropos immer pikante Anekdoten einzuflechten. Seine Ausdrucksweise schmeckte zuweilen ein wenig nach der Soldateska, aber es mangelte ihm doch nicht die Eleganz und Feinheit, welche den Umgang mit der guten Gesellschaft verräth."

„Werden Sie mir erlauben," fragte ich ihn, „daß ich Sie als Freund behandle, und die Titulaturen fort lasse?"

„Ich wünsche dies gerade," erwiderte er. „Das Unglück hat gerade für mich das Gute gehabt, daß ich alle Eitelkeit der Erde verachten gelernt habe. Glauben Sie mir, mein Stolz beruht nicht darauf, daß ich ein König, sondern daß ich ein Mensch bin."

„Wir hatten nun Morgens und Abends lange Unterhaltungen, und ich erkannte in ihm eine edle, schöne Seele, empfänglich für alles Gute und Schöne. Er wußte sich die Herzen zu gewinnen, und selbst die Secondini waren freundlich mit ihm. Einer von ihnen sagte mir, so oft er aus der Zelle meines Nachbars zu mir kam: „Ich hoffe sicher, daß er mich zu seinem Ober-Portier macht, wenn er erst König ist; ich habe die Kühnheit gehabt, ihn darum zu bitten, und er hat es mir versprochen."

„Der Verehrung der Secondini für ihren König der Zukunft verdanke ich es, daß sie eines Tages, als ich zum Verhör geführt, und an seiner Zelle vorüber geführt ward, die Thür derselben offen ließen, damit ich die erhabene Person sehen konnte. Er war von mittlerer Größe, von ungefähr vierzig bis fünfundvierzig Jahren, er hatte etwas Embonpoint und eine durchaus bourbonische Physiognomie." *

Nach sieben Jahren der Haft öffneten sich endlich die Pforten des Gefängnisses für den Baron von Richemont, ohne Urtheilsspruch, wie sie sich ohne Anklage hinter ihm geschlossen hatten. Der Sohn der Königin war wieder frei, der Tod des Königs Ludwigs des Achtzehnten hatte ihm die Freiheit gegeben. Aber schon hatte auf dem Throne von Frankreich ein anderer König seinen Platz eingenommen, der Graf von Artois hatte als Karl der Zehnte das Erbe seines Bruders angetreten.

Der arme Baron von Richemont trug nun seinen Kummer und seine Entmuthigung in die Thäler der Schweiz. Da ruhte er aus von seiner Gefängnißpein und seinen Enttäuschungen. Aber als das Jahr 1830 den König Karl den Zehnten von seinem Throne stieß, trat der Sohn Marie Antoinette's wieder hervor aus der Einsamkeit, erließ eine Proklamation an das französische Volk und forderte mit lauter Stimme vor ganz Europa sein Erbe, seinen Thron zurück.

Doch unter dem Geklirr der Waffen, unter dem Geräusch der Revolutionen verhallte die Stimme des unglücklichen Prinzen. Er hatte keine Soldaten, keine Kanonen, um sich Stille zu erzwingen, damit man ihn höre.

Der Herzog von Orleans, Louis Philippe, aber hatte Soldaten und Kanonen, und die Arme seiner Freunde und Anhänger, und die Zauberkraft seiner Reichthümer trugen ihn auf den Thron im Juli 1830.

Der arme Baron von Richemont, das Kind der Könige, der letzte der Bourbonen in Frankreich, hatte jetzt nur noch einen Freund, der vielleicht sich seiner annehmen mochte. Dieser Freund, das war der Herzog von Bourbon Condé, jetzt ein Greis von achtzig Jahren. Eines Tages, es war wenige Wochen nach der Thronerhebung Louis Philippe's, erhielt der Herzog von Bourbon auf seinem Schlosse St. Leu den Besuch eines Herrn, den Niemand kannte, der sich von dem Kammerdiener als Baron von Richemont hatte anmelden lassen.

Der Herzog war ihm bis in das äußerste Vorzimmer entgegen gegangen, hatte ihn dort mit größter Ehrfurcht empfangen und in sein Cabinet geführt. Dort hatte man die beiden Herren lange Zeit sich laut und lebhaft unterhalten gehört, und der Secretair des Herzogs, welcher in der Bibliothek dicht neben dem Cabinet arbeitete, hatte ganz deutlich vernommen, wie der Her-

* Silvio Pellico. I miei prigioni. Pag. 51 und folgende.

zog mit bebender Stimme gesagt hatte: „Sire, ich flehe zu Ihnen! Vergeben Sie mir! Die Umstände waren stärker als mein Wille! Sire, gehen Sie nicht in's Gericht mit mir, vergeben Sie mir." Darauf hatte eine zürnende Stimme geantwortet: „Nein, ich vergebe Ihnen nicht, denn Sie haben schlecht und perfide an dem Sohn, wie an der Mutter gehandelt. Sie haben den Schwur, den Sie mir einst geleistet, nicht eingelöst. Ich verlasse Sie. Möge Gott Ihnen gnädig sein, und Ihnen verzeihen. Hüten Sie sich, daß Er Sie nicht straft für den Verrath, den Sie an mir begangen. Sie schwuren, daß Sie keinen andern König anerkennen wollten außer mir, und doch haben Sie jetzt schon dem dritten König den Eid der Treue geleistet. Leben Sie wohl, möge der Allmächtige Sie beschützen! Wir werden uns vielleicht in einer bessern Welt wiedersehen, und dort werden Sie Rechenschaft abzulegen haben vor einem höhern Richter, den nichts erweichen kann. Seien Sie glücklich, und mögen die Todten in Frieden schlafen." *

Dann hatte der Secretair das heftige Zuschlagen einer Thüre gehört, und Alles war still geworden. Nach einer Stunde war der Secretair in das Cabinet des Herzogs eingetreten, weil die Stille ihn ängstigte. Der alte Herzog hatte bleich, wie in einer Erstarrung, auf seinem Lehnstuhl gesessen, und mit unverwandten Blicken nach der Thüre hingeschaut, durch welche der Fremde sich entfernt haben mochte.

Den ganzen Tag war der Herzog schweigsam und still gewesen, in der Nacht hatte der Kammerdiener, welcher in dem Vorzimmer seines Schlafgemaches wohnte, den Herzog leise beten und weinen gehört. Am nächsten Morgen, am siebenundzwanzigsten August 1830, als er in das Schlafgemach seines Herrn eintrat, fand er ihn todt und schon erstarrt.

Der Herzog hatte sich an dem Fensterkreuz seines Schlafgemaches erhängt! —

Der letzte Anhänger des unglücklichen Königs, den man jetzt nur noch den „Prätendenten" nannte, war gestorben, alle seine Verwandten waren todt, auch seine Schwester, die Herzogin von Angoulême. Aber von der Todten kam ihm ein Liebesgruß, — sie hatte dem Baron von Richemont ein bedeutendes Jahrgehalt ausgesetzt, sie hatte auch, wie man sagte, ihn auf ihrem Sterbebett als ihren Bruder anerkennen wollen. Aber ihr Beichtvater hatte es ihr widerrathen, durch solche Anerkennung auf's Neue Unfrieden und Streit unter den Bourbonen zu erregen, und dem Prätendenten Heinrich den fünften den Prätendenten Ludwig den Siebenzehnten gegenüber zu stellen.

Doch der Herzog der Normandie schwieg nicht, er sprach so laut von seinen Rechten, daß Louis Philippe es endlich für gerathen hielt, ihm das Sprechen zu verwehren, und ihn verhaften ließ, um ihm den Prozeß zu machen. Funfzehn Monate dauerte die Voruntersuchung, dann begann der Prozeß, welcher ihn anklagte „der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates."

Die Gazette des Tribuneaux vom dritten, vierten und fünften November des Jahres 1834 theilte die Verhandlungen dieses Prozesses mit. Von allen Seiten strömten die Zuhörer herbei, aber auch unerwarteter Weise die Zeugen, welche sich bereit erklärten, die Identität des Barons von Richemont mit dem Herzog der Normandie, dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten zu beweisen. Der Angeklagte selbst erschien ruhig und würdig vor den Schranken, und als die Staatsanwaltschaft ihn beschuldigte, sich einen Namen beigelegt zu haben, der ihm nicht gebühre, fragte er mit ruhiger Würde: „Meine Herren, wenn ich nicht Ludwig der Siebenzehnte bin, so sagen Sie, wer bin ich dann?"

Niemand wußte Antwort zu geben auf diese Frage, aber viele vornehme und bedeutende Legitimisten waren gekommen, um feierlich zu bekennen, daß der Angeklagte in Wahrheit ihr König, daß er die gerettete Waise des Temple sei.

Selbst der Präsident des Gerichtshofes schien davon überzeugt zu sein, und indem er seine Schlußrede an die Geschworenen hielt, waren seine letzten Worte: „Meine Herren, wer ist der Angeklagte, der heute vor Ihnen steht? Welches ist sein Name, seine Herkunft, seine Familie? Was sind seine Antecedentien, sein ganzes Leben? Ist er ein Werkzeug der Feinde Frankreichs, oder ist er vielmehr nur ein Unglücklicher, der wie durch ein Wunder den Schrecken einer blutigen Revolution entgangen ist, der durch seine Geburt geächtet und mit dem Bann belegt, keinen Namen, keine Zuflucht findet, wo er sein Haupt hinlegen kann?"

Es stand den Geschworenen nicht zu, auf diese Frage zu antworten, sie hatten nur Antwort zu geben auf die Frage des Staatsanklägers, ob der Angeklagte einer Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates schuldig sei?

Die Geschworenen antworteten mit Ja, und verurtheilten den Angeklagten zu einer Gefängnißstrafe von zwölf Jahren.

Der Herzog der Normandie, der Dauphin oder König Louis Charles wurde nach St. Pelagie abgeführt, aber im nächsten Jahre schon ward er durch die Hülfe mächtiger Freunde, welche ihm sein Prozeß erweckt hatte, aus dem Gefängniß befreit, und lebte nun wieder einige stille friedliche Jahre in der Schweiz.

Da kam das Jahr 1848, das Jahr der Revolutionen, deren Sturmfluthen Louis Philipp hinübertrieben nach England, und den Thron von Frankreich abermals umstießen.

Wieder trat Louis Charles heraus aus seiner Einsamkeit, und jetzt stand er nicht allein. Eine Schaar

* Die eigenen Worte Richemonts. Siehe: Mémoires du Duc de Normandie. Pag. 243.

reicher und mächtiger Legitimisten drängte sich um ihn, ein eigenes Journal „l'Inflexible," ward zur Vertheidigung seiner Ansprüche für den Herzog der Normandie gegründet, die Vendée rief mit tausend Liebensstimmen den König Ludwig den Siebenzehnten zu sich. Da, als er zu den Getreuen eilen wollte, legte Gott seine Hand auf ihn und hielt ihn zurück, — ein Schlagfluß lähmte seine Glieder, und als er nach langer Ermattung sich von diesem Anfall erholte, war die Energie seines Geistes gelähmt, und aus dem entschlossenen, feurigen, unermüdlichen Prätendenten war jetzt ein sanfter, frommer Greis geworden, der sich kasteiete und betete, und nach Rom wanderte, um dort den Papst Pius den Neunten zu sprechen und von ihm Absolution zu erflehen für alle seine Sünden.

Der Papst Pius hatte mit dem Herzog der Normandie zu Gaëta am zwanzigsten Februar 1849 eine lange geheime Unterredung, und als Louis Charles von derselben zurückkehrte, war er ein stiller, frommer, lächelnder Greis, der niemals freilich seine hohe Abkunft verleugnete, aber nicht mehr begehrte wieder eingesetzt zu werden in das Erbe seiner Väter. Nach und nach zog er sich immer mehr von der Welt zurück, und lebte nur noch im Kreise einiger hohen legitimistischen Familien, die ihn aber als König behandelten, und ihn nie anders als: „Sire" anredeten. Er nahm dahin, wie eine ihm gebührende Ehre und war niemals dahin zu bringen, seinen Ansprüchen zu entsagen, wie viele Anträge ihm deshalb auch von dem neuen Kaiserreiche des zweiten Napoleoniden gemacht wurden. Damals schrieb er an einen seiner Freunde:

„Sie fragen mich, was ich will, welches der Zweck meines Kampfes ist, der nun schon über ein halbes Jahrhundert dauert? — Ich will Ihnen darauf antworten. Es kommt Ihnen hoffentlich nicht in den Sinn, daß ich jetzt noch darauf hinarbeite, den Thron von Frankreich zu besteigen; es wäre dieses ein sehr großes Unglück für mich, aber wahrlich noch ein viel größeres für Frankreich, und man würde dann mit Recht von uns Beiden sagen müssen, wir verdienten unser Unglück; noch weniger denke ich daran, mich durch meine Anerkennung reich und hochgestellt zu machen. Sie wissen es, daß ich zu meinem Leben nur sehr wenig Nothwendiges bedarf, und daß für dieses Wenige reichlich gesorgt ist. Was sollte ich sonst noch erstreben? Mich zu rächen? Mein Freund, ich bin in einem Alter, wo das Blut langsamer durch die Adern fließt, und wo man unaussprechliche Wonne im Verzeihen findet. Also, — was ich will, was ich begehre? Warum ich unermüdlich streite? Dies ist der Grund mein Freund: ich möchte gern vor meinem Tode allen denen, die mir mit so vieler Uneigennützigkeit und Ergebung gefolgt sind, die unumstößliche Ueberzeugung einflößen, daß nicht ein politischer Abenteurer, sondern die königliche Waise des Temple ihnen so oft mit wahrer Freundschaft und mit dem herzlichen Danke für ihre Freundschaft die Hand gedrückt hat."

Und dieses letzte Ziel seines Lebens sollte der Sohn der Königin Marie Antoinette wenigstens erreichen. Die Freunde und Legitimisten, welche ihn umgaben, glaubten an ihn, und als er starb, da weinten und trauerten seine Anhänger und Diener um ihn als wie um einen heimgegangenen König. Sie trugen ihn mit feierlichem ernsten Pomp in der Mitte der Nacht zu Grabe. Funfzig Personen etwa folgten zu Fuß dem Sarge, ein Priester schritt ihnen voran. Auf dem Kirchhofe von Villefranche ward er begraben und folgende Inschrift trägt sein Leichenstein:

Hier ruht

Louis Charles von Frankreich,

geb. in Versailles den 27. März 1785,

gest. im Schlosse Vaux-Renard, den 10. August 1853.

Ende.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22397 6454